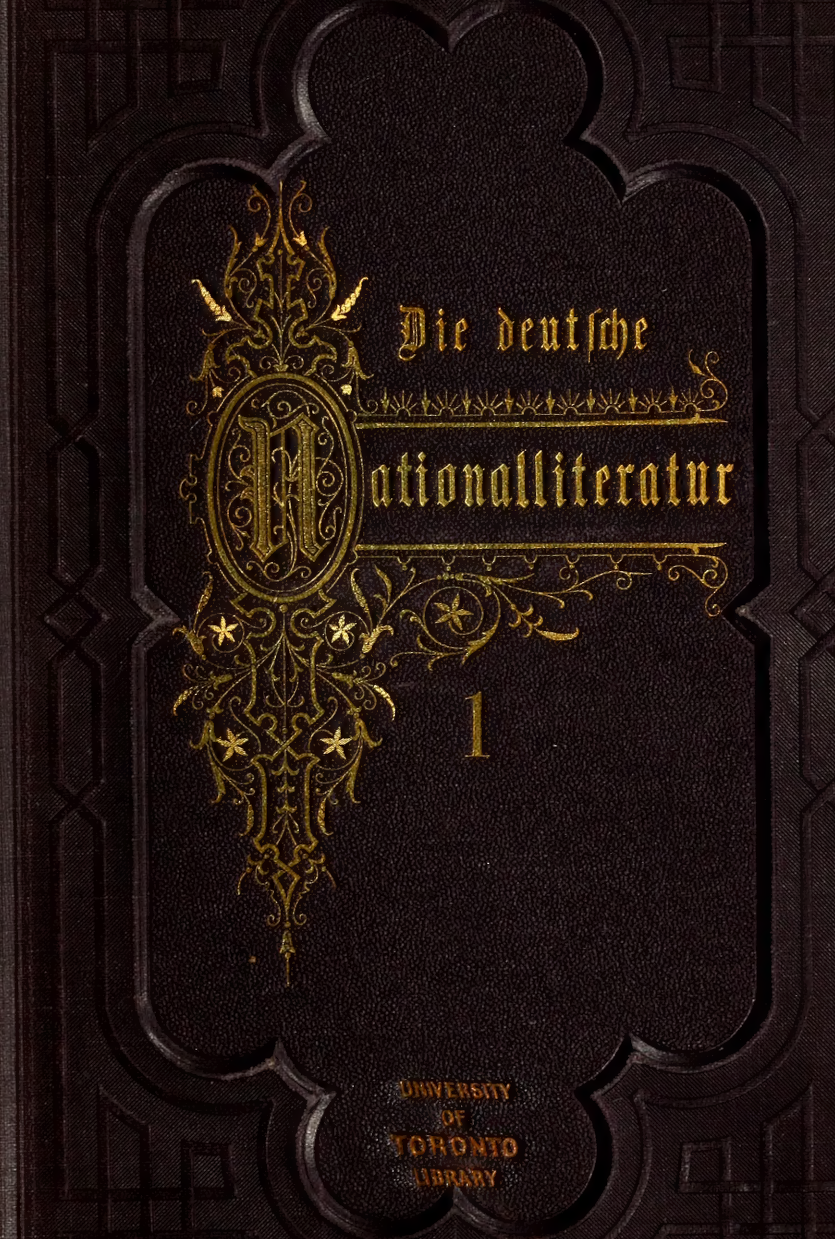
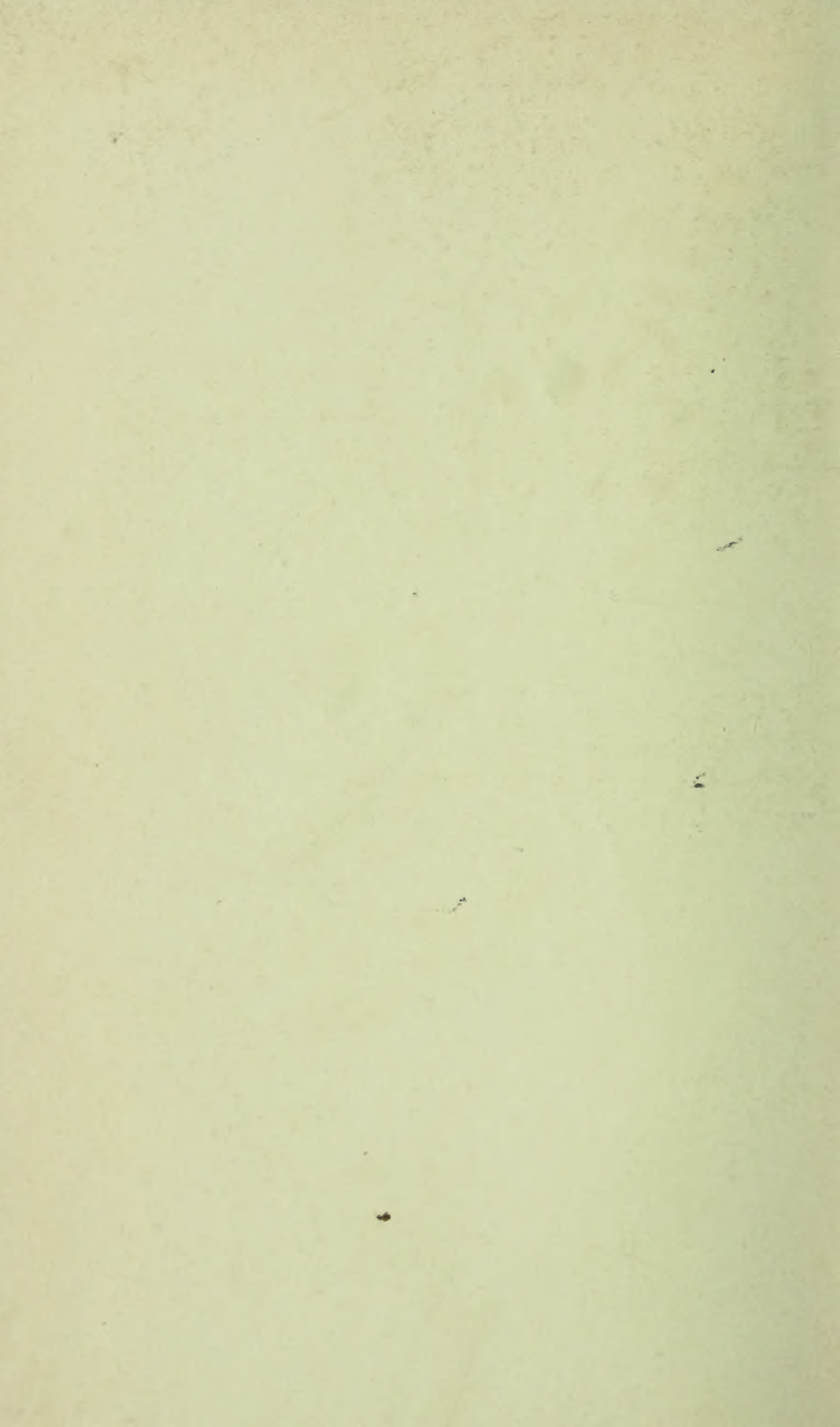
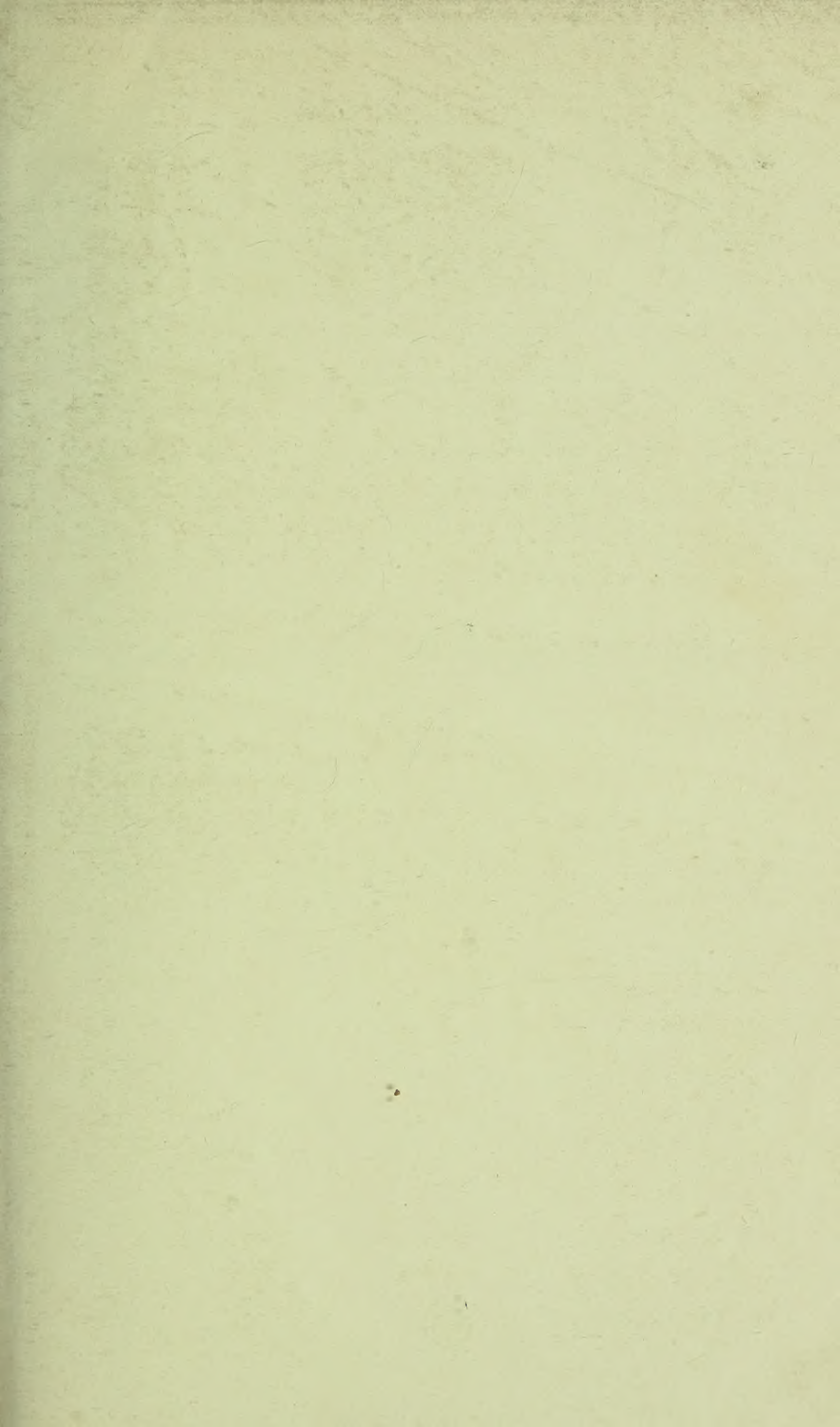
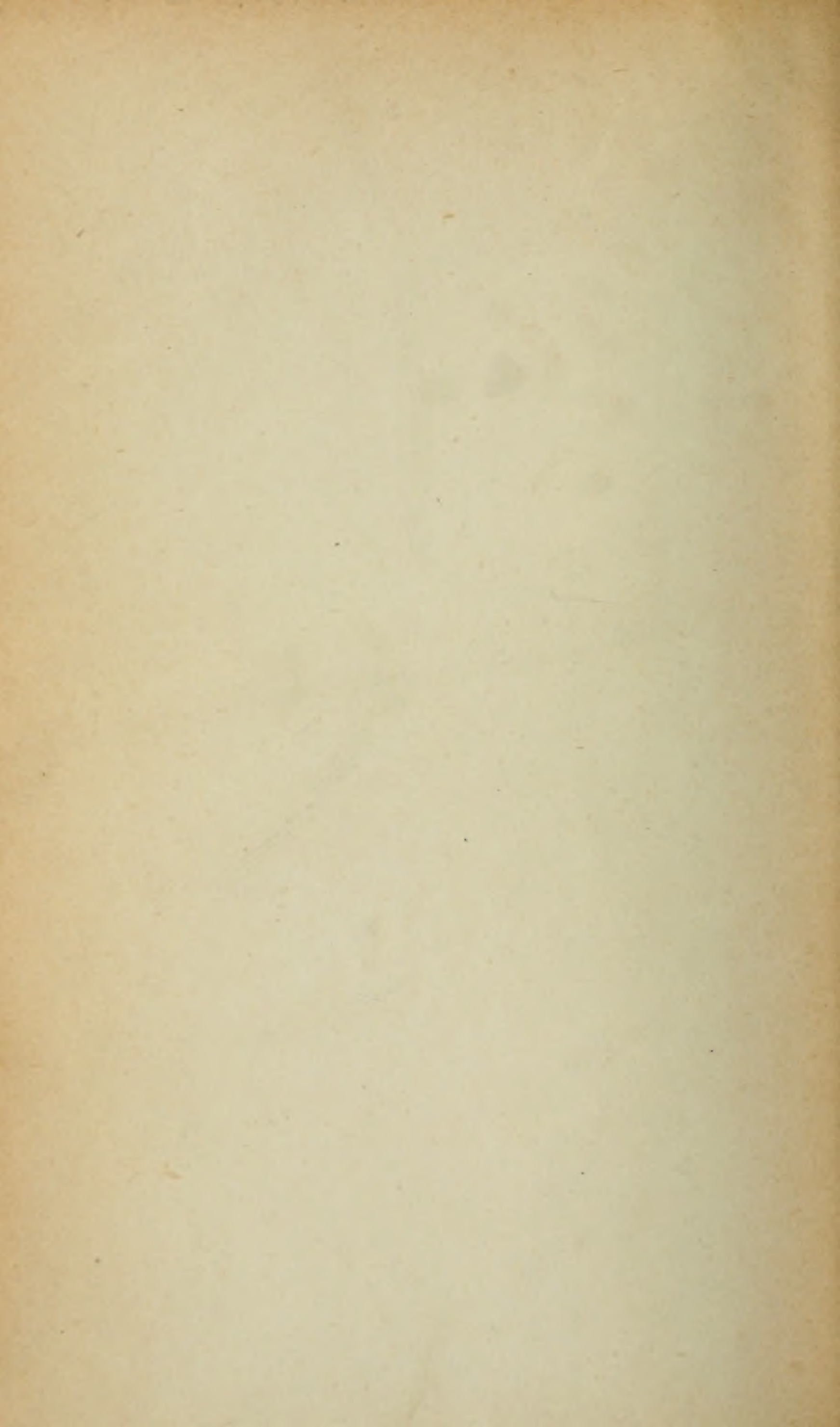

Die deutsche
Nationalliteratur
1







Die deutsche Nationalliteratur.

I.

Die Deutsche Nationalliteratur

im

XVIII. und XIX. Jahrhundert.

Historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt

von

Joseph Hillebrand.

Erster Band.

Die deutsche Nationalliteratur im XVIII. Jahrhundert bis auf Goethe und Schiller.

Dritte Auflage,
durchgesehen und vervollständigt vom Sohne des Verfassers.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1875.



Der

Universität Gießen,

an welcher der Verfasser gelehrt,

der Herausgeber gelernt,

sei dies Werk,

das einst in ihren Hörsälen entstanden,

in seiner erneuerten Gestalt

ehrerbietig dargebracht.

Vorrede des Herausgebers

zur dritten Ausgabe.

Wenn ein umfangreiches Buch dreißig Jahre nach seinem ersten Erscheinen eine neue Auflage erlebt, so ist es wohl immer ein Zeichen, daß dasselbe einen bleibenden Werth hat. Ist aber der Gegenstand eines solchen Werkes, gleichzeitig und in der Folgezeit, unzählige Male von Andern, darunter von den angesehensten Schriftstellern der Nation, behandelt worden; liegt eine Wandlung der politischen, geistigen und sittlichen Anschauungen zwischen den Daten zweier Auflagen, wie die, welche 1850, 1866, 1870 in Deutschland hervorgebracht; hat die ganze Behandlungsweise — hier die ästhetisch-kritische — die Mode nicht nur nicht mehr für sich, sondern geradezu gegen sich; wurde endlich der, außerhalb aller Schulen und Genossenschaften stehende, Verfasser nie von einer mächtigen und einflußreichen literarischen Partei empfohlen und gestützt, — so hat man wohl ein Recht anzunehmen, daß das

Buch zu denen gehört, welche zu mehr als einer Generation reden. Die dauernde Anerkennung eines solchen Werkes gereicht aber auch dem lesenden Publikum, fast eben so sehr als dem Verfasser, zur Ehre; denn sie beweist, daß es, Schiller's Mahnung beherzigend, „nun es Mann geworden, noch Achtung trägt für die Träume seiner Jugend“, daß der erneute Ruhm und das wiedererungene Vaterland ihm kein Grund sind, jenes Ideal der Freiheit und der Menschlichkeit, das den Verfasser dieses Buches und die Besten seiner Altersgenossen beseelte, zu verleugnen. Daß der Herausgeber bei der Revision des Werkes sein eigen Urtheil ganz unberücksichtigt gelassen, war demnach eine Pflicht der Deferenz vor dem Publikum sowohl, als kindlicher Pietät gegen den Vater. Auch wurde das dem Herausgeber nicht schwer. So vielfach er in einzelnen Punkten von den Ansichten seines Vaters abweichen mag, die Grundgesinnung, welche auch im Ganzen die unserer großen Literaturepoche war, — eben jene Gesinnung der Humanität im Gegensatze zu sittlicher, religiöser, nationaler und politischer Intoleranz und Einseitigkeit — theilt er durchaus. Wenn er in Folge dessen selbst an den Urtheilen, die ihn in der Unterredung zum lebhaftesten, wenn auch ehrerbietigsten Widerspruche herausgefordert haben würden, nicht das Geringste geändert, gemildert oder zugefügt hat, so wird jeder Unbefangene ihn billigen. Auch sind alle jene Urtheile, selbst die herbsten und gerade die herbsten, aus dem unbestechlichsten ästhetischen Gewissen

hervorgegangen, dem man begegnen konnte. Diese absolute Unbestechlichkeit des Urtheiles ist es auch wohl hauptsächlich gewesen, welche das Buch dem Publikum so werth gemacht, nachdem es schon längst durch seine ausgezeichnetsten neueren Schriftsteller der hier vorherrschenden ästhetisch-kritischen Behandlungsweise entfremdet und an die rein historische gewöhnt worden.

Der Herausgeber hat sich demnach darauf beschränkt, in den ersten sechs Büchern einige unbedeutende Irrthümer zu berichtigen, hie und da die Periode zu beschleunigen, ohne je etwas ab- und zuzuthun oder gar an den, stets so prägnanten, anschaulichen und genauen Ausdruck zu rühren; endlich und vor Allem in den Anmerkungen die sämmtliche, ihm zugänglich gewordene, Literatur der letzten vierundzwanzig Jahre zu geben. Wie umfangreich diese Literatur — Memoiren, Tagebücher, Correspondenzen, Unterhaltungen, Biographien, vor Allem aber kritisch-historische Forschungen — in diesem Vierteljahrhundert geworden ist, mag man daraus ermessen, daß die Zusätze des Herausgebers zu den Noten die dritthalb Bände nahezu um vier Druckbogen vermehrt haben. Anders hat er bei dem siebenten und letzten Buche des Werkes, welches die Literatur der Gegenwart behandelt und die zweite Hälfte des dritten Bandes bildet, verfahren müssen: doch hat er sich auch hier strenge an die Anweisungen seines Vaters gehalten, mit dem er oft die eventuelle neue Ausgabe besprochen. Hier hat er bedeutende Schriftsteller der zwanziger und dreißiger Jahre, wie Immermann, Grabbe, Pückler und

die ersten Meister der historischen Romane, welche sämmtlich mit ihren Schriften noch bis in eine spätere Zeit hineinragen und deshalb im vierten Kapitel behandelt waren, in's zweite neben Heine, Platen, Rückert zurückversetzt, welche den Übergang aus der Romantik in die neuere Literatur bilden. Eben so hat er im Kapitel „Das junge Deutschland" die späteren Werke Gutzkow's, Laube's u. A. sogleich mit in die Betrachtung gezogen. Doch hat er auch hier überall wörtlich den Text der zweiten Auflage, wenn schon an anderer Stelle, wiedergegeben. Das Meiste mußte er natürlich im vierten und fünften Kapitel hinzufügen und zwar in den Text verarbeiten, indem sich unsere poetische, wie wissenschaftliche Literatur in den letzten fünfundzwanzig Jahren um nicht wenige höchst bedeutende Erzeugnisse bereichert hat. Hier ist natürlich das Urtheil ausschließlich das des Herausgebers, wie auch die allgemeinen Andeutungen über die neuen Richtungen, welche die Literatur seit 1850 eingeschlagen, ihm allein angehören. Der Namen, oft gar unbedeutender, waren viele in der zweiten Auflage: der Herausgeber hat sie im vierten Kapitel, wo es sich um die Literatur als Kunst handelt, die Persönlichkeit also eine relativ-größere Berechtigung hat, sämmtlich stehen lassen, während er im fünften Kapitel nur die bedeutenderen repräsentativen Namen beibehalten, beziehungsweise zugefügt hat, da es ihm schien, als ob die Wissenschaft, welche den Gegenstand jenes letzten Kapitels bildet, mehr als eine Collectivarbeit behandelt werden könnte und sollte, bei welcher der einzelne Arbeiter bereitwillig seine Persönlichkeit in den

Hintergrund stellt. Wo, wie bei gewissen Geschichtswerken der neuesten Zeit, der künstlerische Charakter vorherrscht, ohne deshalb immer den wissenschaftlichen Werth zu beeinträchtigen, wird man demgemäß auch wieder mehr Eigennamen begegnen.

Florenz, im October 1874.

K. H.

Vorrede des Verfassers

zur zweiten Ausgabe.

Wenn eine neue Ausgabe dieses Werks in verhältnißmäßig kurzer Zeit nöthig geworden ist, so mag der Grund wohl vornehmlich darin gelegen sein, daß der Zweck desselben dem Wunsche des größeren gebildeten Publikums mehrseitig entsprochen hat. Dieser Zweck ist nicht sowohl der rein gelehrte, als der, dem Bedürfnisse allgemeiner Bildung mittelst möglichster Faßlichkeit bei hinlänglicher Gründlichkeit zu begegnen, wie solches in der Vorrede zur ersten Ausgabe ungefähr in folgenden Worten näher bezeichnet worden ist: „Es kam mir aus dem Gesichtspunkte der allgemeineren Bildung besonders darauf an, das Ganze unserer neueren Nationalliteratur in ihren wichtigsten Vertretungen zu übersichtlicher Anschauung zu bringen, das Typische der

Gattungen und Zeiten in den Hauptträgern zu vergegenwärtigen, ohne dabei den mannigfaltigen untergeordneten Punkten in ihren wesentlichsten Bezügen ihr Recht zu versagen, zugleich die Gründlichkeit in die freie Bearbeitung und Gestaltung so zu verweben, daß ein lebendiges und gediegenes Bild der Sache vor die Augen treten möge. Es schien mir deshalb das Angemessenste zu sein, zuvor den jedesmaligen Gesichtskreis zu zeichnen, Charakter und Geist der verschiedenen Perioden zu bestimmen und die einwirkenden Umstände anzudeuten, um die literarischen Hauptfiguren auf geeignetem Grunde und in entsprechender Umgebung vorzuführen, sowie die bezüglichen Werke einer vollständigen Beschauung darzustellen. Hierbei war das Wichtigste, die Urstelle zu finden und zu umgrenzen, welche einer jeden Hauptfigur im Zusammenhange der Geschichte zukommt, theils um ihre eigene und eigenthümliche literarische Bedeutung zum Verständnisse zu bringen, theils auch um die gleichzeitigen und verwandten Leistungen von ihr aus zu beleuchten und zu erklären. Das chronologische Moment sollte dabei sein Recht keineswegs verlieren, nur es nicht in seiner arithmetischen Punktualität geltend machen. Auf diese Weise, glaubte ich, müßte es möglich werden, das Kontinuum der nationalen Literaturgeschichte und ihres Geistes nach der Innerlichkeit des Fortschrittes selbst aufzuzeigen und zugleich die Standpunkte anzudeuten, von welchen aus sich die historische Würdigung mit der ästhetischen in angemessene Verbindung bringen lasse.“ Auch die

Anführungen, welche hier und da vorkommen, hängen mit dem bezeichneten Zwecke zusammen.

Ich möchte nun mancher Beurtheilung gegenüber gerade auf diesen Zweck aufmerksam machen und an Pope's Wort erinnern:

„Bei jedem Werk sieh' auf des Autors Zweck."

Als Hauptgrundsatz bei der Arbeit galt mir die möglichst objektive Darstellung, und der vielgebrauchte Taciteische Ausdruck: sine ira et studio, war um so mehr mein Gesetz, als gerade im Gebiete unserer deutschen Literatur die persönlichen Sympathien und Antipathien den Blick für unbefangene Auffassung und Prüfung nur allzusehr zu trüben pflegen. Ich konnte daher auch selbst auf die Gefahr, des Widerspruchs von Neuem beschuldigt zu werden, nicht umhin, in die Schilderung der literarischen Personen und Werke Mängel wie Vorzüge gleichmäßig aufzunehmen; wobei ich jedoch bemüht war, immer die Grundzüge, in denen die widersprechenden Momente ihre ausgleichende Erklärung finden, möglichst bestimmt vorauszustellen. Wenn ich den Enthusiasmus fern zu halten suchte, so folgt daraus noch nicht, daß ich ohne Liebe verfahren, wo die Personen oder ihre Leistungen sie verdienen mochten. Der Enthusiasmus ist ein gefährlicher Begleiter für die Kritik, welche Wahres und Falsches scheiden und Beides in seiner wirklichen Gestalt aufzeigen soll.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Und so möge denn dem Werke das Wohlwollen seiner alten Freunde bleiben und die Gunst neuer erworben werden! Wer da weiß, wie schwer es ist, einen so reichen Stoff zu bewältigen, wie vieljährige Studien dazu gehören, um das Wichtige wie das Geringfügige, das Große wie das Kleine, Gutes wie Schlechtes hinlänglich kennen zu lernen, wird, wenn er sonst humanen Sinnes ist, wohl nicht leichtfertig den Stab brechen über diese Arbeit, selbst wenn sie seine Sympathien nicht theilen oder seinen Ansichten und Anforderungen nicht entsprechen sollte.

Gießen, im August 1850.

Hillebrand.

Inhalt des ersten Bandes.

Zweites Buch.

Die nationalliterarische Reformation unter Lessing.

Drittes Buch.

Die Nationalliteratur in der Sturm- und Drangperiode.

Erstes Buch.

Zustand der deutschen Nationalliteratur in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf Lessing.

Erstes Kapitel.

Allgemeiner Überblick der nationalliterarischen Strebungen und Leistungen während der drei ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts.

Wenn Deutschland seit der kirchlichen Reformation in der Entwickelung seiner nationalen Geistesbildung überhaupt und der literarischen insbesondere der Zeit nach hinter den meisten anderen Ländern Europa's weit genug zurückblieb, so kam es hauptsächlich daher, daß das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert, jenes theilweise, dieses ganz, mit hemmender Gewalt in den Gang seiner volksthümlichen Bewegung eingriffen, den Volksgeist in sich selbst entzweieten und allmälig aus seiner Heimat und seinem eigensten Leben rissen, um ihn der Lieblosigkeit und Autorität der Fremde zu übergeben. Während daher die übrigen gebildeten Nationen bereits um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Reife nationaler Kultur theils erreicht, theils längst überlebt hatten und glänzende Triumphe der Literatur feiern konnten, hatte unser Vaterland sich mit der traurigen Erbschaft jener Vergangenheit

auseinanderzusetzen und die schweren Bürden abzuwerfen, welche auf der Freiheit seines Lebens lasteten. Durch die ganze erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts windet sich nur mühsam und gedrückt das Aufstreben eines neuen, volksmäßigeren Bewußtseins, und wir dürfen uns selbst um die Mitte desselben kaum noch unserer selbst rühmen.

Sehen wir von anderen Verhältnissen ab, so begegnen wir vornehmlich zwei finsteren Mächten, welche, aus dem siebenzehnten Jahrhundert herübergekommen, im Beginne des achtzehnten noch fester aufzutreten droheten und den Fortgang des nationalen Geistes aufzuhalten geneigt waren, daher vor Allem zuvörderst besiegt werden mußten, ehe auch in der Literatur die schlimmen Traditionen und Gewohnheiten, welche sich im Gefolge jener mit hereingedrängt hatten, zurückgewiesen werden konnten. Jene Mächte aber waren einerseits die scholastische Barbarei der religiösen Dogmatik und der Wissenschaft überhaupt, andererseits der Absolutismus der landesfürstlichen Politik, welcher unter dem Schatten kaiserlicher und Reichs-Unmacht üppig emporwucherte und mit der eisernen Hand seiner Polizeigewalt jede freie Bewegung selbstständigen Lebens zu erdrücken suchte. Korporativer Egoismus trat hinzu und legte, wie der Schule, so auch der Socialität seine starren Fesseln an. Wie sehr nun die nationale Literatur von diesen Zuständen bedrängt werden mußte, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß sie der eigenste Ausdruck des inneren Selbstlebens des Volks ist und in ihrer Vollendung nur die reinste Blüte des letzteren selbst darstellt. Zunächst litt unsere Sprache noch unter den traurigen Einflüssen fremder Idiome und unter dem Drucke geschmackloser Unnatur und geistloser Nachahmung. Der lateinische Scholasticismus lag wie ein Alp auf der deutschen Rede und gestattete ihr nicht einmal, sich des wissenschaftlichen Worts zu bemächtigen, weder in Schrift noch mündlichem Vortrage; gleichzeitig wurde sie von ihrer französischen Schwester, neben welcher sie nur hier und da höchst schüchtern und steif, wie ein Mensch aus schlechter Gesellschaft in der vornehmen Welt, aufzutreten wagte, in Ausdruck und Form gehofmeistert und unter Vormundschaft gehalten.

Sollte demnach eine nationalfreie Literatur bei uns möglich werden, so mußten außer den ausländischen Zumuthungen vor

Allem jene beiden hindernden Gewalten, die Geistesbarbarei und die politische Tyrannei und Unselbstständigkeit, überwunden werden. Wie in der letzteren Beziehung erst gegen die Mitte des Jahrhunderts von Friedrich II. einigermaßen praktische Abhülfe geleistet wurde, soll später Erwähnung finden. Gegen die erste erhob sich schon früher ernstes Streben, in welches sich auch bereits das Bewußtsein einer nothwendigen Reform der politisch-socialen Zustände mitunter einzudrängen suchte.

Die Gebiete, in denen sich die scholastischen Traditionen mit ihren unfreien Tendenzen am entschiedensten und gefährlichsten geltend machten, waren die Kirche und Schule, die Religion und die eigentliche Wissenschaft. In beiderlei Hinsicht mußte daher das neuerwachende Bewußtsein zunächst den Krieg unternehmen und den Kampf der Aufklärung gegen die Dunkelmächte des Geistes beginnen. Dieser Kampf konnte in Deutschland seiner ganzen geistigen Stellung nach vornehmlich nur vom Standpunkte der protestantischen Freiheit geführt werden. Denn es kam hier wesentlich darauf an, das Princip der subjektiven Innerlichkeit, welches, der deutschen Nationalität eigen, von der Reformation neu erobert worden, aus seiner Selbstentfremdung zur Wiedergeburt zu vermitteln und es durchzusetzen gegen die Anmaßung äußerlicher Zwangsgewalt, wie diese hauptsächlich von einer geistlosen orthodoxen Schultheologie und korporativen Schulautorität ausgeübt wurde. Gegen solche unberechtigte Anmaßung gab es hauptsächlich zwei Waffen, die des idealen Gemüths und die der idealen Wissenschaft; jene bot sich in dem sog. Pietismus, diese in der Philosophie. Wenn der Natur der Sache und dem Geiste der damaligen Zeit nach die letztere vorzugsweise den Durchbruch zu vermitteln hatte, so kann doch nicht unbemerkt bleiben, daß jener wenigstens für eine gewisse Strecke des Weges an dem Kampfe für Geistesfreiheit sich rühmlich betheiligte, so sehr er auch weiter abwärts diesen Ruhm durch eigenen Rückfall in die kaum bestrittene Tyrannei wieder verwirkte. Übrigens ist sogleich diese Doppelseitigkeit des Widerspruchs gegen die Herrschaft der scholastischen Gewalten für die nachfolgende Literaturbewegung bedeutsam, indem diese gleichfalls in zwei mehr oder minder entsprechenden Richtungen gegen die literarischen Traditionen des

siebenzehnten Jahrhunderts fortgeht. Es läßt sich nämlich bis auf Klopstock und Wieland eine Art pietistische (religiös-fromme) und eine weltlich-philosophische Bahn in unserer poetischen Literatur verfolgen, wie wir dieses bald in wenigen Zügen nachzuweisen gedenken.

Der Pietismus galt in seiner oppositionellen Richtung ganz eigentlich der starren theologischen Schulorthodoxie und trug hier an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht die stolz-demüthige Miene, welche er später so oft annahm, wo er dann, ausschließlicher als die alte Orthodoxie selber, die Geister in seine Kreise zu bannen suchte [1]. Mit dem Gepräge edler Begeisterung für die Befreiung des Subjekts von der Fessel absolutistischer Autorität eines scholastischen Dogmatismus erhob er sich damals im Bewußtsein der Rechte des Gemüths gegenüber der systematischen Vernüchterung wider die geisttödtende Formalität leerer Symbolik, und seine nächsten Pfleger, namentlich der ehrwürdige Spener († 1705) und der menschenfreundliche Francke († 1727), wandelten, wenigstens der ursprünglichen Richtung nach, so ziemlich auf derselben Bahn, welche die frommen Mystiker des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts gingen, die der Äußerlichkeit des mittelalterlichen Kirchenthums und dem theologischen Formenwesen ihrer Zeit gleichfalls die Tiefe der Gemüthsinnerlichkeit entgegensetzten und in der Bekämpfung der dogmatischen und kirchlichen Mißbräuche die Reformation vorbereiteten. Mit jenem Mysticismus im Principe der idealen Verinnerlichung von Religion und Gesinnung zusammentreffend, erscheint

[1] Zu vergl. über den damaligen Pietismus ist besonders ein älteres Buch von Neumeister (1737). Es kann übrigens einer unparteiischen Auffassung jener früheren Phase des Pietismus nicht entgehen, daß sich ein Unterschied bietet zwischen dem ersten Auftreten und dem späteren Gebahren desselben, indem sich allmälig auch hier schon der orthodoxe Eifer gegen die freie Geistesbewegung nicht ohne den Anstrich des Fanatismus auflehnte. Ließ sich doch der fromme Francke eben von jenem Eifer so weit verleiten, daß er für die von Seiten des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I. in Folge pfäffischer Denunciation verfügte gewaltsame und willkürliche Vertreibung des berühmten Philosophen Christian Wolff aus Halle (Francke's Kollegen an der dortigen Universität) vor der christlichen Gemeinde in der Kirche ein öffentliches Dankgebet verrichtete.

daher der Pietismus dieser Zeit nur als eine andere Form desselben, eine Form, welche durch die von der Reformation bedingte Stellung und die separatistische Gegensätzlichkeit gegen die antievangelische Schulhierarchie eigenthümlich bestimmt wird. Die Anmaßung dieser letzteren Macht drückte fest auf die gesammte Wissenschaft, welche unter ihr in todter Geistesleerheit erstarrte; in der Theologie aber und von ihr aus entwickelte sie ihre Thätigkeit am empfindlichsten, waren ihre Folgen am gefährlichsten. Die Geistlichkeit verband sich mit den weltlichen Behörden, der pfäffische Eifer mit dem Schwerte der fürstlichen Gewalt, um das innere Leben des Christenthums durch den Zwang symbolischer Förmlichkeit zu ertödten.

Am nächsten verwandt dieser theologischen Abstraktion zeigte sich die Jurisprudenz, welche sich in der starren römischen Rechtsdogmatik verkörpert hatte und dem blindesten Positivismus huldigte, dessen Grundsätze sie leider auch auf die Strafrechtspflege nur zu oft mit einseitiger Strenge anwendete. Sie arbeitete Hand in Hand mit der Orthodoxie des Pfaffenthums, und es entstand so eine heilige Allianz, welche nicht bloß die freie Entwickelung des staatlichen und rechtlichen Lebens hemmte, sondern auch mit oft grausamer Konsequenz in die praktische Sphäre eingriff, wie außer Anderem die Hexenprocesse beweisen, welche um jene Zeit, gleichfalls als ein trauriges Erbstück vornehmlich des siebenzehnten Jahrhunderts, auch in der protestantischen Welt noch die Ehre der Menschheit schändeten. Universitäten, ihrer Urbestimmung nach die Pflegestellen freierer Wissenschaft, die Ausgangspunkte der reformatorischen Glaubensfreiheit, waren zu Werkstätten des gemeinen gelehrten Handwerks herabgesunken und einem geistlosen Mechanismus anheimgefallen. Die Musen schämten sich, an diesen geweiheten Plätzen die tiefgemüthliche Sprache des Volks zu sprechen; sie redeten in der fremden, abgestorbenen des alten imperatorisch-dogmatischen Roms, dem Organe der Zwangsystematik und der Schuldespotie von Anbeginn. Dabei dienten auch diese Anstalten den Zwecken einer hierarchischen Orthodoxie, sowie sie den Neigungen eines erwerbsüchtigen Egoismus fröhnten, der sich in den Formen korporativer Steifheit und Würde befestigte und Ansehn gab. So mußte natürlich die Wissenschaft

immer mehr und mehr in der unseligsten Scholastik absterben, und eine Geistesdunkelheit auf das deutsche Volk niedersinken, die ihm jeden höheren idealen Aufschwung unmöglich machte.

Indem nun der Pietismus, welcher sich unter Spener's Begünstigung um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zunächst in Leipzig zu bilden begonnen, dem bezeichneten neuscholastischen Dogmatismus und der hierarchischen Orthodoxie in der protestantischen Lehre entgegentrat, um die Ansprüche freier, innerlicher Subjektivität zu behaupten, suchte er vom Standpunkte der religiösen Berechtigung dasselbe zu vermitteln, was Thomasius (1655—1728) gleichzeitig durch die Waffen der Philosophie zu erkämpfen bemühet war. Beide arbeiteten, freilich mit anderen Mitteln, um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an demselben Werke für Deutschland, welches in Frankreich und England die Freigeisterei längst begonnen, an dem Werke nämlich der Aufklärung, die diesem Jahrhunderte selbst in der Geschichte ihren Namen mitgetheilt hat. Wie sich die Pietisten und Thomasius in demselben Zwecke begegneten, so trafen sie auch so ziemlich auf denselben Schauplätzen zusammen. Beide gingen von Leipzig aus, beide fanden sich später auf der durch Thomasius (1694) hauptsächlich begründeten neuen Universität Halle wieder, um von hier ihre Strebungen für die Emancipation des Individuums sowie der Wissenschaft von der Schulautorität in freierer Bewegung fortzusetzen. Die Stiftung der letzteren Universität muß schon dieses Umstands wegen als ein wichtiges Ereigniß in der deutschen Kulturgeschichte betrachtet werden. Es knüpft sich an dieselbe in ähnlicher Weise, wie nachmals an die Gründung Göttingens (1737), eine Art Epoche des Fortschritts, indem beide, obwohl später zum Theil ihren Beruf vergessend oder doch für einige Zeit verleugnend, unter dem antischolastischen Principe geboren wurden und daher mehr im Geiste und in den Formen des neuen Jahrhunderts sich darstellten.

Da, wie schon angedeutet, Thomasius vornehmlich vom Standpunkte der Philosophie aus den Kampf gegen die Unterdrückung der Menschheit und wider die Despotie des Systems sowie des Schulformalismus führte; so richtete er sich auch zunächst nicht bloß gegen die theologische Seite, sondern ging auf

das Allgemeinere und suchte die Wurzeln der geistigen Sklaverei überhaupt durch die Herstellung des Princips der Freiheit des Subjekts zu untergraben. Er signalisirte seit der Reformation zuerst wieder das Recht des freien Denkens als das Urrecht aller wahrhaft menschlichen Bildung und als die sicherste Gewähr ihres Fortschrittes. „Die göttliche Freiheit“, sagt er, „ist es, die Allem das rechte Leben giebt, nnd ohne welche der menschliche Verstand gleichsam todt und entseelt zu sein scheint.“ [1]) Er begegnete hierin seinem berühmten Zeitgenossen Locke, der, wenn auch unter anderen Umgebungen und Bildungszuständen, in England sich in ähnlicher Stellung gegen das anglikanisch-scholastische Christenthum und den patriarchalischen Absolutismus des Staatsrechts befand und der hauptsächliche Gründer wurde des verständigen Rationalismus, welcher der gesammten Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts als eigenthümliche Basis unterliegt [2]). Wie einst Luther sich an's Volk wandte, als es galt, dem neuen Glauben sein Recht zu sichern, dabei die deutsche Sprache zum Werkzeuge und zur Waffe wählend, so auch Thomasius in dem Streite für die Wiedergeburt der geistigen Freiheit. Mit klarem Bewußtsein und im Elemente des Denkens wollte er vermitteln, was neben ihm der Pietismus im Drange der Unmittelbarkeit des Gefühls anstrebte.

Es gehört nicht zur Aufgabe dieser Schrift, in das Einzelne der vor-lessing'schen Literatur-Erscheinungen genauer einzugehen, darum darf denn auch die gesammte literarische Wirksamkeit des Thomasius hier nicht in besondere Erwägung gezogen werden. Sehen wir demnach ab sowohl von seinen Lebensschicksalen, als auch von der näheren Charakteristik seiner Persönlichkeit und seiner Schriften, übergehen wir auch das Mangelhafte, was seine praktische Thätigkeit wie seine Werke mehrfach begleitet; so haben wir vornehmlich nur darauf hinzuweisen, wie er den Wendepunkt

---

1) Vgl. Luden's „Biographie des Thomasius“, Berlin, 1805.

2) Auch an Bayle hat Thomasius eine Art Streitgenossen, indem derselbe zum Theil gleichzeitig in Frankreich den Absolutismus in Kirche und Staat bekämpfte und namentlich dem Zauber- und Hexenglauben entgegenarbeitete. Doch war Thomasius kein dekomponirendes Genie, wie Bayle, nach J. Paul's treffendem Ausdrucke.

bezeichnet in der Wiederherstellung nationaler Selbstständigkeit auf dem Gebiete unserer Sprache und Wissenschaft. Die Reformation der Schulgelehrsamkeit, die Verbesserung der Gesetzgebung und Rechtspflege und der wissenschaftliche Gebrauch des deutschen Idioms statt des ausschließlich in diesem Bereiche herrschenden lateinischen war es, worauf sich seine Bemühungen fast gleichmäßig hinwendeten. Uebrigens hat er nicht sowohl durch Tiefe der Gedanken und klassische Gründlichkeit des Wissens, als dadurch regeneratorisch gewirkt, daß er das Bedürfniß der Zeit richtig auffaßte, dessen Dringlichkeit und Berechtigung klar bezeichnete, endlich Muth genug hatte, als nachdrücklicher Sprecher der Interessen des freien Geistes aufzutreten in der Mitte zünftiger Zeloten und zwangübender Diener der fürstlichen Gewalt. Der deutschen Wissenschaftlichkeit suchte er dadurch aufzuhelfen, daß er sie aus der gelehrten Zunftbeschränkung, in welcher sie auf den Universitäten gefangen lag, in's freie Leben des Volks hinüberführen wollte. Er drang deshalb darauf, daß bei den höheren Studien das praktische Interesse mehr, als bisher, mit berücksichtiget werden möchte, und wies nach dieser Seite auf die Franzosen hin, denen er sonst mit entschiedenem Patriotismus entgegentrat; „denn sie", meinte er, „wissen allen Sachen ein rechtes Leben zu geben"[1]. Mit dieser praktischen Richtung verband er die Philosophie, durch deren Vermittelung, wie wir bereits angeführt, er hauptsächlich die Freiheit des Denkens zu erringen suchte. Doch huldigte er keiner Schulphilosophie, vielmehr erklärte er dieser in ihrer scholastisch-aristotelischen Geistlosigkeit, womit sie damals noch betrieben wurde, eben so sehr den Krieg, als der Schulformalität überhaupt. Er wollte die Philosophie des sog. gesunden Menschenverstandes, wie sie gerade in England zu herrschen angefangen, auch in Deutschland zu Ehren bringen. Mit Vermeidung jeder spekulativen Spitzfindigkeit drang er daher vor Allem auf klare Verstandeserkenntniß; er wollte eben aufklären im Sinne des beginnenden Jahrhunderts, wobei ihm der schon

1) Thomasius hat über die Art und die Grenzen, die Franzosen in Absicht auf das praktische Leben nachzuahmen, ein eigenes Programm („Discours") geschrieben, Leipzig 1687.

hervorgehobene Mangel an Gründlichkeit und geschmackvoller Behandlung, gerade vom Standpunkte seines Wirkens aus, nicht zu übel angerechnet werden darf. Friedrich II. hat nicht Unrecht, wenn er, von jener Zeit redend, behauptet, daß unter den deutschen Gelehrten Thomasius neben Leibnitz dem menschlichen Geiste die größten Dienste erwiesen habe [1]). Hätte er auch sonst nichts geleistet, als daß er den höheren wissenschaftlichen Unterricht von dem Drucke der Pedanterie zu befreien anfing und durch die von ihm veranlaßte Begründung der Universität Halle einen neuen akademischen Gesichtspunkt herstellte; so würde er trotz der Spuren einer noch unklassischen Ausführung, welche gerade seine deutschen Schriften vielfach verrathen, schon hiermit in der Geschichte unserer deutschen Literatur, die mehr als irgend eine andere von der Schule und namentlich von den Universitäten abhängig gewesen, sich eine literar=historische Stellung und ein hohes nationales Verdienst errungen haben.

Mit diesen seinen Strebungen für eine bessere wissenschaftliche Methodik, sowie für die Freiheit des Gedankens im Gebiete des Glaubens wie des Wissens überhaupt, fallen die Bemühungen zusammen, womit er dem dogmatischen Positivismus der Jurisprudenz und der absolutistischen Zwangspraxis in der Rechtspflege entgegenarbeitete. Dort suchte er zum Theil dadurch Abhülfe, daß er der römischen Rechtsdogmatik gegenüber dem Naturrechte mehr Eingang verschaffen wollte. Wie mangelhaft dieses bei ihm auch sein, wie sehr es selbst wieder auf die Grundprincipien des römischen Rechts zurückgehen mochte, immerhin hat es doch eine freiere Bewegung in diesem Studienzweige mitbefördert, es hat nahezu hundert Jahre die Wissenschaft beherrscht, und zugleich dazu gedient, in der juristischen Praxis allmälig den Grundsätzen der Humanität eine größere Rücksicht zu erringen. Das Verdienst, welches sich Thomasius in diesem Bezuge erworben, indem er der Barbarei im Gebrauche der Tortur, dem finsteren pfäffischen Aberglauben und der schändlichen Praxis in den Hexenprocessen

---

1) „De tous les savants, qui ont illustré l'Allemagne, Leibnitz et Thomasius rendirent les plus grands services à l'esprit humain.“ Oeuvres, T. I (Berlin 1789).

kühnen Muthes entgegenstrebte, wird erst recht erkannt, wenn man die Hindernisse erwägt, die hier ein Heer von geistlichen und weltlichen Eiferern bereitete, wenn man die ungemeine Rohheit vergleicht, womit damals noch so viele deutsche Juristenfakultäten ihre unmenschlichen Gutachten in solchen unglückseligen Verhandlungen abgaben. Es ist nicht abzustreiten, daß dieserlei Schandprocesse erst durch die Bemühungen des Thomasius im protestantischen Deutschlande gemach verdrängt wurden, wie hoch auch sonst die ehrenhaften Strebungen seiner Vorgänger, eines Johann Weier (1563), Friedr. Spee (1631), besonders aber des philosophisch-kühnen Balthasar Bekker in Amsterdam (1691) und anderer Kämpfer in dieser Sache der Menschheit anzuschlagen sein mögen [1]). Thomasius scheuete weder Haß, noch Verfolgungen und ertrug es mit ruhiger Fassung, wenn er sich von den Orthodoxen (z. B. einem Pfeifer und Carpzow) sogar der Atheisterei beschuldigen lassen mußte.

Am glänzendsten und am wenigsten bestritten ist die Ehre, die sich Thomasius in unserer Nationalliteratur dadurch gewonnen hat, daß er die deutsche Sprache in Schule und Wissenschaft einführte, welches selbst der gleichzeitige Leibnitz, obwohl die Trefflichkeit dieses vaterländischen Organs für den wissenschaftlichen Ausdruck in einer besonderen Abhandlung unumwunden anerkennend, nicht ernstlich versuchte [2]). Um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bewegten sich, wie schon vorhin beiläufig berichtet worden, in Deutschland noch Schule und Wissenschaft

1) Bekker schrieb 1691—93 sein in dieser Hinsicht epochemachendes Werk: „Die bezauberte Welt", worin er den fürchterlichen Aberglauben im Principe und in der Wurzel selbst angriff. — Wie sehr sich im siebenzehnten und zum Theil selbst noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die deutschen Juristenfakultäten in den Hexenprocessen durch ihre Gutachten brandmarkten (z. B. 1713 noch Tübingen), ist in Soldan's empfehlenswerther „Geschichte der Hexenprocesse" (1843) nachzulesen, wo auch besonders S. 443 ff. das Verhältniß des Thomasius zu dieser Seite der Kulturgeschichte dargestellt und gewürdigt ist.

2) Das Verdienst des Thomasius um die Einführung der deutschen Sprache in das Gebiet der Schule und Wissenschaft hat Eichstädt treffend und schön dargestellt. Vgl. dessen „Orat. de Christiano Thomasio mutati in scholis Germaniae academicis sermonis auctore", Jen. 1837.

in den Fesseln der lateinischen Sprache. Philosophie wie positive Wissenschaften, selbst die Geschichte blieben in dieser antinationalen Form Monopol der Schule und vom Leben völlig abgetrennt [1]). Luther's großartige Anregung war in den theologischen Schulstreitigkeiten alsbald untergegangen, Opitz [2]) hatte ohne Erfolg gegen diese unpatriotische Vernachlässigung geeifert, der fleißige und gelehrte Schottel aber vergebens in seiner „Deutschen Sprachkenntniß" die Gelehrten auf den Reichthum und die Vorzüge der deutschen Sprache hingewiesen [3]). Daß später Leibnitz außer Anderem namentlich in seiner Abhandlung über die deutsche Sprache [4]) ein Gleiches gethan, haben wir so eben angedeutet. Diese Ausschließung der Muttersprache von dem Gebiete der Wissenschaft hatte bisher die für die Nationalbildung so wichtige Wechselwirkung zwischen Schule und Volk gehindert, auch die Entwickelung der Nation in politisch-socialer Hinsicht aufgehalten. Der offene Blick in's Leben wurde den Gelehrten durch solche sprachliche Schulfensterläden eben so sehr verschlossen, als umgekehrt dem Volke dadurch die Theilnahme an dem höheren Bildungsgange benommen war. Wenn Frankreich und England um diese Zeit bereits auf der Höhe klassischer Prosa und volksthümlicher Socialbildung standen, so lag davon eben ein Hauptgrund darin, daß man den Nationalsprachen längst ihr wissenschaftliches und sociales Recht hatte widerfahren lassen. Um so höher ist daher

1) Selbst zu Gottsched's Zeit hielt man es theilweise noch in Deutschland für Profanirung der Wissenschaften, wenn man für sie die deutsche Sprache gebrauchte. S. Gottsched, „Versuch einer kritisch. Dichtkunst", 1742, 3. Ausg. Dieser, wenn auch eifrige, doch keineswegs klassische Verfechter der Muttersprache klagt hier noch sehr über die Pedanten seiner Zeit, welche dem Gebrauche der deutschen Sprache in Sachen der Gelehrsamkeit entgegen waren.

2) Bekannt ist ja seine Schrift: „Aristarchus, sive de contemtu linguae teutonicae", Straßb. 1624.

3) Schottel's „Deutsche Sprachkenntniß" erschien 1641.

4) Dessen „Unvorgreifliche Gedanken, die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache betreffend", wo besonders die spekulativ-philosophische Ausdrucksfähigkeit der deutschen Sprache gerühmt wird, obwohl Leibnitz selbst sich in seinen philosophischen und wissenschaftlichen Werken fast ausschließlich der französischen und zum Theil der lateinischen Sprache bediente. Guhrauer hat in seiner gelehrten Biographie Leibnitzens auch dessen Verhältniß zur deutschen Sprache näher dargestellt.

das Verdienst anzuschlagen, welches sich Thomasius in dieser Hinsicht um die Freiheit des deutschen Geistes erworben hat. Von dem Augenblicke, als er 1688 in Leipzig am schwarzen Brete deutsche Vorlesungen ankündigte und zugleich sein deutsches Programm: „Diskours, welchergestalt man denen Franzosen u. s. w. nachahmen soll", hier öffentlich anschlug, beginnt eine neue Zeitrechnung für unsere Schule und für die nationale Wissenschaftlichkeit. Wie in anderen Beziehungen leitete ihn bei diesem Unterfangen, welches allgemeine Entrüstung unter der lateinisch-gelehrten Zunft bewirkte, ein sicherer Takt in der Erkenntniß dessen, was die Zeit verlangte. Mit Entschiedenheit fordert er in jener Schrift das wissenschaftliche Recht der deutschen Sprache gegenüber der lateinischen, deren klassisches Ansehn er darum nicht verkennen will. Von den Gelehrten angefeindet, brachte er die Sache vor das Volk, indem er nach dem Vorgange der Franzosen seit 1688 eine Monatsschrift [1]) herausgab, in welcher er gelehrte Gegenstände und Bücher deutsch zu besprechen unternahm. Hiermit wurde er nun zugleich der eigentliche Gründer der deutschen Journalistik, welche sich alsbald in vielseitigen Nachahmungen entwickelte und naturgemäß das scholastische Zunftwesen recht eigentlich in seinen Wurzeln angreifen mußte. Wie Thomasius, wegen dieserlei Beginnen von Leipzig gleichsam vertrieben, in Preußen Zuflucht suchte, wie er hier in Halle Veranlassung zur Gründung der Universität ward, wie von hier aus, namentlich im Gebrauche der deutschen Sprache für akademische Vorlesungen und akademisch-wissenschaftlichen Betrieb überhaupt, ein neuer Tag aufging, wie die Theologie, wenn auch mit einiger Unterbrechung, die Philologie und besonders die Philosophie dorther mit freierem Gange in ein größeres Publikum sich verbreiteten, wie Preußen hiermit an die Spitze der deutsch-protestantischen Aufklärung und Wissenschaftlichkeit trat, solche und ähnliche Erscheinungen mögen hier um so mehr nur im Vorübergehen berührt werden, als sich im Verlaufe unserer Darstellung darauf näher zurückzukommen mehrfach Gelegenheit bieten wird.

1) Der Titel dieser Monatsschrift war: „Freimüthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken über allerhand" u. s. w.

Besonders war es nun die Philosophie, welche bald darauf durch Christian Wolff (1679—1754) von Halle aus in die übrigen Wissenschaften, namentlich in die theologischen und die ästhetisch-kritischen, eindrang und überhaupt den Geist der Aufklärung nachdrücklichst förderte. Bis auf Kant herab datiren fast alle philosophische Doktrinen in Deutschland, mehr oder weniger bestimmt, von der Wolff'schen Schule. Wolff arbeitete im Ganzen nach der Richtung, welche Thomasius gegeben, obwohl auf dem Grunde Leibnitz'scher Lehre und mit größerer systematischer Strenge. Sein allgemein philosophisches Verdienst besteht darin, daß er außer der bezeichneten Förderung des freien Denkens auch eine größere Klarheit und Begriffsbestimmtheit in die Behandlung und den Vortrag nicht bloß der Philosophie, sondern auch der übrigen Wissenschaften brachte und durch den ganzen Charakter seiner Lehre nicht minder, als durch die Weise der Behandlung, die englisch-französische räsonnirende und gebildete Empirik mit der deutschen Denkrichtung in gewissem Grade, und zwar bis auf Mendelssohn und Garve herab, vermittelte. Wie er nun hiermit auf der Bahn des Thomasius wissenschaftlich weiterschritt, so auch in Absicht auf die Geltendmachung der deutschen Sprache im Gebiete gelehrter Darstellungen. Er führte die Versuche des Ersteren in einer Reihe philosophischer Schriften, welche er seit 1709 erscheinen ließ, mit Erfolg weiter fort und brachte in den prosaischen Ausdruck mehr Deutschheit neben größerer Bestimmtheit, Sicherheit und Haltung [1]). Das Gepräge, welches Wolff dem deutsch-prosaischen Style gab, entsprach ganz der Art und Richtung seiner Philosophie. Diese, mehr logisch-abstrakt als spekulativ-gründlich, mehr verständig-deutlich als originell-eigenthümlich, mehr aufklärend als erklärend, suchte in mathematischer Form und Methode ihre Begriffssystematik vorzuführen. Der Ausdruck erscheint daher bei Wolff ohne alle individuelle Färbung, ohne Lebendigkeit und freie Be-

1) Wie wenig man übrigens noch immer dem deutsch-wissenschaftlichen Vortrage geneigt war, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß Wolff sich genöthiget sah, von seiner deutsch geschriebenen Logik eine lateinische Übersetzung zu machen.

wegung, dabei in oberflächlicher und unbehülflicher Weise klar und ziemlich korrekt. Wir haben schon bemerkt, daß die Wolff'sche Philosophie im Allgemeinen in Deutschland, bis auf Kant herab, die Grundlage der philosophischen Lehren bildete. Sie modificirte sich nur insofern, als sie mehr oder minder mit der gebildeten Erfahrungsphilosophie der Engländer und später der Franzosen in Verbindung trat und so der Anlehnungspunkt des rationalistischen Eklekticismus wurde, der seit den sechziger Jahren heranwuchs. Jena und Frankfurt a. d. O. waren später ihre Hauptsitze, obwohl auch Halle nicht aufhörte, sich an ihr zu betheiligen. Göttingen, welches um 1737 in die Reihe der deutschen Universitäten eintrat, setzte jenen empirisch-verständigen Eklekticismus fort, über welchen es selbst in den spätesten Zeiten selten einen etwas kühneren Schritt hinausthat. Dasselbe gilt im Wesentlichen von Leipzig. —

Zu jenen und ähnlichen Eroberungen im Gebiete der freien Wissenschaft gesellte sich eine Hülfsmacht, welche um so bedeutsamer erscheint, je beweglicher sie in die Operationen des Fortschrittes eingriff; wir meinen die literarische Journalistik. Zweierlei wurde vornehmlich durch diese vermittelt, die Resultate der Schule fanden in ihr ein willkommenes Organ für ihre Verbreitung unter das größere Publikum, die literarischen Strebungen selbst aber traten dadurch aus ihrer Vereinzelung und konnten sich in gedeihlicher Wechselwirkung leichter und lebendiger begegnen. Wie auch dieser Zweig des Fortschrittes in Deutschland ganz eigentlich an Thomasius seinen Anfang und Ausgang knüpft, ist schon oben berührt worden. Auch dauerte er dem Wesen nach in derselben Richtung und Haltung fort, welche er durch seinen Urheber erhalten, bis die Literaturbriefe (1759), hauptsächlich unter Lessing's Einflusse, ihm einen neuen Ton und Charakter gaben, wie sie denn überhaupt einen bedeutenden Wendepunkt in der ganzen Literaturstimmung bildeten. Genau genommen, geht freilich der Anfang der wissenschaftlichen Journalistik in Deutschland über Thomasius hinaus, indem sie der Sache nach schon mit den „Actis eruditorum" beginnt, welche von dem Professor Otto Mencke in Leipzig nach dem Muster des „Journal des Savans", das 1665 in Frankreich die Reihe der gelehrten Journalistik eröff-

nete, seit 1682 herausgegeben wurden. Allein abgesehen davon, daßdiese „Acta“ inlateinischer Sprache erschienen und mithin dem nationalen Literaturkreise nicht eigentlich angehören, war auch ihre Tendenz nicht der Art, daß sie dem Geiste des Fortschrittes zusagen konnte. Mit der bereits angeführten Monatsschrift des Thomasius (seit 1688) fängt daher die deutsch-wissenschaftliche Journalistik ihrer eigenthümlichen Bedeutung nach zuerst an und zwar gleich mit dem Charakter der Kritik und Polemik, welchen sie alsbald in vielseitigster Weise weiter entwickelte, indem jenes erste Unternehmen Anregung gab zu mannigfaltigen Nachahmungen, die sich rasch in dichter Folge drängten. Erwägt man, wie durch jene kritische Zeitschrift die Werke der Wissenschaft zuerst aus dem geheimen Schulverfahren vor das Gericht der Öffentlichkeit traten, wie in ihr das Princip des freien Denkens mit offenem Visir vertheidiget und die Sache der Aufklärung nach allen Richtungen durch Ernst und Spott, in Beurtheilungen und Abhandlungen, geführt wurde, wie von da an die Nation selbst, wenigstens in ihrem gebildeten Theile, sich mehr und mehr zur Theilnahme an den literarischen Angelegenheiten aufgefordert und veranlaßt fand; so darf ohne Bedenken gesagt werden, daß die Monatsschrift des Thomasius am meisten dazu beigetragen, die regenerative Epoche der nationalliterarischen Betriebsamkeit in unserm Vaterlande zu begründen. Wir enthalten uns hier wohl mit Recht einer besondern Charakteristik der folgenden journalistischen Erscheinungen während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und bemerken nur [1]), daß sie die energisch-lebendige Haltung, wodurch sich jene Monatsschrift auszeichnet, nicht bekunden. Ihr Ton ist im Allgemeinen die populäre Mittelmäßigkeit, ihre Tendenz aber mehr moralisirend, als rein literarisch. Die Philosophie wird mit verständiger Oberflächlichkeit behandelt, die Kritik ist meistens ohne Schärfe, die ästhetische Auffassung ohne gediegenen Geschmack, die moralischen Abhandlungen ohne Grundsatz und Tiefe, dabei im Ganzen viel Angeeignetes und wenig Originelles, viel Gesuchtheit und wenig un-

---

1) Prutz hat in seiner „Geschichte des deutschen Journalismus“ (1845) eine fleißige und genaue Nachweisung über diesen Gegenstand gegeben.

mittelbares Leben; immer bleibt indeß das Verdienst der Erweiterung des literarischen Bewußtseins im Volke dabei anzuerkennen.

An die literarische Journalistik schlossen sich die literarischen Vereine, welche fast gleichzeitig mehrfach gegründet wurden und überhaupt als eigenthümliche Erscheinungen in der Fortentwickelung der deutschen Literatur hervortreten. Sie sind aber für diese um so nothwendiger, als in Deutschland ein nationaler Mittelpunkt und öffentliches Leben meist gefehlt haben, an die sich die literarische Thätigkeit hätte anlehnen, und von wo aus sie Erkräftigung hätte erwarten können. Schon während des siebenzehnten Jahrhunderts waren derartige Genossenschaften gebildet worden, die aber damals bei der Ungunst der Zeiten und dem Standpunkte der ganzen Bildung zu keiner nachhaltigen Wirksamkeit gelangen konnten. Die literarischen Gesellschaften des achtzehnten Jahrhunderts gingen, wie die Zeitschriften, von Leipzig aus, wo besonders die deutsche Gesellschaft unter dem Vorsitze von Burhard Menke († 1732), der in encyklopädischer Vielwisserei Alles trieb und sich auch in der Dichtung, freilich ohne Glück, versuchte, Berühmtheit erlangte. Sie trat später unter Gottsched's Protektorate neu hervor und machte es sich zur Hauptaufgabe, die deutsche Sprache in grammatischer und geschichtlicher Hinsicht zu fördern und deren Gebrauch zu erweitern. Im Fache der Literatur selbst aber sind aus ihr wenige bedeutsame Resultate hervorgegangen. Durch sie angeregt, erwuchsen theils ungefähr gleichzeitig, theils in allmäliger Folge an den verschiedensten Orten, in Sachsen und Preußen, Westphalen und der Schweiz, ähnliche Vereine, welche sich bald mehr oder minder in ihren Zwecken und Richtungen näherten, bald aber auch polemisch einander gegenübertraten. Daß sich diese Vereinsneigung noch in der späteren Zeit bewährte, werden wir im weiteren Verlaufe dieser Geschichte näher zu bemerken Gelegenheit haben.

Treten wir nun nach jenen allgemeineren Bemerkungen über den Zustand der Geistesbildung während der ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts den eigentlichen national-literarischen Erzeugnissen aus derselben Zeit etwas näher; so begegnen wir hier im Ganzen und Wesentlichen noch den Nachwirkungen der

sog. schlesischen Dichterschulen des siebenzehnten Jahrhunderts, welche sich selbst in dem Widerstreben gegen den Charakter dieser letzteren geltend machen. Hauptsächlich war es die Erbschaft der übertriebenen Ausländerei, wodurch das selbstständige Aufleben des nationalen Geistes in unserer damaligen Literatur zurückgehalten wurde. Das siebenzehnte Jahrhundert hatte sich, besonders in seiner zweiten Hälfte, in diesem Bezuge gegen das Vaterländische schwer versündiget, von den marinistischen Italienern den unnatürlichen Schwulst, von den Franzosen Wort und Wendung leichtfertig entlehnend, beides mit der latinisirenden Stylistik der Schule vielfach durchwirkend, so daß ein buntes Allerlei den deutschen Grundton kaum mehr hervortreten ließ. Mochte Einzelnes eine Ausnahme bilden, das Ganze trug jene Carnevalsphysiognomie nur zu sehr zur Schau. Was die Produktionen selbst angeht, so zeigten sie meist dasselbe Gepräge. Bei unnatürlicher Auffassung und haltungsloser Ausführung ermangelten sie aller volksthümlichen Bedeutung und innerlicher Belebung. Unnatur, Gesuchtheit und Zufälligkeit, sinnlicher Luxus und Pretiosität, falsche Erhabenheit nebst gesinnungsloser Frivolität bei selbstgefälliger Breite bildeten die Haupteigenschaften dieser vorgeblich deutschen Literatur um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Wie wenig nun verkannt werden darf, daß mit den nationalliterarischen Strebungen in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts sich allerdings Bewußtsein und Absicht einer Reaktion gegen die Undeutschheit und Geschmacklosigkeit jener unmittelbar vorhergehenden Literaturrichtung verband; so kann es doch der unbefangenen ästhetischen Anschauung nicht entgehen, daß mit wenigen Ausnahmen die Geistlosigkeit und der Mangel an aller originellen Belebung die Grundzüge dieser poetischen Erstlinge des Jahrhunderts bilden. Reinheit und Selbstständigkeit der Muttersprache und Verbesserung der Form war es vornehmlich, worauf es ankommen sollte. Obwohl, wie bemerkt, gegen die Undeutschheit gerichtet, tragen diese regenerativen Versuche doch den Stempel ausländischer Waare. Die Macht des französischen Regelzwangs herrscht über sie, und nur hier und da läßt sich, wie z. B. bei Günther und Brockes, eine freiere Bewegung, welche mehr von englischem Geiste getrieben wird, erkennen. So

entstand eine Literatur, welche gleichsam französisch in deutscher Sprache redete und sich durch das Streben nach technischer Gebildetheit bei Mangel an innerem Gehalte und lebendiger Natürlichkeit charakterisirt. Die Vertreter derselben waren meistens Männer, die in der größeren gebildeten Welt sich bewegten, wo französische Gewohnheiten und Lebensansichten vorzüglich ihre Herrschaft übten. Daß sie zugleich fast ausschließlich dem Norden Deutschlands angehörten, wo im Ganzen die formelle Verständigkeit überwiegt, mag nicht übersehen werden. Hamburg, die deutsche Weltstadt, damals die Heimat der deutschen Oper, bildete so ziemlich den Hauptbeziehungspunkt, wodurch das niedersächsische Element grundbestimmend wurde; wie denn auch die sogenannten Niedersachsen sich dabei hauptsächlich betheiligten [1]).

Als den Wendepunkt, gleichsam als den offenen Bruch der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts mit der des siebenzehnten, darf man die Epigramme von Christian Wernike oder Warneck bezeichnen, dessen Lebenszeit sich chronologisch nicht genau begrenzen läßt, der aber sicher um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts blühete, indem der berühmte Polyhistor Morhof in Kiel nicht nur sein Lehrer war, sondern auch in dem Anhange zu seinem „Unterrichte von der deutschen Sprache und Poesie" (1702) seiner als eines bekannten Dichters erwähnt. Obwohl von Geburt ein Preuße, hat er doch in Hamburg den eigentlichen Schauplatz seiner literarischen Wirksamkeit gehabt. In ihm ging zuerst das bestimmte Bewußtsein auf von der Nichtigkeit und Fehlerhaftigkeit des falschen Geschmacks der Zeit, welcher sich in sklavischer Nachahmung an Hoffmannswaldau und Lohenstein anschloß, ohne jedoch den Geist, der bei diesen beiden Schlesiern oft in eigenthümlicher Weise kund wird, sich aneignen zu können. In seiner Jugend (nach eigener Erklärung) jener Schule selbst angehörig, hatte Wernike ihre Mängel um so besser kennen gelernt und seinen Widerspruch dagegen entschiedener gestimmt [2]). Durch

---

1) Chr Friedr. Weichmann gab seit 1721 eine Sammlung der Poesien der Niedersachsen heraus, zu denen er selbst mit seinen eigenen Gedichten gehört. Auch Brockes wird darin aufgeführt.

2) Selbst in seinen Überschriften oder Sinngedichten finden sich noch

Reisen in den gebildetsten Ländern, namentlich in England und Frankreich, sowie durch seine diplomatischen Stellungen hatte er eine bedeutende Welterfahrung gewonnen und sich höhere Weltsitte angeeignet, womit er weiter eine sehr gute ausländische Literaturkenntniß verband. So fühlte er sich denn hinlänglich gerüstet, um den literarischen Kampf zu bestehen, welchen er in den bereits erwähnten Epigrammen oder „Überschriften", wie er sie selbst nennt, (1697) mit größter Freimüthigkeit führte. Wenn sich diese Ueberschriften selbst gegen die unberufenen Poeten und besonders ihre verkehrten Nachahmungen der letzten Schlesier mit poetischer Freiheit, dabei meistens mit Witz und treffender satyrischer Laune aussprechen, so werden in den beigegebenen Anmerkungen die historischen Beziehungen und literarischen Verhältnisse näher erörtert. In diesen Anmerkungen bezeichnet er auch seine Absicht und seinen Standpunkt dem damaligen Schriftstellertone gegenüber, indem er unter Anderem sagt, daß er „die Zuckerbäckerei den mitlebenden schlesischen Poeten überlasse", daß es ihm darauf ankomme, das Fehlerhafte dieser Art zu bemerken, obwohl er wisse, „daß man sogleich einen ganzen Schwarm Dichterlinge sich auf den Hals lade, sobald man Liebe genug zum Vaterlande trage, derselben Fehler anzumerken". Bei dieser bestimmten polemischen Richtung auf die Sache blieb er freilich selbst mehrfach hinter den Forderungen feiner plastischer Sprachdarstellung zurück. Auch kann eine Art Unsicherheit in seiner Kritik, sowie eine gewisse Schärfe des Charakters, nicht verkannt werden; Beides läßt sich aber aus des Verfassers Stellung zur Literatur in jener Zeit hinlänglich erklären und zugleich entschuldigen, und wir möchten deshalb das Eine wie das Andere nicht zu sehr betonen, wie es Gervinus zu thun scheint [1]. Wernike selbst gesteht, daß seine Sinngedichte Gutes und Schlechtes enthalten; „sunt mala mixta bonis", sagt er von ihnen. Uns haben diese Überschriften immer an die berühmten Xenien von Goethe und Schiller

---

Spuren jener Anhänglichkeit, worüber er sich in einer besonderen Anmerkung eben durch den Unterschied der Jahre und der literarischen Ausbildung zu rechtfertigen sucht.

1) a. a. O., Bd. III, S. 535.

erinnert, welche genau ein Jahrhundert später (1797) erschienen und in Absicht auf literarische Verhältnisse, polemische Tendenz und Ton wohl eine Vergleichung gestatten, wie sehr auch sonst Genie und Höhe der literarischen Zeitbildung die letzteren über jene in Geist und Form erheben mögen. Auch darin findet Ähnlichkeit statt, daß dort, wie hier, ein lautes Wiedergebell der Getroffenen sich vernehmbar machte, und in dem Postel gleichsam ein vorgebildeter Nicolai steckte. Man hat Wernike zu seiner Zeit, wo man von seinem in vieler Beziehung trefflichen, obgleich nicht so scharfsinnigen Vorgänger Logau (1604—1655), den Lessing erst wieder hervorstellte, nicht gar viel gewußt zu haben scheint [1]), und auch wohl später noch den deutschen Martial genannt, und nicht ganz mit Unrecht, wenn man von der Form absehen will. „Wernike", sagt Lessing, „besitzt mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen ist, dem Martial ging mehr gemünztes Geld durch die Hände." — Was Wernike's weitere Dichtungen angeht, so erweisen sie keine besondere Begabung, obwohl sein „Hans Sachs", ein komisch-satyrisches Heldengedicht, welches vorzüglich gegen die meistersängerische Geschmacklosigkeit des eben angeführten, damals bekannten Dichters Postel, sowie des gleichzeitigen pseudonymen Menantes (Hunold) gerichtet war, wenigstens theilweise nicht ohne Werth ist [2]). — Fragt man nach dem eigentlich ästhetischen Standpunkte Wernike's, so findet man sich auf den berühmten französischen Geschmackslehrer und Dichter Boileau hingewiesen, der ihm meist als klassischer und wichtigster Gewährsmann gilt. Durch Boileau knüpft er an Horaz und dessen Grundsätze an, wie sie in der „Ars poetica" vorliegen. Auf diese Weise bezeichnet Wernike auch positiv die neue Literaturwendung und zwar in der formell-

---

1) Wernike selbst, wie sein Lehrer Morhof, scheinen ihn nicht gekannt zu haben.

2) Postel hatte ein Epos herauszugeben angefangen unter dem Titel: „Der große Wittekind", worin er bei allen Fehlern der Lohenstein'schen Schwulstmanier und unnatürlichen Erhabenheit keine Spur von dem besseren Geiste zeigte, welchen Lobenstein trotz aller seiner Geschmacklosigkeit in vielen Hinsichten, z. B. namentlich oft in der Kraft des deutschen Ausdruckes, bethätigt.

konventionellen Richtung, deren Urheber er gewissermaßen ist, und die bis auf Hagedorn und Gottsched hin ununterbrochen fortgeht.

Ziemlich gleichzeitig und gleichfalls Preuße (Berliner), betrat Fr. R. L. v. Canitz (1654—1699) denselben Weg, insofern er dem ästhetischen Principe nach, wie Wernike, unter Boileau's Fahne sich reihete. Doch blieb er im Ganzen der Polemik fern und zeigte sich nur in Ton und Haltung seiner Gedichte als einen Gegner der herrschenden Verderbniß in der damaligen Literatur [1]). Canitz bildete den Mittel- oder Anhaltspunkt für eine Art preußischen Dichterkreis, der später sich wiederholte und in Gleim eine ähnliche persönliche Vermittelung fand. Wie an diesen Uz, Götz, J. G. Jacobi, Kl. Schmidt, v. Göckingk, zum Theil auch Kleist und Ramler nebst mehreren Anderen sich näher oder entfernter anschlossen, so der „Staatsredner" v. Fuchs, besonders Joh. v. Besser († 1729) und Benj. Neukirch († 1729) an Canitz. Entschiedener und ausschließlicher, als von Wernike geschah, wurde in dieser Dichterschule der abstrakt-formale französische Geschmack maßgebend gemacht und erlangte hier um so leichter Anerkennung und bedeutenden Einfluß, je mehr er sich mit den herrschenden französischen Sitten und Lebensformen der vornehmen Hofwelt in Verbindung setzte. Canitz selbst, durch Geburt, vielseitige Reisen und diplomatische Geschäftsführungen in die höhere Gesellschaftskunst und Welterfahrung eingeweihet, dabei ein Mann von ehrenhaftem Charakter und dem Talente feiner sprachlicher Darstellung ziemlich begabt, war geeignet genug, für eine gewisse Umgebung Ton und Regel zu bestimmen. Mit ihm beginnt die eigentliche Hofpoesie, welche seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte desselben fortdauerte, und sich durch ihren Gegensatz gegen die poetische Schulpedanterie eine Art höheres weltmännisches Air zu geben suchte. Zu dieser Adelspoesie gesellte sich die Gelegenheitsdichtung, welche sich hier freilich in einem andern Sinne, als Goethe ihr gern unterlegen wollte, in geschmackloser Nüchternheit

---

1) Nur die dritte seiner Satyren, „Von dem Verderben der Poesie", hat eine Art literarisch-polemischen Charakter.

ausbreitete. So wurde denn in dieser Richtung die verständige Konvenienz die Hauptsache; Phantasie und Herz wurden dabei wenig betheiligt, von Genie und produktiver Ursprünglichkeit konnte ohnedies keine Rede sein. Künstliche Empfindungen, selbstgefällige Reflexionen, gehaltlose Versmacherei mit der Prätension von weltkluger und menschenkennerischer Vornehmigkeit bilden die Hauptzüge in der Physiognomie dieser Dichtung.

Canitz ist das Gegenbild von Opitz, dessen Standpunkt und Weise er im Allgemeinen erneuete, und mit dem er auch in Bildung und dichterischer Begabung verwandt erscheint. Von seinen poetischen Produktionen, welche verschiedenen Gebieten angehören, läßt sich aus dem Gesichtspunkte der Poesie selbst nicht viel Rühmliches sagen. Es fehlt ihnen nebst idealer Ursprünglichkeit diejenige Unmittelbarkeit der Anschauung, ohne welche eine Dichtung immer mehr oder minder Prosa bleibt. Sie können sich deshalb nur durch ihre formelle Bildung, durch das Bemühen um sprachliche Reinheit und Eleganz ästhetisch empfehlen. Am wenigsten mochte ihm die Lyrik, insofern sie der ideale Ausdruck der gemüthlichen Subjektivität sein soll, gelingen. Die Wahrheit der Empfindung kann nicht zu ihrem Rechte kommen vor der Zudringlichkeit der Reflexion, und die geschraubte Verständigkeit mühet sich vergebens ab, um sich den Schein der musikalischen Unmittelbarkeit zu geben. Mehr hat man wohl seine Satyren gerühmt. Aber, obgleich die reflexive Gedankenbewegung auf diesem Felde größere Berechtigung hat, so kann doch auch selbst hier wieder von Poesie nur insofern die Rede sein, als irgendwie die Allgemeinheiten in freier Individualisirung sich veranschaulichen, die Gegebenheit gegenwärtiger Zustände in lebendiger Betheiligung erscheint, und eine freie Ironie die Thorheit des Endlichen im Gegensatze gegen die Wahrheit der Idee verräth und erblicken läßt.

Allgemeine Wahrheiten und Lebensregeln, Kategorien, wie z. B. „Das Hof- und Stadtleben", sind keine Gegenstände der Satyre, sondern gehören der Abhandlung an. Außerdem tödtet der Mechanismus der Form in der ganzen Darstellung und Weise der Canitz'schen Satyre Leben und freie Bewegung; Boileau und Horaz, welche als Vorbilder dienen, bleiben, am meisten der

letzte, fast in jeder Hinsicht unerreicht. Daß dennoch bei solchen bloß abstrakt-formellen Tugenden Gottsched in Canitz klassische Meisterhaftigkeit finden mochte, läßt sich begreifen, wenn man bedenkt, daß der ganze ästhetische Standpunkt dieses Kritikers mit dem der poetischen Produktion von Canitz zusammenfiel.

Der Ton, wie ihn besonders Canitz in dieser Richtung bestimmt hatte, erhielt sich, wie schon angedeutet, theilweise bis gegen die Mitte des Jahrhunderts. Die konventionelle Ceremonie des Hofes verdrängte namentlich bei den nächsten Anhängern und Nachfolgern die ideelle Innerlichkeit und Freiheit fast ganz aus der Sphäre der poetischen Produktion, und dieses um so mehr, als viele dieser Dichter ihrem Amte nach wirkliche Hofpoeten waren; so z. B. der schon genannte Joh. v. Besser (1654 bis 1729), der als Oberceremonienmeister unter König Friedrich I. von Preußen fungirte und seine nüchterne Gelegenheitspoesie in aller Weise zu Geld zu machen verstand. Auch Joh. Ulrich v. König (1688—1744), welcher mit Besser näher bekannt war, stand bei dem sächsischen Hofe in einem ähnlichen Amte und Verhältnisse. Er vermehrte die Literatur theils durch dramatische, theils durch epische und lyrische Gedichte, durchaus im Tone der höfischen Pritschmeisterei [1]). In derselben Tonweise ließ sich Benjamin Neukirch (1665—1729) vernehmen, der, ein Schlesier von Geburt, auch anfangs ganz nach Art seiner berühmten Landsleute, Lohenstein und Hofmannswaldau, dichtete. Später wendete er sich nach seinen eigenen Worten von dieser „Muskateller-, Ambrakuchen-, Zibeth- und Bisam-Dichterei" ab, um der Hofgelegenheitsversemacherei sein Talent zu widmen. Er ward nun durch und durch ein Schüler von Canitz, dessen Boileau-französische Glattheit und Regelmäßigkeit er fast sklavisch nachahmte. Mit platter Lobhudelei bettelte er um die Gunst seines

---

1) „Pritschmeister" bezeichnete damals solche Dichter, welche zur Belustigung bei festlichen Gelegenheiten Verse machten und Reime improvisirten. Der Ausdruck, welcher, wahrscheinlich wegen analogischer Beziehungen, von der Pritsche der Hanswurste entlehnt sein mag, schrieb sich von der alten Meistersängerei her. Cf. Freytag, „De initiis scenicae poesis apud Germanos", p. 27.

Königs, Friedrich I., der ihn aber, den armen hungernden Dichter, keiner Aufmerksamkeit und Gnade würdigte. Übrigens gelang es ihm hin und wieder, in seinen lyrischen Dichtungen die feineren Töne der französischen Muse nachzubilden, wobei er freilich immer mehr geschniegelt, als musikalisch-melodisch erscheint. Ihm widerfuhr deshalb wohl hauptsächlich die Ehre, von Gottsched neben Canitz zu den klassischen Dichtern des Vaterlandes gezählt zu werden. Sonst verdient er eher wegen seiner Satyren, als seiner lyrischen Gedichte Erwähnung, indem er dort nicht ohne anschauliche Charakteristik herrschende Mängel der Zeit in den Bezügen bestimmter Gegenwart mehr oder minder zu individualisiren versteht und hierin seinen Meister Canitz bedeutend übertrifft.

Wir versuchen nicht, diese poetische Genossenschaft und „ihre Kanzleipoesien“, wie es Herder nennt, weiter und vielseitiger zu verfolgen [1]. Sie arbeiteten Alle daran, die französische akademische Civilisationsliteratur auf's möglichste nachzubilden. Es genügt, nur noch diejenigen zwei Dichter in flüchtiger Charakteristik vorzuführen, welche durch Geist und freiere Haltung eine bedeutsamere Stelle in der Geschichte unserer Nationalliteratur ansprechen dürfen; wir meinen Günther und Brockes, denen sich, gewissermaßen den Uebergang in die nächste Epoche bezeichnend, Drollinger von demselben Gesichtspunkte aus zugesellen darf.

Wie ein Meteor glänzt, wenngleich selbst eine Art Hof- und Gelegenheitsdichter, Joh. Christian Günther aus Striegau in Schlesien (1695—1723) aus der Mitte dieser konventionellen Formalisten uns lichtvoll entgegen, dem, um „ein Dichter im vollen Sinne des Wortes“ zu sein, zum Genie nur das Glück guter Erziehung, höherer Bildung und besserer Zeiten fehlte. Phantasie und Gemüth, rasche lebendige Auffassung und Gewandtheit der Darbildung, Wahrheit der Empfindung und Frische des

1) In Weichmann's „Poesie der Niedersachsen“, 6 Bände (von 1721 bis 1738), findet man eine große Zahl meist hierher gehöriger Dichter. Canitz und Besser sind von Varnhagen im 4. Bande seiner „Biographischen Denkmäler“ näher charakterisirt.

Lebens zeichnen seine literarische Produktivität im Ganzen vortheilhaft aus. Daß er trotz dem Allem den Preis der reinen Klassik nicht gewinnen konnte, davon lag die Schuld in der traurigen Verwüstung seiner Jugend neben dem Mangel günstiger Verhältnisse [1]).

„Geburt, Exempel, Noth und Jugend
Sind Ursach, daß ich fehlen muß" —

so sagt er von sich selber, und es scheint, er sagt so ziemlich die Wahrheit. Überhaupt sind seine Gedichte meistens Selbstgeständnisse seines Lebens, und weil er fast überall ihr Mittel- und Beziehungspunkt ist, bilden sie eine eigentlich poetische Charakteristik seiner Person. Günther, von Natur bei angeborener Gutmüthigkeit mehr den pathologischen Mächten anheimgegeben, als mit der Energie des Willens begünstiget, fand zu bald Gelegenheit, jene Seite des Charakters durch frühzeitige und zu weit getriebene ästhetische Beschäftigung zu fördern, welche oft lebendige Jünglinge, in denen die Empfindungen über die Geistesintensität vorwalten, zu sinnlicher Charakterlosigkeit verführt. So ohne rechte sittliche und geisteskräftige Vorübung trat er in die Mitte einer rohen, wilden Studentenwelt, welche ihren Beruf mehr in die Barbarei des Renommistenwesens, als in den Ernst freier Wissenschaft setzen wollte. Günther gerieth bald in die Extreme dieses Treibens, worin er zuerst seinen moralischen und nicht lange darauf auch seinen phy-

---

1) Goethe schreibt von ihm („Dichtung und Wahrheit", Bd. II, S. 81): „Hier gedenken wir nur Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf." Wir geben den Ausspruch in Absicht auf poetische Begabung gern zu, ohne jedoch ihn im Uebrigen ganz zu unterschreiben. — Daß Gervinus (Bd. III, S. 517 ff.) mit einem unberechtigten Seitenblicke auf Goethe's lobendes Urtheil über Günther's Dichtung auf eine ästhetisch nicht hinlänglich motivirte Weise den Stab bricht, ist bereits von Andern (z. B. Prutz) mißbilligend bemerkt worden. Dieser Letztere hat in seiner Schrift: „Der Göttinger Dichterbund", S. 56 ff., eine kurze, aber im Ganzen ziemlich treffende Charakteristik Günther's gegeben. Seine Gedichte erschienen, Breslau 1723, nachmals in mehreren Auflagen. Anziehende und belehrende Bemerkungen über ihn giebt Hoffmann von Fallersleben in den „Spenden zur deutschen Literaturgeschichte", 1845, 2 Bändchen.

sischen Untergang fand. Zerfallen mit seinem Gotte, wie mit seinem Willen und Gewissen, mit der Welt entzweiet und von ihrer Gunst verlassen, der Noth und dem Zorne eines unbarmherzigen Vaters, der ihn schon als Knaben mit Stockschlägen von den poetischen Studien abzutreiben suchte, ausgesetzt, verlor er wie den Muth, so allen Halt des Lebens. „Ich strauchle selber mit Verdruß“, singt er im traurigen Bewußtsein seiner Schwäche. Und so sehen wir ihn denn auch in seinen Gedichten schwankend und unsicher, von ungezügelter Wildheit zu zartester Gefühligkeit, von leidenschaftlichem Hasse zu weicher Milde übergehen, hier demüthig-fromm, dort trotzig sich geberden, bald in reinem Flusse echt poetischer Melodik daherschreiten [1]), bald in den Tönen gemeiner Sinnlichkeit und platter Obscönität sich verlieren. Wenn ihn heute die reine Idee begeisterte, dichtete er morgen im Taumel des Rausches. So konnte er denn bei aller Gunst des Talents die lichte Höhe ästhetischer Freiheit nicht gewinnen, und giebt uns in seinen Dichtungen mehr die Zufälligkeit seiner Subjektivität, als die reine Gestalt objektiver Schönheit. Wie in der poetischen Begabung, in der gesammten Persönlichkeit und den Lebensschicksalen, ist er auch in der ästhetischen Charakteristik seiner Produktionen dem späteren Bürger vergleichbar, der ihm gleichsam als sein poetischer Doppelgänger nachgeboren wurde.

Anfangs war Günther, gleich den meisten unter den damaligen Dichtern, in der unnatürlichen Weise der letzten Schlesier befangen und daher im Stande, wie Wernike, nach seiner Umkehr das Mangelhafte derselben seinerseits um so treffender zu bezeichnen. Mit Recht weist Goethe darauf hin, wie er in Gelegenheitsgedichten mit Leichtigkeit alle Zustände durch's Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Überlieferungen zu schmücken verstanden habe. Er hebt sich gerade hiermit über seine poetische Umgebung bedeutsam empor, wie er seine originale Weihe dadurch noch insbesondere bethätiget, daß er die formale Konvenienz der Zeit mit

1) So z. B. das schöne Gedicht „An die ehemaligen Jugendjahre“ oder „Das Gedenklied an Lama“, ebenso das Studentenlied „Brüder, laßt uns lustig sein“. u. s. w.

dem Hauche lebendiger Wahrheit zu durchdringen vermochte. Günther hat sich so ziemlich in allen Fächern und Weisen der Lyrik versucht, im Liede wie in der Ode, im Gebiete des Geistlichen wie des Weltlichen. Den geistlichen Dichtungen fehlt bei oft unverkennbarer Erhebung und Gefühlsinnigkeit doch die angemessene Haltung und Würde. Unter den weltlichen Gedichten klingen uns einige erotische Lieder mit echt anakreontischer Leichtigkeit und Gefälligkeit, zugleich mit echter Naturwahrheit der Empfindung entgegen. Wir möchten ihn auf diesem Felde, namentlich wo er die Erotik an die Gelegenheit knüpft, als einen unserer besten Lyriker begrüßen, hätte er den Ton durchgehends rein und gleichmäßig zu halten gewußt. Die Liebe war überhaupt die eigentliche Seele seiner Dichtung; wie er denn auch im Leben viel und Viele liebte [1]). Die Studentenlieder zeigen, obwohl oft markig und voll schöner Lebensfrische, doch meist zu sehr ihren Ursprung und die damalige etwas überrohe Stimmung akademischer Jugendlust. Seine vielgefeierte und, sonderbar genug, auch von Gervinus aus dem ästhetischen Gesichtspunkte vorzugsweise betonte Ode „Auf den Frieden mit der Pforte" trägt gerade den Hauptfehler des Dichters, die Unsicherheit und Haltungslosigkeit in der Ausführung, wenigstens nach unserem Dafürhalten, am offenbarsten an sich. Die poetische Erhebung wird durch die lohndienerische Panegyrik paralysirt, das Feierliche von dem Gemeinen verdrängt, die Begeisterung von der Plattheit begleitet. Einzelne gute Schilderungen können für die matte Langweiligkeit des Ganzen keinen Ersatz geben. — Was im Übrigen durch seine gesammte Dichtung eigenthümlich hindurchzieht, ist die emancipative Richtung, welche später in der Zeit des Sturms und Dranges während der siebenziger Jahre die jungdeutsche kraftgenialische Dichterwelt charakterisirte. Daher vernimmt man denn fast überall in seinen Dichtungen den Ton satyrischer Gereiztheit, der sich scharf genug ausspricht, gleichsam um die subjektive Verstimmung

---

1) In einem Gedichte sagt er:

„Wer Lieb' und Brunst nicht kennt, der kann kein Dichter sein."

Sonst gesteht er selbst von sich, daß er in der Liebe „ein ziemlich weit Gewissen habe, worin er schon manches Dutzend begraben".

an den Gebrechen der Zeit ihre Launen büßen zu lassen. Im Ganzen dürfte Goethe Recht haben, wenn er von Günther sagt: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten."

Neben Günther dürfen wir Brockes stellen, wenn auch nicht in Absicht auf poetische Begabung und nationalliterarische Bedeutsamkeit, doch immerhin aus dem Gesichtspunkte einer freieren Bewegung und phantasiereicheren Darstellung gegenüber der formellen Nüchternheit und konventionellen Haltung der meisten gleichzeitigen Dichter. An ihn knüpft sich der Anfang der malerisch-didaktischen Seite unserer Literatur während des achtzehnten Jahrhunderts. Haller, die Schweizer Schule, Kleist, auch Klopstock, von Späteren abzusehen, wandeln auf dem von ihm zuerst betretenen Wege. Brockes (Barth. Heinr.) aus Hamburg 1680—1747) gehört dem Vaterlande nach und wegen der Opposition gegen die literarische Autorität der ostdeutschen Dichter (in Obersachsen und Schlesien) den Niedersachsen an [1]), von denen er sich jedoch dem wesentlichen Charakter seiner Dichtungen nach, wie so eben bemerkt, entfernt. Der Italiener Marino, sowie der Engländer Thomson sind seine nächsten Wegweiser und Führer. Mit beiden war er durch eigene Übersetzungen näher vertraut [2]); von ihnen lernte er eben die Kunst der poetischen Malerei und Naturschilderung, deren wir vorhin erwähnt. Hiermit verband er die religiös-kontemplative Didaxis, woraus eine Art physikotheologische Dichtung erwuchs. In seinem bekannten Werke „Irdisches Vergnügen in Gott", welches nach seinem ersten Erscheinen noch in diese Zeit fällt (1721), giebt Brockes ein vollständiges Panorama teleologischer Naturbetrachtung; es wird darin eine wahre poetisch-mikroskopische Naturtheologie vorgetragen, und jede mögliche Sinnesanschauung zur Verherrlichung der göttlichen

1) In Weichmann's Sammlung der Dichtungen der Niedersachsen findet sich daher auch Brockes.

2) So übersetzte er den „Bethlehemitischen Kindermord" (La strage degli Innocenti) des Marino aus dem Italienischen und die „Jahreszeiten" des Thomson aus dem Englischen. Auch Pope's „Versuch über den Menschen" wurde von ihm verdeutscht.

Macht und Weisheit aufgeboten. Alle fünf Sinne, den Geschmack nicht ausgenommen, liefern Beiträge zu dem wohlgemeinten Panegyrikus des Schöpfers; Augen, Ohren und selbst die Nase [1]) sind nach allen Seiten hin offen, um jegliches Fäserchen, jeglichen Ton und jegliche Bewegung in der Natur aufzufassen und als Beleg zur Theorie der Zweckmäßigkeit in der Weltschöpfung darzubieten. Der Frühling insbesondere wird nach allen seinen Schönheiten und Scenen betrachtet und geschildert, so daß das berühmte Gedicht von Kleist, „Der Frühling", gleichsam nur als ein poetischer Auszug aus dem Werke von Brockes zu betrachten ist. Obwohl nun durch dieses bunte und breite Durcheinander (neun Theile) manche schöne Farbe schimmert, aus dem wortreichen Verssysteme mancher Ton reiner Melodie erklingt und neben dem Gesuchten die Wahrheit des Gemüthes sich in vielfachen Zügen offenbart; so herrscht doch im Ganzen eine pedantische Monotonie, welche um so ermüdender ist, als weder durch originelle Auffassung noch durch echt philosophische Weltbetrachtung dem Geiste sonst ein höheres Interesse geboten wird, abgesehen davon, daß die mikrologische Detailmalerei sich sehr oft in's Alberne und Läppische verirrt, gedankenleeres Geschwätz die ästhetische Anschauung trübt, die Versificirung nicht selten in bare Reimerei ausgeht, und überhaupt vielfach ein bloßes empfindsames Spiel mit Gott und seinen Werken getrieben wird. Die Sache aber, auf welche es hier eigentlich ankommt, bleibt zunächst, daß Brockes in seinen Dichtungen, z. B. in seinen „Schwanengesange", namentlich aber in jener größeren das Recht naturwahrer Empfindung der konventionellen Formalität gegenüber behauptet und die Elemente, sowie die Weisen der Schweizer-Klopstock'schen Poesie vorgebildet und dargeboten hat. Malerei und Musik, Sentimentalität und

---

1) „So viel hundert tausend Blumen,
So viel süße Specerei,
Was in Indien, Idumen
Wächst und in der Barbarei,
Könnte kein Geschöpf gebrauchen
Und müßt' ohne Nutz verrauchen,
Wär' die Nase nicht geschickt,
Daß sie sich dadurch erquickt."

Natursinn, Religion und Moral, diese Punkte sind es, welche er überhaupt unserer Poesie näher brachte; und sowohl hierdurch als auch durch die Betonung des englischen Geschmackes vor dem französischen hat er mit bedeutsamer Wirkung in Art und Gang der neuen Nationalliteratur eingegriffen, wogegen nicht streitet, daß dem Enthusiasmus seiner Zeitgenossen (Weichmann nennt ihn den niedersächsischen Apoll) bald eine Art Vergessenheit folgte, die jedenfalls Motive genug in der ganzen literarischen Haltung seiner Werke hat, doch in Absicht auf einzelne Partien nicht so durchgehends verdient ist, als es Manchem scheinen möchte.

An Günther einigermaßen durch poetisches Talent, an Brockes durch Richtung und religiöse Färbung reihet sich, wesentlich auch der Zeit nach, Karl Friedrich Drollinger (1688 bis 1742), der, aus Durlach gebürtig und später in Basel lebend, den Übergang aus dem Norden nach der Schweiz hin bezeichnet, wo jene Richtung ihre höhere Ausbildung und ihren bestimmteren Charakter gewinnen sollte. Drollinger stand anfangs, wie die meisten bisher genannten Dichter, noch auf dem Standpunkte der letzten Schlesier, gegen welche er dann, zunächst in der Weise der konventionellen Hofpoesie, später aber, unter dem Einflusse eben von Brockes, mit ernster Bemühung um ein besseres Ziel seine literarischen Kräfte wendete. Seine Produktionen zeigen mehr oder minder noch die Folgen seiner ersten Neigung und verrathen der Form nach vielfach die Spuren der konventionellen Zierlichkeit und sprachlichen Eleganz, oft selbst auf Kosten des Gehalts, allein im Ganzen erheben sie sich doch durch unverkennbare Spuren eines höheren dichterischen Berufs eben so erfreulich über die nüchterne Pedanterie jener Hofpoeten, als sie die Züge der Lohenstein'schen und Hoffmann'schen Üppigkeit und Gesuchtheit von sich abgestreift haben. Gegen die nichtige Gelegenheitsreimerei hat er sich mit eben so viel Entschiedenheit ausgesprochen, als er eine freiere Bewegung in Rhythmus und Sprache in Anspruch nahm. In ihm regte sich der eigentliche Quell, woraus die Dichtung sich beleben muß, das Herz, so sehr er auch wieder eine reine Technik der Darstellung fordern zu müssen glaubte. Er stand von dieser Seite auf dem wahren Punkte hinsichtlich klassischer Werthbedeutung der Poesie, wenn

auch der richtigen Ansicht und dem rechten Wollen die Vollbringung nicht ganz entsprach. Daß er in Absicht auf den Gehalt das Dürftige und Mangelhafte der bisherigen Literatur fühlte, geht daraus hervor, daß er meinte, nur durch den geistlichen Stoff könne die deutsche Muse angemessen begeistert werden; wie denn auch gerade seine eigenen besten Dichtungen diesem Gebiete angehören [1]). Drollinger traf auf seiner poetischen Laufbahn noch mit Haller zusammen, dem er namentlich in Absicht auf das Gehaltene im Tone und die Präcision im Ausdrucke rühmlich an die Seite tritt, während er ihn an gemüthlicher Innerlichkeit bedeutend übertrifft.

Die nationale Prosa hat in dem Zeitraume, von welchem wir bisher geredet, nichts aufzuweisen, was als nationalliterarisch bedeutsam erscheinen könnte. Wir sehen sie noch in der Mühe begriffen, sich von dem Drucke, welchen die Schule und mit ihr die lateinische Sprache auf sie übte, zu befreien. Was desfalls Thomasius und Christian Wolff geleistet, ist bereits oben erwähnt worden. Man hat das ehrenwerthe Streben derselben anzuerkennen, ohne darum ihren Werken ästhetische Geltung zuzugestehen. Breite Unbehülflichkeit ist ihr Charakter.

Zweites Kapitel.

Die nationalliterarische Doktrin und Kritik vor Lessing.

Die neudeutsche Literatur ist im Elemente der Kritik und doktrinellen Pflege erwachsen und fortgebildet worden. Sie trägt daher auch unverkennbar die Signatur dieser Erziehung. Gleich mit den ersten regenerativen Regungen tritt die kritische Bewegung heran, gesellt sich dann begleitend zu jedem Schritte des nationalliterarischen Fortgangs, wirkt mit zu jeder neuen Gestaltung, bis

1) So z. B. „Das Lob der Gottheit", „Die Unsterblichkeit", „Die göttliche Vorsehung".

auf die Gegenwart die Hauptepochen vermittelnd und lebendige Entwickelung bestimmend und treibend. Von Wernike's kritisch-polemischen Überschriften bis zu den Xenien (1797) tönt ihre ununterbrochene Sprache durch das ganze Jahrhundert hin; von den Xenien empfängt dann die neue Romantik die kritische Rolle, deren sich späterhin im neunzehnten Jahrhundert die philosophischen Schulen mehr und mehr zu bemächtigen suchen.

Gleichwie in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die neuen Richtungen der literarischen Produktion sich noch in unsicherer und unklarer Gegenseitigkeit durchkreuzten und in der Krisis ihrer Entwickelung aus den Traditionen des siebenzehnten Jahrhunderts noch vielfach ineinanderliefen, so daß z. B. in Weichmann's Sammlung der niedersächsischen Dichtungen Anhänger von Hoffmannswaldau neben den ceremoniellen Hof- und Gelegenheitsdichtern, der religiös-sentimentale Brockes neben dem schwülstigen Postel in bunter Mischung lagern; so blieben auch die ersten kritischen Unternehmungen noch ohne bestimmte Standpunkte und entschiedene Grundsätze. Wir sehen sie mehr in polemischer Plänkelei als in theoretischer Schlachtordnung vorschreiten. Bereits haben wir Wernike als den Vordermann in diesem kritischen Guerillaskriege charakterisirt. Obwohl in gleichem Bezuge neben ihm noch Andere, wie z. B. schon Canitz und dann Neukirch, sich in satyrischer Weise vernehmen ließen, so reihet sich doch an jenen polemischen Epigrammatisten, nach Tendenz und Methode, Chr. L. Liscow (1701—60) zunächst an, den man wohl zu seiner Zeit den deutschen Swift zu nennen pflegte. Seine Satyre hat ihm in unserer Literaturgeschichte einen Platz neben dem etwas späteren Rabener gegeben, den er jedoch, obwohl weniger genannt, an Männlichkeit der Gesinnung, an geistreicher Schärfe der Ironie, an philosophischer Auffassung, vor Allem an Muth und Kunst, das Allgemeine an persönlichen Repräsentanten anschaulich zu individualisiren, bei Weitem übertrifft. In sprachlicher Bildung muß er ihm freilich weichen, doch nicht an stylistischer Charakteristik und Lebendigkeit. In dieser Hinsicht können wir mit Klotz (in seiner „Deutschen Bibliothek“) sagen: „Liscow ist ein größerer Satyriker, Rabener ein besserer Schriftsteller.“ Liscow's satyrische Feldzüge richten sich haup-

sächlich gegen zwei Punkte, gegen die symbol-theologische Orthodoxie und die Anmaßung der literarischen Mittelmäßigkeit. In beiderlei Hinsicht darf er nach Ziel, Taktik und Wahrheitsliebe als Vorläufer Lessing's betrachtet werden. Selbst in der persönlichen Anknüpfung seiner Polemik gleicht er diesem. Oder sind nicht die Sievers, Philippi und Manzel Liscow's gewissermaßen Anticipationen der Göze und Klotze Lessing's? Wie dieser richtete auch Liscow gegen jeden Absolutismus im Gebiete des Geistes seine Waffen, um das Recht der Freiheit zu vertheidigen, ohne jedoch einem anarchischen Sanskülottismus zu huldigen. Gleicherweise legte er aber auch das Schwert nieder, sobald der Gegner, wie z. B. Philippi, in's Unglück gerieth, wo er ihm eher Mitleid als Strafe zu verdienen schien; obwohl nicht zu verkennen, daß er sich mannigmal von der persönlichen Antipathie und Gereiztheit mehr als billig und ästhetisch verzeihlich hinreißen ließ, was sich namentlich in seinen Invektiven gegen den Magister Sievers offenbart. Wir haben nun hier vorzüglich nur Liscow's literarische Satyre zu erwähnen. Er greift mit ihr in alle falschen Strebungen seiner Zeit; selbst Gottsched bleibt nicht unberührt. Stark genug kündigt er seine Fehden an, wenn er sagt, daß er es auf das „gelehrte Ungeziefer", auf die „Flöhe, Mücken und Fliegen der Literatur" abgesehn habe. Die Schrift „Von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Skribenten" gehört besonders hierher [1]). Kein Stand noch Rang, kein Geistes- und Lebensgeschäft wird geschont, sobald die Thorheit in ihm sich geltend macht. Am empfindlichsten aber fällt die Geißel auf die anmaßlichen Wortführer literarischer Mittelmäßigkeit und geistloser wochenschriftlicher Betriebsamkeit. Diese Seite bildet eigentlich den Mittelpunkt der ganzen Schrift; die anderen Nichtigkeiten werden meist nur beziehungsweise mitberührt [2]), wobei die Neigung, sich gegen das Kleinliche und Unbedeutende auszulassen, oft allzusehr hervortritt. Daß Liscow

---

1) Liscow selbst veranstaltete 1739 eine Ausgabe seiner Schriften. 1806 gab sie Karl Müchler neuerdings in 3 Bänden heraus (Berlin).

2) Charakteristisch und treffend ist die geharnischte Vorrede zu der obigen Schrift, welche 1734 zuerst erschien.

durch seine Satyre sich mehrfach Feindschaften zuzog, mag hier ohne nähere Erwähnung bleiben, sowie auch seine sonstigen Verhältnisse, seine diplomatischen Sendungen, seine Differenzen mit Graf Danckelmann und namentlich mit dem damaligen sächsischen Minister, dem Grafen Brühl, nicht hierher gehören [1]).

Unter solchen satyrisch-kritischen Feldzügen nun bildete sich allmälig die Doktrin hervor und bereitete der Kritik die Waffen zum Behuf absichtlicher Herstellung eines besseren Geschmacks und eines nationaleren Charakters unserer Literatur. Es geschah nämlich gegen den Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, daß gleichsam an den beiden Polen des Vaterlandes sich zwei bestimmte doktrinelle Richtungen geltend machten, welche unter dem Namen der Leipziger- und Schweizerschule eben so berühmt als in Absicht auf ihre oft ärgerliche Polemik berüchtigt geworden sind. Wie hoch oder gering ihre Leistungen an und für sich anzuschlagen sein mögen, wie viel Einseitiges, welch große Geistesbeschränktheit sich hüben und drüben kundgegeben habe, wie ausschließlich ihre Häupter, Gottsched dort, Bodmer hier, die literarische Autorität in sich fixiren wollten, — immerhin behaupten diese Schulpartien in unserer Literaturgeschichte eine bedeutsame Stelle.

Zunächst und vor Allem haben sie dazu gedient, die literarischen Principien und Standpunkte, welche bis dahin geherrscht, zu entschiedenem Bewußtsein zu bringen und dadurch dann wieder auch ihre Unzulänglichkeit herauszustellen. Die starkgeprägte Polemik rüttelte selbst das größere Publikum aus der Gleichgültigkeit auf und nöthigte es zu bestimmterer Theilnahme an den Literaturverhältnissen des Vaterlands. Durch die an eine anmaßliche literarische Schulsouveränetät sich knüpfenden lauten Streitigkeiten und Parteibewegungen, sowie durch die Berufungen an die öffentliche Meinung wurde die Literaturangelegenheit von da an mehr und mehr eine Sache des Volks, was sie seitdem immer bei uns

1) Daß er durch denselben auf der Eilenburg gefangen gehalten worden, hat Helbig in seiner Monographie „Ch. L. Liscow" (Dresden 1844) widerlegt. In dieser verdienstlichen Schrift vindicirt der Verfasser auch die Schreibart Liscow statt Liscov. Vgl. auch G. C. F. Lisch's „Leben Liscow's" (Schwerin 1845).

geblieben, indem keine Diktatur einer gouvernementalen aristokratisch-monarchischen Akademie wie in Frankreich sich zu bilden vermochte. Der Ausgang dieser schuldespotischen Versuche und Tendenzen selbst zeigte (wie es später bei ähnlichen Erscheinungen z. B. der romantischen Schule der Fall war), daß überhaupt eine allgemein regulative Bevormundung in unserer Literatur zu keiner nachhaltigen Macht gelangen kann.

Andererseits diente die Wechselwirkung beider Schulen, wenn auch, wie bemerkt, wesentlich eine kriegerische, doch dazu, die vielfachen Elemente, welche bereits vorlagen, sich näher zu bringen; aus der Feindschaft erzeugte sich die Erkenntniß der Verwandtschaft. Nord- und Süddeutschland, Niedersachsen, Obersachsen und Schlesien begegneten sich und glichen sich allmälig aus. Klopstock, der Nordische, wurde der Abgott der Schweizer; Sulzer, der Schweizer-Süddeutsche, zog nach Berlin und trat in den großen Bund der nordischen Preußen; Halle näherte sich Zürich; aus Gottsched's Schule gingen die Bremer Beitragsgenossen hervor, welche sich wieder, wenn auch ohne bestimmte Absicht, zwischen die beiden streitenden Parteien stellten. Daß diese selbst für den gleichen Zweck, die Herstellung eines besseren Geschmacks, eifrigst arbeiten wollten, daß sie vornehmlich der deutschen Sprache Selbstständigkeit und nationale Reinheit zu gewinnen suchten, die Kenntniß der national-historischen Literaturverhältnisse durch Hinweisung auf ältere und alte Nationalwerke mit vaterländischem Ernste förderten, daß sie der ästhetischen Kritik zuerst eine grundsätzliche Basis gaben und zu einer selbstbewußten Orientirung vermittelten, daß sie endlich die reformatorische Bewegung selbst durch ihre Schulsystematik zunächst hervorriefen, diese und ähnliche Beziehungen treten als nicht unbedeutende Momente in den Kreis der geschichtlichen Beurtheilung und Würdigung und fordern auf, den Blick über das Mangelhafte aller Art, das uns auf beiden Seiten begegnet, für's erste hinwegzuheben.

Anfangs bestanden diese zwei literarischen Parteien in friedlicher Wirksamkeit neben einander, jede einen der bereits oben bezeichneten literarischen Standpunkte vertretend, indem die Leipziger die verständig-konventionelle, die Schweizer in Zürich die

malerisch-didaktische Doktrin zu systematisiren suchten. Ihre Häupter, Gottsched und Bodmer (dieser in Verbindung mit Breitinger), theilten bis um die Mitte der dreißiger Jahre und noch etwas weiter hinauf so ziemlich ihre Ansichten über die früheren Dichter, ja, Bodmer ließ noch 1738 in Gottsched's Beiträgen ein Gedicht abdrucken, worin er diesen sogar lobend erwähnt; allein die Keime ihres Zwiespaltes waren doch gleich von Anfang an nicht ganz zu verkennen. Die Streitigkeiten unter ihnen knüpfen sich in ihrem ersten Ursprunge bereits an die Wochenschriften, welche um das dritte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts nach dem Vorbilde der englischen moralischen Wochenschriften, unter denen „Der Zuschauer" von Addison die beliebteste war, in Deutschland aufkamen. Seit 1721 gaben nach diesen Mustern Bodmer und Breitinger mit Anderen in Zürich die Zeitschrift „Diskurse der Maler" heraus, ein moralisch-ästhetisches Blatt, worin auch Literarisches besprochen wurde. Diesem Journale gegenüber erschienen in Hamburg der „Patriot", und von Seiten Gottsched's „Die vernünftigen Tadlerinnen", in denen die abweichenden Ansichten nicht verborgen blieben, wodurch denn alsbald Gegenschriften veranlaßt wurden. So eingeleitet, entwickelte sich die Mißhelligkeit in fortschreitender Bewegung durch mancherlei polemische Berührungen und Schriften ein ganzes Jahrzehnt hindurch und brach endlich um den Anfang der vierziger Jahre eben in jenen vielbesprochenen literarischen Krieg aus, welcher sich erst gegen Ende des genannten Jahrzehnts selbst schloß, nachdem Klopstock auf dem Boden der schweizerischen Dichtung emporgestiegen und die Bremer Beitragsgenossenschaft aus Gottsched's Schule hervorgetreten war. Die Hauptveranlassung gab allerdings Gottsched, indem er in einseitiger Überschätzung seiner eigenen literarischen Bedeutung und in beschränkter Ausschließlichkeit gegen die literarischen Fortstrebungen der Zeit, zugleich vereitelt durch die Lobhudeleien seiner Anhänger, sich eine absolute Schulherrschaft über die ganze deutsche Literatur anmaßen wollte und in dieser Anmaßung auch die abweichenden freieren Bewegungen der Schweizer kritisch meisterte und eifersüchtig befeindete. Da er selbst dem französischen Geschmacke huldigte, für den englischen aber, der den Schweizern mehr zusagte, kein Organ hatte, so

knüpfte sich seine Befehdung hauptsächlich an Bodmer's Übersetzung von Milton's „Verlorenem Paradiese“ (welche zuerst 1732 erschienen war). Anfangs fand er weniger dagegen zu bemerken; als aber seit 1740 die Schweizer (Bodmer und Breitinger) mit mehreren theoretisch-ästhetischen Schriften, namentlich Bodmer mit der Abhandlung „Über das Wunderbare“ hervortraten, in denen der englische Standpunkt nicht ohne Seitenblicke auf die Leipziger und Gottsched vertheidiget und überhaupt die malerische Poesie der konventionellen gegenüber empfohlen wurde, da entbrannte Gottsched's Zorn, der, wie bemerkt, schon durch frühere literarische Plänkeleien gereizt war, um so heftiger, als seine Autoritätsherrschaft, die er gerade damals in der höchsten Anerkenntniß glaubte, ihm dadurch empfindlich verletzt und mißachtet vorkam. Die beiden Hauptschriften, welche gleichsam die Angelpunkte des ganzen Streites bilden, sind Gottsched's „Kritische Dichtkunst“, die bereits 1730 erschien und mehrere Auflagen erlebte, und Breitinger's Werk „Kritik der poetischen Kunst“ (1740), welches das ganze antagonistische Gegenstück des Gottsched'schen darstellt. Wir sehen übrigens hier billig ab von all den besonderen Wechselverhältnissen, die sich in diesem Kampfe ergaben, und wollen nur die Häupter der beiden Parteien in wenigen Zügen näher charakterisiren, nachdem wir im Allgemeinen bemerkt, daß in den Schweizern sich mehr das Princip des Fortschrittes und der plastischen Phantasie regte, während die Gottschedianer der Stabilität und verständigen Formalität befreundet blieben.

Joh. Christ. Gottsched (1700—66), von Geburt ein Ostpreuße (aus Judenkirch bei Königsberg), begab sich schon frühzeitig, aus Furcht vor dem Kriegsdienste, dem er wegen seines ansehnlichen Wuchses ausgesetzt war, nach Leipzig, welches etwas später der Schauplatz seiner literarischen Oberherrlichkeit werden sollte. Hier nämlich, durch günstige Vermittelung bald zum öffentlichen akademischen Lehramte befördert, von zahlreicher Zuhörerschaft umgeben, zugleich Mittelpunkt der dortigen deutschen Gesellschaft, wodurch ihm Gelegenheit wurde, mit vielen angesehenen Männern und Schriftstellern, sowie mit dem größeren Publikum in Verbindung und Beziehung zu treten, dabei vielgeschäftig und nicht ohne mehrseitige Kenntnisse, war er im Besitze wirksamer

und umfassender Mittel, um sich zu einer bedeutenden literarischen Autorität zu erheben. Diese entwickelte er bald in näheren und entfernteren Kreisen, theils durch die Menge seiner Schüler, die nach allen Seiten hin sich verbreiteten und auch mehrfach an Lehranstalten thätig wurden, theils durch Zeitschriften und Schulbücher, welche letzteren hauptsächlich in Anschlag zu bringen sind. Seine Laufbahn begann er mit der Herausgabe der Gedichte von Pietsch (1725), einem ceremoniellen Gelegenheitsdichter, der sein Lehrer gewesen, und den er hauptsächlich nebst Canitz und Neukirch als einen der Repräsentanten der echt klassischen Nationaldichtung betrachtet wissen wollte [1]. Ungefähr gleichzeitig erschien seine oben genannte moralische Wochenschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen“.

Beide literarische Unternehmungen charakterisiren bereits den Geschmacksstandpunkt, welchen Gottsched stets behauptete, und den er nur in seinen vielen späteren Schriften entschiedener hervorbildete und geltend machte. Es ist die nüchterne Verstandesformalität, die er schon hier des Breiteren auseinanderlegt. Mehr und mehr drängte er sich auf diese Boileau-französische Abstraktion hin und in dem Maße, als er darin vorschritt, trat er dem englischen Geschmacke entgegen, sowie Allem, was damit zusammenhing. Shakespeare's unsterbliche Werke waren ihm „Barbareien“, und Wieland's Übersetzung derselben, die er noch erlebte, wurde gleichsam ein Nagel zu seinem Sarge. Klopstock's „Messias“ stand ihm ungefähr auf gleicher Stufe, und die Erhabenheit dieses Gedichts galt ihm so ziemlich für Wahnsinn und Thorheit. Er suchte nun jenen Standpunkt geistloser Konvenienz theils durch theoretische und kritische Schriften, theils durch poetische Selbstproduktionen und Übersetzungen zu bethätigen und erwies in diesem Bemühen eine bewundernswerthe Emsigkeit. Die eigene Schreibseligkeit genügte ihm nicht, er trieb auch Andere, mit an dem Werke seiner literarischen Alleinherrschaft zu arbeiten. So bildete er gleichsam eine große Literaturfabrik, worin nur Stoffe nach seiner Leitung und seiner Muster-

1) Vgl. die Vorrede zu der Ausgabe der Gedichte Neukirch's von Gottsched.

lehre geschaffen wurden. Unter Denen, welche ihm zunächst zur Seite standen, sind vornehmlich der Magister Joh. Joachim Schwabe und seine eigene Frau, Luise Victorie Adelgunde Gottsched, geb. Kulmus aus Danzig, zu nennen, welche letztere insbesondere, obwohl ihn an Geist übertreffend, doch allmälig ganz seiner Diktatur sich unterwerfen und in seinem literarischen Dienste wie eine Sklavin arbeiten mußte, zumal im Fache der Übersetzung aus Werken der altklassischen wie der neuen Literatur [1]).

Unter den Schulwerken, wodurch Gottsched seine Autorität hauptsächlich mitbegründete, sind „Die kritische Dichtkunst", seine „Redekunst" und „Deutsche Sprachkunst" diejenigen, welche weithin die einflußreichsten geworden. Was seine anderweiten Arbeiten angeht, so richtete er außer der Literaturgeschichte sein Hauptaugenmerk auf das Drama, wobei ihn neben der guten Gelegenheit, welche ihm die damalige Bühne in Leipzig darbot, wohl auch eine Art Instinkt leiten mochte. Denn von dieser Seite her mußte die nachhaltige Reformation kommen, wie dieses darauf Lessing merkte und mit glücklichem Erfolge benutzte. Hätte Gottsched mehr Talent und eine weniger bornirte Eingenommenheit für die französische Dramatik zur Sache mitgebracht, so möchte ihm von diesem wohlgewählten Punkte aus leicht Besseres und Zeitgemäßeres gelungen sein. Sehen wir von seinen und seiner Frau Übersetzungen namentlich aus dem Französischen ab, so war unter den eigenen dramatischen Werken (welche nebst jenen Übersetzungen in seiner „Deutschen Schaubühne" [1741 ff.] enthalten sind) sein „Kato", den er nach dem Kato des englischen Dichters Addison (welcher selbst aber nicht nach Shakspeare, sondern nach dem Muster der französischen Frosttragödie gearbeitet hatte) abfaßte, nicht nur sein Stolz, sondern auch gleichsam das Normalwerk für seinen und der Seinigen Geschmack. Sein bekanntes, in Verbindung mit der Neuber, damaligen Inhaberin

---

1) Die Briefe dieser achtbaren und wirklich gelehrten Frau sind ein bemerkenswerthes Denkmal ihres Charakters und literarischen Wirkens, auch in literarhistorischer Hinsicht theilweise bedeutsam, indem manche bezeichnende Notiz und Nachricht über die Literatur ihrer Zeit darin vorkommt.

der Leipziger Bühne, an dem Hanswurst vorgenommenes Autodafè übergehen wir, wie noch so Manches, wodurch er theils sein Ansehn fördern, theils seine Erwerblust befriedigen wollte. Er scheuete dabei weder Lächerlichkeiten, noch schämte er sich, zudringlich zu sein und die Albernheit zu begehen, bei jedem Fortschritte der Literatur sich die Initiative anzumaßen. Auf solchen Wegen mußte er denn wohl seinen Sturz sich selber bereiten, und es erregt fast Bedauern, wenn man sieht, wie er, von den neuaufstrebenden Richtungen in Theorie und Praxis überwunden, von seinen Feinden stets heftiger und höhnender angegriffen, von seinen Freunden (z. B. den meisten aus der Bremer Beiträgergenossenschaft) verlassen, zuletzt einsam und mißachtet dasteht, ein warnend Beispiel für Jeden, der den Geist in seiner Person monopolisiren und den Fortgang desselben an sein einseitiges Interesse bannen will [1]).

Übrigens sollte man über Gottsched's Schwächen seine Verdienste nicht vergessen, die sich bei unbefangener Auffassung der nationalliterarischen Zustände jener Zeit unverkennbar herausstellen. Vornehmlich darf wohl darauf hingewiesen werden, daß er das Studium der deutschen Literatur und Sprache zu einem bedeutsamen Zweige der höheren wissenschaftlichen Bildung in Deutschland machte und die Jugend, wenn auch einseitig, in ihre Hallen ernstlich einzuführen bemüht war. Seine kritische Dichtkunst, wie mangelhaft sie auch sein mochte, bezeichnet eine neue Stufe in der Poetik, wenn man sie an die vorhergehenden Schriften der Art von Wahl, Statius, Uhse und Hübner halten will. Hieran knüpft sich sein Eifer, unsere Schriftsprache selbst zunächst von der Ausländerei und den Auswüchsen des Marinismus zu befreien, sie auf ihren eigenen Ausdruck zurückzuführen und der Zufälligkeit zu entnehmen; wobei ihn freilich seine verständige Abstraktion und die Vorliebe für die französische Regelmäßigkeit zu einer verderblichen Entmannung des deutschen

1) Mit fast Aristophaneischer Keckheit behandelt ihn die Neuberin, die, früher seine eifrigste Verbündete, später, von ihm beleidigt, ihn mit allen kennbaren Attributen seiner lächerlich anmaßlichen Persönlichkeit auf's Theater brachte und vor dem Publikum bloßstellte.

Idioms verleitete, dessen tief-originaler Geist unter seiner kalten Hand ersterben mußte. Er wollte den grammatikalisch- und rhetorisch-lebendigen Fortschritt unserer Sprache auf ein akademisches caput mortuum, nach dem Muster der französischen akademischen Sprachkodificirung unter Richelieu und Boileau, reduciren und ein- für allemal zum Abschluß bringen, womit er dem sprachwissenschaftlichen Absolutismus Adelung's vorarbeitete, der wesentlich den Gottsched'schen Standpunkt behauptete und das grammatische wie literar-klassische Gebiet ungefähr in dieselben Grenzen einzuschließen gedachte. Erst spät in unsern Tagen, nachdem die produktiven Genialitäten und Talente jene Grenzen allseitig durchbrochen und dem deutschen Sprachreiche seine natürliche Ausdehnung wieder erobert haben, ist durch Jakob Grimm der grammatische Gesichtskreis desselben von der freiesten und fernsichtlichsten Höhe herab bezeichnet, und die Fülle seines territorialen Inhalts glänzend beleuchtet worden.

Fast noch weniger als die sprachlichen und literar-theoretischen Verdienste Gottsched's hat die Nachwelt seine literar-historischen gewürdigt; und doch darf man sich bei genauerer Ansicht kaum verhehlen, daß er auch hier zuerst in mehr als einem Bezuge Bahn gebrochen, theils durch das, was er in der Sache selbst geleistet, theils durch das, was er auf dieser Seite angeregt hat. Wer seine „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache“ und besonders seinen „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ (1757—1765) mit dem damals Vorhandenen vergleicht, kann trotz Lessing's Tadel [1]) dem Fleiße in Herbeischaffung von allerlei Materialien jedenfalls seine Achtung nicht versagen, wenn er auch mehr Geist für die Behand-

1) Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ hatte in dem ersten Stücke des 3. Bandes Gottsched's „Nöthigen Vorrath“ u. s. w. rühmend angezeigt. Lessing merkte auch hier, wie überall, sofort das Mangelhafte heraus und ließ sich darüber, wie zugleich gegen das nachsichtige Urtheil der Bibliothek, in den „Literaturbriefen“ (Thl. I, S. 92 ff.) tadelnd vernehmen, doch, wie uns scheint, nicht mit hinlänglicher Billigkeit gegen Gottsched. Was man auch darüber denken möge, in mancher Hinsicht ist dieser „Vorrath“ sogar als Vorläufer der berühmten Hamburger Dramaturgie Lessing's zu betrachten.

lung wünschen muß. Erwägen wir nun noch seine Bemühungen für die altdeutsche Literatur, worin er mit den Schweizern zusammentraf, namentlich seine, wenn auch nicht eben gründliche, Bearbeitung Reineke Fuchs (welche Goethe späterhin bei seiner Umbildung dieser Dichtung benutzte), so können wir unser Urtheil über den sonderbaren Mann und Schulmonarchen dahin ohne Bedenken aussprechen, daß er, obgleich über die wahre Bedeutung unserer klassischen Nationalliteratur in Täuschung befangen und über seinen ästhetischen wie philosophischen Beruf in arger Eitelkeit verblendet und in anmaßlicher Überschätzung Zeit und Zeitgenossen mißkennend, doch ein wirklich vaterländischer Mitarbeiter an dem Werke der Wiedergeburt unserer Literatur gewesen ist [1]).

Wie Gottsched an der Spitze der Leipziger stand, so führte Bodmer (1698—1783) das literarische Korps der Schweizer, die in Zürich ihr eigentliches Hauptquartier hatten. Obwohl nach Princip und Richtung von jenem unterschieden, theilte er mit ihm doch, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit gehabt, einerseits das Streben nach wirklicher Förderung der deutschen Literatur, andererseits, wenn auch nicht in gleichem Grade, die Neigung zu einer gewissen Ausschließlichkeit in Geschmack und persönlicher Diktatur [2]). Auch in selbstgefälliger Einbildung tritt er neben Gottsched, indem er sich für einen so großen Dichter hielt, daß er sich wohl gelegentlich einem Äschylus und Sophokles zur Seite stellen mochte. Im Übrigen eben so sehr Enthusiast als sein Nebenbuhler ein verständiger Pedant, bewegte er sich ohne Gründlichkeit ein langes Leben hindurch in mannigfaltigen literarischen Versuchen und Anregungen, wobei er es an menschlichen Schwächen und Lächerlichkeiten seinerseits nicht fehlen ließ.

---

1) Danzel hat in seiner Schrift „Gottsched und seine Zeit" (1848), den literarischen Standpunkt des Mannes angemessen beurtheilt, ebenso auch Schlosser in der Geschichte des 18. Jahrhunderts.

2) „Man mußte seine Oberherrschaft anerkennen", sagt von ihm sein Biograph Hottinger, „und ihr freiwillig huldigen, um von ihm gelitten zu sein" Auch aus dem von Wilhelm Körte 1804 herausgegebenen „Gleim'schen Nachlasse", worin sich Briefe von Bodmer u. s. w. befinden, ersieht man das Streben dieser Schweizer nach literarischem Despotismus.

„Bodmer“, sagt Goethe, „so viel er sich auch bemühet hat, ist theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben.“ Haller wie Hagedorn entzogen ihm seiner Sonderbarkeiten wegen allmälig ihre Neigung, und Klopstock und Wieland vermochten nicht bei ihm auszuharren, obgleich der Erstere ihm nie ganz untreu geworden ist. Wie viel er auch poetisch versucht hat, so ist von seinen Werken fast noch weniger im Gedächtnisse der Nachwelt geblieben, als von denen Gottsched's, mit dem er übrigens hauptsächlich das Verdienst theilt, durch Hinweisung auf altdeutsche Dichtwerke ein bedeutsames Moment des nachfolgenden Fortschrittes unserer Literatur bezeichnet haben. Seine Bemühungen in dieser Hinsicht gingen über die Gottsched'schen dadurch hinaus, daß er tiefer in die mittelalterliche Romantik hineingriff. Denn nicht bloß die Bekanntmachung der berühmten Manesse'schen Sammlung der Minnesänger verdanken wir ihm, sondern auch die Herausgabe mehrer Nibelungenfragmente und anderer Denkmale jener alten Zeit. Hierbei, sowie bei der Herausgabe des Opitz [1]) wurde er freilich von seinem thätigen und gelehrten Freunde Breitinger (1701—76) trefflich unterstützt, der überhaupt der treueste Genosse seiner literarisch-kritischen Strebungen und die eigentlich kritische Säule der ganzen Schule war, wie wenig er sich auch bei seiner Bescheidenheit, die ihn seinem eitlen Principale gegenüber besonders zierte, in den Vordergrund zu drängen suchte [2]). Daß Bodmer durch seine Übersetzungen aus dem

---

1) Die Ausgabe ist unvollendet geblieben. Die beigegebenen literarhistorischen Nachrichten sind meist von Breitinger.

2) Am bemerkenswerthesten ist seine „Kritik der poetischen Kunst“, welche schon oben neben dem ungefähr gleichnamigen Werke von Gottsched angeführt worden. Sie ist gewissermaßen als die eigentliche Bekenntnißschrift der Züricher Literaten gegenüber der Gottsched'schen Schule zu betrachten; wie sie denn auch wesentlich zugleich wider die „Kritische Dichtkunst“ Gottsched's selbst gerichtet ist. Die poetische Malerei, das ästhetische Princip der Schweizer und der ganzen Literaturrichtung, welcher sie angehören, wird darin wissenschaftlich erörtert und zu bestimmter Theorie erhoben. Bodmer's Abhandlung über „Das Wunderbare in der Poesie“ traf mit jener Schrift Breitinger's der Tendenz und Zeit nach zusammen (beide erschienen 1740) und wurde in dieser Verbindung Hauptursache des endlichen unver-

Englischen, unter denen besonders die des „Verlornen Paradieses“ von Milton in Bezug auf die nachfolgende patriarchalische Dichtung, namentlich auch auf Klopstock's „Messias“, epochemachend ist, in die Fortbewegung unserer Literatur zeitgemäß eingriff, mag nicht unbemerkt bleiben, sowie auch, daß er hauptsächlich die von Brockes eingeleitete fromme Dichtung später in seinem Kreise neu herstellte und auf die Spitze des seraphischen Bibelthums zu treiben suchte. Die Poesie Klopstock's, der, wie bekannt, einige Zeit in Bodmer's unmittelbarer Nähe lebte und dichtete, blieb seiner Einwirkung nicht verschlossen; Wieland's Beziehungen zu ihm waren weniger nachhaltig, und die übertriebene theologische Religiosität in dessen ersten Werken, welche aus diesem Boden vornehmlich ihre Nahrung erhielt, konnte in ihrer Unwahrheit sich nicht behaupten.

Die eigenen poetischen Produktionen Bodmer's haben vor denen Gottsched's nicht eben viel voraus. Wie dieser auf dem dramatischen Felde vorzugsweise sein Zelt aufschlug, so glaubte jener, obwohl er sich auch in der Dramatik versuchte, doch ganz eigentlich in der Epik neue Eroberungen zu machen, war aber hier nicht glücklicher als Gottsched dort. Seine vielen geistlosen Patriarchaden stellen sich dicht neben des Letzteren eben so geistlose Schauspiele, und die Bodmer'sche „Noachide“ ist vollkommen in ihrer Art, was der Gottsched'sche „Kato“ in der seinigen. Im Ganzen endete Bodmer so ziemlich wie Gottsched. Er überlebte sich und sein Ansehen und konnte dem Lächerlichen eben so wenig entgehen als dieser. Der Geist der literarischen Reformation und ihrer Bewegungen berührte ihn kaum; um ihn brauste der Sturm der jungen Genialität, aber er verstand seine Stimme nicht. Lessing traf ihn anfangs nur streifend, bald aber in vollem Angriffe gegen sein ganzes System. Auch hierin theilte er das Schicksal seines Nebenbuhlers in Leipzig. Die Literaturbriefe konnten ihn nicht ignoriren, weil er sich ihrer Beachtung aufdrängte, indem er im Punkte der Fabeltheorie gegen Lessing eben so ungebührlich als lächerlich operirte. Sie behandeln ihn

---

holenen Ausbruchs des oben bezeichneten sogenannten Dichterkrieges der beiden Schulen.

als einen Verschollenen und nennen ihn verächtlich genug „den äsopischen Zahnschreier", desgleichen einen „schnackischen Mann", der in der Schweiz „überall willkommen" war, und den die Schweizer „mit jauchzender Bewunderung" austrommelten [1]). Bodmer's unverständige Befehdung des Reims, worin Klopstock sein treuer Jünger und Mitkämpfer wurde, hat sich alsbald selbst gerichtet und mag hier nur als eine von seinen vielen literarischen Sonderbarkeiten Erwähnung finden.

Neben jener Leipziger und Züricher Kritik und literarischen Doktrin geht beinahe gleichzeitig eine preußische, ungefähr in derselben Weise, wie zwischen der französisch-konventionellen Produktion der Sachsen und der malerisch-didaktischen der Schweizer eine specifisch-preußische hindurchläuft, welche bald nachher ihre nähere Charakteristik finden soll. Wie diese preußische Dichtung zunächst von Halle ausging, so weiset auch jene Doktrin und Kritik in ihren ersten Anfängen auf denselben Schauplatz hin. Es ist nun hauptsächlich die Wolff'sche Philosophie, auf deren Grunde beide sich aufbaueten und durch welche sie eben zunächst mit Halle verbunden erscheinen. In der Schule Wolff's hatte sich nämlich gegen die Mitte des Jahrhunderts eine philosophische Theorie der Literatur unter der Benennung Ästhetik zu bilden angefangen. Der bekannte Philosoph Alex. Gottl. Baumgarten, gleich seinem theologischen Bruder Sigmund J. Baumgarten ein Schüler Wolff's, war der eigentliche Urheber derselben, wie auch des Namens, welcher seitdem allmälig für das ganze Gebiet der Kunst und schönwissenschaftlichen Literatur in Deutschland gebräuchlich wurde. Schon ehe Baumgarten 1750 seine „Aesthetica" herausgab, hatte sein Schüler G. Fr. Meier (1748) unter Benutzung jener, noch nicht erschienenen Schrift seines Lehrers „Anfangsgründe der schönen Wissenschaften" bekannt gemacht und sich den Schweizern gegen Gottsched angeschlossen; wie denn das poetische Princip, welches diese neue Wissenschaft aufstellte, nämlich die sinnliche Vollkommenheit des Ausdrucks, mit dem Standpunkte der Züricher näher als mit dem der Leipziger zusammentraf.

1) Bodmer wird in den Literaturbriefen unter seinem angenommenen Namen Hermann Axel aufgeführt. Thl. VII, S. 177 ff.

Was diese neuere literarisch-doktrinelle Erscheinung von den beiden vorhin charakterisirten Schulen besonders unterscheidet, bekundet sich in der bestimmten wissenschaftlichen Grundlage, welche jenen noch mangelte. An die Stelle kritischer Polemik und bloßer doktrineller Ansichten trat das System, auf philosophische Principien gebauet. Seit diesem Versuche hat die deutsche Philosophie bis auf unsere Zeit den Gegenstand in ihr Bereich gezogen und die leitenden Grundsätze für die Wissenschaft der Kunst und Literatur aus dem Schoße ihrer Spekulationen dargeboten.

Nächst Halle war es aber hauptsächlich Berlin, wohin seit 1750 sich die literarische Kritik und Theorie Preußens zurückzog, um hier im Bewußtsein der Freiheit, welche Friedrich d. Gr. damals aller wissenschaftlichen Bewegung gestattete, und in Verbindung mit den philosophischen Denkstrebungen, die unter seinem Schutze sich ohne Zwang entwickeln durften, ihre neue Heimath zu nehmen. Seitdem ist Berlin vorzugsweise der Mittelpunkt der literarisch-kritischen Zeitbewegungen bis in die Sturm- und Drangperiode hinein geblieben; in welcher Weise die neueste ästhetische Doktrin und Kritik dorther Trieb, Bewegung und Ton genommen, wird an gehörigem Orte berichtet werden. Was die Zeit angeht, welche eben hier in Frage kommt, so ist zuvörderst hervorzuheben, daß die „Literaturbriefe“ und die „Allgemeine deutsche Bibliothek“, die ersten wahrhaften journalistischen Literaturmächte, von dort ausgingen. Mendelssohn, der zunächst die halle'sche Theorie weiter ausbildete, eben so sein Freund Nicolai, der mit ihm und Lessing die „Literaturbriefe“ gründete, vor Allen dieser Letztere selbst, welcher von Leipzig nach Berlin wanderte und hier den nächsten Schauplatz seiner reformatorischen Wirksamkeit wählte, würden vor Allen zu erwähnen sein, wenn nicht der wesentliche Gang der national-literarischen Fortbildung es forderte, diese Männer erst in der folgenden Reformationsepoche, an der sie sich gemeinschaftlich so ausgezeichnet betheiligten, und die an ihnen, namentlich an Lessing, ihre eigentlichen ersten Vertreter hatte, vorzugsweise zu berücksichtigen und ihnen daselbst ihre historische Stelle anzuweisen.

Berücksichtiget man den eigenthümlichen Standpunkt der damaligen berlinisch-preußischen Ästhetik (über den eben Lessing

alsbald hinausging), so beschränkt er sich wesentlich auf die Grundsätze der halle'schen Doktrin. Wir haben so eben im Vorbeigehen angedeutet, wie Mendelssohn sich die Weiterbildung derselben (auf dem Grunde eines empirischen Rationalismus) angelegen sein ließ. Auch die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" (1757 ff.), welche Nicolai in Verbindung mit Weiße besorgte, hielt sich ungefähr auf gleicher Linie. Vornehmste Vertreter jenes Standpunktes aber waren damals Sulzer und besonders Ramler. Sulzer (1720—79) hatte, als Schweizer von Geburt (er stammte aus Winterthur im Canton Zürich), seinen literarischen Ausgangspunkt in Bodmer's Schule, über den er auch dem Wesen nach niemals hinausgekommen ist, wie schon Andere deutlich genug bemerkt haben. Die „Noachide" jenes seines literarischen Patrons blieb ihm daher das ständige Musterbuch, aus dem er die meisten Beispiele für seine ästhetischen Lehren entnahm. Auch in der Bestreitung des Reims hielt er zu dessen Fahne. Frühzeitig nach Preußen versetzt (als Hauslehrer in Magdeburg), kam er in Berührung mit den halle'schen Literaten, ebenso mit Gleim, und nahm bald auch an ihrer Brieffreundschaftelei eifrig Theil. Als er nach Berlin überging (1747), suchte er, den dortigen Literaturfreunden, besonders Ramler, der kurz vor ihm hingekommen, sich anzuschließen. Hier nun eignete er sich Einiges von der nordischen Weise der Darstellung an, ohne jedoch seinen vaterländischen Literargesichtspunkt zu ändern; vielmehr bestand sein eigentliches Bemühen darin, diesen in einer Art philosophisch-ästhetischen Eklekticismus theoretisch festzustellen, indem er die Wolffisch-Haller Lehre mit französischen Sätzen des durch Ramler verdeutschten Batteux, und die Schweizer Moralästhetik mit der Gottsched'schen Formalitätstechnik in Verbindung brachte. Auf diesem Wege entstand seit 1760, also gerade mit den Literaturbriefen (1759), Sulzer's berühmtes Werk, „Die allgemeine Theorie der schönen Künste". Durch das französische Werk „Dictionnaire des beaux arts" von La Combe zunächst veranlaßt, erschien es indeß erst 1771 und bildete so mit seinem veralteten und während seiner zehnjährigen Ausarbeitung völlig überwundenen Standpunkte einen wahren literar-theoretischen Anachronismus. Was Lessing und seine Freunde am eifrigsten

bestritten, daß nämlich die sittliche Vervollkommnung der Zweck der Poesie und Kunst sei, dieses gerade suchte Sulzer hier in systematischer Bestimmtheit als obersten ästhetischen Grundsatz festzustellen. Goethe widersetzte sich daher auch (in den Frankfurter Anzeigen) mit Entschiedenheit dieser einseitigen Moralisirungstheorie, und Herder (in den Briefen an Merck) meint, daß alle literarisch-kritischen Artikel des Werks nichts taugen, daß die psychologischen „das langwierigste und darbendste Geschwätz" enthalten, aus dem Ganzen aber „Landsmannschaft und Parteilichkeit" leuchte. Wie sehr Herder namentlich in letzter Hinsicht Recht hatte, beweist schon, wenn wir in dem Buche u. A. lesen müssen, Homer werde dem Bodmer mit Vergnügen seine Stelle neben sich einräumen. Sulzer selbst dachte freilich höher von seinem Werke, wie dieses aus einem Schreiben in den Literaturbriefen hervorgeht, worin er sagt, er werde dadurch den Kunstrichtern den Weg bahnen, „die Theorie des Geschmacks zu einer Gewißheit zu bringen, die der mathematischen nahe kommen könne". Allein schon dieses Mathematisirungsstreben auf dem Gebiete der Philosophie und Kunst zeigt hinlänglich, wie weit sich der Verfasser in die Vergangenheit zurücksetzte. Die Mittelmäßigkeit auf den Thron zu heben, welcher dem Genie gebührt, ist im Übrigen die durchgreifende Tendenz des Werks, das erst durch die späteren Zusätze und Nachträge Anderer in manchem Bezuge literarhistorischen Werth behauptet, in seiner eigenen Gestalt aber nur die Bedeutung hat, die literarische Alltäglichkeit während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bestimmt formulirt und als ein bereits in den sechziger Jahren anerkanntes Corpus delicti dem neuen literar-reformatorischen Nationalgerichte in deutlicher Aktenmäßigkeit überwiesen zu haben.

Höher, obwohl auf derselben Stufenleiter, steht K. W. Ramler (1725—98), der, aus Hinterpommern gebürtig und in frühen Jahren als Lehrer der schönen Wissenschaften und (Wolff'schen) Philosophie bei dem dortigen Kadettencorps berufen, dazu mit dem Talente der Verdeutlichung und einer tüchtigen Schulbildung ausgestattet, das nordische Element verständiger Kritik und Pragmatik wirksam zu vertreten, vor Vielen geeignet war. Mit Sulzer stand er durch die gemeinschaftliche Heraus-

gabe der „Kritischen Nachrichten“ anfangs in engerer literarischer Verbindung, ohne jedoch sonst dessen Richtung und Wege zu theilen. Wenn auch als Dichter und Kritiker in unserer Literatur gleichmäßig genannt, ist er doch mehr dieses, als jenes. Goethe, welcher Letzteres zugesteht, meint doch, „alle seine Gedichte seien gehaltvoll, beschäftigten uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupteten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth“. Mögen wir die zweite Hälfte dieses Urtheils willig unterschreiben, so können wir doch den Gehalt nicht so unbedingt anerkennen, insofern nämlich das poetische Element dabei in Berücksichtigung kommen muß. Überhaupt aber gehört Ramler mit seiner Dichtung und ästhetischen Kritik im Wesentlichen der vorreformatorischen Zeit und ihren Principien an, und, wie vielseitig er auch mit Lessing selbst und dessen literarischen Genossen zusammenwirken mochte, so betheiligte er sich doch nicht an dem eigentlich inneren Leben des neuen Geistes und konnte sich von der conventionellen Technik der französischen Ästhetik nicht emancipiren. Er wurde so ziemlich der kritische Mittelpunkt nicht nur für die preußische Dichtung, sondern für fast Alle, welche, ohne einer der oben bezeichneten Streitschulparteien ausschließlich hingegeben zu sein, das Heil der Literatur ihrer selbst wegen suchten. Selbst Lessing verschmähte es anfangs nicht, seine Gedichte ihm zur technischen Verbesserung zu überlassen. Hauptsächlich aber wurde er das kritische Orakel der halle-halberstädtischen Dichterfreunde.

Ohne Sucht nach literarischer Herrschaft und, bei aller Strenge, ja, oft zudringlichen Kleinmeisterei in der Handhabung seines kritischen Berufs, ohne anmaßlichen Autoritätszwang, genoß Ramler unter seinen Zeitgenossen eine dauernde Achtung und bereitwillige Anerkennung seiner kritischen Oberrichterlichkeit. Durch ein ernstes und verständiges Studium der alten Literatur und die Beschäftigung mit den Kunstregeln der Franzosen, wie sie Batteux kodificirt hatte, an Präcision und geschmackvolle Darstellung gewöhnt, kam es ihm vor Allem auf logische Deutlichkeit, übersichtliche Anordnung, wohlanständige Mäßigung, Reinheit und Korrektheit in Sprache und ganzer Form an. Was irgend den Schein des Unedlen trug, wurde ohne Nachsicht gestrichen, das

Unfeine scharf gefeilt, das Breite und Abschweifende auf bestimmte Gestaltigkeit zurückgeführt. Kurz, Ramler erwies sich als ein unermüdlicher Redakteur, der es sich erlaubte, die Sachen nach seiner Idee genieß- und darstellbar zu machen. Daß er bei dieser meist nur auf die Technik gewendeten Arbeit oft den Gehalt übersah und dem Mittelmäßigen vielfach die Gnade zukommen ließ, die er dem Originellen versagte, kann von seinem Gesichtspunkte aus nicht Wunder nehmen; wie denn auch seine lyrische Blumenlese dessen hinlänglich Beispiel und Zeugniß giebt. „Die Rhythmik“, sagt Goethe, „lag damals noch in der Wiege, und Niemand wußte ein Mittel, ihre Kindheit zu verkürzen. Die poetische Prosa nahm überhand.“ Solcher Noth wollte sich Ramler erbarmen und richtete sein ganzes Augenmerk auf diesen Punkt ästhetischer Technik. Hierin nun kam ihm sein metrisches Feingehör in Verbindung mit tüchtiger Kenntniß der alten poetischen Musterwerke sehr zustatten, und schwerlich wird ihm der Kundige die Ehre bestreiten wollen, daß er dem, was Opitz in der deutschen Rhythmik begonnen, und was seit ihm zu verschiedenen Seiten von Anderen, wenn auch in höchst unzulänglicher, oft fast lächerlicher Weise weiter versucht wurde, zuerst einige grundsätzliche Sicherheit und motivirte Methodik zu geben verstand. Die folgende Dichtergeneration verdankte ihm mehr, als sie selbst wohl überall anzuerkennen Lust haben mochte; ohne ihn hätte vielleicht Voß (der ihn übrigens als seinen Vorgänger achtet) [1]) weder seinen Homer, noch seine deutsche Zeitmessung geschrieben. Wie Ramler durch die Übersetzung und Bearbeitung des Batteux ein neues Lehrbuch der sogenannten schönen Wissenschaften lieferte, welches sich in Deutschland lange Zeit hindurch in den Schulen behauptete, ist hinlänglich bekannt [2]).

---

1) S. außer Anderem den Knebel'schen Briefwechsel.

2) Es ist das Werk von Batteux: „Principes de la littérature ou cours de belles lettres“, welches Ramler unter dem Titel: „Einleitung in die schönen Wissenschaften nach dem Französischen des Herrn Batteux“, 4 Bde. 1758, herausgab. Er bereicherte die Übersetzung mit Beispielen aus deutschen Schriftstellern und suchte dem Werke überhaupt möglichst deutsche Farbe zu geben. Einige Jahre vorher hatte schon J. Ad. Schlegel eine

Als Dichter hat sich Ramler ganz eigentlich nur in der Lyrik und hier wiederum vornehmlich in der Ode produktiv erwiesen. Er wurde nebst Klopstock lange Zeit für den Hauptrepräsentanten der deutschen Ode gehalten, die er in Ton und rhythmischer Technik der Horazischen nachbildete, weshalb man ihn wohl gleich Uz den deutschen Horaz genannt hat. Auch versuchte er (seit 1769) eine Übertragung der Horazischen Oden und setzte damit fort, was Lange in Halle mehrere Jahrzehnte vorher begonnen hatte, eine Arbeit, welche in Verbindung mit seinen Oden für die deutsche Metrik gewissermaßen epochemachend zu betrachten ist, indem sie die metrisch-rhythmische Befähigung unserer Sprache aufgezeigt und zugleich eine gründlichere Ausbildung und Feststellung der deutschen Prosodie eingeleitet hat. Der Gegenstand seiner weltlichen Lyrik ist vorzugsweise Friedrich der Große, auf den sich unmittelbar oder mittelbar die meisten seiner begeisterten Gesänge beziehen. Zufrieden mit dem Bewußtsein, den Würdigsten zu preisen, suchte er keinen anderen Lohn seines Liedes [1]). Sonst hat er noch Gelegenheitsoden in großer Zahl gedichtet. In allen spricht übrigens mehr ein absichtliches Wollen, als der reine Ton musikalischer Unmittelbarkeit. Nur selten dringt der Klang lebendiger Empfindung aus dem Mechanismus der Form und der Leere der Abstraktion hervor, nur selten tritt uns in den Schilderungen ein frisches Bild entgegen (wie z. B. der Anfang in der Ode „Der Winter"). Dabei drängt sich allenthalben Allegorie und mythologisches Putzwerk hinein, so daß, selbst abgesehen von den vielen Horazischen Reminiscenzen, ein reines Originalbild nirgends möglich wird [2]). Von

---

andere Schrift von Batteux, nämlich „Les beaux arts réduits à un même principe", verdeutscht. Es bildet die Grundlage dieses zweiten, welches als eine erweiterte Ausführung desselben anzusehen ist.

1) In der Ode „An den König" hat Ramler in voller Begeisterung alle Beziehungen seines Helden berührt und sein eigenes Dichterverhältniß zu ihm ausgedrückt.

„Glücklicher Barde, der
Unverdächtig ein Lob, reiner als Beider Lob (Alexander's und Cäsar's)
In sein Saitenspiel singt."

2) Herder hat (Fragmente, dritte Sammlung) Ramler's Odengenie

Ramler's Kantaten, worunter die geistlichen, namentlich der „Tod Jesu" (von Graun komponirt), besondere Berücksichtigung gefunden haben, reden wir billig hier nicht weiter und beschließen unsere kurze Charakteristik mit einer flüchtigen Hinweisung auf seine Bemühung für ältere deutsche Literatur, indem er nicht nur bei der Lessing'schen Ausgabe des „Logau" sich wirksam betheiligte, sondern auch durch Sammlungen von Sinngedichten anderer Dichter aus dem siebzehnten Jahrhunderte auf das Bessere dieser Zeit aufmerksam machen wollte.

Drittes Kapitel.

Die poetischen Genossenschaften der vor-lessing'schen Literaturepoche.

Fast gleichzeitig mit den im vorigen Kapitel charakterisirten ästhetisch-kritischen Schulen bildeten sich mehrere genossenschaftliche Gruppen, welche sich in produktiver Thätigkeit an der Herbeiführung einer würdigeren Stellung unserer Nationalliteratur betheiligten. Ohne sich unbedingt der Autorität und den Grundsätzen der einen oder der anderen jener literarischen Doktrinen unterzuordnen, trugen sie doch mehr oder weniger die Farben derselben. Gleichsam als Wegweiser zu ihnen sehen wir zwei literarische Gestalten, welche, obwohl noch zum Theil nach den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts hinüberblickend, doch schon die bedeutsameren Züge der unmittelbar vor-lessing'schen Zeit verrathen. — Albr. v. Haller und Friedr. v. Hagedorn meinen wir. Jener steht der Schweizer Richtung näher, dieser der niedersächsischen; beide aber behaupten eine gewisse Selbstständigkeit beiden bezüglichen Schulen gegenüber.

---

viel zu hoch angeschlagen; auch kann die Vertheidigung des Allegorisirens ꝛc., welche er dort versucht, schwerlich auf Beifall Anspruch machen.

Albr. v. Haller (1708—77) war aus Bern gebürtig. Dem Patriciate angehörig, durch aristokratisch-republikanischen Umgebung, später durch einsame Vertiefung in wissenschaftliche Studien in seiner natürlichen Ernsthaftigkeit befestigt, hielt er sich bei seinen späteren poetischen Versuchen auf der Bahn didaktischer Strenge, nachdem er sein Talent zuerst an dem Flackerfeuer der Lohenstein'schen Pracht und Erhabenheit entzündet hatte. Seine Jugenddichtung „Der Morgen" glänzt noch von „Rubinen und Sapphiren" und duftet von dem „Ambrahauch der Lilie". Von Natur vorwiegend verständig, konnte er sich indeß in jener Sphäre nicht lange heimisch finden und trat bald als entschiedener Widersacher ihr gegenüber, ohne sich jedoch in das andere Extrem der ceremoniellen Konvenienz zu verirren; vielmehr blieb ihm die Vorliebe für deskriptive Redseligkeit als Erbschaft jener Jugendneigung zurück. Der Naturreichthum seines Vaterlandes mochte das Seinige dazu beitragen und ihn mit bestimmen, das malerische Princip mit der Didaxis in möglichste Verbindung zu bringen.

Die beschreibende und didaktische Dichtart, gegen welche später Lessing's Polemik vorzüglich eiferte, hat gerade an ihm in unserer neuen Literatur ihren vornehmsten Begründer erhalten. Mit seiner männlich-praktischen Richtung und melancholisch-finstern Gemüthsstimmung neigte er mehr der englischen Literatur zu, wohin ihn auch ein längerer Aufenthalt in diesem Lande selbst wohl ziehen mochte. Unter den Alten fühlte er für Virgil besondere Vorliebe, „dessen Harmonie, Malerei und Korrektheit" nach seinem Urtheile noch von keinem Andern erreicht worden. Seine ganze Darstellung zeigt eine muskulöse Energie, eine absichtliche Gedrängtheit und sententiöse Präcision. Da es ihm bei unverkennbarer Verstandeskraft an eigentlich poetischer Originalität und idealer Phantasie, an „Herz und Genie" fehlte, so überwiegt in seinen Werken der Begriff das lebendige Gemüth, die Reflexion die freie anschauliche Individualisirung, und die gedrungene, oft schroff empor getriebene Gedankenmacht vertritt den Mangel wahrhaft ästhetischer Erhabenheit. Die pragmatische Tendenz durchzieht daher seine ganze Dichtung. „Statt Empfindungen", sagt Schiller von ihm, „giebt er uns Gedanken

über dieselben." [1]) Rechnet man nun noch hinzu, daß, um mit Herder zu reden, „die Alpenlast der Gelehrsamkeit" auf seinen Dichtungen liegt, so kann es nicht Wunder nehmen, daß diese sich nicht in die ätherische Höhe der freien Idealität erheben konnten, und daß selbst Hagedorn, sein Zeitgenosse und Freund, in der Literatur der Konvenienz sein Gegenbild, ihn in diesem Bezuge übertreffen mochte.

Wie wenig nun Haller die Lyrik gelingen mußte, und wie sehr dagegen das Lehrgedicht seine eigentliche Domäne war, erklärt sich nach dem Gesagten von selbst. Für die erstere fehlte ihm die Musik des Herzens, während ihm für die andere seine praktische Verständigkeit wohl zustatten kam. Selbst die berühmte Elegie auf den Tod seiner Mariane ist mehr Reflexionsempfindung, als reine Trauermelodie des Schmerzes. Mit Recht hat man das Gedicht „Die Alpen" (1729 zuerst erschienen) unter seinen Produktionen vorzüglich hervorgehoben. Es ist aus der unmittelbarsten Anschauung der heimatlichen Natur entsprungen, das Resultat einer Reise durch die Wunderwelt der Gebirge, die ihn seit seiner Kindheit von ihren erhabenen Höhen mit ernster Pracht angeblickt hatten. In diesem Gedichte stellt sich gleichsam der poetische Kanon dar für die gesammte Gattung der beschreibenden didaktischen Poesie. Es soll darin ein praktisch-philosophischer Grundgedanke in einer Reihe von Natur- und Sittengemälden veranschaulicht werden. „Einfachheit des Lebens in innigster Befreundung mit der Natur ist das reinste und schönste Glück" — dieser Gedanke ist das eigentliche Thema des ganzen Gedichts, in welchem übrigens bei manchen ansprechenden Scenen und Stimmungen doch die charakteristische Derbheit des Dichters vorwaltet, so daß die zarten Farben und das milde Kolorit der Empfindung meistens den harten kräftigen Pinselstrichen, womit die Machtzüge der Naturhand dargestellt werden, weichen müssen. In seinen eigentlichen Lehrgedichten, namentlich in dem berühmten „Über den Ursprung des Übels" tritt der Gedanke mit seiner philo-

---

1) Schiller, „Über naive und sentimentale Dichtung". Sonderbar aber, daß Schiller gerade in diesem Punkte ihm oft näher kommt, als er selbst fühlte.

sophischen Miene unverholener hervor und sucht mehr in der Energie des Ausdrucks als in lebendiger Gestaltung sich poetische Haltung zu geben. Es sind gereimte Abhandlungen, worin scharf präcisirte Sentenzen den doktrinären Vortrag von Zeit zu Zeit unterbrechen. Die Virgilianische Mannigfaltigkeit und scenische Lieblichkeit sucht man vergebens. Einzelne Schildereien, die mit der Sache selbst ohnehin oft nicht so recht zusammenhängen, wie z. B. der Anfang des eben erwähnten Gedichts, wo sich der Dichter in die breiteste Niederländerei verliert und sogar zu zeichnen sucht, wie „der Rinder schwere Heerde den geblümten Klee im Kauen doppelt schmeckt", können die unpoetische Farblosigkeit des Ganzen nicht ersetzen.

In gleicher dogmatischer Strenge erscheint Haller's Satyre, die theilweise auch in seinen Lehrgedichten durchbricht. Der Ernst der Auffassung harmonirt mit der Härte des Styls, von Horazischer Urbanität keine Spur. Seine politischen Romane sind nur weitere Zeugnisse seines poetischen oder unpoetischen Pragmatismus und bethätigen ihrerseits den aristokratischen Ernst der Gesinnung, der ihm vererbt war. Im „Usong" wird dem wohlmeinenden patriarchalischen Despotismus, im „Alfred" der konstitutionellen Monarchie, im „Fabius und Kato" dem aristokratischen Republikanismus das Wort geredet, doch so, daß die Vorliebe für den letztern Geburt und Gewohnheit des Dichters signalisirt. Daß bei Versuchen solcher Art, in denen die Lehre geradezu als die eigentliche Sache sich darlegt, und das verständige Räsonnement in selbstgenügsamer Breite auseinanderfließt, von Dichtung kaum die Rede sein könne, ist für sich klar und begreiflich [1]).

Wie viel nun auch Haller vom Gesichtspunkte eigentlicher poetischer Schätzung in seinen Werken vermissen lasse, immer gebührt ihm in unserer Literatur insofern eine bedeutende Stelle, als er einerseits mit energischer Entschiedenheit dem geschmacklosen Unwesen der schlesischen Unnatur und Zerfahrenheit ein Ende ge-

---

1) Zu vergleichen ist besonders sein „Versuch schweizerischer Gedichte", welcher seit 1732, wo er anonym erschien, eine Menge Auflagen erlebt hat (die letzte [zwölfte] erschien in Bern 1828).

macht und der Darstellung jedenfalls Würde und Kraft gegeben, andererseits auf die folgende Dichtergeneration, theils direkt in der beschreibenden und didaktischen Dichtart, theils indirekt durch Hebung des poetischen Tones überhaupt, vortheilhaft gewirkt und im Ganzen fast mehr noch als Hagedorn das Bewußtsein eines edleren Geschmacks hervorgerufen und bestimmt hat. Was er als Gelehrter im Fache der Physiologie und Botanik, namentlich in seiner Stellung als Professor an der Universität Göttingen geleistet, welche Verdienste er sich um Gründung und Fortführung der Göttinger „Gelehrten Anzeigen" erworben, kann hier nicht wohl nähere Erwähnung finden.

Indem wir die nächsten Anhänger Haller's, wie z. B. Witthof, v. Creuz und Andere übergehen, wenden wir seinem poetischen Zeitgenossen und mitstrebenden Freunde, Friedrich v. Hagedorn, unsere Aufmerksamkeit zu. Friedr. v. Hagedorn aus Hamburg (1708—54) steht dem Grundcharakter seiner Dichtungen nach in der Reihe der französirenden Konvenienz-Dichter, allein er zeichnet sich dadurch unter den Gleichstrebenden vortheilhaft aus, daß er, durch vielseitige antik- und modern-literarische Studien, sowie durch höhere Lebensstellung gebildet, das Princip dieser Richtung mit freiem ähsthetischen Geiste verfolgte. Er ist in gewisser Hinsicht das Vermittelungsglied zwischen der niedersächsischen und der preußischen Poesie, welche sich unter Gleim's Anführung bildete, indem er die französische Technik mit Horazischen Weisen verband und die Sokratische Heiterkeit und ironische Urbanität als Farben für die Darstellung lebensphilosophischer Ansichten gebrauchte. Daß er in dieser Richtung und Beweglichkeit eben so wenig mit Haller gehen konnte, dessen Art und Weise sich allzusehr in der ernsten Haltung des Gedankens und Wortes gefiel, als er an Gottsched's polemischem Treiben Theil zu nehmen Lust haben mochte, ist leicht erklärlich. Dagegen half er, an der Hand freundlicher Musen und fern vom Geräusche des Schulgezänks still vorschreitend, eine bessere Zeit des Geschmackes einzuleiten, ohne daß ihn gerade der höhere poetische Genius begeisterte. Indem er nun namentlich in seinen späteren Dichtungen eine reinere Melodie ertönen ließ und den Standpunkt der niedersächsischen Sphäre möglichst idealisirte, kann

man ihn wohl mit Herder als „den klassischen Gipfel der Poesie der Niedersachsen“ bezeichnen, ohne ihm damit schon den Preis der nationalen Klassicität selbst zu ertheilen. Das eigentliche Lied, die Fabel und moralische Erzählung bilden das Gebiet, worauf er sich versuchte, weniger mit origineller Produktivität, als in glücklicher Nachbildung fremder Muster. Im Liede waren die französischen Lyriker Chaulieu und Chapelle, in der Fabel Lafontaine, in der Erzählung Boileau und der britische Horaz, Pope, seine nächsten Vorbilder.

Bemerkenswerth ist es, wie Hagedorn, seinen Ausgang nehmend von der hofpoetischen Versemacherei, einen stetigen Fortschritt zu höherer ästhetischer Vollkommenheit auf dem Entwickelungswege seiner poetischen Ausbildung darstellt. Seine früheren Gedichte (in der Weichmann'schen Sammlung der Niedersachsen) offenbaren noch ganz das Gepräge der Canitz'schen Schule; aber allmälig war er auf seiner stillen Bahn wie ein schöner Stern am Himmel der damaligen Literatur emporgestiegen und zog zuerst durch sein freundlich-klares Licht die Blicke des Volks auf sich, das seine gefällig-heiteren Lieder gerne hörte und in entsprechenden Melodien sang. Übrigens wehet in seinen Gesängen noch keineswegs der frische Hauch des Volkslebens, und die Reflexion borgt im Ganzen noch zu oft den Ton der Poesie; die Empfindungen sind gedacht, als unmittelbar erlebt, die Naivetät entbehrt der Wahrheit, und die leichtgeschürzte Muse liebäugelt oft mehr als billig mit sich selbst und gefällt sich theilweise zu sehr in der Nüchternheit formeller Spielerei. So ermangelt denn seine Dichtung, wie wir schon angedeutet, noch des eigentlich nationalen Gehaltes, so vortheilhaft sie durch technische Sauberkeit sich empfiehlt. Als ein besonderes Verdienst darf es Hagedorn angerechnet werden, daß er zugleich mit Haller, seinem Zeitgenossen, die unfreie Gelegenheitsdichterei verließ und dagegen die feinere sittliche Lebensbildung in die Poesie aufnahm. Wie er die preußische Dichtung zum Theil einleitete, ist schon beiläufig bemerkt worden. Eben so knüpfen an ihn zuerst die sogenannten Bremer Beiträger an, auch sonst noch mehrfach die Fäden der nachfolgenden Literatur, namentlich die Fabel und Satyre, wie jene von Gellert, diese von Rabener vertreten wird.

Werfen wir nun einen flüchtigen Blick auf die weitere poetische Produktion dieser Zeit, so bemerken wir eben das Eigenthümliche, daß sie sich mehr oder weniger entschieden und bestimmt in genossenschaftlichem Anschlusse bethätigt und so besondere Kreise darstellt, welche in einer gewissen, wenn auch keineswegs ausschließlichen, Begrenzung neben einander liegen, bedeutsam an spätere ähnliche Erscheinungen in unserer nationalliterarischen Geschichte erinnernd, wie z. B. an den Göttinger Dichterbund, an die romantische Schule, an die Schwaben u. s. w. Zunächst bietet sich die Genossenschaft der Bremer Beiträger, welche sich in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Leipzig bildete. Von Gottsched und seiner Schule ausgehend, wendete sie sich in ihrer Richtung und Weise später gegen diese selbst. Anfangs nämlich waren die Mitglieder meist Jünger jenes Leipziger literarischen Regenten und fielen von ihm ab, als er, sein Ansehn mißbrauchend, einen despotischen Absolutismus im Gebiete des Geschmacks usurpirte. Immerhin aber hat Gottsched das Verdienst, diese Talente angeregt und ihnen durch eifrige Berücksichtigung der deutschen Sprache ein nationaleres Organ bereitet zu haben. Indem diese Dichter, wenigstens anfangs, vornehmlich Hagedorn zu ihrem Führer nahmen, stifteten sie zunächst eine Art Versöhnung zwischen den Nieder- und Obersachsen, durch ihre spätere Hinneigung zur Literatur aber traten sie vermittelnd zwischen die leipzig-sächsische (meißnische) und schweizerische Schule.

Der eigentliche Stifter des Vereins war Gärtner aus Freiberg in Sachsen (1712—91). Er gründete (1744) eine eigene literarische Zeitschrift unter dem Titel „Neue Beiträge zum Vergnügen des Witzes und Verstandes", auf welche neben Leipzig wo die „Belustigungen des Witzes und Verstandes" von J. J. Schwabe herauskamen, noch der Druckort Bremen gesetzt wurde, woher denn der Name der Genossenschaft selbst seinen Ursprung hat. Jene neue Zeitschrift war ein Absenker der letztgenannten, indem die Theilnehmer an ihr fast alle Mitarbeiter an dieser gewesen, von der sie sich nur deswegen trennten, weil sie, dem Gottsched'schen Stabilitätsregimente zu sehr ergeben, dem Fortschritte des Geschmacks sich widersetzte und in dem Mittelmäßigen das Klassische finden wollte. Zu der Gesellschaft gehörten neben

Gärtner, der mehr ein verständig-kritisches als produktives Talent war, Fr. W. Zachariä, bekannt durch komische Epopöen (z. B. den „Renommisten"), verdient durch Übersetzungen, Konr. Arn. Schmid, ein Mann von feinem ästhetischen Takte, J. Elias Schlegel, fortstrebend und rasch durch seine dramatischen Leistungen, besonders in der Tragödie (ihm schloß sich in diesem Fache zunächst v. Cronegk durch seinen „Codrus" an, desgleichen v. Brawe), J. Ad. Schlegel, des Vorigen Bruder, der Übersetzer des Batteux, in verschiedenen Formen des Lyrischen sich versuchend, Ebert, der sich durch Übertragungen aus dem Englischen, namentlich der „Complaint" (Klage oder Nachtgedanken) von Young, Verdienste erwarb, J. Andr. Cramer, vielseitig mitwirkend zur Hebung der Literatur durch seine Betheiligung an der literarischen Journalistik (Herausgeber des „Nordischen Aufsehers"), daneben besonders als geistlicher Lyriker nicht ohne Ruf, Giseke, gleichfalls hauptsächlich der Lyrik zugewandt.

Außer diesen stand auch Gellert, als populärer Dichter durch Fabeln und geistliche Lieder vornehmlich im Volke geliebt und geachtet, in diesem Kreise, ebenso Rabener, der zu seiner Zeit und aus dem Standpunkte ihrer literarischen und besonders satirischen Beschränktheit als Satyriker zu einer Art klassischen Autorität emporstieg, obwohl er, abgesehen von einem gewissen Talente technisch-klarer Darstellung und harmloser Humoristik, alles dessen entbehrte, was zunächst einem Dichter überhaupt nothwendig ist, der Idealität nämlich wie der Phantasie und originalen Auffassung. In Beziehung auf die Satyre insbesondere erscheint er ohne die erforderliche poetische Freiheit der Behandlung, ohne die Kunst, in dem Einzelnen das Allgemeine zur Anschauung zu bringen und das Provincielle zum Nationellen zu erweitern, dabei ohne allen philosophischen und welthistorischen Überblick in Absicht auf Leben und Geist der Zeit. So wie Gellert hielt auch er sich auf der Stufe gewöhnlicher menschlich-bürgerlicher Lebensauffassung, eines ethischen Mittelmaßes, wobei der Verstand sich genügt und das Gefühl nicht aus dem Gleichgewichte kommt. Auch Lichtwer neigte diesem Kreise zu. Er stammte aus der Gottsched'schen Schule, wie die meisten Bremer

Beiträger, und zeichnete sich durch Geist und Laune aus, Eigenschaften, welche besonders die Erzählung „Die seltsamen Menschen" und „Der kleine Töffel" anziehend charakterisiren. Mit seinen „Äsopischen Fabeln" darf er sich mit Fug Gellert an die Seite stellen [1]).

In Zweck, Form und Schicksal erinnert dieser Verein an den späteren Göttinger Dichterbund. Vaterländisches Bewußtsein, der Enthusiasmus der Freundschaft, die Weise der literarischen Verhandlungen, die Auflösung und Zerstreuung, selbst die Beziehung zu Klopstock, der zwischen beiden eine Art persönlichen Zusammenhang bildet, und dessen „Messias" hier gewissermaßen seine Geburtsstätte hat [2]), dieses und noch manches Andere sind eben so viele Züge verwandtschaftlichen Verhältnisses. Nur in Absicht auf den ästhetischen Standpunkt und die literarische Produktion tritt der Unterschied der verschiedenen Zeiten trennend hervor. Während die Göttinger auf dem Grunde der von Lessing eingeleiteten Reformation den Zweck der Poesie in dieser selbst fanden und die Naturwahrheit zum Ausgangspunkte ihrer Dichtung machten, verharrten die Bremer Beiträger noch wesentlich bei den Grundsätzen theils der französirenden Konvenienz, theils der Schweizer Didaxis und Malerei. Außerdem verbanden sie mit ihrem literarischen Streben im Besonderen die Opposition gegen die deistische Freidenkerei, welche damals aus England, zum Theil auch aus Frankreich in Deutschland einzudringen anfing. Nach Talent und Lebensbildung verschieden, waren sie fest vereint durch das Band der Freundschaft, welche, sowie sie für ihr geselliges Zusammensein die Quelle der heitersten Weltauffassung gewesen, nach ihrer Trennung der Gegenstand der wehmüthigsten Erinnerung und vielfacher elegischer Dichtungen wurde. Klopstock, der in seiner bekannten Ode „Wingolf" die Bundesglieder poetisch charakterisirt, drückt in einer anderen, an Ebert ge-

1) Seine Schriften, worin auch sein Lehrgedicht „Das Recht der Vernunft" enthalten, hat sein Enkel L. v. Pott (Halberstadt 1828) neu herausgegeben.

2) Die drei ersten Gesänge des „Messias" erschienen in den „Bremer Beiträgen" im 4. Bande, und zwar hier zum ersten Male.

richteten [1]), jene elegische Freundschaftswehmuth in den tiefsten Klagetönen aus, sowie er in der Ode „Der Zürichersee" es für das Schönste erklärt,

„In dem Arme des Freundes wissen, ein Freund zu sein".

Wie sehr übrigens der Geist der literarischen Wirksamkeit dieser Männer sich noch in den traditionellen Formen bewegen mochte, jedenfalls haben sie nicht bloß durch ihre Beiträge vielseitig einen besseren Geschmack vorbereitet und manche Talente angeregt, sondern sind auch dadurch, daß sie in ihrer späteren Zerstreuung meist als Lehrer in fruchtbare Wirkungskreise versetzt wurden, fördernde Pfleger einer heranwachsenden neuen literarischen Generation geworden.

Mit dieser Gesellschaft der Bremer Beiträger gleichzeitig und nach mehreren persönlichen und sachlichen Beziehungen mit ihr zusammenhängend, erscheint die preußische Dichtung, welche sich in verschiedenen genossenschaftlichen Gruppen darstellt, im Ganzen aber von Anfang bis zu Ende mittelbar oder unmittelbar an Gleim (1719—1803) anknüpft und nach ihm, als ihrem persönlichen und literarischen Mittelpunkte, gravitirt. Bis um das fünfte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hatte sich die Nationalliteratur in Preußen nur in sporadischen Erscheinungen bekundet. So lange wie Friedrich Wilhelm I. mit dem Stocke regierte und, obwohl bei unverkennbarem Streben für die Verbesserung der Volkszustände, doch mit willkürlicher, oft harter Hand in die heiligsten Rechte der Freiheit eingriff, die Wissenschaft und zum Theil selbst die Religion dem Zuchtzwange seiner Gewalt unterordnete, konnten die Musen wohl keine rechte Heimat in seinen Staaten finden. Sobald aber sein Sohn Friedrich II. die geistigen Bewegungen emancipirte, selbststrebend und beschützend die Interessen der Geistesfreiheit förderte und das Princip der Humanität ohne Rückhalt verkündigte, wanderten auch jene freundlichen Göttinnen nach Preußen, als dem gelobten Lande ihrer Erwartung, um dort in Poesie und Wissenschaft einen großen,

---

1) „Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine Tief in die Melancholei." U. s. w.

umfassenden Schauplatz zu gewinnen. Sie fühlten sich hierzu um so mehr getrieben, als gleichzeitig Sachsen, wo sie sich bisher vornehmlich heimisch gefunden, durch Unpolitik und Nachlässigkeit seiner Regenten Preußen gegenüber die nationalgeistige Hegemonie verloren und diesem mit der politischen Bedeutsamkeit auch den Beruf einer protestantischen Schutzmacht abgetreten hatte. Seit dieser Zeit erscheint Preußen an der Spitze deutsch-freier Bildung, vor anderen Staaten berufen, den Geist des 18. Jahrhunderts in unserem Vaterlande zu schirmen und zu führen.

Wie vorhin gesagt, zeigt diese preußische Dichtung mehrere Gruppen, welche indeß nur als besondere Stadien ihrer Entwickelung zu betrachten sind. Die erste bildete sich in Halle, welches daher als Ausgangspunkt dieser Richtung erscheint, die sich allmälig nach Halberstadt hinüberzog, um zuletzt in Berlin auszulaufen, wo sie mit dem kritischen Wendepunkte der Lessingschen Reformation zusammentraf. Der Zeit nach geht nun freilich diese ältere preußische Literaturrichtung über die Reformation Lessing's und Herder's ziemlich weit hinaus und reicht theilweise noch selbst bis in die letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhundert; der Bedeutung nach aber steht sie, Ramler's kritisches Walten nicht ausgenommen, auf dem Standpunkte der vorreformatorischen Epoche. Friedrich II. bildet für sie den eigentlichen Stützpunkt, sowie denn im Allgemeinen auch der Inhalt der dahin fallenden poetischen Versuche, um uns eines bezeichnenden Ausdrucks von Prutz zu bedienen, „der specifisch-preußische Patriotismus" ist [1]), wie er sich an jenem großen Könige eigenthümlich herangestaltete, von dessen Persönlichkeit und ganzem Wirken gleichsam wider dessen Willen die poetische Begeisterung dieser preußischen Schriftsteller getragen wurde. „An dem großen Begriffe", sagt Goethe, „den die preußischen Schriftsteller von ihrem Könige hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als Derjenige, in dessen Namen sie Alles thaten, ein- für allemal nichts von ihnen wissen wollte."

In Halle hatten Pyra und Lange unter der Firma des

1) Prutz a. a. O.

Horaz bereits zwischen den dreißiger und vierziger Jahren gedichtet und dabei (namentlich Pyra) den Feldzug gegen Gottsched von preußischer Seite her eröffnet. Beide sind die ersten Glieder der ganzen Reihe. In Halle erhob sich auch auf dem Grunde der Leibnitz-Wolff'schen Philosophie durch Baumgarten und Meier, bald nachdem jene ihre Leier hatten ertönen lassen, die ästhetische Theorie, und der berüchtigte Philolog Klotz stiftete hier etwas später auf den Ruinen jener Dichtergesellschaft, welche sich um Gleim, der dort studirte, bestimmter gruppirte, die egoistisch-literarische Feudalgenossenschaft, gegen die Lessing seine schärfsten Waffen (z. B. in den „Antiquarischen Briefen") richtete. Der Grundton der Haller Gesellschaft war der Anakreontisch-Horazische, wie ihn bereits Hagedorn angeschlagen hatte, dem der Bund sich auch freundlich zuneigte. Heiterer Lebensgenuß bildete neben den patriotischen Motiven den Hauptpunkt der Lieder [1]).

Übrigens findet sich in dieser Literatur fast nirgends eine Spur idealer Erhebung und rein poetischer Begeisterung. Das gemeine Leben, seine alltäglichen Bezüge und die gewöhnlichen Herzensangelegenheiten werden mit großer Bewußtheit und reflexiver Selbstgefälligkeit vorgetragen und in leidliche Reime gebracht. Mit Recht bezeichnet Gervinus die Epistel als eigentliche Repräsentativform des ganzen Kreises. Horaz war, wie schon angedeutet, das Vorbild dieser Dichter, Anakreon und Petrarca wurden hinzugenommen. Jener erhielt gleich von Anfang an eine Art kanonisches Ansehn, man übersetzte ihn (Pyra, später Ramler) und bildete seinen Vers und Rhythmus auf das vielseitigste nach. Man gab sich die Miene antiker Grazie, ohne daß jedoch die Kopie dem Urbilde besonders gleichen wollte. Viel Falsches und Gemachtes drängte sich ein und verdarb nicht selten auch das, was sonst löblich war. Tändelei und Geziertheit galt für Anakreontische Naivetät, selbstgefällige Koketterie mit Liebe und Freundschaft für Innigkeit und Gemüth, weichliche Empfindsamkeit, die ihre süßlichen Worte und Küsse in Liedern und hauptsächlich in Briefchen nach allen Seiten hin versendete, vertrat die

1) Gleim gab in seinen „Scherzhaften Liedern" (1744) hauptsächlich und zunächst diesen Ton an.

Stelle der lebendigen Wahrheit und Natur. Das französirende Spiel in Madrigalen, Rondeau's und Trioletten, worin sich schon Hagedorn gefiel, war nicht geeignet, der Dichtung selbst höheren Werth zu geben. Überhaupt dachten und fühlten diese Dichterfreunde zu kleinstädtisch, und, was Goethe zunächst von Klopstock und Gleim sagt, gilt so ziemlich von der ganzen großen Zunft, welche um Letzteren sich in engen und weiteren Kreisen koncentrisch gebildet hatte. „Sie blieben", meint er, „gegen die Welt nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußeren Verhältnisse nichtig." Auch das trifft zu, was er weiter bemerkt, daß sie auf ihre besonderen engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit legten, „die sie sich nur unter einander zugestehen mochten". Dabei freuten sie sich mehr als billig ihrer Scherze, „die, wenn sie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten". Daß nun dessenungeachtet diese Schriftsteller für den Fortschritt unserer Literatur in lobenswerther Weise gewirkt, daß Einzelne und Einzelnes verdienen, ihre Zeit zu überleben, daß durch Mehreres neue Anregung entstand, wer könnte es leugnen, wenn er sich mit den literarischen Zuständen des Vaterlandes um jene Zeit etwas näher bekannt macht? Daß aber, wäre nicht bald ein ernstes Gegenwirken hervorgetreten, durch diese schönthuerische Produktivität selbst bessere Talente hätten verdorben werden können, hat Goethe ebenfalls und zwar in Beziehung auf sich selber offenherzig gestanden. Für ihn war es Herder, der ihn von dem Irrwege dieser leeren Phrasenpoeterei noch zur rechter Zeit ablenkte.

Sollen wir noch Einiges im Besonderen hervorheben, so erinnern wir vor Andern an Uz, der den Horaz vorzugsweise in Absicht auf Inhalt und Ton reproduciren wollte, und hauptsächlich in der Epistel horazisirte. Mit Götz in Gemeinschaft übersetzte er noch in Halle den „Anakreon". Das Lied vornehmlich ist ihm mehrfach gelungen, obwohl er sich vorzugsweise im Fache der poetischen Epistel und des Lehrgedichtes produktiv erwies. Wie alltäglich-breit auch seine Muse im Ganzen reden mag, immerhin gebührt ihm in mehr als einer Hinsicht das Lob, was ihm seine Zeit, später selbst Herder noch, reichlich

zollte [1]). Neben ihm steht Götz aus Worms, der in seiner und Gleim's Gesellschaft auf der Universität Halle seine literarischen Erstlinge erscheinen ließ. Später schloß er sich an Ramler an, der auch seine „Vermischten Gedichte" herausgab. Er versuchte vornehmlich den Ton der zarten Grazienlyrik anzuschlagen. In dieser Beziehung gesellt sich zu ihm Joh. Georg Jacobi aus Düsseldorf (Bruder des Philosophen Friedr. Heinr. Jacobi). Obgleich diesem Kreise mehr nur mittelbar angehörig und in der Farbe seiner Produktionen späterhin etwas wechselnd, hat er doch dem Grundcharakter seiner Schriften nach, sowie in der Freundschaftsspielerei und Liebesbriefelei, die er mit Gleim verführte, ganz eigentlich hier seine Stelle. Er ist der echteste Repräsentant der Amorettenpoesie und Petrarchisch-Platonischen Erotik und setzte, als später Eingetretener, bei einem langen Leben (1740—1814) diese allmälig veraltende Tonweise weit abwärts fort, ja, suchte durch sie sogar an den Originalitäten der Sturm- und Drangepoche ein literarisches Ritterthum zu verdienen. Als beliebter Toilettendichter (gab er doch die poetische Zeitschrift „Iris" eben „für Damen" heraus) behauptete er sich lange in einer gewissen Gunst bei einem gewissen Publikum, wobei übrigens nicht unbemerkt bleiben soll, daß er durch gefällige Melodie, Feinheit und Leichtigkeit der Darstellung und Korrektheit des Ausdrucks in der Liedeslyrik nicht ohne Verdienst erscheint und manche werthvolle

---

1) „Adrastea", Nr. 3. Es ist bekannt, daß Wieland sich in dem seraphischen Eifer, womit er seine literarische Jugend bethätigte, besonders gegen die Horazisch-Anakreontisch-Petrarchische Dichterzunft erboste, die er unter der Kategorie „Ungeziefer" zusammenfaßte, wobei er denn vornehmlich auf Uz seine unwillige Begeisterung ausgoß, und sogar (wie auch in unseren Tagen Aehnliches geschehen) zu einer förmlichen Denunciation jner unchristlichen Dichtermoralisten sich herbeiließ. (Vgl. Wieland, „Sympathien", besonders „Die Empfindungen eines Christen" [erste Ausgabe], wo in der Zuschrift an den Oberkonsistorialrath Sack diese namhafte Denunciation zu lesen.) Daß Wieland nicht lange darauf sich selbst als den eifrigsten Verkündiger der von ihm so sehr verfolgten Weltmoral erwies, ist aus seinen Werken hinlänglich zu ersehen und wird weiter unten nähere Erwähnung finden.

Gedichte (von denen mehr als eins für ein Goethe'sches genommen wurde) gegeben hat [1]).

Eine ernstere Gestalt tritt uns aus dieser Gegend in Lessing's Freund Chr. Ewald v. Kleist (geb. 1715, gefallen bei Kunnersdorf 1759) entgegen, der ohne, zu der halle-halberstädtischen Sippschaft zu gehören, doch nach Vaterland und nach seiner Beziehung zu Gleim in dieser preußischen Literatur seinen historischen Platz einnimmt. Der petrarchistischen Sentimentalität fremd, verfolgte er vorzugsweise die elegische Bahn, welche auch die seines Lebens war. In Ton und Darstellungsweise steht er den Schweizern, namentlich Hallern, näher, dessen Alpen er in seinem „Frühling" nachbildete, und die seiner Bilderlust besonders entsprachen. Sowie nun seine Elegie zu krankhaft ist, um reinen ästhetischen Werth zu haben, so steht sein Frühling, der ihm hauptsächlich in der Literatur Ruhm gebracht, zu locker und unverbunden da, um als ein poetisches Gemälde, von dem man Einheit und übersichtliche Klarheit zu erwarten hat, vollkommen genügen zu können. Was darin vornehmlich anzieht, ist die elegische Persönlichkeit des Dichters selbst, welche sich in der Mannigfaltigkeit der Bilder und den Sympathien mit der Natur gern eine entsprechende Stimme geben möchte. Überhaupt mangelte ihm die Kunst der Individualisirung des Menschlichen und der sicheren Abrundung in der Darstellung, sowie die freie Bewegung und leichtgestaltende Phantasie, während der kontemplative Gedanke überwiegt, und „die Reflexion das geheime Werk der Empfindung stört". Die unbeschwichtigte Unruhe seiner Subjektivität hindert die Sammlung des Gemüths und die Ausbildung der Anschauung zu bestimmten Formen. „Was er fliehet, ist in ihm, was er suchet, ist ewig außer ihm — nie kann er den übeln Einfluß des Jahrhunderts überwinden." Und so „verfolgt auch ihn das ängstliche Bild des Zeitalters und seine Fesseln" [2]). Übrigens war Kleist es hauptsächlich, durch den später unter

1) In der „Iris" (1774—1776) hat auch Goethe mehrere seiner früheren Gedichte abdrucken lassen. Jacobi's „Sämmtliche Werke" sind 1825 neu herausgegeben worden.

2) Schiller, „Über naive und sentimentale Dichtung".

den Göttinger Dichtern die Naturidylle und die poetische Landschafterei eigenthümlich belebt wurde, zu der sie freilich meistens schon durch ursprüngliche Neigung gezogen wurden. Weiter abwärts klingen in Matthisson's und Anderer lyrischen Schildereien sein Frühling und seine elegischen Liederstimmen mehrfach wieder [1]).

Im Centrum aller dieser literarischen Gestalten und Bewegungen nun steht, wie wir bereits im Vorübergehen mehrmals bemerkt haben, Johann Wilhelm L. Gleim (1719 bis 1803), dessen besondere Charakteristik schon deshalb hier nicht ganz fehlen darf, weil er, abgesehen von dem Werthe oder Unwerthe seiner eigenen Arbeiten, als ein vielseitiger Vermittler besserer Strebungen gelten muß und sich hiermit in der That eine Stelle in unserer Literatur erworben hat. Nicht bloß die eben genannten Schriftsteller lehnten an ihn, sondern noch eine große Zahl anderer, von denen wir nur noch an Benj. Michaelis (Verfasser von Fabeln, Satyren und Liedern) und Klamer Schmidt, der sich namentlich in der Petrarchischen Weise versuchte, erinnern wollen. Seit seinem ersten Auftreten in Halle (1738—40), wo sich, wie wir gehört, bereits Uz, Götz und Andere mit ihn befreundeten, näherten sich in allmäliger Folge die meisten literarischen Persönlichkeiten des gesammten Deutschlands bis in die Schweiz hinab seinem Kreise. Auch Voß, obwohl wie seine Bundesgenossen den halberstädtischen Tändeleien widerstrebend, verehrt und begrüßt doch freundlich den „Vater" Gleim. Klopstock sentimentalisirte brieflich mit ihm, ja, selbst Lessing blieb ihm nicht fremd, wenngleich er der veralteten Weise seines poetischen Preußenthums kräftig entgegentrat und dieselbe sogar nachmals in Klotz, der sich später in Halle als ihr kritisches Organ, der bereits eingetretenen Reformation zum Trotz, geltend machen wollte, mit empfindlicher Ruthe züchtigte. Als die letzten Sprößlinge seiner Brief- und Freundschaftspflege erscheinen J. v. Müller und Bonstetten, in denen (sowie in

1) Kleist's „Sämmtliche Werke" sind 1840 von Körte neu herausgegeben worden.

ihrem Matthisson) überhaupt diese ganze weibmännliche Herzensspielerei und Briefküsserei ihre Endschaft erreicht.

Nicht leicht hat sich übrigens in einer Person der Trieb zu produciren mit dem Eifer, Andere zu Produktionen zu veranlassen, so regsam verbunden, als in Gleim. Schon in Halle sang er, wie wir gehört, nach Pyra's und Lange's Weisen seine „Scherzhaften Lieder", während jene Beiden „Die freundschaftlichen Lieder des Thyrsis und Damon" dichteten und Horaz und Anakreon nachzubilden suchten; von da an blieb er über ein halbes Jahrhundert hindurch auf der schriftstellerischen Arena, wenn auch mit ungleicher Kraft. Es war ihm eben so sehr Bedürfniß, die literarischen Freunde zu beschützen als in selbstthätiger Vielschreiberei zu wirken, und, wenn er durch letztere die Unsterblichkeit nicht erringen konnte, so hat er sie durch das Erstere sich wohl verdient. Mit edler Freigebigkeit und freundlicher Hand unterstützte er das bedürftige Talent und die strebende Jugend, rathend, austheilend und ermunternd. „Er hätte", schreibt Goethe von ihm, „eben so wohl des Athemholens entbehrt, als des Dichtens und Schenkens." Diese Vielgeschäftigkeit in Schaffen und Vermitteln macht, daß man ihm überall begegnet, wo seit 1740 bis in die siebziger Jahre sich unsere Literatur neue Wege und Organe suchte. Selbst das Gebiet der Klopstock'schen Harfendichter war ihm befreundet; wie denn Denis, ein Hauptharfenist, von ihm singt:

„Allen Harfensöhnen
Gönnet er den Beifall,
Den ihr Lied ersingt." 1)

Sieht man auf Gleim's eigene Produktionen, so hat er sich in jeder Art der Dichtung versucht. Am Wollen hat es ihm gewiß niemals gefehlt, wenn auch an genialem Vollbringen. Die Anakreontisch-Petrarchische Tändelei und die hohe religiöse Feier in seinem „Halladat", die „Kriegslieder" und „Schäferpoesien", Oden und Balladen — welche letzteren er gewissermaßen neu in unserer Literatur eingeführt hat —, Alles liegt in seinem literarischen Bereiche, Jeglichem glaubt er sich gewachsen. Indeß,

1) Ode „Auf den Bardenführer der Brennenheere".

wie angedeutet, ohne Genialität, im Ganzen selbst ohne besonderes, technisches Talent, konnte er es in seinen zahlreichen Werken zu keiner idealen Begeisterung, zu keiner Wahrheit und lebendigen Unmittelbarkeit bringen. Die konventionelle Blässe liegt noch so ziemlich als Grundfärbung auf der Gesammtphysiognomie seiner Gedichte, und die nüchterne Reflexion, sowie die Trivialität und Breite des Ausdrucks, überherrscht beinahe Alles, was er literarisch geboten. Es ist gutgemeintes Machwerk, oft mit ganz leidlichem Zierat; und Goethe, der ihm in Absicht auf lebendige Wirkung und Förderniß des literarischen Thuns und Treibens Anderer selbst den Vorzug vor Klopstock ertheilt, bemerkt, daß man ihm schon zu seiner Zeit „seine breite Poesie gelten ließ, weil man ihm für seine reichlichen Wohlthaten nichts zu erwiedern vermochte, als Duldung seiner Gedichte". Wenn seine berühmten „Kriegslieder" etwas von poetischem Odem in sich tragen, so kommt es, weil ihn hier eine unmittelbar anschauliche Gegenwart und eine bedeutsame Persönlichkeit, Friedrich II., mit ihren andringenden Thaten begeisterten. Doch herrscht selbst in ihnen die Redseligkeit mehr, als es in Kriegsliedern sein sollte, und wenn wir auch mit Goethe den Vortheil an diesen Gedichten, „daß sie mit und in der That entsprungen sind", gern anerkennen, so können wir doch die „Concinnität", welche er anderswo an ihnen hervorzuheben scheint, nicht eben finden, noch weniger aber den Enthusiasmns theilen, womit Herder von ihnen spricht [1]). Obwohl Gleim noch spät am Abend des achtzehnten Jahrhunderts, der auch der Abend seines Lebens war, dichtete und seine Leier erst zur Seite legte, als ihm einige Zeit vor seinem Tode das Licht des Auges erlosch; so bezeichnen doch seine „Lieder für das Volk" (1772) die eigentliche Grenze seiner literarischen Epoche. Seine Zeit, wie die seiner Genossen und Freundschaftsbündler, war vorüber; Lessing's frischer Geist, Herder's vorstrebender Sinn und die Schaar der originalen Stürmer drängten den Sängergrenadier bald in den

---

1) „Fragmente", 2. Sammlung (Werke II, S. 124 ff.). „Platon", meint Herder (S. 127), „würde unserem Landsmann (dem deutschen Tyrtäus) den Titel eines Göttlichen nicht abgeschlagen haben."

Hintergrund des Gedächtnisses. Mit Friedrich's Thaten sank ihm die Sonne seiner Lieder. Gleim hat übrigens den Ruhm, niemals in anmaßlicher Überschätzung eine ausschließliche Autoritätswürde angesprochen zu haben, und, wenn auch dem höheren Gedankengange der neuen Philosophie, deren Andrang er noch erlebte, weder zugänglich noch gewachsen, und trotz seines absolutistischen Fürstenkultus und des daran sich knüpfenden Fanatismus gegen die französische Revolution [1]), blieb er doch ein Freund des Lichts bis an das Ende seiner Tage.

Viertes Kapitel.

Klopstock und Wieland.

Wir haben gesehen, wie sich die deutsche Literatur während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in mancherlei Richtungen und Weisen versuchte, um ein national-klassisches Ansehen zu gewinnen, ohne daß es ihr jedoch gelingen konnte, ihrem Ziele beträchtlich näher zu kommen. Wohl aber hatte sie sich hinsichts des Bedürfnisses einer durchgreifenden Wiedergeburt mehr und mehr orientirt, und es kam darauf an, daß das rechte Mittel gefunden wurde und die geeigneten Talente erschienen, um jenem Bedürfnisse vom rechten Grunde aus abzuhelfen. Sollte nun dieses auch erst nach mehr als einem Jahrzehnt nachhaltig geschehen, so traten doch schon um die Mitte des Jahrhunderts zwei Namen hervor, welche den neuen literarischen Tag bedeutsam verkündigten — Klopstock und Wieland.

Wie verschieden nach ihren Standpunkten und Richtungen,

---

1) In überschwänglicher deutsch monarchischer Glaubensseligkeit singt er der französischen Revolution gegenüber:

„Von unsern deutschen Fürsten spricht
Selbst die Verleumdung Böses nicht —
Um ihre Thronen steht kein Knecht“ (!).

wie ungleich an poetischer Begabung und Weihe und wie wenig befreundet auf ihrem literarischen Lebenswege Beide sein mochten, so erscheinen sie doch insofern unter demselben national-literarischen Gesichtspunkte, als sie in wesentlicher Wechselbeziehung die produktive Emancipation der vaterländischen Dichtung zuerst, wenn auch einseitig und ohne echt volksthümliche Vertiefung, mit einigem Erfolge versuchten. Zweierlei bedurfte damals unsere Literatur, Selbstständigkeit in Geist und Sprache bei größerer Wahrheit der Empfindung wie Lebensauffassung, und dann näheren Anschluß an die Interessen der socialen Bildung. Erst nachdem in beiderlei Hinsicht eine Art vorbereitende Vermittelung im größeren Publikum eingetreten war, konnte es der reformatorischen Aufklärung und Kritik gelingen, die Theilnahme der Nation selbst an ihren ernsten und gründlichen Strebungen zu gewinnen und die Wichtigkeit ihres Unternehmens zur allgemeineren Einsicht zu bringen. Klopstock und Wieland haben nun ihre eigenthümliche literarische Stellung und Bedeutung gerade in der Art, wie sie durch Werke höherer Originalität als die bisherigen jene nationale Verallgemeinerung des Interesses an der Literatur unseres Vaterlandes bewirkten und so die eigentliche national-literarische Reformation produktiv unmittelbar einleiteten. Sie bilden insofern die klassische Vertretung der höchsten Stufe des regenerativen Literaturbewußtseins vor Lessing, hiermit des Übergangs in die folgende Epoche. Klopstock's „Messias“, der schon gegen die Mitte des Jahrhunderts (seit 1748) in seinen ersten Gesängen erschien, um nach Verlauf von mehr denn zwanzig Jahren seine Vollendung zu erreichen, Wieland's „Agathon“, der unmittelbar an der Grenze der reformatorischen Krisis die deutsche Lesewelt angenehm überraschte, diese beiden Werke bezeichnen vor Anderem das bedeutsamere Erwachen des nationalen Geistes unserer Literatur. Wie weit sich nun auch die schriftstellerische Thätigkeit dieser Männer, besonders die Wieland's, der Zeit nach über das Stadium der Lessing-Herder'schen Reformation selbst hinaus erstrecken mag — die Geschichte hat sie hauptsächlich in jener Stelle aufzufassen und zu würdigen. Weder in den Principien, noch in Form und ganzer Haltung gehören Beide der neuen Zeit vollständig an, weisen vielmehr ungeachtet ihrer höheren national-literarischen Stellung noch

vielfach auf die veralteten Standpunkte und Geleise hin, welche zu verlassen sie rühmlichst bemüht waren. Ihre Hauptwirksamkeit fällt in die sechsziger und siebenziger Jahre, treibt also selbst bis in die Mitte der originalen Drangbewegung fort, ohne davon in ihrem Wesen bedingt oder verändert zu werden. Was Lessing begonnen, was, von Herder weiter vermittelt, in Goethe und Schiller zur reifsten, vollsten Frucht gedieh, es war für sie nur eine Thatsache, kein organisches Lebensmoment neuen Wachsthumes und neuer Gestaltung. Es erklärt sich daher, wie Beide, ihrer unleugbaren Verdienste ungeachtet, von der Nation im Allgemeinen bald vergessen werden mochten und jetzt fast nur noch isolirte und gleichsam ausnahmsweise Beachtung finden. Wie weit sie sich aber auch in jener Beziehung zurückstellen mögen, so behaupten sie doch eben in der vorbezeichneten Stellung den ehrenvollsten Platz in der Geschichte der Wiedergeburt unserer Literatur. Zwei hohe Gestalten, stehen sie an der Pforte der neuen Epoche und weisen mit sinnvollen Zeichen auf die Ziele hin, welche diese verfolgen sollte, und welche sie selbst noch in einseitiger und unsicherer Weise anstrebten.

Wie sich die beiden Männer in dieser eigenthümlichen Stellung einander ergänzen und in dieser Ergänzung ihre wesentliche Wechselbeziehung haben, ist zuvörderst nicht zu übersehen. Wenn Klopstock das Princip idealer Subjektivität, der Gemüthsinnerlichkeit in ihrer Erweiterung über Gegenwart und Diesseits in die Unendlichkeit der Zukunft und des Jenseits, zum Born seiner Schöpfungen machte und damit auf die germanisch-nationale und christliche Grundlage zurückging, so suchte Wieland die reale Subjektivität, welche ihre Interessen in der Gegenwart findet und in dem Diesseits ihre Befriedigung haben möchte, zum hauptsächlichen Motive und Inhalte seiner Produktionen zu nehmen. Jener hob den spiritualistischen Absolutismus [1]) auf den poetischen Thron, dieser den Realismus der Weltlichkeit. Klopstock suchte die nationale Selbstständigkeit der Literatur, deren Nothwendigkeit er tiefer als irgend ein Anderer fühlte und für deren Herstellung

1) Schiller („Über naive und sentimentale Dichtung") schreibt von Klopstock: „Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen."

er schon in seiner ersten Jugend begeistert war (z. B. in seiner lateinischen Abgangsrede von Schulpforta), aus den Urwäldern Deutschlands herbeizuführen, indeß Wieland sie in der freien Bewältigung und umbildenden Ausführung der neuen französisch-englischen Socialprincipien bewähren wollte. Beide trafen hierbei, wenngleich auf verschiedenen Wegen, in der Emancipation der Sprachdarstellung zusammen, indem jener den deutschen Ausdruck auf eine höhere, würdigere Form, auf seine eigene lebendige Energie zurückbringen strebte, dieser ihm dagegen die Gewandtheit und die Farbe der ästhetischen Geistesbildung des Auslandes zu ertheilen bemühet war.

So kam es denn, daß, wie wenig auch Beide selbst in den Strom der eigentlich reformatorischen Bewegungen eingingen, die spätere produktive Generation, welche die Konsequenzen der letzteren darstellte, doch mehr oder minder an ihre Standpunkte anknüpfte und dieselben zu reiner klassischer Nationalität fortbildete. Wir haben kurz vorhin angedeutet, daß sie als unmittelbar einleitender Übergang zwischen der regenerativen und der reformatorisch-neuen klassischen Literatur stehen. Klopstock schließt nach der einen Seite die religiös-ethische Dichtung, welche, von dem Pietismus im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ausgehend, durch Brockes und Drollinger sich entwickelnd, von den Schweizern kultivirt, in seinem „Messias“ zum umfassendsten Resultat gestaltet wurde [1]), während er nach der anderen durch seine ideale Weise, durch den Ton der Wahrheit des Gemüths und den erhabenen Flug seines Geistes die neue poetische Jugend theilweise begeisterte und selbst bis über sie hinaus anregend nachwirkte. Wieland dagegen tritt in die Reihe der Anakreontisch-Horazischen Lebensdichter, und, indem er ihren weltlichen Standpunkt auf seine wirklichen Bezüge zurückführt und aus der nichtigen Formalität und Scheinwelt in die realen Verhältnisse hinübersetzt, eröffnet er zugleich dem Genius der folgenden Generation das Reich der heiteren Sinnlichkeit und sichert der Erde ihre poetischen Rechte dem Himmel gegenüber.

1) Daß er bei seiner geistlichen Epik auch das volksthümlich-religiöse Moment des Kirchenliedes unter das Princip der Kunstbildung stellte, ist schon von Mehreren bemerkt worden.

Beide Beziehungen finden später hauptsächlich in Goethe und Schiller ihre Wiederholung, wenngleich in höherem Geiste und in erweiterter, freierer Ausführung, unter dem Gepräge echter Genialität und mit dem Ausdrucke reiner ästhetischer Freiheit [1]).

Friedr. Gottlieb Klopstock (1724—1803). Ein Zögling des Prophetenthums, tritt dieser Sänger der Erlösung und Versöhnung selbst als ein Prophet in den Kreis der Dichter, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an der Wiedergeburt unserer Literatur sich vornehmlich betheiligten. Mit erhabener Begeisterung wollte er das Geheimniß des Christenthums und die Idee des deutschen Vaterlandes in würdiger Form dichtend aussprechen. Wie ein einsamer Gipfel hebt er sich in dem Bewußtsein eines so hohen poetischen Berufs aus der weiten Ebene der damaligen deutschen Literaturwelt empor und bezeichnet uns in der Ferne den Horizont des neuen national-literarischen Reichs. Geboren wurde Klopstock zu Quedlinburg und schien mit der Geburt nebst trefflicher Geistesanlage den kräftigen Trotz und tapferen Muth seines tüchtigen Vaters ererbt zu haben. Durch verständige Erziehung und im freien Umgange mit der Natur geistig wie leiblich gestärkt, durfte er sich ohne Zwang den Wissenschaften nähern, deren Heiligthum ihm auf der berühmten Bildungsanstalt in Schulpforta erschlossen wurde. Die gesunde Kraft und ideale Gediegenheit des klassischen Alterthums reiften alsbald seinen strebenden Geist, der in diesem stärkenden Elemente und

1) Ein analoges literarisches Dioskurenverhältniß begegnet uns bereits in unserer mittelalterlichen Literatur und zwar in den beiden großen Dichtern Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg um den Anfang des 13. Jahrhunderts. Während Wolfram in seinen großen epischen Gedichten (im „Parcival“ und „Titurel“) den Ernst des Schicksals und religiöser Weltanschauung mit erhabener Strenge darstellt, singt Gottfried in seiner schönen poetischen Erzählung „Tristan und Isolt“ das Lied von der weltlichen Lust in der Hingebung an die irdische Liebe. Wie bei Klopstock und Wieland Tendenz, Ton und Form verschieden sind, so auch hier. — Weiter abwärts könnte man auch Haller und Hagedorn in ähnliche Parallele stellen; nur sind Beide zu wenig bedeutsam, um auf ihr bezügliches Verhältniß eine gleiche Betonung zu legen.

der bedeutsam-stillen Umgebung sich seiner poetischen Begabung frühzeitig bewußt wurde. Bereits hier faßte Klopstock, nachdem er sich in jugendlichen Kleinigkeiten versucht, den Gedanken zu seinem „Messias", den die Bekanntschaft mit Milton's „Verlornem Paradiese" näher entwickelte und fester bestimmte. Die Religion war schon jetzt die eigentliche Heimat seines Gemüths, der Inhalt seiner höchsten Begeisterung. Er beseligte sich in der Anschauung der alttestamentlichen Gestalten und Geschichten, versenkte sich in die reinste Bewunderung des göttlichen Gesandten und in die geheimnißvolle Tiefe des Werks der Menschenerlösung. Diese zu besingen und den Preis des Erlösers würdig zu verkünden, schien ihm von nun an die Aufgabe seines Lebens, das Verdienst der Unsterblichkeit. Indem er sich an Milton's hoher Dichtung erhebt, fühlt er den Beruf, durch die Wahl eines höheren, ja des höchsten Gegenstandes sich über ihn selbst hinaufzuschwingen [1]).

So die jugendliche Brust gefüllt mit den erhabensten Idealen und getragen von dem Vorgefühle, daß er selbst wohl der große Seher werden dürfte, welcher den bisher vernachlässigten Ruhm des Vaterlandes den Fremden gegenüber durch das erhabenste und des menschlichen Geschlechts, ja Gottes selbst wahrhaft würdige Gedicht herzustellen vermöchte [2]), verläßt er den stillen Ort seiner wissenschaftlichen Vorweihe, um sich den akademischen Studien zuzuwenden. Er wählte die Theologie und begab sich zuerst nach Jena. Was er gleichsam noch mit heiliger Scheu auf der Schule still in sich empfangen hatte, gedieh hier alsbald zu entschiedenem festem Entschlusse. Der „Messias" wurde entworfen und trat mit den drei ersten Gesängen, freilich nur noch in Prosa, schon hier in die Wirklichkeit. Die Gefilde der Saale waren Zeugen der

---

1) Er spricht dieses nicht undeutlich in der lateinischen Abgangsrede auf Schulpforta aus, worin er überhaupt seine poetische Richtung und Stimmung gewissermaßen programmatisirt. Nachdem er Milton nach Gebühr gerühmt, bricht er in die Worte aus: „Percipe (sc. Miltonis umbra), si quid, quod te deceat, dixerimus, neque nostrae huic irascere audaciae, *quae te non sequi solum, sed majorem etiam materie tua excellentioremque adgredi molitur*."

2) Begeisternd ruft er aus: „Nascere, dies magne, qui hunc *tantum* procreabis *vatem*." A. a. O.

Geburt seines Lieblingsgedichtes und der stillen Mühe, mit welcher er es zu bilden begann. Als er nicht lange darauf Jena mit Leipzig vertauschte, wurde ihm dieser Wechsel Quell und Vermittelung eines bestimmteren und klareren Bewußtseins über Auffassung, Form und fernere Ausführung des unternommenen Werks. Sein Gemüth fand Freunde, sein Sinn neue Erregung und Erweiterung der Aussicht. Hier war es, wo er nach vielfachem Überlegen seinem Gedichte den hexametrischen Rhythmus erkor, und wo er in den Kreis der Bremer Beiträger trat, unter denen er, wie Gervinus sagt, „als ein Gleicher, nur überall als ein Höherer stand". Daß diese Beziehungen auf seine subjektive Stimmung und den Ton seiner Dichtungen eigenthümlich gewirkt, daß er in dieser Umgebung Gleichgesinnter und Gleichstrebender die Sympathien der Freundschaft empfing und nährte, welche durch seine Gesänge so vielfach hindurchklingen, mag hier nur flüchtige Andeutung, späterhin aber weitere Erwähnung finden.

Wir übergehen des Dichters fernere Lebensschicksale, seine erste Liebe, zu Fanny, die er in mehreren schönen Liedern feiert, seinen Aufenthalt in der Schweiz, wo er besonders bei Bodmer seine seraphische Stimmung nährte, eben so die Verhältnisse zu seinen dänischen Freunden, unter welchen namentlich der ältere Graf von Bernstorf sich ihm mit warmer Neigung und werkthätiger Auszeichnung ergeben bewies, wir sprechen nicht von seiner ehelichen Verbindung mit Meta (Margaretha), die er unter dem Namen Cidli in den reinsten Tönen seiner Dichterstimme besungen, und die über ihren frühzeitigen Tod hinaus die Herzensbraut für sein ganzes Leben blieb [1]), nicht von seinem vorübergehenden Weilen in Karlsruhe, wo ihn der treffliche Markgraf Friedrich mit Ehre und Gunst beschenkte; endlich wollen wir auch seinen späteren Aufenthalt in Hamburg, welches er mit besonderer Vorliebe zum Wohnsitze für die drei letzten

1) Wie rührend klingen die Worte in dem kleinen Gedichte „Cidli":

„Ich sah sie an, mein Leben hing
Mit diesem Blick an ihrem Leben;
Sie sah mich an, ihr Leben hing
Mit diesem Blick an meinem Leben."

Jahrzehnte seines Lebens wählte, und wo er dieses selbst unter der allgemeinsten Theilnahme von ganz Deutschland beschloß, so wie manches Andere, was seiner Biographie angehört, nicht näher erwähnen, um uns sogleich der Charakteristik seiner poetischen Persönlichkeit und Wirksamkeit zuzuwenden.

Die freien Geisteswerke genialer oder doch eigenthümlich begabter Menschen tragen immer die Signatur der Persönlichkeit, und dieses um so mehr, je weniger ein vielseitig öffentliches Leben den Kreis persönlicher Thätigkeit erweitert und das Individuelle zur Allgemeinheit, das Subjekt aus der Enge seines Selbst zur objectiven Gemeinschaft hinausführt. Klopstock, von Haus aus auf eine ernste und tiefsittliche Innerlichkeit angewiesen, mit dem Gefühle der menschlichen Würde und dem Muthe, sie überall zu behaupten, reichlich ausgestattet, dabei erzogen mehr in Gesellschaft der Natur als der Menschen, befreundet mehr mit den hohen Gestalten der Bibel und des Alterthums als mit den Interessen und Zuständen der unmittelbaren Gegenwart und ihrer politischen und bürgerlichen Verhältnisse, schloß sich auch später, nachdem er in die Welt getreten, nicht sowohl den peripherischen Erscheinungen und öffentlichen Beziehungen derselben an, als den Personen und den engeren Kreisen, welche diese um sich zogen und mit ihren privaten Neigungen und Gesinnungen erfüllten. Daher kam es denn, daß er mit dem heitersten Natursinne und den zartesten Gefühlen eine Art aristokratische Selbstgenügsamkeit und ablehnende Vornehmigkeit, mit dem reinsten Streben für das Menschliche eine gewisse Einseitigkeit und fast eigenwillige Beschränktheit verband, daß er die Wirklichkeit gegen das Reich abstrakter Ideen vertauschte, im Bewußtsein seines inneren Werthes über die Weltlichkeit hinausstrebte und sich schon früh berufen fand, die höchste Persönlichkeit, wie sie im „Messias" angeschauet wurde, mit ihren unendlichen Eigenschaften zu verherrlichen. Fast überall dringt dieses Selbstgefühl hervor [1]) und steigert sich zu der Höhe, welche Goethe („Dichtung und Wahrheit") passend bezeichnet, indem

1) Sehr charakteristisch ist in dieser Hinsicht die schon berührte Abgangsrede, in welcher die ganze Fülle des Vorgefühls seiner hohen poetischen Bestimmung hervorquillt. Bezeichnend klingen auch die Worte an Fanny:

er sagt: „Und so schien sich Klopstock als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit, zu betragen.“ Es ist nun begreiflich, wie gerade die religiöse Begeisterung sich eines solchen Gemüthes zunächst und fast unumschränkt bemächtigen mochte. Was sich in ihm Weltliches regt, geht mehr oder minder in jener Grundstimmung auf und zieht, mit wenigen Ausnahmen, ihre übersinnliche Überschwänglichkeit an. Liebe und Freundschaft, die beiden schönsten Töchter irdischer Wirklichkeit, vermählen sich bei ihm mit dem Himmlischen, verklären ihre Freuden und Leiden in dem Scheine der göttlichen Unendlichkeit. So erscheint er denn in der That „als eine geheiligte Person“ [1]), vor welcher die beschränkte Gegenwart schwindet und nur das Ewige bleibt. Er lebt „still anbetend, wo die Zukunft ist“ (an Fanny), und in der Anschauung der Pracht der Sommernacht erfüllt ihn nur die Vergangenheit, und „Gedanken an das Grab der Geliebten umschatten ihn“ [2]). Was Goethe bei einer anderen Gelegenheit sagt: „Tiefe Gemüther sind genöthiget in der Vergangenheit, sowie in der Zukunft zu leben“, darf wohl auf ihn mit Fug seine Anwendung finden.

Auch der Patriotismus, der Klopstock so sehr begeistert, daß er dessen spottet, „dem nicht das Herz glüht bei seines (des Vaterlandes) Namens Schall“ [3]), steigt bei ihm über die Gegenwart hinaus und sublimirt sich mehr in eine ideelle Abstraktion, als er, im Boden gegebener Verhältnisse wurzelnd, sich der Zeit bemächtigt und aus dem nationalen Leben und der wirklichen Geschichte die Mittel der That entnimmt. Seine Muse feiert das Vaterland, wo es noch nicht für uns war, sie wandelt in Zeiten, welche mit der unserigen keinen bestimmten Zusammenhang

„Ach, wenn du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir —
Einen Beglückteren, doch nicht Edlern!“

1) Goethe a. a. O. — Die Frau v. Staël sagt über ihn („De l'Allemagne“. T. II. p. 22): „Si la poésie avait ses saints, Klopstock devrait être compté comme l'un des premiers.“

2) Ode „Die Sommernacht“.

3) Ode „Wir und Sie“.

haben, sie citirt Gestalten, die ohne nationale Individualität aus einer dämmernden Ferne wie unbekannte Schatten hervorwanken. An des Volkes Herz, welches die Pulse der Gegenwart treibt, verstand er nicht zu greifen. Dieses that erst Lessing, dem es daher auch zuerst gelang, die deutsche Literatur zu nationaler Lebendigkeit zu bringen. Wie Klopstock das deutsche Volksthum in seiner wirklichen Wahrheit nicht erfaßt, so drang er auch später nicht in die Tiefe der großen politischen Revolution. Subjektiv idealistisch, wie er war, begeisterte er sich anfangs an dem Scheine der neu aufgehenden Freiheit, die er in abstrakter Weise von den konkreten Bedingungen ihrer Verwirklichung trennte; der Proceß dieser letzteren, die Geheimnisse der Geburt jener großen Begebenheit aus der Geschichte, die Nothwendigkeit ihrer schmerzhaften Vermittelung in der Gegenwart für die Zukunft blieben ihm, wie vielen Anderen, Räthsel und Siegel, deren Unauflösbarkeit ihn bald nur zu unwürdigen Palinodien reizen konnte.

Bei solcher abstrakten Verunendlichung des individuellen Subjekts, bei so entschiedener Jenseitigkeit der Wirklichkeit gegenüber mußte es wohl geschehen, daß der Zug der Schwermuth fast alle seine Dichtungen durchdrang und vorwaltend bestimmte. Daher ist denn auch erklärlich, wie die Elegie den Grundton seiner Dichtung bildet, der, hauptsächlich von Liebe und Freundschaft gestimmt, aus seinen Gesängen allseitig wiederklingt und sich nicht selten zu der äußersten Höhe, ja bis über die Grenzen echter Sentimentalität erhebt, so daß wir hier bereits die Spuren und Zeichen der Werther-Epoche nicht undeutlich vernehmen können; wie denn Klopstock mehrfach, namentlich in seinen Briefen, in den süßlich-empfindsamen und empfindelnden Ton der damaligen Freundschaftelei der Bremer Beiträger, besonders aber des Gleim'schen Dichterkreises mit einzustimmen liebte [1]). In Allem aber,

---

1) So schreibt er unter Anderem an Gleim über Fanny: „Ich kann itzt nichts mehr schreiben; ich will hingehen und mich unter Blumen setzen und meine lieben Briefe noch einmal lesen u. s. w." — In einem anderen Briefe zeichnet er seine Freunde in allen Tonarten der Gleim-Empfindelei. Auf einem Tannhügel sieht er Schmidt bei einer jungen Tanne stehen, die er nach seinem Namen nannte. Dessen Schwester (Fanny) erblickt er auf einem

was er liebt, liebt er zugleich das Höchste — die Religion. Diese bleibt ihm wie das letzte Ziel seines poetischen Wirkens, so der Trost in seinen Schmerzen und Täuschungen. „Wie glücklich werde ich sein", schreibt er an Bodmer, „wenn ich bei Vollendung des ‚Messias' etwas zur Verherrlichung unserer großen und ganz göttlichen Religion werde beigetragen haben! Wie süß und entzückend sind diese Vorstellungen meinem Geiste!" Seine Liebe ist „edel und heilig", und wo er, wie bei Fanny, sie nicht ganz erwiedert findet, ist es „allein seine Religion", wie er sagt, „die da macht, daß er nicht ganz unglücklich ist". Selbst die Schönheit, die er besingt („Radikin"), erscheint ihm in Farben der Religion,

---

Strahle der Abendsonne durch die Bäume schlüpfen. Cramer und seine Gattin folgen einer himmlischen Stimme, die sie von einem Berge voll heller Morgenwolken hören; Gleim geht mühsam an einem Bache hin und weint, weil er Kleist so lange nicht umarmt hat. Gärtner und seine Gattin sitzen auf hellgrünem Rasen mit der Miene der Glückseligkeit im Gesichte. Rabener lächelt an dem Fuße eines Berges herunter, Ebert jauchzt an einem Hügel und redet von seinen Freunden mit sich selbst, Kleist liegt in dem dunkelsten der Schatten, um die Empfindungen einer Nachtigall nachzuempfinden u. s. w. — Als ein Beispiel von vielen, wie gefühlsselig man sich in dieser Gesellschaft überhaupt geberdete, mag noch folgende Stelle von Sulzer hier stehen, welche dieser auf der Schweizerreise, die er mit Klopstock machte, schrieb: „Ich küßte die Strahlen des Mondes, damit sie im Zurückprallen meine Freunde und Freundinnen von mir wiederküssen möchten." So hören wir denn überall bereits die Werthertöne, nur mit dem Unterschiede, daß hier viel Gemachtes sich aufdringt, während Goethe's späterer „Werther" mit der Naturwahrheit des Herzens empfindet und spricht.

Es ist interessant, über dieses sentimentalische Freundschaftswesen Goethe selbst zu vernehmen, der sich darüber gerade in Bezug auf Klopstock und Gleim in folgender Weise ausspricht: „Sie legten auf ihre besonderen, engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander zugestehen mochten. — — Sie empfingen von Anderen Lob und Ehre, wie sie verdienten; sie gaben solche zurück, wohl mit Maß, aber doch immer zu reichlich, und eben, weil sie fühlten, daß ihre Neigung viel werth sei, so gefielen sie sich, dieselbe wiederholt auszudrücken, und schonten hierbei weder Tinte noch Papier. So entstanden jene Briefwechsel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt sich verwundert, der man nicht verargen kann, wenn sie kaum die Möglichkeit einsieht, wie vorzügliche Menschen sich an einer solchen Wechselnichtigkeit ergötzen konnten." „Dichtung und Wahrheit", Bd. II, S. 294 ff.

„Heilig und still, wie der Sabbath Gottes".

Schicksale und Lektüre trugen frühzeitig dazu bei, jene Grundstimmung seines Wesens zu festigen und zu steigern. Seine erste unglückliche Liebe zu Fanny, dann besonders der baldige Tod seiner Meta senkten in sein Gemüth unauslöschliche Züge tiefer Melancholie. „Die Gesinnungen", sagt Goethe, „die ihn mit Meta verbanden, diese innige, ruhige Neigung, der kurze, heilige Ehestand, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zweiten Verbindung [1]), Alles ist von der Art, um sich desselben einst im Kreise der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen." Um diese Zeit der herben Täuschungen und Verluste war es nun besonders der englische Dichter Young, der ihn mit den dunkeln Schatten seiner Nachtgedanken umgab. „Ich schleiche mich", schreibt er an Schmidt, Fanny's Bruder, „in die Einsamkeit und lese, oder vielmehr ich denke in Young und arbeite am Weltgerichte." Da sich mit dieser Gefühls- und Gedankeneinsamkeit nun noch die Versäumniß der Welt verband, so entsprang daraus leicht eine gewisse Einseitigkeit in der Auffassung der Dinge und des Lebens, sowie eine Art Überschätzung und diplomatische Zurückhaltung, welches Alles sich in des Dichters Schriften bald mehr, bald weniger kundgiebt.

Gehen wir nun etwas näher auf Klopstock's literarische Thätigkeit und poetische Produktivität ein, so haben wir zuvörderst zu wiederholen, was wir bereits oben in der flüchtigen Parallele zwischen ihm und Wieland bemerkt, daß er das Bewußtsein der Selbstständigkeit einer nationalen Literatur unter allen jenen Theilnehmern an ihrer Wiederherstellung am bestimmtesten in sich getragen und am entschiedensten in seinen Werken ausgesprochen hat. „Es lag in Klopstock's Geist", sagt Friedrich Schlegel, „ein erhabener Begriff von einer neuen und besonders deutschen Poesie." Und in der That hat er sich mit seinem Widerspruche gegen die Herrschaft der französischen Literaturorthodoxie und ihres hohlen konventionellen Formalismus so recht an den Eingang der eigentlichen Reformation unserer Nationalpoesie gestellt. Es war

1) Übrigens heirathete Klopstock bekanntlich ein zweites Mal.

war ihm darum zu thun, die ideale Innerlichkeit des deutschen Gemüths mit dem Patriotismus auf dem Grunde urgeschichtlicher Erinnerungen zu vermählen und so der deutschen Muse nationale Stoffe zu bieten. Dazu gesellte er das Bemühen, der deutschen Sprache ihre innerste Kraft, ihren volksthümlichen Ausdruck sammt der Freiheit ihres selbsteigenen reichen Lebens zurückzugeben und wo möglich zu vermehren. Daß er bei so löblichen Strebungen hinter seinem erhabenen Ziele dennoch zurückblieb, lag in der Art, wie er seine poetischen Standpunkte faßte und ausführte. Freilich sprach er zuerst das große Wort, der Geist bilde auch für die Dichtkunst den eigentlichen Gehalt; allein er trennte den Geist von der Natur und machte ihn zu einem abstrakten Begriffe, er übersah, daß derselbe ohne Leib für uns kein Leben hat, daß die Idee ohne Wirklichkeit auch ohne Wahrheit ist, daß das Jenseits nur im Diesseits angeschaut werden kann, daß das Göttliche selbst ohne Welt für uns ein wesenloser Gedanke bleibt. Es fehlte ihm bei aller Originalität doch der eigentlich schaffende und bildende Genius, der in dem Elemente der Phantasie eben die Unendlichkeit mit der Endlichkeit, die Idee mit der Wirklichkeit in dem Scheine ursprünglicher Einheit vermittelt, den Geist verkörpert und den Begriff individualisirt, in freier Darstellung das Geheimniß des Schönen eröffnet und, wie dem Blicke zur Ansicht, so der Seele zum innersten Verständnisse bringt [1]. „Seine Sphäre", sagt Schiller, „ist immer das Ideenreich, und in's Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe

---

1) Theoretisch war Klopstock in dieser Hinsicht über seine Praxis weit hinaus. Seine „Gelehrtenrepublik" enthält in Absicht auf die reine ästhetische Darstellung viele treffende Bemerkungen, besonders der Abschnitt „Zur Poetik". Unter Anderem sagt er hier: „Wenn ein Gedicht Handlung und Leidenschaft nicht darstellt, d. h. wenn es ihnen nicht alle die Lebendigkeit giebt, deren sie nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit fähig sind, so fehlt ihm ein Eigenschaft, die — — etwas so Wesentliches ist, daß man ein Gedicht ohne Darstellung mit Recht als etwas seiner Art nicht Angehöriges ansehen kann." Goethe fand sich durch dieses Werk ungemein gefördert, es hatte ihm „neues Leben in die Adern gegossen", und während die ganze Welt damit unzufrieden war, und kein Mensch es recht verstand, nennt er es „die einzige Poetik aller Zeiten und Völker" (Goethe, „Werke", Bd. LX, S. 225 ff.).

Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen.“ [1])

Das Leben der Geschichte hat sich Klopstock eben so wenig wie das der unmittelbaren Gegenwart zu reiner Anschauung aufgethan, wovon sein „Messias“ Zeugniß giebt, den er aus der Fülle der geschichtlichen Beziehungen und wirklichen Umgebungen in die kalte, einsame Höhe der abstrakten Unendlichkeit und des unsichtbaren Jenseits versetzt hat. Selbst da, wo er die Weltlichkeit mit ihren Interessen und Ansprüchen behandeln will, entseelt er sie meistens und nimmt ihr das Mark ihres eigenen Daseins, um sie zu einem Schatten des Himmels zu machen. Daher kommt es denn, daß ihm im Ganzen die poetische Individualisirung und die reine plastische Darstellung nicht gelingen will, daß dagegen die Gewalt der Verstiegenheit, die Schwere der abstraktiven Anstrengung und der Zwang eines steifen und einförmigen Ausdrucks auf seinen meisten Werken lasten und der Anschauung wenig Genuß gewähren, vielmehr fast überall die Übung der Denkkraft herausfordern und das Gemüth in fortwährender Spannung erhalten. Er ringt, das Unsagbare zu sagen, und das erhabene Verstummen muß zu oft die Stelle des bildenden Worts vertreten. Nicht mit Unrecht wirft ihm daher schon Gottsched „unbildsame Gedanken“ vor. Es fehlt ihm der geniale Sinn und die ästhetische Freiheit, hiermit auch die Kunst lebendiger Organisation der sprachlichen Form und der objektiven poetischen Gestaltung. Der Mangel einer angemessenen numerosen Periodirung, sowie eines getragenen rhythmischen Pathos, die vorherrschende Unruhe und Atomistik aphoristischer und interjektiver Satzweise lassen es selten zu einer reinen Harmonie des Ausdrucks kommen, welche durch die einförmige Wiederkehr von gewissen effektanstrebenden Wendungen und Bildern nur schlecht ersetzt wird. Mit wenigen Ausnahmen gilt das Gesagte von Klopstock's gesammter Dichtung. Diese Ausnahmen fallen so ziemlich alle in das Gebiet der elegischen Sentimentalität, die, wie wir bereits hervorgehoben, die eigentliche poetische Seite unseres Dichters ausmacht. Schiller nennt ihn daher ganz passend einen musikalischen Dichter, einen Dichter innerer Gefühlszustände,

1) „Über naive und sentimentale Dichtung.“

pathologischer Stimmungen. Wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, wie z. B. in den Gedichten an „Cidli“, oder wenn er, sei es im „Messias“ oder sonst in seinen eigentlichen lyrischen Dichtungen, die Saiten der reinen Empfindung anschlägt, da vernehmen wir immer die echten Töne wahrer Poesie.

Sowie Klopstock in Absicht auf das Princip seiner Dichtung hinter den Forderungen klassischer Kunst zurückblieb, so auch in Absicht auf die Gegenstände, welche er vorzugsweise behandelte. Wir haben hierüber bereits Andeutungen gegeben. Religion und Vaterland, sagten wir, seien die eigentlichen Pole, um welche sich seine Dichtung dreht. So gern wir nun zugestehen, daß beide in bedeutsamer Weise der Poesie sich bieten und zu ihrer gehaltvollsten Wesenheit sich gestalten lassen, so wenig können wir doch die Überzeugung aussprechen, daß es Klopstock gelungen sei, den Preis solcher Gestaltung zu gewinnen. Die Religion entkleidet sich unter seinen Händen zu sehr ihrer irdischen Umgebung, ihrer menschlichen Bezüge und geschichtlichen Lebendigkeit; sie sublimirt sich zu einem Schattenreiche wesenloser Gestalten, ohne dabei von der Beengung des kirchlich-christlichen Dogmatismus frei zu werden. Gleich leblos-abstrakt, als die Religion, ist auch das Vaterland in Klopstock's Dichtung eingegangen. Wie bei der Religion das Menschliche zu sehr zurücktritt, so hier das wahrhaft Nationale, d. h. das Bewußtsein eines bestimmten politisch-socialen, ethischen und psychologischen Volksdaseins. So wenig dort der Himmel mit allen Schaaren der Engel und Erzengel sammt ihren Gesängen und Gebeten das Interesse zu erregen vermag, welches uns ein reines Kunstwerk durch die einfache Thatsache seiner Darstellung zu geben hat, eben so wenig hier der altdeutsche Urwald und Walhalla mit ihren Odinsgöttern und teutonischen Heroen. Dabei ist freilich in Allem das schöne Streben anzuerkennen, der formellen Künstelei die ideelle Begeisterung des Gemüths, der konventionellen Selbstbewußtheit die Wahrheit der lebendigen innerlichen Unmittelbarkeit entgegenzusetzen und in ihrer höheren Würde zu behaupten.

Vielfach gerühmt wird nun selbst von denen, die in der Behandlung der obigen Gegenstände die poetische Genialität vermissen, die Sprache. Zuvörderst ist allerdings nicht zu verkennen,

daß Klopstock der Gottsched'schen Verständigkeit, welche unserer Sprache die französische Zwangsjacke anziehen wollte, gegenüber allerdings das große Verdienst ansprechen darf, dieselbe ihrem eigenen Naturell zurückgegeben und zum Behuf ihrer Erweiterung und Fortbildung auf ihre eigenen Hülfsmittel zurückgeführt zu haben. Mit kühner Hand griff er in den reichen Schatz der Idiotismen, um durch sie den Ausdruck mit eigenthümlichen Wendungen zu beleben und ihm die frische Farbe jugendlicher Nationalität zu ertheilen; mit entschlossenem Muthe trat er dem Entmannungswerke der Gottschedianer entgegen und suchte in den älteren Quellen nach der Kraft und Stärke, um die man unsere Sprache zu bringen seit einem halben Jahrhunderte mehrseitig bemühet war. Verbindet man hiermit die originelle Weise, in welcher er sich des grammatischen Geistes derselben bemächtigte, und wie es ihm gelang, eine kühnere Bewegung in die Satz- und Periodenbildung zurückzuführen, den Ausdruck mit mannigfaltigen feinen Nüanzen zu bereichern und durch überraschende Wortzusammensetzungen bedeutsam und sinnvoll zu machen; erwägt man endlich, daß er der eigentliche Begründer deutscher Metrik wurde und gerade hier mit genialem Takte unter dem Principe antiker Formen und Regeln waltete: so darf man ihn allerdings nicht bloß als den eigentlichen Wiederhersteller unserer Nationalsprache seit Luther betrachten, sondern ihm auch die Ehre zuerkennen, sie zuerst zum rechten und vollen Bewußtsein ihrer reichen ästhetischen Begabung gebracht zu haben [1]). Mit ihm beginnt eine neue Epoche in unserer Sprachbildung und Sprachwissenschaft. Allseitig zeigt sich von nun an der Drang, der freien

---

1) Klopstock war für die deutsche Sprache aus Liebe begeistert. Wir begnügen uns, hier sein Epigramm „Die deutsche Sprache" als Beleg außer vielem Anderen (in Oden, in seinen „Grammatischen Gesprächen" und in den Fragmenten „Über Sprache und Dichtkunst") zu citiren:

„Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannigfalter Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich,
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich."

Geistesbewegung in der Sprache ein angemessenes Organ zu schaffen; die eröffneten Fundgruben älterer Literatur werden mit Eifer durchforscht, überall treten neue Formen hervor, jedes Talent sucht aus dem Reichthume und den inneren Lebensquellen des vaterländischen Idioms für seine Produktionslust Mittel und Elemente zu gewinnen. Wieland, Lessing, Herder und Goethe drängen sich auf der Bahn, welche Klopstock erschlossen, und kaum dürfte eine andere Literatur einen solchen raschen und umfassenden Um- und Anbau der Sprache in irgend einer Epoche ihrer Fortbildung aufweisen können. Sehen wir nun aber darauf, wie Klopstock in künstlerisch-plastischer Hinsicht die Sprache behandelte, so bietet sich freilich Manches, was vor dem ästhetischen Urtheile nicht wohl bestehen kann, und was beweist, wie wenig er bei seinem Studium der Alten sich ihrer freien Sprachbewegung und klassischen Stylbildung bemächtigen mochte. Es ist in dieser Hinsicht überhaupt bereits oben auf den Mangel an konkreter sinnlicher Gestaltung und Belebung, an ebenmäßiger Haltung und getragenem Rhythmus des Ausdrucks bei Klopstock hingewiesen worden, desgleichen auf den aphoristischen Lakonismus, wodurch seine Darstellung oft hart, schroff und im Ganzen ungelenkig werden mußte. Dazu kommt nun noch, daß er durch Verkünstelung, durch forcirte Steigerung und Verwirrung sowohl im Gebrauche der Worte als in der Satzverbindung jene Unmacht freier ästhetischer Gestaltung schlecht verdeckt und an die Stelle harmonischer Klarheit das Dunkel unnatürlicher Wendungen und Verstiegenheit treten läßt, wobei er sich nicht selten selbst bis zu Lohenstein'schem Schwulste verirrt und durch die Einförmigkeit in Ton und Manier den reinen Geschmack beleidigt, der die wahre plastische Erhabenheit des Styls in etwas Anderem findet, als in dem Gewaltschritte eines angezwungenen Kothurns und in der Kraftgenialität gewagter und verwogener Wort- und Satzbildung. Wie indeß durch dieses Alles das bezeichnete Verdienst Klopstock's um den deutschen Ausdruck nicht aufgehoben werden kann, so ist noch im Besonderen anzuerkennen, wie er bedeutend dazu beigetragen, daß der deutschen Prosa größere Gediegenheit und das Gepräge volksthümlicher Haltung im Vergleich mit der bisherigen saft- und farblosen

Oberflächlichkeit wiedergegeben wurde; obwohl wir in Berücksichtigung der Sucht nach koncisiver Kürze, welche seinem prosaischen Ausdrucke nicht selten das Ansehen des Pretiösen giebt, mit A. W. Schlegel keineswegs behaupten möchten, daß er als „einer von unseren wenigen Meistern im prosaischen Styl" zu betrachten sei [1]). Übrigens hat die Prosa Klopstock's auch Lessing's Beifall in hohem Grade gewinnen können [2]).

Nimmt man nun die ganze Art dieses Dichters noch einmal zusammen: die abstrakte Erhebung über Wirklichkeit und Gegenwart, den Mangel an Weltlichkeit und reinmenschlichen Verhältnissen, sowie an philosophischer Auffassung der Dinge, die Einförmigkeit in den Gegenständen und ihrer Behandlung; so erklärt sich wohl, warum er trotz allem Kampfe mit den veralteten Standpunkten und Weisen, trotz aller Kühnheit, womit er der antiken Welt ihre Grundsätze und Formen, dem Oriente seine Psalmtöne, dem Norden seine Ossian'schen Wehmuthklänge abgewinnen wollte, doch weder eine eigentlich reformatorische Wirkung in der Nationalliteratur haben machte, noch sich weit über die Grenzen seiner Zeit im Interesse der Nation hinausbewegen konnte. Hiermit blieb er denn auch den nachwachsenden Generationen der vaterländischen Schriftsteller wie dem seit Lessing's und Herder's literarischen Eroberungen waltenden neuen Geiste unserer Literatur selbst fast durchgängig fremd. Wie er zuerst einsam emporstrebte in seiner Umgebung, so stand er wie ein verlassener Baum in der Mitte all des reichen und genialen Wachsthumes, welches seit jenem Wendepunkte die Geschichte unserer Literatur zu der bedeutsamsten unter allen machte. Ohne Volksunmittelbarkeit in Dichtung und Leben, ohne Verständniß der Geschichte und des Geistes der Gegenwart und ohne freudige Theilnahme an der vollen frischen Saat der jungen literarischen Produktion, wandelte er ein Abgestorbener unter den Lebendigen. Und so mußte es denn wohl kommen, daß schon lange nur noch sein Name gefeiert wird, während seine Werke im Ganzen ungelesen bleiben.

---

1) A. W. Schlegel, „Krit. Schriften", Thl. I, S. 245.

2) „Liter.=Briefe", Bd. I, S. 109.

Haben wir nun, um mit Goethe zu reden, den „außerordentlichen Mann" nach seiner Persönlichkeit und seinen allgemeinen literarischen Bezügen uns vergegenwärtiget, so wird es nicht schwer werden, sein Bild auch in seinen Werken wiederzufinden und zu erkennen. Wenn irgend ein Dichter, so hat Klopstock sein ganzes Dichten und Streben in einem Werke gleichsam substanzialisirt und wie in einem persönlichen Abgusse dargestellt [1]). Der „Messias" enthält seine Welt und seinen Himmel zusammt der Art, wie er beide auf einander bezog. Es ist der Gesang, „worin er seinen Gott besungen", der ihn „die Vorzüge der Engel im Voraus kosten, sowie die Thränen der Christen sehen und die menschlichen Freuden fühlen ließ", zu dessen Ende ihn „die mächtige Hand seines Herrn und Gottes selbst durch die Gräber" geleitet hat, wo „Himmel und Erde seinen Blicken entschwanden" und wo ihn, „wenn ihn der Zauber weltlicher Vergnügungen verführen wollte, die Harfen und Harmonien der Engel zu ihm selbst zurückführten" [2]). Von früher Jugend an erfüllte ihn, wie wir bereits oben angeführt, die Idee dieses Gedichtes, durch welches er sich selbst über Milton emporzuschwingen den Muth fühlte. „Der Erlöser sollte der Held sein, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehen, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen und an dessen Verherrlichung sie glorreich Theil nehmen sollen. Denn endlich nach trüben und schrecklichen Stunden wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anzuerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen

---

1) Letzte vollständige Ausgabe von Klopstock's Werken (Leipzig 1844) in 10 Bänden mit 3 Supplementbänden. Sonst die Ausgabe in einem Bande, ebendas. 1839.

2) Ode „An den Erlöser"

Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz umgießt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferstätte gesammelt hielt." [1]) Die große That der Versöhnung also, das tiefste und bedeutsamste Geheimniß der Menschheit, war ihm die Aufgabe, allein würdig des höchsten Dichterruhms und der vaterländischen Muse; denn Gott und Vaterland zugleich sollten in diesem Werke ihre Verherrlichung finden [2]). Sein ersungener Ruhm ist ihm „die Frucht seiner Jünglingsthräne und der Liebe zum Messias" (an Fanny). So wurde denn dieses Gedicht der eigentliche Sammelplatz seiner tiefsten Empfindungen und Gedanken, seiner innigsten Lebenszüge und heiligsten Stimmungen, und die schönsten Jahre seines Lebens (1748—73) hat er ihm gewidmet. Was Wunder, wenn daher alle seine übrigen Dichtungen nicht viel Anderes sind, als Variationen über Motive der „Messiade". Wie darin auch eine besondere poetische Richtung eines vollen halben Jahrhunderts zu einer Art von Abschlusse gekommen, ist schon oben erwähnt worden.

Sehen wir davon ab, daß das Werk, dessen Genesis beinahe ein Menschenalter in Anspruch nahm, in seinen zwei poetisch sehr ungleichen Hälften nothwendig die Spuren dieser langen und langsamen Ausbildung tragen muß und uns daher seine zwanzig Gesänge nicht alle aus denselben Tönen entgegenklingen können; fragen wir dagegen nach seinen eigentlich ästhetischen Ansprüchen überhaupt, so ist nicht zu verkennen, daß diese nicht sowohl in der klassischen Haltung des Ganzen, als vielmehr nur in gelungenen Einzelheiten gegründet sind. Das Werk bietet poetische Schönheiten, ohne in seiner Gesammtheit poetisch-schön zu sein. Wo des Dichters Herz redet, ist seine Sprache die reinste Dichtung, mag sie Freude oder Schmerz, Liebe oder edeln Zorn besingen. Mit ergreifenden Tönen versteht er die elegische Wehmuth wie

1) Goethe, „Wahrheit und Dichtung", Bd. II, S. 290 ff.

2) „Re ipsa, magno quodam, nec intermorituro opere, quid valeamus, ostendendum est", sagt er in der mehr angeführten Jugendrede. Er zielt hier auf die Franzosen und insbesondere auf den Verfasser der „Lettres françoises et germaniques", worin der deutschen Literatur Werth und Bedeutung abgesprochen wird.

das mächtig erschütternde Pathos tiefster Empfindung auszusprechen; allein wie aus den leeren Hallen eines hohen und weiten Gebäudes klingen uns jene vereinzelten Töne entgegen aus dem großen Ganzen der Dichtung, in welcher die religiös-moralische Tendenz und die dogmatische Befangenheit den freien Gang der epischen Muse fast bei jedem Schritte hemmen. Wenden wir uns daher von solchen lyrischen und elegischen Sonderheiten ab, um, wie es das Werk verlangt, den Maßstab der Epopöe anzulegen, so bleibt dasselbe fast selbst hinter den billigsten Forderungen, die man an diese Dichtart zu stellen hat, zu sehr zurück, als daß ihm der Ruhm eines national-klassischen Epos, oder gar dem Dichter der Name eines deutschen Homer zugestanden werden dürfte, womit er seiner Zeit vielfach begrüßt wurde. Vor Allem fehlt ihm die epische Substanz, die inhaltliche Entwickelung der Handlung, die angemessene Benutzung und Bewältigung der gegebenen Beziehungen in Geschichte und Leben, kurz die freie Hingabe an die gegenständliche Welt und Wahrheit, an die Mannigfaltigkeit sinnlicher Anschauung und Lebensverhältnisse, woraus denn nothwendig eine höchst unpoetische Einförmigkeit für das Ganze hervorgehen mußte. Die Dogmatik bietet für jenen Mangel eben so wenig Ersatz, als die nordische Mythologie in den Bardengesängen des Dichters die nationale Wesenheit ersetzen kann; vielmehr hat gerade die Herrschaft der Theologie über die freie religiöse Weltanschauung das Gedicht in seiner episch-objektiven Bewegung vielfach behindert und gehemmt. Eben so wenig vermag die subjektive Begeisterung, welche ohnedies nicht selten den Schein der Anstrengung verräth, uns über die Dürftigkeit des Gehalts zu trösten. Das erhabene Verstummen der Bewunderung vor dem Unendlichen, die oft erzwungenen Situationen der Anbetung und stillen Betrachtung, die verschleierten Reflexionen und maskirten Allgemeinheiten, die Kühnheit der Gleichnisse wie der Schimmer wiederkehrender Bilder täuschen uns eben so wenig hinsichts der Leerheit und Bewegungslosigkeit der Handlung, als der vordringliche Ton einer nicht selten gesuchten Erhabenheit oder die Überschwänglichkeit der ideellen Anschauung und Gefühlsverstiegenheit dem Ganzen epische Hoheit und Würde, die vielen Thränen aber, das Jauchzen und stille Beten der Seraphim, dazwischen die interjektiven Seufzer und Apostrophen, der

Dichtung selbst Leben zu ertheilen geeignet sind. Zu oft erinnert uns der Dichter ausdrücklich an das Unaussprechliche, und doch fordert gerade die epische Poesie die Klarheit des Aussprechlichen und des Aussprechens zugleich in hohem Grade.

„O! eure Stimmen, ihr Himmel!
Gebt mir eure Stimmen, daß ich's durch die Schöpfungen alle
Laut ausrufe!"

Dieser Ausruf Adam's im achten Gesange, nebst einer großen Menge ähnlicher, bezeichnet sehr deutlich die Unmacht der objektiven Gestaltung und Darstellung, welche durch den oratorischen Luxus in den vielen Monologen und Wechselreden nicht hergestellt wird. Es mag dieses zum Theil am Stoffe liegen, der sich nur schwer sinnlicher Anschauung und Individualisirung bietet; wie denn dieses der Dichter selbst gefühlt zu haben scheint, indem er im Anfange des zehnten Gesanges sich also vernehmen läßt:

„Auf beiden Seiten ist Abgrund;
Da zur Linken: Ich soll nicht zu kühn von dem Göttlichen singen,
Hier zur Rechten: Ich soll ihn mit feierlicher Würdigkeit singen —
Und ich bin Staub!" — —

Allein es war, wie wir schon wissen, zu sehr in Klopstock's Weise und Wesen, den Himmel ohne Erde zu denken und zu schildern, als daß ihn bloß die Erhabenheit seines Gegenstandes an einer reineren Objektivität der Darstellung gehindert haben sollte. Daher verschmähete er denn auch das Weltliche, welches selbst den Erlöser und das Werk der Erlösung vielfach umgab und die Mittel zu wirklicher Gestaltung hinlänglich enthielt. Geographische und nationale, kulturhistorische und politische Beziehungen boten sich in entprechender Fülle, sowie die religiösen Parteien unter den Juden, die Verhältnisse dieser zu den Römern, des Heidenthums zu dem Judenthume, selbst die geschichtliche Welt, welche das alte Testament so reich als bedeutsam umfaßt, konnten trefflichen Stoff zu epischer Ausführung geben.

Aus diesem Mangel an epischer Substanz folgt denn natürlich der Mangel an epischer Haltung. Nirgends vermissen wir den alten Homer so sehr, als in diesem Punkte. Da ist keine

Spur von der ruhigen Sicherheit, von der sachlichen Entwickelung, von der ebenmäßigen Bewegung, endlich von der erhabenen Unparteilichkeit, welche jedem Dinge, dem größten wie dem kleinsten, jedem Bezuge, dem wichtigen wie unwichtigen, das gebührende Recht giebt, am wenigsten von der harmonischen Klarheit der Darstellung, wie dieses Alles den Griechen und seine unsterblichen Schöpfungen auszeichnet, dem wir darin nur unseren größten Dichter mit seinem klassisch-gediegenen Werke „Hermann und Dorothea" vergleichbar finden können. Schon wegen der Übermacht des Lyrischen und Sentimentalen, welches selbst sich oft bis zu leerer Empfindelei hinauftreibt, und womit sich ein unaufhörliches Vortreten der Persönlichkeit des Dichters verbindet, läßt es die „Messiade" zu keinerlei Ruhe der Anschauung und der ästhetischen Betrachtung kommen. Und so haben wir denn auf dieser Seite an dem Klopstock'schen Werke vielmehr eine Art hymnologische Stunden der Andacht, als ein wahrhaft klassisches nationales Epos, wofür es sich doch gern halten lassen möchte [1]).

Mit der Mangelhaftigkeit des epischen Inhalts und Gehalts hängt die der Charakteristik wesentlich zusammen. Charaktere fordern eine Welt von Beziehungen und gegebenen Verhältnissen, wollen aus der Mitte lebendiger Wechselbedingungen hervorwachsen und auf dem Grunde von Thaten und Handlungen ruhen. Alles dieses fehlt aber dem Gedichte, welches dagegen in musikalischer Unbestimmtheit hinklingt und in pathologischer Unruhe zittert. Die Personen theilen jene schattenhafte Wesenlosigkeit und ziehen vor unseren Blicken hin wie die Wolken durch die Weite des leeren himmlischen Raumes. Von der Abstraktion geboren, tragen sie das Zeichen ihrer Abkunft, indem sie ohne lebendiges Kolorit

---

1) Schon Herder klagt bei der „Messiade" über Mangel an epischem Geiste, an sinnlicher Begreiflichkeit, an Nationalität und an freier, von theologischer Orthodoxie unabhängiger Auffassung. Mit Recht erscheint ihm der „Messias" nach den Weissagungen des alten Testaments und den Erzählungen des neuen viel menschlicher, als ihn Klopstock gezeichnet. Vgl. „Fragmente zur deutschen Literatur", 2. Sammlung (Werke, Bd. II. an mehreren Stellen). Auch Gervinus, und selbst die Frau v. Staël haben die Dürftigkeit epischer Objektivität der „Messiade" scharf genug hervorgehoben.

und ohne das Gepräge einer bestimmten Wirklichkeit in einförmiger Allgemeinheit auftreten, wie gemachte Beispiele zu gegebenen Begriffen, denen der Wortdrang vergebens den Schein persönlicher Individualität zu ertheilen bemühet ist. Sowie in dem Ganzen das Leiden den Grundton bildet [2]), so muß auch wohl in den Charakteren die Passivität als der herrschende Typus erscheinen. Christus und seine Jünger, die Patriarchen und heiligen Frauen, Freunde und Feinde, Engel und Teufel — alle beweisen sie ihre Gegenwart mehr in Reden als Handeln, ihre Thaten sind fast nur „Thaten der Seele" (wie Klopstock sich selbst einmal ausdrückt), Beten und Singen, Flüche und Verwünschungen. Von psychologischer Kunst und nationaler Eigenthümlichkeit, von lokaler Färbung und historischer Wahrheit so gut wie keine Spur. Wie war es aber auch möglich, einen Gottmenschen nach seiner dogmatischen Überweltlichkeit, eine Schaar von Seraphim, welche sich so ähnlich sind, wie ihre Flügel, dazu satanische Titanen, die sich nur durch ihre größere oder geringere Wuth von einander unterscheiden, mit dem Hauche menschlicher Lebendigkeit eigenthümlich zu beseelen? Schon oben ist bemerkt worden, daß die Sprache den Mangel an Unmittelbarkeit des Wirklichen und an objektiver Anschaulichkeit zu ersetzen sich abmüht. Allein wie kühn und mächtig, wie erhaben und sanft sie öfters auch sein mag, diese Sprache, — zu verkennen ist nicht, daß sie eben so oft in ungelenker Steifheit, in abstruser Satzbildung und verworrener Verkünstelung, in metaphorischer Übertreibung und Dunkelheit, in aftergenialer Erhabenheit und erzwungener Kräftigkeit sich gefällt und hierin sich mitunter selbst bis zum Widerwärtigen steigert [1]). Die Kunst har-

---

1) So heißt es u. A. in dem Gedichte selbst von dem Erlöser:
„Leiden, Beten, Wunder thun, Lehren, Leiden und Leiden
War sein Leben."

2) Stellen, wie folgende aus der Rede des Philo im sechsten Gesange, findet man viele:

— — „Und ist noch irgend ein großer
Heißerer Fluch, der siebenfältig Verwünschungen hinströmt,
Den die Mitternacht hört, der Gräber Heulen mit ausspricht,
Dieser treffe u. s. w."

Man wird nicht selten an Schiller's poetische Erstlinge erinnert und glaubt, in den „Räubern" und „Fiesko" den Wiederklang solcher Klopstock'schen kraftgenialischen Ausbrüche zu vernehmen.

monischer Gestaltung und wohlgefälliger Bewegung suchen wir vergebens, und „das Geheimniß der poetischen Perioden", welches Klopstock an Homer rühmt[1]), ist ihm selbst verborgen geblieben.

Man hat wohl, wie Klopstock mit Homer, so die „Messiade" mit der „Iliade" verglichen[2]). Wie zutreffend die Vergleichung sein mag, wenn man den religiösen Standpunkt beider Gedichte im Auge haben will, indem das letzte eben so die polytheistische-mythologische Weltanschauung des antiken Heidenthums vergegenwärtigt, als das erste die monotheistisch-christliche der modernen Menschheit darstellen möchte; so liegen doch in Absicht auf die Ausführung wohl kaum zwei Werke derselben Art so weit aus einander, als diese. Wenn bei Homer die sinnliche Schönheit in ihrer reinsten Vollendung unserem Auge leicht und gefällig entgegenkommt, so begegnen wir bei Klopstock einem absichtlichen Ringen nach moralischer Schönheit, die aber unter seiner Hand keine Sichtbarkeit annehmen will; wenn dort der Geist in die Körperlichkeit tritt und mitten unter uns wandelt, hebt er sich hier über jede körperliche Bestimmtheit hinaus, um in formenloser Übersinnlichkeit sich selbst zu besitzen. Was Schiller von Klopstock's dichterischer Weise überhaupt sagt, „daß er immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken", das gilt besonders hier dem Homer gegenüber. Aber auch selbst mit den beiden berühmtesten heiligen Epen christlicher Zeit, Dante's „Göttlicher Komödie" und Milton's „Verlornem Paradiese", kann Klopstock's Werk in Absicht auf Behandlung die Vergleichung nicht bestehen. Wie sehr er dem Letzteren, der doch sein eigentlichstes Vorbild war, und den er, wie wir schon oben angeführt, in seiner jugendlichen Begeisterung zu übertreffen gedachte, an objektiver Plastik, an positiver Haltung, an wirklicher Handlung und mensch-

1) In der Abhandlung „Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes".

2) So spricht z. B. Manso in seiner „Geschichte der deutschen Poesie" (in den Nachträgen zu Sulzer) von Klopstock als „dem deutschen Homer". Klopstock selber hat den Unterschied zwischen sich und Homer wohl gefühlt, und schon Herder weist die Vergleichung ab.

licher Motivirung, selbst an wahrer Erhabenheit nachsteht, während er ihn freilich an Gemüth und Gesinnung übertrifft, ist theilweise schon von Anderen bemerkt und hinlänglich hervorgehoben worden. Das Verhältniß, in welchem Beide in ihrer protestantischen Richtung und Auffassung zu einander stehen, wie sie sich in der Vertretung der christlichen Weltanschauung von dem reformatorischen Standpunkte aus begegnen, wie sie sich einander bedeutsam ergänzen, indem Milton den Fall des Menschengeschlechts, Klopstock seine „Erlösung" singt, dieses und Ähnliches erscheint anziehend und wichtig genug, um unsere Aufmerksamkeit näher zu gewinnen [1]).

Mit Dante steht Klopstock zunächst wie mit Milton auf dem religiös-christlichen Standpunkte überhaupt. Wie er aber dem englischen Epiker durch die protestantische Glaubensrichtung näher rückt, gesellt er sich mit dem italienischen darin enger zusammen, daß er gleich ihm in der kirchlichen Sphäre sich bewegt und in seiner Dichtung von dem dogmatischen Systeme abhängig erscheint. Dante vertritt die katholische, Klopstock die protestantische Symbolik; jener breitet in scholastischer Schulweisheit und theologischer Strenge das Gewebe des Glaubens vor uns aus, während dieser mit mildem Pietismus und auf dem Grunde biblischer Lehre das Evangelium der Gnade, die er selbst über die Hölle ausdehnen möchte, poetisch verkündigt [2]). Mögen nun beide Dichter in ihrer christlichen Begeisterung sich gleich sein, in der Ausführung, wie in der schöpferischen Kraft ist der Italiener dem

1) Das Verhältniß zwischen beiden Epikern ist von Gervinus in seiner „Geschichte der Nationalliteratur" treffend bezeichnet worden, nachdem früher schon Herder in seiner fragmentarischen Weise es berührt. „Beide Dichter", sagt dieser, „haben heilige Gedichte geschrieben, ihre Muse aber ist nicht dieselbe. Wie Moses und Christus, wie das alte und neue Testament stehen sie einander gegenüber. Milton's Gedicht ein auf Säulen ruhendes, durchdachtes Gebäude, Klopstock's Gedicht ein Zeitgemälde, das in den zartesten Menschenempfindungen und Menschenscenen von Gethsemane aus über Erd und Himmel schwebt". „Werke", Bd. VII, S. 391.

2) Die Theilnahme, womit er den gefallenen Geist Abbadona in seinem Gedichte behandelt, ist aus diesem selbst bekannt. In einem Briefe an Bodmer schreibt Klopstock, daß der unglückliche Verstoßene beim Weltgerichte so gewaltig um Gnade flehen werde, daß vor dem lauten Weinen des Menschengeschlechs und der Seraphim die Stimme der Donner nicht mehr werde gehört werden.

Deutschen so unendlich überlegen, daß eine Vergleichung an's Lächerliche zu streifen droht. Denn, wie dogmatisch-streng er sein, wie oft er sich auch, namentlich in den letzteren Theilen seines umfassenden Gedichts, in kalte Allegorien und nüchterne Reflexionen verlieren mag, weiß er doch die ganze Fülle seiner geschichtlichen und socialen Umgebung, den großen Reichthum seiner menschlichen Erfahrungen und Anschauungen auf das glücklichste zu benutzen, um dem Ganzen das Gepräge einer vielseitigen Weltlichkeit und sinnlichen Wirklichkeit zu ertheilen. Wir befinden uns bei aller Jenseitigkeit der Schauplätze doch unter lebendig-bestimmten Gestalten und irdischen Verhältnissen. Die Seligen wie die Verdammten (diese freilich am meisten), die Teufel wie die Heiligen bieten sich der Anschauung in charakteristischen Handlungen und Zügen und stehen mit den Menschen des Diesseits in gewohnten Kreisen des Daseins und Wirkens.

Der deutsche Hexameter, in welchem das Gedicht geschrieben, ist bekanntlich keine Erfindung Klopstock's, doch gebührt ihm der Ruhm, diesen Rhythmus zuerst in solchem Umfange und mit solcher Konsequenz, zugleich mit dem Bewußtsein bestimmter metrischer Principien gebraucht zu haben [1]). Daß er sich dabei den

1) Es ist hier nicht der Ort für weitläufige historische Nachweisungen über Ursprung und ersten Gebrauch des Hexameters in unserer Sprache und Literatur. Daß ihn, um von früheren bis in's 12. Jahrhundert hinaufweisenden Spuren abzusehen, bereits Fischart in seiner genialen deutschen Umarbeitung des französischen, satyrischen Romans: „La vie très horrifique du grand Gargantua etc.“ von Rabelais um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1552) theilweise und zwar mit Verbindung des Reimes versucht, daß ihn fast gleichzeitig der bekannte Philolog und Naturforscher Konrad Geßner in seinem „Mithridates“ (1555) berücksichtigt, daß ihn dann im 17. Jahrhundert Eisenbeck in einer Psalmübersetzung, darauf Alsted in seiner „Encyclopaedia scientiarum“ producirt, daß im Anfange des 18. Jahrhunderts Heräus ihm schon eine größere metrische Ausbildung gegeben, und etwas später Gottsched ihn weiter zu vervollkommnen gesucht, mag hier nur im Vorbeigehen berührt werden. Daß außerdem besonders noch Kleist gleichzeitig mit Klopstock den Hexameter in seinem „Frühlinge“ gebraucht, ist hinlänglich bekannt. Übrigens hat Lessing in den „Lit. Briefen“ (Bd. I. S. 109 ff.) zuerst die Geschichte des deutschen Hexameters angeregt. S. auch Wackernagel, „Gesch. des deutschen Hexameters u. s. w.“, in den „Abhandlungen zur deutschen Literaturgesch.“ (Leipzig 1873).

Homer zum Muster genommen und dessen rein musikalisch-quantitative rhythmische Kunst vom Standpunkte unseres logisch-grammatischen Quantitätsprincips aus in unserer Sprache möglichst nachzubilden gesucht, bleibt, wie sehr er auch hinter der harmonischen Vollkommenheit des griechischen Dichters zurücksteht, immer ein wesentliches Verdienst [1]).

Wir schließen diese wenigen Bemerkungen über das vielsprochene, berühmte Gedicht mit dem Urtheile Friedr. Schlegel's, welches er in seinen Vorlesungen über „die Geschichte der alten und neuen Literatur" (Thl. II, S. 262) in folgenden Worten ausspricht: „Mit der ‚Messiade' beginnt eigentlich der höhere Aufschwung der neueren deutschen Literatur; so unermeßlich ist das Verdienst derselben besonders in Sprache und Ausdruck, obwohl dies Gedicht meistens nur dem Namen nach im Allgemeinen bewundert wird, wenigstens im Ganzen nie wahrhaft wirksam in das lebendige Gefühl überging."

Von der deutsch-christlichen Epik und namentlich von den Patriarchaden, welche Klopstock's „Messiade" zum Theil mit hervorrief, und unter denen die Bodmer'sche „Noachide" gleichsam Chorführerin ist [2]), eben so von den kritischen Fehden, welche sie veranlaßte, und von denen die feindlichen hauptsächlich unter

1) Klopstock's Abhandlung „Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes" ist eine in jener Zeit immerhin bedeutsame Arbeit, die sich ohnedies noch dadurch besonders empfiehlt, daß sie bereits 1756, also vor Lessing's entschiedenem Auftreten, in ihrer Darstellung die deutsche Prosa als von der Gottsched'schen französischen formalen Leerheit befreit zeigt. Lessing („Lit.-Br." a. a. O.) sagt darüber u. A.: „Diese Abhandlung ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben kann."

2) Daß auch Wieland sich anfangs in der Reihe dieser seraphinischen Epik befand, soll hier unter Hinweisung auf seinen „Geprüften Abraham", den er in jugendlicher Idealbegeisterung an Bodmer's Seite schrieb, nur vorläufig erinnert werden. Neben ihm mag bloß gelegentlich noch Naumann, wäre es auch nur der Curiosität wegen, und weil Lessing mit dem Manne in Leipzig einige Zeit nicht ungern verkehrte, mit seinem „Nimrod" flüchtige Erwähnung finden. Auch Salom. Geßner's poetische Erzählung „Der Tod Abel's" fällt ungeachtet ihrer schäferlich-idyllischen Tendenz doch in diese Reihe, der sie selbst der Zeit nach nahe steht (erschien zuerst 1758).

Gottsched's Ägide ausgefochten wurden, mag hier nicht weiter geredet werden, indem darin wenig oder gar keine literarische Bedeutsamkeit zu erkennen ist. Unsere Betrachtung geht daher zu den andern Arten und Werken der Klopstock'schen Dichtung über, und zwar zunächst zur Lyrik. Es bedarf nach Früherem kaum noch der Erinnerung, daß diese Sphäre der Poesie der Persönlichkeit Klopstock's besonders nahe lag. Nicht an die plastische Bestimmtheit des Objekts gewiesen und davon beherrscht, hat diese Dichtart vielmehr der inneren subjektiven Unmittelbarkeit ihren Ausdruck zu geben und der Musik des Herzens und der Begeisterung des Gedankens ihre Stimme zu leihen. Wie sehr nun Klopstock gerade in der Innerlichkeit des Seelenlebens seine eigenste Heimat hatte und, um so zu sagen, in der musikalischen Pathologie des Gemüths den eigenthümlichen Gehalt seiner Persönlichkeit bewahrte, ist schon oben und sonst von anderen Seiten mehrfach gesagt worden. Auch das ist nicht unbemerkt geblieben, daß diese Innerlichkeit bei ihm, da sie von hohen, wenngleich abstrakten Ideen, hauptsächlich von denen der Religion und des Vaterlandes, getragen wurde, leicht und vorherrschend die Form persönlicher Begeisterung annahm, welche sich fast Allem, was er fühlte und dachte, selbst den zärteren und leiseren Empfindungen seiner Seele, mittheilte. So mochte es denn kommen, daß Klopstock nicht bloß in der lyrischen Poesie überhaupt, sondern vornehmlich in der Odenlyrik seinen eigentlichen Dichterberuf bethätigte; wie denn selbst die „Messiade" eher eine Sammlung schöner lyrischer Einzelheiten, als ein Ganzes epischer Handlung ist, und gerade in jenen das Recht besitzt, das Interesse der Nachwelt, wenigstens für die zehn ersten Gesänge, mehr, als diese es ihr zuwendet, für sich in Anspruch zu nehmen. Wie wenig poetische Bedeutung aber seinen dramatischen Produktionen inwohnt, soll weiter unten in kurzer Charakteristik dargelegt werden. In den lyrischen Dichtungen nun gönnt Klopstock auch der Weltlichkeit das Wort, und das homo sum sucht sich darin in mehrfacher Hinsicht eine passende Stimme. Freundschaft und Liebe, Geselligkeit und Naturgenuß, Wein und Frauen finden Zulaß und dürfen, wenngleich nur in sehr bescheidener und würdiger Weise, ihre Sprache reden. Es steht auch hier die unbefangene Lebendigkeit

irdischer Bewegung im Ganzen unter der Aufsicht der spiritualistischen Abstraktion, und die fromme Zucht macht dem Natürlichen Recht und Raum oft genug streitig. So sehr Klopstock daher in seinen Liedern ringen mag nach einer angemessenen Vermittelung zwischen Welt und Gott, meistens geht ihm doch jene unter der Hand verloren, und die Macht christlicher Begeisterung führt ihn aus ihren Fluren alsbald auf die einsame Höhe geistlicher Betrachtung. Nur schüchtern tönt die Leier des Alterthums durch die Laute seiner christlich-religiösen Begeisterung; David's Psalter durchklingt die meisten seiner Gesänge und vermählt sich am liebsten mit der Harfe der nordischen Barden [1]). Wie freundlich daher auch einige seiner lyrischen Poesien uns entgegenlauten und mit der Wahrheit des innersten Empfindens in vertrauter Sprache uns ansprechen [2]), so drückt ihn doch im Allgemeinen auch hier das Streben, in gezwungener Erhabenheit das Unsagbare zu sagen, woraus wieder der Mangel an gefälliger Klarheit, an lebendiger Einheit und reiner Harmonie der Darstellung, sowie die Verstiegenheit und gekünstelte Verworrenheit des Ausdrucks nothwendig folgen müssen. Am wenigsten können die Bardenlieder dem reinen Kunstgeschmacke genügen. Abgesehen von der abstrakten Idee des Vaterländischen, welche hier statt der konkreten Interessen nationaler Wirklichkeit den Inhalt ausmacht, bleibt auch die nordische Mythologie, die

---

1) „C'est le David du Nouveau-Testament que Klopstock." Staël, T. II, p. 22.

2) Z. B. An Cidli, mehrere Lieder an Fanny, Selmar und Selma, Die Sommernacht, Vaterlandslied für deutsche Mädchen (welches Claudius nachgeahmt, und wovon bei Körner starke Reminiscenzen vorkommen). Der Rheinwein, Der Züricher See, Die künftige Geliebte, An Ebert, und mehrere andere. Klopstock hat in diesen nicht nur die reinsten Töne lyrischer Gemüthlichkeit erklingen lassen, sondern auch die Einförmigkeit, welche seine Oden im Ganzen charakterisirt, meistens vermieden. Hier duftet jedes Lied mit eigenthümlichem Dufte, färbt sich mit eigenthümlicher Farbe, je nachdem es Gegenstand, Zeit und Ort mit sich bringen. Von ihnen gilt, was Klopstock selber singt:

> „Wenn vom Sturm nicht mehr die Eiche rauscht,
> Keine Lispel mehr wehn von dieser Weide;
> Dann sind Lieder noch, die vom Herzen kamen,
> Gingen zu Herzen."

mit ihrer Walhalla die lebendige Staffage bildet, uns mehr eine Welt des Studiums, als der unmittelbaren Anschauung. Rechnet man dazu noch die politische Zweckstrebung, die sich hineinschlingt; so darf man sich nicht wundern, wie ein echter ästhetischer Effekt von diesen erklärungsbedürftigen und dunkelwirrigen Bildungen nicht zu erwarten steht, in Beziehung auf welche (und deren Nachahmungen) Lichtenberg mit Recht sagt, daß „es mehr Mühe kostet, sie zu verstehen, als sie zu machen".

Vernehmlicher sprechen die geistlichen Lieder Klopstock's zu uns, indem die tiefe religiöse Gesinnung, von welcher sie erfüllt sind, überall ihre Gegenwart und ihre Wirklichkeit mit sich führt: dennoch können sie ihrerseits das Gebiet der Lyrik, dem sie eigenthümlich angehören sollen, nicht vollkommen vertreten. Sie ermangeln der religiösen Einfachheit und Freudigkeit, der idealen Klarheit und Ruhe. Es sind Töne, die aus der Höhe herabauten und über den Häuptern dahinschweben, ohne in die stillen Räume der gläubigen Seele zu dringen und das nach Trost und Beruhigung strebende Herz freundlich zu beschwichtigen [1]). Darum bleibt auch, um mit Herder zu reden, nichts von ihnen „als Dämmerungston dunkler Empfindung in der Seele" [2]).

Sollen wir nun noch ein Wort über Klopstock's drama=

1) Auch unter den geistlichen Liedern finden sich schöne Ausnahmen, an die zu erinnern um so mehr Pflicht ist, je schärfer das Urtheil im Ganzen sich aussprechen muß. So z. B. das schöne Abendlied:

„Sink' ich einst in jenen Schlummer,
Aus dem Keiner nicht erwacht" u. s. w.

oder die Auferstehung:

„Auferstéh'n, ja auferstéh'n wirst du"
u. s. w.

2) Herder an Merck. Sehr bezeichnend ist, was der jüngere Füßli über Klopstock's Odenpoesie an Lavater schreibt (vgl. „Briefe an Merck", 1. Samml., S. 58 ff.): „Den größten Theil seiner (Klopstock's) erhabenen Andachtsoden hole Gott, und beinahe Alles von seiner teutonischen Mythologie der Teufel! — — Wer ist der, der mir sagen will, daß eines von Klopstock's ewigen Herr, Herr rufenden Tonstücken Poesie sei?" Das Urtheil über die Klopstock'sche „Vaterlandspoesie" lautet nicht milder: „Lycophron, Prophet bei Profession und Grieche, ist heiterer, als diese Bardenräthsel. Das ist nicht Sprache, das ist Sand voll Gebeine und Scheiter am Gestade" u. s. w.

tische Arbeiten sagen, so kann es nur geschehen, um seine völlige Unmacht in diesem Gebiete der Dichtkunst auszusprechen. Das Drama duldet am wenigsten die abstraktive Jenseitigkeit, sein eigenstes Gebiet ist die Positivität des Wirklichen. In ihm muß daher die Handlung immer die Unmittelbarkeit der Gegenwart an sich tragen, sei es, indem sie aus der Mitte der gegebenen Wirklichkeit sich hervorbildet, oder indem sie aus der Ferne der historischen Vergangenheit in die Anschaulichkeit der Gegenwart tritt und sich mit dem Geiste und Leben gegenwärtiger Entwickelung darstellt. Dazu gehört denn vor Allem, daß die Handlung sich sowohl in Absicht auf innere als äußere Motivirung unter bestimmter Umgebung und durch bestimmte Personen individualisire und zugleich in einer die Natur des vorgeführten Lebens mit Wahrheit wiederspiegelnden, den Fortgang vermittelnden Sprache vorgetragen werde, wie wir schon bei Shakspeare lesen mögen [1]). Von allen jenen Forderungen hat Klopstock keine wahrhaft zu erfüllen vermocht, vielmehr sind seine dramatischen Versuche nur Zeugnisse eben seiner vollkommenen poetischen Unbefähigung in diesem Fache. Weder seine alttestamentlichen Stücke (Der Tod Adams, Salomo, David), noch seine patriotischen, die sogenannte „Bardiete" [2]), dürfen aus irgend einem der oben bezeichneten Gesichtspunkte dramatische Bedeutung ansprechen. Dort bewegen sich bei ganz verfehltem Plane Handlung und Personen in langweiliger Einförmigkeit, ohne tragisches, überhaupt ohne wahrhaft menschliches Interesse, wofür einige gelungene Stellen in Absicht auf Empfindung und Sprache keinen ästhetischen Ersatz geben können; in den Bardieten dagegen, welche in Geist und Kostüme des urdeutschen

---

1) Shakspeare bezeichnet bekanntlich als Zweck des Schauspiels, „to hold, as t'were, the mirrour up to nature, to show virtue her own feature, scorn her own image and the *very age and body of the time* his form and pressure" (Hamlet, Akt III, Scene 2.)

2) Es sind ihrer drei, nämlich: Die Hermannsschlacht, Hermann und die Fürsten, Hermann's Tod. — L. v. Stolberg (in seiner Ode „Der Harz") singt u. A. in Beziehung auf diese Bardiete:

„Doch des Heldengeschlechts Enkel verhüllten
Hermann's Namen in Nacht, bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopstock's mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit."

Teutonismus und Bardenwesens uns gleichsam ein Analogon von dem heroischen Zeitalter Griechenlands geben sollen, herrscht zunächst die politische Absicht zu überwiegend vor, als daß die freie ähstetische Ausführung sich dem daraus entstehenden Zwange hätte entziehen können. Die abstrakte Deutschthümelei war damals, wie später einige Zeit hindurch auch im neunzehnten Jahrhundert, an der Tagesordnung und die That des Wortes vertrat auch damals die That der Handlung. Dazu kommt, daß, wie wir schon früher hervorgehoben, das germanische Urwaldthum für uns zu sehr ein unlebendiges Jenseits ist [1]), als daß es der nationalen Begeisterung Wahrheit und Innigkeit geben könnte. Wie der Handlung die Fülle der Bestimmtheit, so fehlt den Personen alle erforderliche Umgebung, aus der sie sich eigenthümlich gestalten möchten. Die geistlose Großartigkeit giebt ihnen eben so wenig Charakter, als die hohle Erhabenheit der Rede der Handlung Substanz und Bedeutung verleiht. Die Prosa, welche von Bardengesängen durchwebt und unterbrochen wird, erhebt sich hier und da zu edler Kraft und dramatischer Energie, verliert sich aber im Ganzen in unnatürliche Verstiegenheit und gezwungene Ziererei. Daß nun dieser teutonisirende Musengesang das Herz der Nation, aus dem er nicht hervorging, auch nicht sehr rühren konnte, begreift sich hiernach von selbst. Die Bardentöne blieben ihr fremde, unheimliche Stimmen, welche nur in dem wildbrüllenden Munde einiger unberufener Jünger ihr verwandtes Echo fanden, für die Nachwelt aber alsbald verklungen waren [2]).

---

1) Charakteristisch genug klingt's, wenn Klopstock in dem zweiten Bardiete „Hermann und die Fürsten" den Chor also singen läßt:

„Wir stehen — und tief gewurzelt, ein Eichenwald,
Halten wir den stürzenden Strom der Eroberer auf!
Stürzen hören die Tannen und Ulmen den Strom,
Und wanken und sinken und werden gewälzt."

Womit zu vergleichen die Verse in Stolberg's angeführter „Harz-Ode"

„Dort, im wehenden Hain, wohnt die Begeisterung,
Felsen jauchzen zurück, wenn sich der Bardensang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.
Und dein Hermann vernahm's, Sturm war sein Arm!"

2) Die Schrift von K. F. Cramer, „Er und über ihn", welche eine Art Mischwerk über Klopstock ist und sich in allerlei Gesuchtheit und Sonderbarkeit gefällt, bezeichnet in ihrem ganzen Habitus sehr kenntlich das

Können wir nun nach diesem Allem Klopstock den Ruhm nicht zuerkennen, an der Spitze der klassischen Wiedergeburt unserer Nationalliteratur zu stehen; so ist ihm doch das große Verdienst nicht abzusprechen, vorzugsweise die Initiative und wesentliche Vermittelung dafür gegeben zu haben. Schon haben wir oben das Bezügliche flüchtig erwähnt, indem wir außer Anderem namentlich darauf hingewiesen, wie er ein selbstständigeres nationales Bewußtsein, einen höheren Wahrheitssinn, eine männlichere Sprache und einen freieren Ausdruck anstrebte und dabei besondere Aufmerksamkeit auf die Vervollkommnung der deutschen Metrik und Rhythmik gewendet. In dieser letzteren Beziehung bildet er wie nach der Vergangenheit den Abschluß der seit Martin Opitz bis Ramler, seinem eigenen Zeitgenossen, mehrfach in theoretischer und praktischer Hinsicht vorgenommenen Versuche, so nach der Zukunft hin den bestimmten Ausgang einer entschiedenen neuen Stellung unserer Nationaldichtung auch auf dieser Seite. Es gelang ihm zuerst, die eigenthümliche deutsch-sprachliche Metrik möglichst unter dem Principe der antiken zu einer selbstbewußten Systematik zu erheben, den Unterschied zwischen ungebundener und gebundener Rede nachdrücklicher zu bezeichnen und in der Ausübung der letzteren eine positivere Haltung zu gewinnen [1]). Nicht bloß den hexametrischen Bau hat er ausgebessert und folgerichtiger erweitert, sondern auch vorzüglich dadurch Ungemeines geleistet, daß er die lyrische Rhythmik auf kunstgemäßere, dem Alterthum nachgebildete Formen hinführte. Daß und wie er dabei den Horaz vornehmlich im Auge hatte, soll hier nicht weiter dargelegt werden. „Horaz", so sagt er selbst, „ist ein solcher Meister in der lyrischen Harmonie, daß seine Versarten einige besondere Anmerkungen verdienen, um uns recht aufmerksam auf ihre Schönheiten zu

---

hohle teutonische Unwesen (singt doch L. v. Stolberg von „teutonischer Keuschheit") und die forcirte Deutschheit der siebenziger und achtziger Jahre, wie beides namentlich unter den Klopstocksjüngern und theilweise noch in der Göttinger Hainbundsgenossenschaft zum Aus- und Durchbruche kam.

1) Er meint sogar (in der „Gelehrtenrepublik"), daß unsere Sprache wegen des logisch-grammatischen Quantitätsprincips „den Absichten der Verskunst angemessener sei, als selbst die beiden alten Sprachen". Wenn er dabei den Reim verbannt wissen will, so ist dieses als ein rein theoretischer Irrthum zu betrachten.

machen." [1] Auch sonst bezieht er sich im Punkte der Odenrhythmik besonders auf diesen alten Dichter, von dem er meint, er habe „alle Schönheiten, deren die Ode fähig ist, erschöpft". Doch dürfte von Klopstock's eigenem Odenbauwerke wohl nicht immer gerühmt werden können, was er selbst an seinem Vorbilde als Hauptsache preist, nämlich die Biegsamkeit, „mit der sich selbst ein Originalgenie dem Wesentlichen, was die lyrische Poesie fordert, unterwerfen muß". Wie Voß weniger Ramler's als ganz eigentlich Klopstock's metrisches Werk fortsetzte in Theorie wie Praxis, soll bei anderer Gelegenheit nähere Berührung finden.

Die prosaischen Schriften Klopstock's betreffen hauptsächlich die Theorie der Sprache und Dichtkunst und haben zunächst aus dem Gesichtspunkte ihres theoretischen Gehalts für die damalige Stellung der literarästhetischen Wissenschaft eine nicht gemeine Bedeutung. Der Gedanke der poetischen Freiheit und reinen Darstellung den einseitigen pragmatischen Tendenzen gegenüber, welchen er in der „Gelehrtenrepublik" (1774) entschieden ausspricht, hebt die Schrift auf die Stufe des Lessing'schen „Laokoon", mit dem sie freilich in ihrem ganzen Geiste und kritischen Charakter in keinerlei Weise sonst vergleichbar ist. Klopstock will, was Lessing dort bereits gefordert, „eigenthümliche Individualisirung" der poetischen Ideen und „aus der Natur der Seele nothwendige Regeln des Schönen" erwiesen haben, isolirt sich aber zugleich mit diesem an sich richtigen Principe auf einem bestimmten exklusiven Standpunkte, indem er die freie philosophische Ausübung desselben zurückweist und nicht undeutlich einen kastenartigen literarischen Aristokratismus an die Stelle des echt freien Republikanismus setzt. Dieses und die deutschthümelnde Gesuchtheit der Form brachten die in mancher Hinsicht werthvolle Schrift um die verdiente Gunst und Anerkennung [2].

1) „Über die Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes", eine Abhandlung, welche der metrischen Grundsätze wegen im Fache unserer Metrik immerhin von großer Bedeutung ist.

2) Das Schicksal der „Gelehrtenrepublik" beim Publikum hat Goethe u. A. anschaulich bezeichnet. Vgl. „Dichtung und Wahrheit", Bd. III. Man weiß, wie hoch Goethe selbst das Werk schätzte.

Höher stehen, was den formellen Charakter betrifft, die „Fragmente über Sprache und Dichtkunst" (1779). Ohne Schulpedantismus lassen sie sich über Bedingungen und Mittel wahrer poetischer Darstellung besonders in Absicht auf Sprache und Versbau vernehmen. Noch spät im hohen Alter gab Klopstock in den „Grammatischen Gesprächen" (1794) weiterhin anziehende Winke über unsere Sprache, deren Geist, Reinheit und Gebrauch. Außer Anderem findet man ihn hier auch auf polemischen Streifzügen gegen Kant und Goethe, wodurch er bewährt, wie wenig er in den Geist der wahren nationalliterarischen Reformation eingegangen war; mit Recht dagegen kämpft er wider Adelung's grammatische Verstandesdespotie, die er nicht ohne Humor und treffende Ironie in ihrer anmaßlichen Beschränktheit vorführt. Im Ganzen erweisen diese Schriften, wie die meisten kleineren Abhandlungen Klopstock's, z. B. im „Nordischen Aufseher" (von J. A. Cramer), daß er sich in der prosaischen Stylistik den alten klassischen Mustern innigst befreundet hatte. Ihr Geist, ihre Gediegenheit und Bildung spiegeln sich vielfach in seiner Prosa ab, so wenig dieselbe die eigenthümliche Gezwungenheit und zugespitzte Vornehmigkeit, welche Klopstock's ganze Gedankenbildung verräth, in Bewegung und stylistischer Organisation verleugnen kann, wodurch sie, jener Vorzüge ungeachtet, hinter Lessing's klassischem Ausdrucke bedeutend zurückbleibt.

Wir verlassen hiermit den Mann, der wie ein erhabener Schatten in der vielbewegten, bunten Welt unserer Literatur dasteht, und dem man, wenn auch nicht immer seine literarische Sympathie, doch stets seine vollste Achtung zuwenden kann; denn „keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist" [1]).

Wie sich um Klopstock her eine Schaar von seraphischen Eloahdichtern und patriotischen Bardensängern drängte, welche

1) Schiller a. a. O. S. auch D. Fr. Strauß' werthvolle Beiträge zur Klopstock-Literatur: „Kleine Schriften" (Leipzig 1862 u. 1866), Bd. I, S. 23—67 u. Bd. II, S. 1—232.

Letzteren später ihren Ton mit Ossian's dumpfen Harfenklängen mischten, wie der Dithyrambus hier und dort brausend dahersstürmte und sich nicht selten in seiner stelzenhaften Erhabenheit überstürzte [1]), dieses und Ähnliches lassen wir unberührt, um nur zu bemerken, daß die bekannte Literaturepoche des Sturms und Drangs, welche die siebenziger und zum Theil noch die achtziger Jahre durchdauerte, von den gewaltigen Schwingungen jener teutonischen Dichterstimme vielfach durchzittert erscheint. Nicht bloß die Göttinger mit ihren Stolbergen hallen von ihnen wieder, auch die Schwaben mit ihrem Schubart und jugendlichen Schiller suchen dort vielfach ihre dithyrambischen Klänge, und selbst die Herder-Goethe'sche Genossenschaft am Rhein und Main fühlte sich noch hin und wieder von dem großartigen Wehen aus den nordischen Wäldern durchschauert [2]). So wurde denn der

---

1) Kretschmann, gen. „Ringulph", Gerstenberg (der mit seinem „Gedichte eines Skalden" dem Bardenkreise, mit seinen „Anakreontischen Tändeleien" aber Gleim's „Dichterkränzchen" angehört, und mit dem Trauerspiele „Ugolino" in die folgende Stürmerepoche hinübergreift, Willamov und besonder Denis, genannt Sined der Barde, sind die Chorführer dieser Klopstockschule. Der letztere (ein österreichischer Jesuit 1729—1800), der fruchtbarste und eifrigste Bardenharfenist, der auch den seit 1764 hervortretenden Ossian meist hexametrisch übersetzte und zu seinem poetischen Lehrer erkor, feiert Klopstock „den Ersten unter den Liedesgewaltigen" in einer eigenen Ode als „den Obersten der Barden Teut's", wo es unter Anderem heißt:

> „Wir folgen, uns entrissen. Die Brust erpocht
> Erhabner, ungewohnter Gefühle voll,
> Die Wange glüht, und hohe Wehmuth
> Thaut vom edleren Auge nieder."

Über Denis und die teutonischen Barden giebt Goethe („Werke", Bd. XXXII, S. 56 ff.) einige gute Bemerkungen, obwohl wir ihm nicht beistimmen können, wenn er meint, die meisten Lieder von Denis seien „vortrefflich".

2) Goethe selbst konnte sich freilich mit der Odenmythologie Klopstock's nicht recht befreunden. Er meint, es sei dadurch nur „die Nomenklatur der nordischen Gottheiten" in die deutsche Dichtkunst eingeleitet worden. Obwohl ihn Herder mit jenen Heldensagen näher bekannt machte, mochte er ihnen doch keinen rechten Geschmack abgewinnen. „Alle diese Dinge", sagt er, „wie werth ich sie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meines Dichtungsvermögens aufnehmen." Mit Recht bemerkt er unter Anderem, daß sie sich zu sehr „dem sinnlichen Anschauen" entziehen.

Klopstock'sche Hymnus aus seiner himmlischen Höhe in die Niederung weltlicher Dinge hinab vermittelt, um hier allmälig seine Würde zu verlieren und in öder Weise zu verklingen. —

Christoph Martin Wieland (1733—1813). Sahen wir Klopstock in den übersinnlichen Reichen wandeln, mit dem Geiste sich gegen die Körperlichkeit verbinden und nach der Unendlichkeit in ihrer unsagbaren Erhabenheit ringen; so finden wir in Wieland den Mann, der uns in den Kreisen der Weltinteressen herumführt, uns die sinnliche Heimat des Menschlichen darstellt und die Wirklichkeit in ihrem geistigen Abglanze empfehlen will. Klopstock ist der Prophet der reinen Idee, Wieland der beredte Freund des gebildeten Sinnes, der „sittlichen Sinnlichkeit", jener ein Plato, dieser ein Aristipp der Dichtung. Der Sokratische Grazienschüler wurde durch Wieland gewissermaßen modernisirt; wie es denn bedeutsam genug ist, daß gerade der Roman, welcher Aristipp's Firma trägt, die poetische Schriftstellerei Wieland's beschließt. Im Allgemeinen darf daher Wieland als das literarische Korrektiv Klopstock's betrachtet werden, und wie von Sokrates gerühmt wird, daß er die Philosophie vom Himmel auf die Erde gerufen und sie in die Wohnungen der Menschen geführt habe, so gebührt unserem Dichter ein ähnliches Lob der Klopstock'schen poetischen Metaphysik gegenüber. Wieland lehrt die deutsche Muse, in menschlicher Weise zu reden und sich der irdischen Sitte ohne Sprödigkeit und Ziererei zu vermählen. Mehr vielleicht als selbst Klopstock gelang es ihm, die bisherige Einseitigkeit der moralischen und konventionellen Standpunkte der Poesie zu überwinden, indem er eine freie Lebensphilosophie zum Principe derselben machte, in welche er beide auszugleichen und unter die Regel des Geschmacks zu stellen suchte.

„Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt,
— — — — — — — — — —
Den Irrenden bedau'rt und nur den Gleißner flieht,
Nicht stets von Tugend spricht, noch von ihr sprechend glüht,
Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet,

Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält."

So bezeichnet uns Wieland selbst das Ziel, welches er seiner Dichtung vorgesteckt. In welchem Grade er an und für sich damit die eigentliche ästhetische Stufe ersteigt, ist zunächst nicht die Frage; immer bleibt es wichtig, daß er die Gesichtspunkte bestimmt bezeichnet hat, welche, dem abstrakten Spiritualismus gegenüber, in der Poesie ihre ewigen Rechte haben. In diesem Gegensatze hat Wieland neben Klopstock seine eigenthümliche Stellung in der Geschichte unserer neueren Literatur. Er war ein Bedürfniß der Zeit und hat diesem Bedürfnisse genügt. Hierin mehr als in dem reinen ästhetischen Werthgehalte seiner Produktionen ist seine Bedeutung anzuerkennen. Was Shakspeare seine Portia im „Kaufmann von Venedig" sagen läßt:

„Wie Manches wird durch seine Zeit gezeitigt
Zum echten Preis und zur Vollkommenheit",

gilt von Wieland's Werken und Wirken. Der feine Lebens- und Gesellschaftston, wie er in England seit Shaftesbury und Bolingbroke, in Frankreich hauptsächlich unter Voltaire's Vermittelung in die Literatur übergegangen war, fing auch in Deutschland an, seine Ansprüche geltend zu machen. Es war von ungemeiner Wichtigkeit, daß nun gerade ein Schriftsteller auftrat, dessen Geist, Talent und Bildung ihn befähigten, das fremde Gut unter dem Principe deutscher Art und Gesinnung aufzufassen und so es gleichsam zu dem unsrigen zu machen. Wieland überhob die Deutschen, nach Voltaire und seinen französischen Geistesgenossen selbst zu greifen, er gab sie ihnen, wenn auch immerhin noch mit dem Ursprungsscheine, im Ganzen doch in deutscher Form und Tracht. So eröffnete er unserer Muse zugleich die Salons und die weiteren Kreise der gebildeten Welt überhaupt. Wenn er in solcher Weise den Geschmack für vaterländische Literatur bei dem größeren Publikum heranbildete, so trug er auch durch die Gewandtheit, womit er die Sprache behandelte, viel dazu bei, daß diese sich mehr und mehr zum Organe der höheren Gesellschaft erhob und die französische gemach verdrängte, daß sie für

die ästhetische Darstellung gefügiger wurde und überhaupt dem literarischen Gebrauche sich vielseitiger und williger bot [1]).

Es ist bekannt, daß Wieland im Anfange seiner produktiven Thätigkeit ganz und gar unter dem Principe der religiös-moralischen Idealität stand, welchem Bodmer und seine Umgebung huldigte, und welches Klopstock, wie wir gesehen, dem Wesen nach zum Mittelpunkte seiner ganzen Dichtung gemacht hatte. Wieland's Jugendmuse trug die Flügel der Seraphim und die Mienen der eifernden Betschwester, ging in die Schule der Platonischen Liebe und in die Kirche der orthodoxen Andächtigkeit. Überall vernimmt man von ihr die heiligen Töne der Klopstock'schen Harfe. „Der werdende Cherub stammelt, halb geschaffen, dem Schöpfer seine Hymne entgegen", die Seele, „von Entzückung geschwellt", sucht vergebens Worte für ihre Empfindungen und blickt „still, mit Thränen im Auge, verstummend zu ihm hinauf" [2]). Sie will sich „absondern, um sich im Geiste in die Chöre der Seraphim zu mischen", deren Stimmen der Dichter „oft in nächtlichen Stunden hört". Er mag die Erde nicht, sondern sucht „auf den Flügeln des Glaubens die lichtvollen Gegenden der Seligkeit", aus deren „erhabenen Entzückungen" er neue Kraft für das Irdische zurückbringt [3]). Noch scheinen ihm „die Musen nie schöner, als wenn sie Aufwärterinnen der Tugend sind". Mit einem frommen Alten nennt er die Dichtkunst, wenn sie weltlich redet, „den Wein der Teufel, womit sie unbesonnene Seelen berauscht, um sie, wie durch einen Zaubertrank, in niedriges Vieh zu verwandeln" [4]). Die poetischen Zeitgenossen der Ana-

1) In obigem Bezuge hat Wieland's Biograph (Gruber) gewissermaßen Recht, wenn er sagt, daß derselbe „den Deutschen Deutschland eroberte, und daß dies nur gerade der Mann, wie er war, vermochte": „Chr. M. Wieland, geschildert von J. G. Gruber" (1815, 2 Theile), Thl. 1, Einleit., S. XVI. Übrigens hat in dieser ganzen Biographie die Vorliebe für die Person den geschichtlich-kritischen Ton etwas zu günstig gestimmt. Einen erfreulichen Beitrag zu Wieland's Charakteristik giebt Goethe in seiner Parentation auf ihn (1813), obwohl er das „De mortuis nonnisi bene" dabei etwas zu sehr in Anwendung bringt.

2) „Hymne auf Gott."

3) „Sympathien, Einleitung."

4) Ebendas.

kreontisch-Horazischen Schule, die unter Gleim's Protektorate sich bildete, nennt er „schwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus, die man für eine Bande epikurischer Heiden zu halten habe", zu deren Verfolgung er mit dem Ernste eines Fanatikers auffordert [1]). Bemerkt man nun, wie er bald darauf den christlichen Himmel mit dem heidnischen Olymp, die Seraphim mit den Amoretten, die Platonische Idealwelt mit der Gesellschaft der irdischen Grazien vertauscht, als Heilmittel gegen die Legenden der Heiligen „die Lektüre des Plutarch" empfiehlt, seine früheren Stimmungen „Seelenfieber" nennt, gegen welche Don Quixote „ein gutes Specifikum" sei [2]), wie er die Frage stellt, „ob nicht ein wahrer Philosoph in den Augen Gottes ein vortrefflicheres Geschöpf sei, als ein einfältiger Christ", kurz, wie er alle seine Jugendstrebungen als „Geistes- und Herzensabwege" bezeichnet und sie nicht stark und nachdrücklich genug verleugnen kann, mit seinen alten Anakreontisch-Horazischen Feinden nunmehr nicht bloß herzlich sympathisirt, sondern sie an Lebenslustigkeit und poetischem Weltsinne weit hinter sich läßt; so fragt man wohl mit Recht, woher diese durchgreifende Umwandlung ihm gekommen, und wodurch sie, wenn auch nicht ohne Übergang, doch sobald herbeigeführt sein möge [3]). Wir glauben, daß dabei kein großes Räthsel zu lösen ist.

1) „Psalmen" (oder Empfindungen eines Christen), dedikatorisches Vorwort. Unter den Dichtern, die er hier förmlich denuncirt, wird besonders Uz namhaft gemacht.

2) „Briefe", an Zimmermann vom 5. December 1758. In einem späteren Briefe an Julie Bondeli (1764) nennt er seine idealen Stimmungen „Don Quichotteries morales de la première jeunesse".

3) Die damalige Wieland'sche Correspondenz, besonders seine eben angeführten Briefe an Zimmermann, enthalten vielfache Zeichen und Ankündigungen der allmäligen Umstimmungen seiner Überzeugungen. Er entsagte schon 1758 der „Platonischen" Abstraktion, dem „Katonischen" Rigorismus und der „Kapuziner-Moral", meint aber, daß „so viele Veränderungen durch fast unbemerkbare Abstufungen herbeigeführt worden seien". Vgl. z. B. an Zimmermann, vom 12. März 1758. Außer dem schon Angezogenen schreibt er hier weiter, daß er nicht ganz mehr den Bodmer'schen Ideen ergeben sei („Je ne suis pas dans toutes les idées de Mr. Bodmer"), auch bereuet er hier schon sein Verfahren gegen Uz („Je souhaiterais de n'avoir pas traité Uz avec tant de rigueur").

Zuvörderst liegt die Erfahrung vor, daß sich solche Gegensätze zwischen der Überzeugung und Stimmung der Jugend und des reiferen Alters vielfach bieten, welche so natürlich sind, als das Verhältniß zwischen Gefühl und Verstand, zwischen Phantasie und Denken, zwischen Unerfahrenheit und Erfahrung" zwischen Schule und Welt, zwischen Unmündigkeit und Mündigkeit, kurz zwischen Jugend und Altersreife überhaupt zu sein pflegt. Oft aber, wo nicht meistens, stehen Sinnlichkeit und religiöse Schwärmerei nahe beisammen, und es kommt nur auf diese Umstände an, wie sie sich verbinden, und wie lange sie in ihrer Verbindung beharren. Je schroffer jenes Verhältniß durch individuelle Charakteristik und historische Einwirkungen bestimmt wird, desto extremer und entschiedener erscheint auch der Gegensatz, womit es sich in Leben und Wirken darstellt. Wenn bei Klopstock weder in Anlage, noch in Erziehung und späteren Umgebungen Motive für eine solche Umwandlung vorhanden waren, wenn er sich daher durch alle seine Dichtungen hin in der reinen idealen Körperlosigkeit behauptete und von den Höhen christlicher Begeisterung und Beseligung niemals ganz herabstieg; so ist das eben so wenig verwunderlich, als daß umgekehrt Wieland Klopstock's Begleitung und Einfluß bald abwies und sich aus dessen Unendlichkeit in die engeren Räume der endlichen Wirklichkeit zurückzog, indem bei ihm Naturell und gesellschaftliche Lebenserfahrungen diesen Wechsel gleichsam nothwendig machten. Wir haben nicht nöthig, andere Motive und besondere Absichten zur Erklärung desselben zu Hülfe zu rufen. Denn sehen wir etwas genauer zu, so bieten uns gleich seine Erstlingsschriften, selbst unter dem Kleide ihrer oft bis zum Zelotismus getriebenen idealen Überschwänglichkeit, Züge genug dar, aus denen die sinnliche Weltlichkeit ohne große physiognomische Lesekunst erkannt werden kann. Schon Nicolai meinte, Wieland's damalige Muse sei „ein junges Mädchen, das die Betschwester spiele, aus deren verständiger Miene die jugendliche Unbedachtsamkeit hervorleuchte"[1]), und Lessing scheint geneigt, die eingetretene Veränderung „dem eigenen Mechanismus der Wieland'schen Seele"

1) Nicolai, „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" (1753).

zuzuschreiben, obwohl er zugleich auf die Möglichkeit äußerer Umstände und besonderer Absichten hinweist [1]. Wir sind diesem nach der Ansicht, daß bei Wieland überhaupt keine eigentliche Sinnesänderung vorgegangen, also auch keine irgendwie berechnete Inkonsequenz in der Umwandelung seiner Lebensansichten und literarischen Standpunkte obgewaltet, vielmehr halten wir die allerdings auffallende Erscheinung für bloß natürliche Selbstbefreiung seines widernatürlich bestimmten und in eine ihm widersprechende Bahn getriebenen ursprünglichen Charakters. Dieser war in seinem Grunde sinnlich-geistig und von Temperament sanguinisch. In jenem Umwandelungsprocesse erhob er sich eben nur aus der sentimentalisch-geistigen Sinnlichkeit zur weltgebildeten, eben aus seiner Unnatur zur Natur. Je mehr er durch seine früheren Verhältnisse, namentlich durch Bodmer's Umgang und Einwirkung, in die falsche Idealität und religiöse Pietisterei hineingezwängt worden war, desto rascher schlug er, gleich einem mit Gewalt gebogenen Zweige, in seine angemessene Lage zurück. Solches Umschlagen war daher bei einem so lebhaften Temperamente unausbleiblich und erfolgte um so eher, als die äußeren Verhältnisse begünstigend und erregend hinzutraten [2]).

Dieses geschah nun bei Wieland, indem er bald nach seiner Entfernung aus dem Hause Bodmer's sich neuen Erscheinungen freier hingab, die ihm besonders in Bern mehrseitig entgegenkamen, und indem er dann etwas später seit 1761 in seiner Stellung in Biberach in den Kreis weltmännischer und weltgebildeter Gesellschaft eintrat, die sich um den Grafen Stadion bewegte, und in welcher La Roche, sowie dessen Gemahlin Sophie, Wieland's frühere Geliebte, die bedeutsamsten Figuren bildeten. Hier fand er mit freier Lebenssitte die neue englisch-französische

1) „Literaturbriefe“, Bd. I. S. 36. — Wieland selbst giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß ein Frauenzimmer ihn umgewandelt. „Elle a fait un homme de moi“, schreibt er an Zimmermann.

2) Wieland sagte noch in seinen späteren Jahren zu Böttiger, daß er immer „eine forcirte Treibhauspflanze“ gewesen sei. — Überhaupt ist Böttiger's Mittheilung über Wieland in Raumer's „Historischem Taschenbuch“ (Jahrgang X) zu vergleichen.

Lebensphilosophie verbunden und bei anregender Unterhaltung eine reiche bibliothekarische Bildungsquelle. Es bedurfte nur einer solchen Gunst der Witterung und Luft, „Begegnisse an Welt und Weibern“, wie Goethe von ihm sagt [1]), um die ursprünglichen Keime, welche sich schon zu beleben angefangen, in raschem Wachsthume aufschießen zu lassen. Das schmelzende Pathos seiner seraphischen Schriften, das Liebäugeln mit den Himmelsbewohnern, nach deren „Symphonien“ ihn verlangte, die ganze Art und Weise, wie er die Religion auffaßte, die er — nach dem Ausdrucke der „Literaturbriefe“ — „zu ehren glaubte, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens machte“, das eigene Geständniß (in seinen ausgewählten Briefen), daß er „ohne Damen, die stets der Hauptressort seines Geistes gewesen, selbst seine christlichen Empfindungen nicht geschrieben haben würde“ [2]), dieses und Ähnliches beweist hinlänglich, was wir gleich anfangs behauptet haben, daß bei ihm in der That keine wesentliche Charakterveränderung Statt fand, daß vielmehr schon in seiner Platonischen Jugendlaune der Aristippische Faun betriebsam war, der sich nur in seiner wahren Gestalt zeigte, als Zeit und Gelegenheit es ihm vergönnten [3]).

In Wieland's Wesen waren nun die Hauptfaktoren Sinnlichkeit und Verstand, welche, in einer Art Gleichgewicht unter dem Einflusse eines sanguinischen Temperaments sich gegen einander verhaltend, in seinem Charakter kein sicheres Gepräge entstehen ließen. Bei großer Beweglichkeit der Empfindung ohne bestimmte principielle Überzeugung fehlte ihm die Wurzel folgerichtiger Ansicht und Gesinnung [4]). Wie er daher bereits in seiner Jugend eine

---

1) Eine Frau v. Grebel, bedeutend älter als er, dann Julie Bondeli in Bern, J. J. Rousseau's Freundin, wirkten außer der Lektüre von Lucian und Shakspeare in den letzten Jahren seines Aufenthalts in der Schweiz besonders auf die Umstimmung seines Sinnes.

2) „Wieland ist jung, wenn er liebt“, schreibt Schiller von ihm.

3) Wieland selbst schreibt: „Die Sentiments eines Menschen bleiben immer, wenn er einmal welche gehabt hat, aber die Begriffe ändern sich von Zeit zu Zeit.“ Charakteristisch genug für ihn selbst.

4) Schiller wirft ihm (an Körner) „Inkonsequenz und Launen“, sowie „gänzlichen Mangel an Sicherheit“ vor.

Art Schweben zwischen den beiden Welten, der idealen und realen, der übersinnlichen und sinnlichen, erweist [1]), so bleibt diese Zweideutigkeit ihm mehr oder minder auch späterhin eigen, obwohl im Ganzen allerdings die realistische Seite überwiegend erscheint. Goethe hat daher wohl Recht, wenn er von ihm sagt: „Er gefiel sich und Anderen im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am allerschönsten zeigt.“ In seinem Hauptwerke, dem „Oberon“, hat diese Doppelseitigkeit sich in eine Art poetischen Accord erhoben, ohne jedoch in vollständigen Einklang übergehen zu können. Von Natur mehr Talent als Genie, ist Wieland auch mehr ein gewandter Schriftsteller, als eigentlicher Dichter. Kopf und Herz, in ihrem bezeichneten Widerstreite, erlaubten nicht, daß sich ein reines Werk der Dichtkunst gestaltete. Wie es Wieland's Grundsatz war, „die Welt gehen zu lassen, wie's Gott gefällt“, ohne sich an ihr und ihren Dingen mit entschiedener Gesinnung und voller Hingebung zu betheiligen; so zeigen auch seine Werke, daß er nicht vom Grunde der Seele aus bei ihnen war, als er sie schrieb. Diese subjektive Gleichgültigkeit gegen die Sache charakterisirt sie alle; es schlägt in ihnen weder der reine Puls des Herzens, noch spricht daraus ein selbstbestimmtes Wollen, dem es irgendwie mit der sittlichen Wahrheit Ernst ist. Seine Produktionen sind im Ganzen für ihn selbst etwas Fremdes, eine Art Schattenspiele an der Wand, die er mehr zur Belustigung und Unterhaltung als wegen eines höheren ästhetischen Zweckes bildete, und denen er selbst nur mit zusieht, indem er sie Anderen vorführt [2]). Hieraus vornehmlich

---

1) Schon in frühester Jugend faßte er, wie er selbst schreibt, einmal den Entschluß, „dem Kopfe nach ein Freidenker, dem Herzen nach ein tugendhafter Mensch zu sein“, und während er in seinem 15. Jahre oft manche Nacht wegen seiner moralischen Mangelhaftigkeit unter Händeringen durchweinte, las er die gefährlichen Zweifelhaftigkeiten eines Bayle und die aufklärerischen Werke eines Voltaire. Vgl. „Briefe“. — Wieland konnte nichts in seiner vollen Natur fassen und festhalten. Dieses bemerkt auch schon Frau v. Staël. „Il faut prendre chaque chose pleinement dans sa nature.“ Das vermißt sie eben an ihm.

2) Interessant ist in Bezug auf Obiges eine Stelle in einem Briefe an Merck vom Jahre 1777, wo er deutlich zu verstehen giebt, daß er „bald

erklärt sich dann wieder der ironisirende Zug, welcher sich als eine Art Grundzug in ihnen bemerklich macht, und der, da er von keiner Frische des inneren Lebens beseelt wird, ohne poetische Idealität bleibt. Wieland's Produktivität ist weniger ein Bedürfniß des urgeistigen Triebes als eine Art Gelüst der Versemacherei, die er schon in frühester Jugend übte, die er nicht lassen kann, „wie die Katze das Mausen nicht", und womit er auch nicht aufhören will, „bis die Leute bei seinem ersten Märlein gähnen" [1]).

Die Spuren einer umfassenden Belesenheit, Anspielungen jeglicher Art, welche uns bald in das weite Gebiet der Geschichte, bald auf das Feld der Literatur, hier in die Götterwelt des Alterthums, dort in das Reich der Feen und Zaubereien weisen, gestatten nicht, daß die Gestalten sich hinlänglich abschließen, um der Anschauung eine harmonisch-bestimmte Objektivität zu bieten. Eine Art alexandrinische Polyhistorie überherrscht fast Alles und drückt mit ihrem Ballast die freie Pflanze der Schönheit nieder. Dabei besaß Wieland freilich die Kunst, das, was Andere bereits gegeben, mit kluger Wahl zu brauchen und seinen Zwecken gemäß in das Seinige zu verwandeln. Mit großer Geschicklichkeit verstand er es, die Elemente, welche ihm das Alterthum und Mittelalter, die englische und französische Literatur gefällig darreichten, für die deutsche Gegenwart zuzubereiten und, mit seinen Erfahrungen durchwebt, zu Werken seiner Hand zu machen [2]). Daß ihn dabei oft mehr als billig unmusische Zwecke leiteten, wissen wir aus seinem eigenen Geständnisse [3]). Wie wenig wahrer

---

dieses bald jenes, aber nie sich selbst" vorgestellt, und eigentlich nur „eine Maske" getragen habe, unter der er „ewig verkannt" worden sei.

1) An Merck.

2) Er sagt selbst von sich (bei Gruber): „Mein eigenes Talent zum Stehlen entwickelte sich denn auch bei ihm (Bodmer), und wenn ich es ihm nicht zuvorthat, hab' ich's ihm wenigstens gleichgethan." Es ist bekannt, daß ihm später (1799) unter Anderen Fr. Schlegel diese literarische Industrie nicht ohne scharfen Hohn vorwarf.

3) „Wenn ich ein einzelner Mensch wäre", schreibt er (1777) an Merck, „oder nur ein Horazisches Tiburtinum hätte, so hätte ich schon lange Zeit keine Zeile mehr drucken lassen." Er sehnt sich von Herzen, „aus dem schändlichen Autorkarren, an dem er nolens volens ziehen muß, ausgespannt zu werden".

und gründlicher national-literarischer Patriotismus ihm inwohnte, haben bereits die „Literaturbriefe“ (Lessing) bemerkt, die ihm „eine patriotische Verachtung gegen seine Nation“ vorzuwerfen keinen Anstand nehmen [1]). Und so kam es denn, daß seine Produktionen im Allgemeinen nicht sowohl frische Kinder reiner Liebe waren, als vielmehr Geschöpfe einer unnatürlichen Lust und „Buhlerei mit den Musen“, wie sich Merck in seiner Mephistolaune gegen Wieland selbst bezeichnend genug ausdrückt [2]).

Die äußerliche Darstellung in Wieland's Werken stimmt mit dieser innerlichen Konstitution überein. Denn bei unverkenn-

1) „Literaturbriefe“, Bd. I. S. 56.

2) Wieland's Privatleben scheint nichts weniger als ein praktischer Beleg zu seiner poetischen Lebenstheorie gewesen zu sein. Bei großer Reizbarkeit (auch nach Gruber), besaß er einen hohen Grad von Gutmüthigkeit, wie er denn selbst von seiner Bonhomie öfter redet. Goethe rühmt ihn gleichfalls von dieser Seite und nennt ihn (an Merck) „einen ganz unendlich guten Menschen“. Bölling schreibt über ihn in ähnlicher Weise an Merck: „Um den rechtschaffenen Wieland kränkt's mich, wenn er mit weniger Respekt, als sein lieber, guter Charakter es verdient, behandelt werden sollte.“ Auch darin, daß er Goethe, der ihn doch durch seine Satyre „Götter, Helden und Wieland“ früher empfindlich genug berührt hatte, so offen und voll anerkannte, während Herder und Andere scheel auf ihn sahen, beweist seine Ehrenhaftigkeit. Er selbst schreibt unter Anderem über sich an Merck: „Wenn ein Mensch ist, der jedes Ding in seiner Individualität nimmt, so bin ich's. Es war freilich auch nicht immer so mit mir; aber doch hab' ich mich, selbst in den Zeiten, da ich ein gewaltiger Idealist in meiner Art war, mit allen Arten von Menschen, Thieren und Geziefern ganz gut vertragen können — und dies bloß, weil ich überhaupt immer in der Disposition war, mich selbst zu vergessen und von Anderen günstiger zu denken, als von mir, — eine Disposition, die ihr Gutes und ihr Nachtheiliges hat — die ich aber ohne Zweifel, wie alle meine übrigen Menschlichkeiten und Individualitäten, mit in's Grab nehmen werde.“ Sein Familienleben wird gerühmt (Gruber), und an Merck schreibt Wieland über seine Frau, sie sei „das einzige Weib auf Erden, mit dem er glücklich leben könnte“. Ähnliches finden wir in früheren Briefen an Zimmermann (1766). Seine Frau war übrigens keine „idealische“ Persönlichkeit, wie er selbst sagt, sondern eine sanfte, sinnige, praktische, die er auf's höchste achtete, obwohl sie keine einzige seiner Schriften gelesen. Nach Schiller (Briefwechsel mit Körner) konnte sie allein der unerträglichen Reizbarkeit Wieland's gegenüber durch ungemeine Nachgiebigkeit ausdauern.

barer Gewandtheit und Bildung in der stylistischen Behandlung drängt doch auch hier der Alexandrinismus mit seiner technischen Farblosigkeit und Breite die plastische Bestimmtheit und organische Lebendigkeit meistens zurück. Nimmt man etwa „Musarion“ und „Oberon“ aus, in welchem letzteren namentlich die Kunst des Rhythmus und des Reims sich glücklich genug bewährt, so will es in fast allen übrigen Schriften Wieland's zu keiner charakteristischen Individualisirung des Ausdrucks, zu keiner rein musikalischen Harmonie kommen. Die französische Rhetorik buhlt mit der griechischen Grazie, und das Produkt ist eine klassische Scheingestalt, in der kein Blut des Lebens sich bewegt, indeß eine marklose Geschwätzigkeit nach allen Seiten hin überfließt [1]).

Obwohl sich nun Wieland gegenüber den Fortschritten der neuen Literatur- und Weltumgebung nicht so isolirte als Klopstock; so griff er doch gleich ihm zu wenig in die eigentliche nationale Unmittelbarkeit ein, betheiligte sich zu wenig ernstlich an dem Geiste der Zeit und seinen wesentlichen Interessen, begleitete die Bewegungen desselben zu gleichgültig, als daß er, zumal bei seinem Mangel an subjektiver, innerlicher Vertiefung, die deutsche Nationalliteratur mit reformatorischer Gründlichkeit hätte erneuen können. Und so mochte auch er die rechte klassische Unsterblichkeit nicht gewinnen, und die Nation überläßt ihn fast in demselben Maße wie Klopstock der Vergessenheit, obwohl er unser Interesse nicht bloß aus dem historischen Gesichtspunkte, sondern selbst wegen mancher ästhetischen Vorzüge fortwährend in Anspruch nehmen darf.

Was nun Wieland's literarische Wirksamkeit selbst und den Charakter seiner Schriften angeht [2]), so kann man einen eigenthümlichen Entwickelungsgang bemerken, dessen Verlauf sich durch bestimmte Stadien hin vollendet. Er gesteht selbst in dem Vor-

---

1) „Herr Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwätze“, meint Lessing schon früh, und dieses Urtheil hat sich später durch alle Schriften Wieland's bewährt. Doch will Lessing ihm darum seine Vorzüge (namentlich für jene Zeit) nicht absprechen; „denn“, sagt er, „wenn man Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet, welchen von unseren Schriftstellern [nämlich damals] würde man denn lesen wollen?“ „Literaturbriefe“, Bd. I, S. 38 u. 43.

2) Seine „Sämmtlichen Werke“ erschienen zuletzt: Leipzig 1839 ff.

berichte zum ersten Bande seiner Sämmtlichen Werke, daß die Geschichte seiner an Form und Materie so mannigfaltigen Werke die Geschichte seines Geistes und Herzens, in gewissen Sinne seines ganzen Lebenslaufes sei. Von dieser Seite her nähert er sich Goethe, wie früher schon angedeutet worden, mit dem er sonst auch in der realistischen Richtung zusammentrifft, so wenig er ihm im Punkte der genialen Idealisirung des Realismus und der poetischen Virtuosität überhaupt vergleichbar ist. Goethe hat das Recht der weltlichen Menschlichkeit, welches Wieland zum Gegenstande seiner musischen Arbeiten machte, ohne ihm die poetische Erscheinung vermitteln zu können, zum inneren Principe einer höheren Weltanschauung erhoben und es in der Schönheit des freien Subjekts, mit dem Siegel der klassischen Vollendung ausgeprägt, als eine ideale Wirklichkeit vor unsere Augen hingestellt.

Der Grundzug des ganzen Lebens und Wirkens Wieland's tritt uns schon aus seiner Knabenzeit und seinem ersten Jünglingsalter entgegen [1]). Lebhaften Temperaments und schmiegsamen Naturells, erwies er in frühzeitiger Geistesregsamkeit Neigung und Lust zu vielgeschäftiger literarischer Thätigkeit. Noch Knabe, versuchte er sich bereits in lateinischen wie deutschen Versen und dachte sogar an Epopöen [2]). Kaum zum Jünglinge erwachsen, hatte er mit den vorzüglichsten römischen Schriftstellern vertraute Bekanntschaft gemacht, nachdem er schon im achten Jahre über die Helden des Cornelius Nepos entzückt gewesen. In Klosterbergen, wo er unter Steinmetz' Schuldirektion seine gelehrte Vorbildung vollendete, setzte er die Vielgeschäftigkeit im Lesen und Lernen fort und zwar im Ganzen in der vorigen Richtung; doch befreundete er sich nun hauptsächlich mit den Schriftstellern, welche die lebensphilosophische Praxis und die Aufklärung der Verständigkeit

1) Wieland war aus Biberach, einer kleinen schwäbischen Stadt, gebürtig; so ist wenigstens nach ihm selbst (Vorr. zum 1. Theile seiner Sämmtl. Werke) anzunehmen. Einige behaupten dagegen, ein Dorf nahe bei jener Stadt sei sein Geburtsort.

2) Er schreibt von sich selber: „Ich habe schon vom neunten Jahre an ohne Anweisung Verse, lateinische und deutsche, gemacht. — — Ich liebte die Poesie von meinem eilften Jahre an ungemein. — — Ich schrieb eine unendliche Menge von Versen, besonders kleine Opern, Kantaten u. s. w."

predigten. Die Sokratik eines Xenophon wurde ihm lieb, Bayle und Voltaire zogen ihn an und die Ironie in des Cervantes „Don Quixote“ fesselte seinen Geist. Wir haben schon oben angeführt, wie er in dieser Frühzeit bereits die Doppelseitigkeit, das Schwanken zwischen Himmel und Welt, an sich darstellte, welches, wenn auch in geringerer Gegensätzlichkeit, selbst seinen späteren Schriften inwohnt und hier den Schein der goldenen Mittelstraße, eines poetischen juste milieu, annimmt und sich in der Ironie der Indifferenz zu verbergen sucht. Frommer Enthusiasmus und philosophische Zweifelei, Schwärmerei des Gefühls und Freidenkerei des Verstandes, pietistische Angst und rationalistische Tugendentschlüsse stritten sich gleich anfangs in der jungen Seele und ließen sie zu keiner positiven Selbstbestimmung und rechten subjektiven Innerlichkeit kommen.

Frühreif nun, wie unser Dichter war, oder, um mit Bodmer zu reden, „ein Orakel des Alters schon in der Blüte der Jahre“, wurde bei ihm Alles mit vorzeitiger Eile hervorgetrieben. Im 17. Jahre kam er auf die Universität (Tübingen) und gerieth gleichzeitig in Platonische Liebe zu Sophie Gutermann, der nachherigen Frau la Roche, die mit ihm verwandt war, und, wenn wir abermals ein Bodmer'sches Urtheil citiren dürfen, „blühend wie himmlische Auen, wie junge Seraphim zärtlich“. Wieland hat dieselbe später in die literarische Welt einführt, indem er ihren bekannten Roman „Das Fräulein von Sternheim“ herausgab. Fast um dieselbe Zeit beginnt auch seine eigentliche schriftstellerische Laufbahn, deren erstes Stadium von hier bis ungefähr zu seiner Anstellung in Biberach (von 1750—60) sich erstreckt. Im Anfang ideal-moralisch, dann seraphisch-religiös, verlief sich das Ende desselben in dem Zwielichte der verblassenden Platonik und des eudämonistischen Epikuräismus, der christlichen Reminiscenzen und des Lucianischen Heidenthums. Das Lehrgedicht „Von der Natur der Dinge“, welches er, durch das eben berührte Verhältniß angeregt, von Liebe und Religion begeistert, in jugendlichem Drange rasch erzeugte, eröffnete die lange Reihe seiner Schriften und erwuchs aus dem Boden der sentimentalen Idealität. Die Grundrichtung ist die religiös-moralisirende, der Grundton erinnert stark an Haller und Kleist und gefällt sich in didaktischer Breite und

poetischer Malerei. Doch schon hier merkt man den Mangel an reiner Gemüthswahrheit und die Neigung zu verständiger Klügelei, sowie den Luxus gelehrter Belesenheit; nur selten wird die poesielose Öde durch einen Laut der Liebesstimmung unterbrochen, die ihn beherrschte und augenblicklich erfüllte. Im „Anti-Ovid" und in den „Moralischen Briefen", welche jenem Lehrgedichte auf dem Fuße folgten und in gereimten Alexandrinern geschrieben sind, weht im Ganzen derselbe Geist. Die anderen dichterischen Jugendversuche, wie z. B. seine moralischen Erzählungen, erinnern stark an Hagedorn und Gellert. Kurz darauf finden wir Wieland (1752) in der Schweiz bei Bodmer und merken nun alsbald die christlich-himmlische Luft, die ihn hier umgab, eben „den Bodmer'schen Himmel", wie Uz sich ausdrückte. Klopstock löste Brockes ab, dem er bisher meist gefolgt, und tritt von jetzt an in die Mitte seiner religiösen Begeisterungen[1]); Platon's Idealismus vermählt sich mit dem Enthusiasmus des seraphischen Christenthums, die abstrakte Philosophie mit dem frommen Glauben. Es bildet sich bei Wieland „der theologische Hermaphroditismus", wie Füßli (an Lavater) jenen klopstockisirenden Christianismus nennt, und den er, wie die „teleskopisirten Augen und unnennbaren Blicke" der ganzen Jüngerschaft für „vergänglichere Lumpen" achtet, als die, „worauf sie gedruckt sind". In den „Briefen von Verstorbenen" (1753) weht bereits der ätherische Hauch; „Der geprüfte Abraham" zeigt die Freundschaft mit Klopstock; „Die Sympathien" (1754) und „Die Psalmen oder Empfindungen des Christen" (1755) bezeichnen den Gipfel der orthodoxen Exaltation. In den beiden letzten Schriften vernehmen wir die frommen Töne pietistischer Beeiferung, das Bedauern mit den Menschen, die nicht zu den „geliebten sympathetischen Seelen" gehören; hier feiert der Dichter „Triumphe für die Seraphim", die er oft „in nächtlichen Stunden hört", wenn sie „den Fall der Unschuld und die Verblendung unsterblicher Seelen auf weinenden Lauten bejammern"; hier fordert er „die Sophisten" auf, ihm „einen größeren und glücklicheren Men-

1) Bodmer nennt in einem Briefe an Gleim (1752) Wieland „den jüngeren, zweiten Klopstock".

schen" zu nennen als „den Christen". In den Psalmen oder Empfindungen namentlich weiß er sich ganz „von der Gottheit durchdrungen" und phantasirt „von süßen, unaussprechlichen Verirrungen", in die er in solcher Gotterfüllung geräth. Er sieht „den Altar der Versöhnung und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet". Zu all dieser himmlischen Überschwänglichkeit gesellt sich indeß schon unter der Hand die weltliche Liebesmelancholie, welche sich vergebens in die Platonische Mystik hüllt. Glycera muß (in den „Sympathien") den Dichter „an das Grab der Verstorbenen" begleiten, „der stille Mond sein umschleiertes, melancholisches Antlitz herabneigen", um zuzusehen, wie „auf den Gräbern der Christen ihre Seelen den Bund" schließen. Auch die „Literaturbriefe" fühlten diese weltlichen Töne aus den seraphischen Symphonien hervor und sprachen von „affektirten Tiefsinnigkeiten und profanen Allusionen", welche die Wieland'schen Psalmen verunstalten.

Nicht lange konnte sich der exaltirte Klopstockjünger auf dieser Höhe hyperbolischer Hymnologie [1]) und seraphischer Seligkeit behaupten; es wurde ihm alsbald schwindelig und er eilte in die Ebene der sterblichen Menschen herab, um mit ihnen die irdische Sprache zu reden und wie sie „alle seine inneren und äußeren Sinne zu pflegen und die ganze Natur zu genießen". Er weiß nun „aus Erfahrung, wie gefährlich die sublime Schwärmerei der christlichen Heiligen ist", und will fortan Lebensphilosoph sein und „die Maske der Narrheit vornehmen, um mit seiner Philosophie den Narren zu gefallen und die Verständigen zu belustigen" [2]). Wir merken, daß Wieland die Bodmer-zürich'sche Umgebung verlassen hat, in einer anderen Geistesluft athmet und mit anderen Menschen verkehrt. Noch in Zürich hatte er sich bereits aus Bodmer's Hause in andere Verhältnisse begeben; in Bern aber, wohin er einige Jahre später ging und wo er bis gegen 1760 blieb, schloß er sich den weltlichen Verhältnissen vollständig an und huldigte ohne Rückhalt den französischen und englischen Schriftstellern im

---

1) Wieland hat in dieser Zeit seines christlichen Enthusiasmus selbst mehrere eigentliche Hymnen gedichtet.

2) An Merck.

Fache der freidenkerischen Lebensphilosophie, denen er von Haus aus verwandter war, als den christlichen Eloahsängern. Wir sprechen nicht weitläuftig von den Schriften, in welchen diese Übergangsstimmungen niedergelegt sind, wie z. B. in der Episode „Araspes und Panthea" (1758), oder in seinen dramatischen Versuchen, unter denen die „Johanna Gray" (1760) der bekannteste ist [1]). Was die poetische Seite dieser letzteren angeht, so kann von eigentlich dramatischer Kunst dabei fast in keiner Beziehung die Rede sein: wie denn Wieland für diese Dichtgattung nach dem eigenen Geständnisse, welches er später bei Gelegenheit seiner Oper „Rosamunde" und sonst öfter ablegte, überhaupt keinen Beruf hatte [2]). Der Mangel an dramatischer Organisation der Handlung, an individueller Charakteristik, an Wahrheit, psychologischer wie historischer, läßt es zu keiner poetischen Anschaulichkeit kommen.

Mit dem Anfange der sechsziger Jahre kehrte Wieland aus der Schweiz nach Biberach zurück und trat nun vollends aus dem dolce far niente seiner Schwärmereien heraus, um sich in der Prosa bürgerlicher Amtspraxis einstweilen zu besinnen. Er kam aus der Dämmerung der Jugend in das helle farblose Mittagslicht der Salonsgesellschaft des weltmännischen Grafen v. Stadion, wo der realistische Verstand über das ideale Gefühl das Scepter führte. Die etwaigen Bodmer'schen Reminiscenzen

---

1) Obwohl Lessing (in den „Literaturbriefen") diese „Joh. Gray" nicht nur als ein Plagiat aus dem Englischen (des Nicholas Rowe) denuncirt, sondern auch die dramatische Nichtigkeit des ganzen Trauerspiels nachweist; so beginnt er doch die Anzeige mit den Worten: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern" Brief 63).

2) An Merck. Er verwünscht den Augenblick, wo er für seine Sünden auf den Einfall gekommen, sich in ein Fach einzulassen, wovon er nichts verstehe, und wofür er, wie es ihm scheine und wie die Meister der Kunst sagen, gar keinen Sinn habe. — Dasselbe wiederholt er in einem anderen Briefe mit den Worten: „Nach dieser letzten mißlungenen Probe erkenne und bekenne ich vor Gott und Menschen, daß ich weder Sinn noch Talent für dramatische Kompositionen habe." Später bei Gelegenheit eines Urtheils über Schiller's „Don Carlos" (worin er viel Treffendes sagt), gesteht er abermals, daß das dramatische Fach „niemals weder sein innerer Beruf, noch sein besonderes Studium gewesen".

wurden nun ganz von ihm zurückgeschoben, und Klopstock und seine „Messiade“ machten Shakspeare Platz, bei welchem er statt bleichsüchtiger Mondscheingedanken die reinen Stimmen der Natur, statt angezwungener Entzückungen echt menschliche Gefühle und Gesinnungen kennen lernen konnte, wo er die Sinnlichkeit in ihrem unverfälschten Tone, die Vernunft in ihrer wahren Sprache reden hörte, wo ihm die Sünde nicht mit der Maske der Tugend, die Tugend nicht mit der Heuchelmiene der Demuth, sondern Jegliches in seiner rechten Gestalt und mit seinem eigensten Gesichte entgegenkam.

So war denn auf diese Weise und auf diesen Wegen nicht bloß das erste Stadium seines literarischen Berufs abgeschlossen, sondern zugleich das neue und zweite mit kühnen Schritten betreten worden. Nachdem im „Theages“ der Platonische Eros und der lose Kupido, die sentimentale Lüge und sinnliche Wahrheit sich noch wenigstens zum Schein um die Herrschaft gestritten, bringen die überzärtliche „Nadine“ und die „Komischen Erzählungen“, womit er uns im Jahre 1762 begrüßt, bereits eine solche Fülle des Weltlichen mit einer so entschiedenen Verleugnung des Supranaturalismus der himmlischen Seligkeit und der Metaphysik des Gemüths, daß man kaum seinen Augen und Ohren traut, wenn man die Liebhabereien sieht oder die schönen Reden hört, womit hier die entfesselte Menschlichkeit sich gleichsam nach langer Entbehrung auf einmal ein volles Genüge thut. Die Vielseitigkeit gelehrter Anspielungen und die antiquarische Belesenheit windet sich durch die Blumen der sinnlichen Lüsternheit hindurch und hindert allerdings, daß der Geruch derselben den gewöhnlichen Leser nicht allzusehr betäube. Wir gehen von nun an mit unserem Dichter in der alten heidnischen Welt, wobei wir uns nur nicht allzusehr wundern müssen, wenn die Grazien halb griechisch, halb französisch reden, die Philosophen den Sokrates gleichsam auswendig gelernt haben, um ihn in die neue Lehre des 18. Jahrhunderts aus dem Gedächtnisse zu übersetzen, die Anakreontik und Horazische Lebenspoesie mit Hoffmannswaldau's galanter Dichterei in vertrauliche Bekanntschaft kommen und an Crebillon's Unzucht streifen, Alles aber so spricht, als wenn es durch deutsche Schule gegangen sei und sich hier etwas von dem Ernste der Idee ange-

wöhnt habe. Bloß hier und da, wie z. B. im „Oberon", werden wir scheinbar aus dieser Heidenwelt hinausgeführt, allein nur, um in eine andere ähnliche zu blicken, in welcher nicht sowohl andere Götter, als nur ein anderes Götterkostüm vor unsere Augen tritt. Übrigens sind es gerade die Produktionen dieser griechischen Aftermuse [1]), wodurch Wieland vorzugsweise der deutschen Literatur zuerst den Zugang in die vornehme Gesellschaft und die Säle der Weltleute geöffnet hat, mit deren Geistesbedürfnissen die Wieland'schen Werke gefällig sympathisirten, indem es jenen Lesern weniger auf poetische Wesenheit, als auf klare Verständlichkeit und gebildete Sinnlichkeit ankam. Wenn Wieland in seinen „Komischen Erzählungen" bereits der christlich-Platonischen Heiligkeit zum Trotz mit allen sinnlichen Liebenswürdigkeiten frei und lustig gespielt hatte, so gab er einige Zeit hernach (1764) im „Don Silvio von Rosalva" seinen ehemaligen transcendenten Schwärmereien überhaupt ein leserliches Zeugniß der Nichtigkeit, ohne im Übrigen die Schwächen der Zeit, auf die sich doch die Schrift mitbeziehen sollte, allzu nachdrücklich zu berühren. Wir sehen ihn bereits hier durchgehends auf der Spur eines Justemilieu-Doktrinärs, welche er in der Folge nie mehr verließ. Auch die Kunst, das Fremde zu dem Seinigen zu machen, bekundet er schon in diesem Romane in hohem Maße, während der Mangel an selbstschöpferischer Ursprünglichkeit überall darin fühlbar wird. Vorzüglich spürt man die englischen Lieferanten, deren Waare unter dem spanischen Mantel in das deutsche Buch reichlich eingeschmuggelt werden. Das Ziel, worauf es in diesem Afterritter von der Mancha ankommt, ist die frömmelnde Sentimentalität der feinen deutschen Welt; allein es werden die Streiche auch hier oft mehr gegen Windmühlen als gegen die rechte Sache geführt. Von nationaler Eigenthümlichkeit merkt man nichts, desto breiter macht sich die Redseligkeit, womit tausenderlei Dinge besprochen und erklärt werden, die sich so ziemlich von selbst verstehen.

---

1) Gegen diese falsche Umprägung der griechischen Art und Sitte von Seiten Wieland's richtete Goethe (bei Gelegenheit der Erscheinung der Wieland'schen Oper „Alceste") sein satyrisches Pamphlet „Götter, Helden und Wieland".

Nachdem nun Wieland durch diese Donquixotiade die Lebensromantik sammt ihren sentimentalen Reminiscenzen deutlich genug zurückgewiesen und abgethan hatte, schritt er auf der freigewordenen neuen Bahn mit lustigem Muthe und in raschem Gange voran. So bietet er schon 1766 den „Agathon", welcher dem Scheine nach wieder in die Epoche der jugendlichen Idealität hinüberspielt, aber nur, um zu zeigen, wie dieselbe in ihrer abstraktiven Einseitigkeit dem Realismus der Erfahrung gegenüber eigentlich keine Rechte habe. In gewissem Sinne bildet dieser Gegensatz und sein Verlauf die Aufgabe des ganzen Werks, dessen Resultat der Sieg ist der menschlichen Natur über die Anmaßung des Dogma, möge sich dieses nun im Glauben oder Leben geltend zu machen suchen. Die Ausführung des bezeichneten Themas knüpft sich an die persönliche Bildungsgeschichte Wieland's, und der Roman erscheint hiermit als eine Art „Dichtung und Wahrheit". Dem Grunde nach ist er daher eine poetisch-allegorische Autobiographie[1]). Wieland arbeitete an 20 Jahre daran herum, bald modificirend, bald nachtragend, ohne die Grundidee im Wesentlichen zu ändern oder zu verlassen. „Agathon" ist eine poetische Bildungsgeschichte, gewissermaßen eine Anticipation des „Wilhelm Meister", freilich in seiner Art. Wieland selbst nennt ihn (Vorrede zur 3. Ausgabe) eine „Seelengeschichte", die uns allerdings viel Anziehendes zu erzählen weiß, wobei nur in Absicht auf die poetische Kunst sofort der Mangel an lebendig-individueller Entwickelung und in Absicht auf die Psychologie die Oberflächlichkeit und Schiefe in der Auffassung der subjektiven Selbstbestimmung und ihres Verhältnisses zu den geschichtlichen Potenzen gar zu bemerklich ist. Was erst entwickelt werden soll, erscheint zu sehr als ein gleich anfangs Fertiges, was nur ausgesprochen, aber nicht erst gestaltet wird; was als Resultat einer eigenthümlichen Wechselbeziehung zwischen persönlicher Strebung und gegenständlicher Bedingung sich in allmäliger Metamorphose vor unserer Betrachtung heranbilden sollte, tritt als eine schon im Voraus

1) Wieland gesteht dieses selbst (Brief an Zimmermann): „Ich habe einen Roman angefangen, den ich ‚Die Geschichte des Agathon' nenne. Ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen des Agathon gewesen zu sein mir einbilde."

abgemachte Sache aus dem inneren Verstecke hervor und scheint nur auf eine passende Gelegenheit hierfür gewartet zu haben. Auch das bedrückt die freie ästhetische Haltung, daß der Verfasser den moralisch-praktischen Standpunkt, dem er nach eigenem Geständnisse sich unterwarf, zu sehr im Auge behalten hat. „Was Tugend und Weisheit vermöge“ (quid virtus et quid sapientia possit), das sollte gezeigt werden. Dieser Absicht zu Gefallen werden nun die verschiedensten Scenen und Lagen herbeigezogen, wobei sich die pragmatische Verständigkeit in langen Reflexionen und die philosophische Weisheit in umständlichen Vorträgen geltend macht: wie denn überhaupt das Wort über die eigentliche Handlung vorschlägt, so sehr diese auch durch einen Wechsel von allerlei, oft selbst abenteuerlichen, Begebnissen emporstreben mag. Mit dieser vagen Buntheit der Ereignisse und Situationen parallelisirt sich eine ähnliche in Ton und Charakteristik. Was die letztere zunächst angeht, so trägt keine Person ein durchgreifendes Gepräge, selbst „Agathon“ nicht, welcher eher die chamäleontische Unsicherheit eines weichmüthigen modernen Schwärmerjünglings, als die strebende Gründlichkeit eines nach echter Charakterbildung ringenden jungen Mannes darstellt. Er, wie die übrigen Personen, sind mehr redende Figuren als lebendige Individualitäten, in denen ein bestimmter Herzschlag das Blut durch die Adern treibt. Sie tragen griechische Namen und Masken, benehmen sich aber in der That meistens als Rationalisten des 18. Jahrhunderts. Der Ton wechselt in hundert Nüancen: halb griechisch, halb modern: bald Platonisch, bald Lucianisch; hier in Xenophontischer Sokratik, dort in sophistischer Rhetorik dahinschreitend. Das prätendirte Griechenthum verliert sich in eine Art Musterkarte von Ansichten, Sitten und Charakteren, unter der Beleuchtung der lebensphilosophischen Aufklärung der französischen Encyklopädie. So kommt es denn, daß auch die Sprache, obwohl im Ganzen durch Bildung und Geschmack sich empfehlend, doch in ungleicher Färbung erscheint und meist ohne natürliche Frische sich fortbewegt, wobei sie nicht selten durch mühsame Verschlingungen und breite Dehnungen periodischer Satzgefüge sich hindurchzuwinden hat. Wie viel nun aber auch der ästhetische Beurtheiler vermissen mag, immerhin bietet dieser Roman vielfache anziehende Besonderheiten, an denen

bald die Erkenntniß, bald die Phantasie und das Gefühl sich ungezwungen betheiligen können. Vornehmlich knüpft sich an ihn das große literarhistorische Verdienst, daß er zuerst bei der deutschen Lesewelt die deutsche Muse zu freundlicher Aufnahme empfahl, die Philosophie der freien Bildung mit Erfolg neben die der steifen Schule stellte und überhaupt dazu beitrug, die Vorliebe für Ausländerei in wirksamer Weise zu beschränken. Von diesem Gesichtspunkte aus mochte auch wohl Lessing keinen Anstand nehmen, in seiner „Dramaturgie" das Buch als eine willkommene Erscheinung in unserer Literatur freundlich zu begrüßen [1]).

An den „Agathon" schließen sich in diesem zweiten Stadium in rascher Folge mehrere Dichtungen an, welche insgesammt darin auf gleichem Boden stehen, daß sie die neue Lehre der sittlichen Mittelstraße auf der Grundlage der gebildeten Sinnlichkeit darstellen sollen, dabei aber meistens in eine geistige Buhlerei mit der Sinnlichkeit hinübergehen. Fast in allen herrscht deshalb der Ton schlüpfriger Oberflächlichkeit und gemüthloser Ironie. Man sieht, daß für den Dichter mehr das Gelüst als das tapfere Wollen und Vollbringen Interesse hat. Die Willkür, zwischen Sünde und Tugend hinüber- und herüberzuschaukeln, die Lust, um die Gefahr herumzuspielen, ohne ihr nahe zu kommen, dabei die principlose Mischerei der alten und neuen Formen und der verschiedensten Kostüme geben diesen Produktionen eher das Ansehen von geistreichen Quodlibets, als von poetischen Schöpfungen; weshalb sie denn auch mit seltener Ausnahme auf eine gründlich-ästhetische Werthhaltung keinerlei Anspruch machen. Die Horazische Lebensphilosophie und die ironische Weltanschauung Lucian's drängen sich seitdem mehr und mehr in seinen Werken vor und treten mit Voltaire's geistreichem (gelegentlich auch frivolem) Rationalismus in brüderliche Verbindung.

Es würde die Grenzen unserer Darstellung überschreiten, wollten wir auf Alles, was Wieland in dieser Zeit in der bezeichneten Art geschrieben, näher eingehen, wollten wir z. B. neben seiner ätherischen „Psyche" den widerwärtigen, un-

1) So sagt er außer Anderem davon: „Es ist der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmack." („Dramaturgie", 2. Theil.)

delikaten „Combabus" oder den zum bettelmönchischen lüsternen Weiberpfaffen und abgeschmackten modernen Süßling verzerrten „Diogenes" (1770), womit dieses Stadium in würdiger Weise beschlossen wurde, unserer Betrachtung unterziehen. Nur zweier Produktionen mag besondere Erwähnung geschehen, insofern sie das vorgebliche griechische Grazienthum deutlicher zur Schau tragen und allerdings auch in mehr als einer Beziehung ein größeres Recht auf ästhetische Anerkennung haben, wir meinen „Musarion" (1768) und „Die Grazien" (1769). Beide Werke spielen ungefähr dasselbe Thema in denselben Tönen, was schon im „Agathon" des Breiteren abgespielt worden war. „Musarion" lehrt, wie die Abstraktion der moralischen Schwärmerei sich früher oder später der Zudringlichkeit der Natur ergeben müsse, und daß ein freies gebildetes Spiel mit den sinnlichen Mächten vor ihnen mehr schütze als alle Erhabenheit der Idee. Es kommt auch hier zu keiner entschiedenen That, vielmehr schwebt Alles zwischen Himmel und Erde, nur daß man sieht, wie diese noch mehr Anziehungskraft hat, als jener. Platon und Epikur streiten sich um die Seelen, und jener wird, wenigstens unter der Hand, an diesen verrathen und ausgeliefert. Unter sogenannten Sokratischen Ironien wird die menschliche Natur zu einem verzogenen Kinde gemacht, dem man mit halbschmollender Miene alle Unarten nachzusehen geneigt ist. Was im Übrigen diese Produktion auszeichnet, ist die heitere, gefällige Anschaulichkeit, womit die Weltfreudigkeit empfohlen wird, sowie die formelle Ausbildung, wodurch sie den Schein antiker Plastik gewinnt. Dieses mochte auch Goethe wohl in dem Grade bestechen, daß er in „Musarion" „das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte". Obgleich nun das Antike hier mehr nur gleißt, als echt ist, so können wir doch Goethe's Urtheile beistimmen, wenn er weiter hinzufügt, daß „Alles, was in Wieland's Genie plastisch sei, hier sich auf's vollkommenste zeige". Übrigens wollte sich Wieland in diesem Bilde, wie im „Agathon", selbst zeichnen und „Lineamente seines eigenen Geistes und Herzens" geben. — Die „Grazien" sind griechisch kostümirte Französinnen, die hier in einem Wechsel prosaischer und versificirter Rede sich aussprechen, der man übrigens die deutsche Betonung anhört. Die freundlichen

Schwestern treten in verschiedenen Verhältnissen auf und erwerben sich allerlei Verdienste um die menschliche Kultur, wobei freilich die Affektation mehr zu leisten scheint, als die reine Naivetät der Anmuth; woher es denn auch kommen mag, daß die guten Mädchen oft recht bemerkbar aus ihrem Tone fallen und ihre vorgebliche griechische Abkunft mehr als einmal durch unpassende Lüsternheit stark kompromittiren. Hin und wieder angesteckte Blumensträußchen können den Mangel an echter Schönheit nicht ersetzen. Daß in der Zuschrift „An Danaë" Gleim und J. G. Jakobi zärtlich geliebkost werden, zeigt, wohin Wieland eigentlich wollte und wie weit er von Lessing's damaliger Reformation entfernt war. Während dieser das Mittelmäßige und Gemeine tapfer bekriegte, dem Drange der Wahrheit Ausdruck und That gab, wollte Wieland, wie er im „Amadis" (Gesang 12) sagt, „Jeden sein kleines hölzernes Pferd nach seiner Weise vor seiner Nase reiten lassen".

Unter diesen und anderen schriftstellerischen Arbeiten, wohin besonders seine Übersetzung des Shakspeare (1762—66) gehört, womit er der strebenden und sehnenden Genialitätsjugend ein willkommenes Geschenk machte [1]), hatte Wieland ungefähr ein Jahrzehnt hindurch sein Amt in Biberach verwaltet, seit 1769 aber sich auf der damaligen churmainzischen Universität Erfurt als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften versucht, als ihn die für unsere Literatur emsig besorgte Herzogin Amalie

1) So sagt Goethe („Dichtung und Wahrheit", Bd. II), nachdem er zuvor angedeutet, daß er und seine junge Umgebung sich durch Shakspeare „zu höheren, freieren und eben so wahren, als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen" vorbereitet: „Nun erschien Wieland's Übersetzung. Sie ward verschlungen, Freunden und Bekannten mitgetheilt und empfohlen." — Daß Goethe ein ander Mal über die Noten dazu spottet, hebt jenes Lob nicht auf. — Auch Lessing weiß das Verdienstliche dieser ersten deutschen Übersetzung des großen Briten trotz der anklebenden Mängel wohl zu würdigen. „Die Kunstrichter", sagt er unter Anderem, „haben viel Böses davon gesagt; ich aber hätte große Lust, sehr viel Gutes davon zu sagen." („Dramaturgie", Thl. I, Nr. 15.) — Man muß bedenken, daß es der Anfang war. Mit welcher Begierde Schiller sich dieser Übersetzung in der Karlsschule zu bemächtigen suchte, erzählt Karoline v. Wolzogen in seinem „Leben".

von Weimar 1772 zum Erzieher ihrer beiden Prinzen, des nachmaligen, durch seine Beschützung der deutschen Musen so berühmt gewordenen Herzogs Karl August und seines Bruders Konstantin, nach Weimar berief, wo er seitdem bis an seinen Tod verblieb. Er trat um diese Zeit zugleich in das dritte Stadium seiner Produktivität, welches bis gegen die neunziger Jahre hin sich erstreckt und bedeutsam genug mit der bedeutsamsten Entwickelungsepoche unserer neuen Nationalliteratur zusammentraf. Lessing's bedeutendste dramatische Werke sammt seiner philosophisch-theologischen Polemik, Herder's kühne Unternehmungen auf dem Gebiete der biblischen Literatur, die drangvollen Poesien der Göttinger Klopstockjünger und ihr Haß gegen Wieland selbst, die sturmbewegten Produktionen der Rhein- und Maingenossenschaft, in welcher Goethe den Mittelpunkt bildete, das gewaltige Emporwachsen dieses Genies insbesondere, dem sich später Schiller's mächtiger Dichtergeist zugesellte, — alle diese literarischen Triebe drängten sich in jener Zeit gleichsam zu einem einzigen Herzschlage zusammen und berührten Wieland zum Theil selbst in der unmittelbarsten Nähe. Es war aber von seiner Art und seinem ganzen literarischen Wesen nicht zu erwarten, daß er sich in den Strudel und in die Tiefen dieses kühnen poetischen Stroms gewagt hätte. Er hatte dafür weder hinlängliche subjektive Energie des Geistes und Charakters, noch genug lebendiges Interesse für die eigentliche Wahrheit des nationalliterarischen Fortschrittes [1]).

Wie Wieland's ganze Schriftstellerei, nach dem, was wir bemerkt, nicht sowohl aus Herz und Seele hervordrang, als sie nur ein geistiges Gelüst und Spiel, später ein Bedürfniß der Gewohnheit und Mittel des Erwerbes war; so bieten auch die Stadien seiner literarischen Thätigkeit in ihrem Zusammenhange keine innere Fortbildung, keine eigentliche Metamorphose des ursprünglichen Standpunktes, erscheinen vielmehr als bloße willkürliche oder zufällig äußerliche Veränderungen der vorhergehenden

1) In einem Brief an Merck läßt er sich fast mit Unwillen über die neue Genialität vernehmen. Er spricht von einem „immensum inane“, was „selbst in den Blitz-, Donner- und Hagelwettern von Kolofonium und Bärentrappen, so die Herrn Genies um ihn machen“, sein soll.

Art und Weise. Auch in diesem dritten Stadium wechselt er daher nur das Kostüm; die frischen Regungen einer bedeutsameren nationalen Zukunft bleiben ihm und seiner Muse fremd. Er sieht sich nach auswärtigem Flitter um, den er für eine neue Aufputzung seiner Dichterpuppe mit Erfolg verwenden kann. Sowie er nun in der vorhergehenden Epoche besonders griechische Stoffe verbrauchte, so greift er in dieser nach mittelalterlich-ritterlichen; sowie er dort auf Französisch sokratisirte, so versucht er jetzt, auf Italienisch zu romantisiren [1]). Die spielende welsche Fabelwelt interessirte ihn mehr, als die tiefer gehende Dichtung der deutschen Nationalsage; für welche ihm das eigentliche Organ fehlte: „Die Romanzen und Ritterbücher, womit Spanien und Frankreich im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte ganz Europa so reichlich versehen haben, sind ebenso, wie die fabelhafte Götter- und Heldengeschichte der Morgenländer und der Griechen, eine Fundgrube von poetischem Stoffe, welche selbst nach Allem, was Bojardo, Ariost, Bernardo, Tasso, Alamanni u. A. daraus gezogen haben, noch lange für unerschöpflich angesehen werden kann." [2]) Wieland zeigt uns hier selbst die Wege, auf welchen ihm neuerdings zu wandeln beliebt. Dabei nimmt er freilich noch aus allerlei anderen Gebieten dies und das herüber, wie es eben in seine Fabrik paßt, sowie er auch alle möglichen Töne der Darstellung versucht. Lebensphilosophie und Erotik, Politik und Moral, Wunder und platte Natürlichkeit, Modernität und Ritterthum, Morgenland und Abendland, Alles webt er bunt und lose durch einander, bald mit Ariost phantasirend, bald mit Boccaz in die Breite schlüpfriger Scenerien sich verlierend, hier in Voltaire's Weisen sophistisirend, dort bei Hagedorn und Gellert, oder bei Gleim und seiner Anakreon-Horazischen Gesellschaft die Farben für seine Gemälde suchend. Selbst J. J. Rousseau, der um diese Zeit dem jungen Deutschland mit seinem Naturevangelium und seiner Theorie der Menschenrechte eine Hauptautorität war, wurde von ihm in den Kreis seiner

---

1) In der neuesten Ausgabe seiner Werke nennt er die früheren komischen Erzählungen ausdrücklich „griechische".

2) Vorrede zum „Oberon". („Sämmtl. Werke", Bd. XXII.)

literarischen Betriebsamkeit gezogen, welche jetzt im „Deutschen Merkur", den er seit 1773 herausgab, ihren vornehmlichsten Schauplatz fand. Auch die meisten seiner poetischen Werke wurden fortan von hier zuerst in die große Welt eingeführt [1]). Die gesinnungs- und principlose Gleichgültigkeit geht übrigens im Allgemeinen auch durch diese Produktionen, und zwar wie immer Hand in Hand mit der Lust an fader Schlüpfrigkeit. Es gehörte ein so gewandtes Talent hinzu, wie Wieland es besaß, um jener Mischerei und Buntheit eine Art Gestalt zu geben, in der sie mit dem Scheine wirklicher Poesie hervortreten mochte. Die Hauptstoffquelle dieser neuen Produktionen bildete ihm die Bibliothèque universelle des Romans, aus welcher er außer dem „Oberon" auch die meisten seiner romantischen Erzählungen und Märchen schöpfte.

Nachdem er bereits im „Idris" (1768) mit der romantisirenden Ritterwelt geliebäugelt hatte, machte er im „Neuen Amadis" (1771), in welchem er die komische Muse „von irrenden Rittern und wandernden Schönen" zu singen Homerisch feierlich auffordert, dabei sich jedoch noch sehr in gemeinen Lustversuchen und philosophischen Salbadereien gefällt, gewissermaßen den entschiedenen Übergang zu dieser seiner nächsten Produktionswelt, in welcher der „Oberon" als Mittel- und Höhepunkt steht, um den sich die übrigen Gedichte derselben Art nur wie Propyläen und Stufen herumstellen, obwohl unter den kleineren romantischen Erzählungen und Märchen sich mehrere finden, welche auf selbstständigen ästhetischen Werth Anspruch machen können. Schon Andere, wie z. B. Eschenburg und jüngst besonders Gervinus, haben vorzüglich auf die Schönheit der Erzählung „Gandelin, oder Liebe um Liebe" (1776) aufmerksam gemacht, und wir fühlen uns gern geneigt, in das gespendete Lob zum Theil mit einzustimmen. Ähnliches gilt von dem gleichzeitigen „Wintermärchen", in welchem eine Feengeschichte mit glücklicher Gewandtheit erzählt wird, sowie

1) Über die Art und Weise, wie das kritische und literarische Fabrikwesen in dieser Monatsschrift von Wieland betrieben wurde, geben die Briefe an Merck sehr anziehende Zeichen und Winke. Es kam dabei nach Wieland's eigenem Geständnisse ganz eigentlich nur auf Erwerb an.

von der anziehenden Erzählung „Geron der Adelige", deren Stoff schon von dem italienischen Dichter Alamanni weitläuftig behandelt worden war. Indeß, wie wir so eben gesagt, ist es doch eigentlich der „Oberon" (1780), auf den alle jene kleineren romantischen Versuche hinausgehen. Es scheint auch, als hätte Wieland in diesem Werke sich wirklich ein monumentum aere perennius, ein überzeitliches Denkmal, setzen wollen, indem er ihm in ungewöhnlichen Maße, wie Zeit, so seine geistige Kraft und Aufmerksamkeit zuwendete. „Tag und Nacht", schreibt er Merck, „bin ich mit nichts als dem ‚Oberon' beschäftigt. — — Die unendliche Arbeit, die er mir macht, und das bischen Vergnügen, das ich denn doch von Zeit zu Zeit habe, wenn ich mir einbilde, daß mir etwas gelungen sei, macht mich alles Andere rein vergessen. — — Von der Mühe und Arbeit, die ich auf dies opus wende, hat schwerlich itzt ein Dichter noch Dichterling im heiligen römischen Reiche einen Begriff." Dann fährt er fort, die Schwierigkeiten zu beschreiben, die ihm namentlich die formelle Ausführung, angemessene Sprache und Rhythmus, verursachten [1]). Denn, wie auch das Gedicht selbst erweist, kam es ihm vornehmlich auf technische Vollendung an; er strebte nach „Rundung" und wollte der Sache gern ein „fini" geben, um rechte Freude daran zu haben. Den Stoff oder die eigentliche Fabel zu dieser romantischen Epopöe nahm er aus dem alten französischen Ritterromane „Huon de Bordeaux", jedoch nicht unmittelbar, sondern nach dem freien Auszuge, welchen der Graf v. Tressan in der erwähnten Genfer Bibliothèque universelle des Romans gegeben hatte. Das poetische Verdienst Wieland's besteht nun zunächst darin, daß er auf jenem dargebotenen Grunde eine neugefaßte Idee möglichst selbstständig ausführte. Er scheint sich dieses Verdienstes auch hinlänglich bewußt gewesen zu sein, indem er in dem Vorberichte zu der späteren Ausgabe in den Sämmtlichen Werken mit ziemlicher Selbstgefälligkeit von der Kunst des Plans und der

1) „Ich kann Dir zuschwören", heißt es unter Anderem, „daß ich in dieser Woche dritthalb Tage über einer einzigen Strophe zugebracht habe, wo im Grunde die ganze Sache auf einem einzigen Worte, das ich brauchte und nicht finden konnte, beruhete."

Neuheit in der Anordnung spricht, „deren gute Wirkung der Leser durch seine eigene Theilnehmung an den sämmtlichen handelnden Personen zu stark fühlt, als daß sie ihm irgend ein Kunstrichter wegdisputiren könnte“. Es dünkt uns, als habe der Verfasser die Idee veranschaulichen wollen, daß treuer Glaube und festes Vertrauen allein im Stande sind, Übersinnliches und Sinnliches, Jenseits und Diesseits, Schicksal und Freiheit im Leben des Menschen zu vereinigen und auszusöhnen. In mancher Beziehung möchte man sich geneigt fühlen, das Ganze dem Wesen nach für eine Verherrlichung der Vorsehung zu halten.

„Mir sagt's mein Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube;
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.“

Man könnte diese Verse des Gedichts [1]) gewissermaßen zum Motto desselben machten, nur daß Wieland seiner Weise nach den Gedanken nicht in seiner eigenthümlichen Tiefe gefaßt und nicht mit dem Ernste poetischer Konsequenz durchgeführt hat, obgleich er der ironisirenden Oberflächlichkeit und Frivolität hier viel weniger Raum gestattet, als er meistens sonst zu thun gewohnt ist. Dadurch, daß die beiden überweltlichen Wesen, Oberon und Titania, mit ihrem Geschicke an die sittliche Prüfung und Selbstbeherrschung irdischer Menschen, des Huon und der Rezia, geknüpft werden, und diese hinwieder durch die Macht Jener Rettung und Glück gewinnen, entsteht eine sinnreiche Veranschaulichung beider Welten, welche um so bedeutsamer erscheint, als gerade die Liebe, dieses Unendlich-Endliche, zum Vermittelungsmomente gemacht wird. Obgleich nun in der weiteren Ausführung das Licht der Phantasie seinen heiteren Schein nicht überallhin mit gleicher Wohlgefälligkeit ergießt, vielmehr durch den Wortnebel der Reflexion öfter als billig unterbrochen wird; so ist darum nicht zu verkennen, daß die poetische Luft uns hier merklich genug anweht, um das Werk, auch abgesehen von seinen technischen Vorzügen in

---

1) Als Kommentar dazu dürfen die Verse dienen, welche der Dichter der Amanda in den Mund legt:

„Nenn', wie du willst, den Stifter uns'rer Triebe
Vorsehung, Schicksal, Oberon.“

Absicht auf Sprache, Rhythmus und Reim, für eine echte Bereicherung unserer Literatur anzusehen, die jedenfalls in dieser Dichtart bis jetzt noch keine gelungenere Produktion aufzuweisen hat [1]). Freilich ist darum Wieland noch nicht Meister Ariost in Deutschland, wofür man ihn vielfach ausgegeben hat. Den ätherischen Wundergeist jenes romantischen Genies hat er eben so wenig erreicht, als er Shakespeare's wundersamen Mondscheinszauber in seine Geschichte zu verweben vermochte, ungeachtet er Wesen und Gestalt für Oberon und Titania aus dem „Sommernachtstraume" desselben entlehnt hat.

Daß Wieland mit diesem berühmten Gedichte nicht bloß eine eigene poetische Rubrik in unsere Literatur einführte, unter die sich im 19. Jahrhunderte Ernst Schulze mit seiner „Bezauberten Rose" und „Cäcilie" eben so wohl stellt, als damals Alxinger mit seinem „Doolin von Mainz" und Fr. A. Müller mit seinem „Richard Löwenherz" und Anderm der Art, sondern daß er damit auch der späteren Romantik gewissermaßen vorsang und den Ton angab, mag nur im Vorbeigehen angedeutet werden.

Mit dem „Oberon" schließt eigentlich die poetische Seite der literarischen Thätigkeit Wieland's in diesem dritten Stadium, welches gegen das Ende sich in anderartige, nicht poetische, sondern mit der religiösen Zeitrichtung vornehmlich zusammenhängende Schriftstellerei verlor. Erst in dem folgenden vierten wendete er sich nach längerer Unterbrechung von Neuem auf das Feld der dichterischen Produktion zurück. Bevor wir ihm jedoch hier weiter nachgehen, erwähnen wir noch flüchtig zweier Werke, die dem Standpunkte Wieland's in der Zeit, wovon wir eben jetzt reden, angehören, obwohl sie nicht in die eigentliche Ritter- nud Feenromantik hinüberreichen. Zunächst liegt „Der goldene Spiegel" (1772). In diesem Romane stellt sich unser Dichter ganz in die Mitte der Fragen der Zeit, welche vornehmlich auf die politischen Zustände hindrängten. In Frankreich waren solcherlei Fragen

---

1) Goethe sagt vom „Oberon" (Brief an Lavater): „So lange Gold Gold, Krystall Krystall, Poesie Poesie bleiben wird, wird ‚Oberon' als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden."

über Gesetzgebung, Staatsverfassung und Staatsverwaltung bereits seit Montesquieu bis auf J. J. Rousseau mit aller Keckheit und allem Nachdrucke in der Literatur aufgeworfen und beantwortet worden, in Deutschland hatte Friedrich II. sie theils angeregt, theils selbst gestellt, Joseph II. aber durch seinen reformatorischen Drang vielfach begünstigt. Der „Goldene Spiegel", welcher gewissermaßen an die „Lettres persanes" von Montesquieu anknüpft und an Haller's politischen Romanen nahe vorüberstreift, reflektirt nun, wenn auch ziemlich bunt durch einander, die verschiedenen Meinungen, Zwecke und Mittel hinsichtlich der Staatsverhältnisse und des besten Staats, wie das Alles damals in Köpfen und in Schriften auftauchte. Er soll nach Wieland's eigenem Geständnisse „eine Art von summarischem Auszuge des Nützlichsten sein, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben". Rousseau's Ansichten über tugendhafte Urzustände und Menschenrechte, sociale Gleichheit, Staatsgrundvertrag und Naturansprüche stehen neben den modischen Gemeinplätzen über die Wirkungen echter Civilisation, über Regierungskunst und tugendhafte Regenten; die Beispiele von den glücklichen Erfolgen weiser Verwaltung werden mit den Übeln, welche aus der Willkür schwacher und nachlässiger Fürsten hervorgehen, die Vortheile idyllischer Völkerzustände mit den Forderungen großer Staatenverhältnissen kontrastirt; dabei kommt noch Allerlei über Bonzen- und Pfaffenwesen, über Unschuld der Sitten und ihre Verderbniß zur Sprache, auch wird von der menschlichen Natur, von den Ursachen und Motiven menschlichen Handelns und Denkens Vieles im Tone pragmatischer Weisheit geredet und vorgetragen, was sich übrigens weder vor echter Psychologie, noch vor wahrer Kenntniß der Geschichte und des Lebens hinlänglich behaupten kann. Kurz, wir finden unsern Wieland wieder in der gewandten Redseligkeit, womit er stets über Alles zu räsonniren weiß, in der breiten Verständigkeit, womit er hier- und dorthin abschweift, in der Unentschiedenheit, die wir in Absicht auf die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Tugend und Untugend, Kraft und Schwäche, in der Darstellung der Menschen und ihres Treibens an ihm gewohnt sind. Das Ganze läuft auf einen idealisirenden

Eudämonismus hinaus, zu dessen Grundlagen die Natur und Menschenliebe gemacht werden. Das Mittelmäßige in seiner substanzlosen Verflachung ist der eigentliche Gehalt des Ganzen. Eine poetische Auffassung und Ausführung darf hier nach dem Vorausbemerkten nicht erwartet werden; es fehlt dazu fast Alles sowohl in der Organisation der Handlung, als in der Charakteristik.

Etwas höher stehen in dieser Hinsicht die „Abderiten" (1774), zuerst im „Deutschen Merkur" mitgetheilt. Wieland greift hier zwar wieder nach Griechenland zurück, sucht aber weniger das Griechenthum zu vergegenwärtigen, als ganz moderne Verhältnisse unter griechischer Einkleidung zu veranschaulichen. Wir sehen die deutsche Kleinstädterei und das Spießbürgerthum in einem griechischen Gegenbilde vorgeführt, wobei mehr die natürliche Ähnlichkeit solcher Verhältnisse als die reine geschichtliche zum Vermittelungspunkte gedient hat. Die Abderiten sind uns wegen ihrer Lächerlichkeiten aus dem Alterthume bekannt. Abdera ist unser Schilda. Das Betragen jener antiken Schildbürger gegen ihren berühmten philosophischen Landsmann Demokrit hat besonders von ihnen reden gemacht. Dieser heißt ja bekanntlich „der lachende Philosoph", weil er eben über die Thorheiten und das Kleinstädterwesen seiner Mitbürger lachte. Wieland sagt in dem Vorberichte [1]), daß er nichts dagegen einzuwenden habe, wenn man das kleine Werk als „einen Beitrag zur Geschichte des menschlichen Verstandes" betrachten wolle. Und allerdings ist zunächst von diesem Gesichtspunkte aus viel Treffendes und Wahres darin zu finden. Die sich stets wiederholende Erscheinung, daß das Bessere, wo es sich zur Wirklichkeit gestalten will, mit den Vorurtheilen der Gewohnheit, der Meinungen und Interessen kämpfen müsse, und daß die Weisheit über die Thorheit nicht sowohl durch starre Gewalt als durch das Ansehen ihrer geistigen Überlegenheit siege, ist hier nicht ohne Geschick zur Anschauung gebracht worden. Auch ist es Wieland in gewissem Grade gelungen, uns ein individualisirtes Lebensbild vor die Augen zu stellen, welches freilich durch die Lust an allerlei gelehrten Einschiebseln und Anspielungen, sowie durch redselige Weitschweifigkeit

---

1) Sämmtl. Werke, Bd. XIX und XX.

vielfach beeinträchtigt wird. Nach einer besonderen Seite hin darf man wohl die Produktion als eine Art Parodie Wieland's auf seine eigenen romantischen Ritterdichtungen ansehn.

Schon haben wir angedeutet, wie die literarische Thätigkeit Wieland's gegen Ende dieser Epoche sich den religiösen und philologischen Beziehungen zuzuwenden anfing. Seit der Mitte der achtziger Jahre besonders beschäftigten ihn die Übersetzungen des Horaz und Lucian. Um diese Zeit hatte aber auch der Kampf der Orthodoxie und des Rationalismus, wie er hauptsächlich durch die Wolfenbütteler Fragmente und die daran sich knüpfende Lessing'sche Polemik belebt und erweitert worden, eine veränderte Gestalt angenommen, indem er sich nunmehr vornehmlich als Gegensatz des supranaturalistischen Mysticismus und des gemeinen Pragmatismus charakterisirte. Wieland betheiligte sich dabei (abgesehen von dem Aufsatze über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen 1788 im „Merkur") zunächst durch seine „Göttergespräche" (1789), welche, mit der Übersetzung des Lucian zusammenfallend, auch im Geiste dieses griechischen Satyrikers geschrieben sind. Es wird darin Mehreres behandelt, namentlich in den fünf letzteren die französische Revolution in ihren verschiedenen Beziehungen besprochen. In anderen, besonders im sechsten, erscheint das Unwesen des christlichen Aberglaubens und der christlichen Priesterschaft als Grundthema. Das Christenthum wird von dieser Seite dem alten Heidenthume gegenübergestellt, und, nachdem ihm im Vergleich mit diesem alles mögliche Böse nachgeredet worden, erhalten wir den Trost, daß die schönen und besseren Tage desselben nicht umsonst erwartet werden. Wie das seraphische Christenthum bei Wieland keine Wahrheit, sondern nur eine Jugendtäuschung gewesen war, so bleibt er auch hier und für die ganze Folgezeit bei allen Zugeständnissen, welche er dem christlichen Glauben gegenüber dem einseitigen Rationalismus zu machen scheint, doch nur ein räsonnirender skeptischer Deist, der weder in das Eine sich vertiefen, noch dem Anderen männlich-kräftig die Hand bieten kann.

Mit dieser Arbeit, die in Absicht auf die Kunst des Dialogs sehr mangelhaft ist, hatte er das vierte und letzte Stadium seiner literarischen Produktivität eingeleitet, welches sich in Absicht auf

poetische Leistungen wesentlich innerhalb der neunziger Jahre begrenzt und mit dem „Aristipp" (1800) auf eine bedeutsame Weise die ganze dichterische Laufbahn Wieland's schließt. Denn was er später noch bot, wohin namentlich die Übersetzung der Ciceronianischen Briefe gehört (1808 ff.), berührt diese Seite nicht mehr. Es sind nun die drei Werke: „Der Peregrinus Proteus" (1791)[1]), „Agathodämon" (1798) und eben „Aristipp", die hier noch unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die beiden ersten gehören der religiösen Tagesfrage an, die bereits, wie wir gesehen, in den Göttergesprächen behandelt worden war, denen sie sich daher gewissermaßen als Fortsetzungen, oder auch als besondere Ausführungen des dort berührten Doppelthema, anreihen. Wir haben nämlich bemerkt, daß einerseits der verderbliche Aberglaube des Priesterthums, andererseits aber auch die nüchterne Verstandespragmatik um jene Zeit sich auf dem Gebiete der Religion und Theologie in Deutschland entgegenstanden, und daß Wieland in seinen Göttergesprächen diese beiden Extreme bespricht. „Peregrinus Proteus" und „Agathodämon", welcher letztere in den ersten Heften des „Attischen Museums" (seit 1796) erschien, sind gewissermaßen sich einander ergänzende Dichtungen. Der Dichter verfolgt in ihnen jene beiden Richtungen mehr getrennt, indem der erste Roman der abergläubischen Schwärmerei, der andere dem ungläubigen Rationalismus gleichsam vermittelnd begegnet, wie hierauf schon Gervinus hinreichend aufmerksam gemacht hat[2]). Es bleibt dabei für Wieland's ganze Weise und subjektive Geistesstellung anziehend und charakteristisch genug, daß auch hier seine theologisch-religiösen Tendenzen mit den Lucianischen Studien zusammentreffen und auf dem Grunde der letzteren in jenen Werken eine poetische Darstellung gewinnen. Daß in dem „Peregrinus Proteus", diesem berüchtigten kynischen Schwärmer des 2. Jahrhunderts, Lavater theilweise verkleidet erscheint, der damals in seinem mystischen Zenith stand und deutsche Religionsschwärmerei um sich gleichsam peripherisch kreisen ließ, mag nur beiläufige Andeutung finden. In beiden Werken tritt übrigens der poetische Werth viel mehr zurück als in dem früheren „Agathon", obwohl

1) Der Anfang war schon im „Merkur" 1789 gegeben worden.

2) a. a. O., Bd. V, S. 335 ff.

es im „Peregrinus" nicht an lebendigen Schilderungen fehlt, die jedoch nicht selten die äußerste Grenze der Zucht berühren. Die Vielseitigkeit des Raisonnements hindert, daß die didaktische Aufgabe sich selbst in lebendiger Fortbewegung vor unseren Augen entwickelt: die ästhetische Wirkung geht in der farblosen Breite der Rede unter [1]).

Der „Aristipp" stellt sich nun, wie schon berührt, in bedeutsamer Weise an den Schluß von Wieland's poetischen Werken. Er enthält gleichsam das Resumé seines ganzen literarischen Lebens und drückt diesem das persönliche Siegel auf. Wir haben gleich anfangs bemerkt, daß Wieland dem Wesen nach den gebildeten Sensualismus des Sokratischen „Aristipp", der Klopstock'schen platonisirenden Erhabenheit gegenüber, in unserer Literatur vertrete. Gegen jenes Lebensprincip gravitiren seine sämmtlichen Dichtungen, die pseudoplatonischen und pseudotheologischen der ersten Epoche selbst nicht ausgenommen. Allein nicht bloß nach dieser Seite hin bildet der fragliche Roman den encyklopädischen Abschluß seiner poetischen Produktivität, sondern auch in Absicht auf die didaktische Richtung, die in seinen Schriften fast ausschließlich herrscht. In umfassender Breite und Vielseitigkeit wird uns hier die ganze Summe der antiken Studien des Verfassers dargelegt, durchmischt mit allen Ingredienzien Wieland'scher Lebenserfahrungen und philosophischer Betrachtungen. Die Briefform bot sich wie von selbst als das bequemste Mittel, den reichen Schatz der Belesenheit auszukramen und mit persönlichen Beziehungen zu verbinden. Die glänzenden Tage des großen Perikles mit all ihren Wundern der Grazie und Schönheit, der Genialität und Größe, aber auch mit allen Verirrungen und Thorheiten sollen vor unseren Blicken aufgehen, die ganze Epoche des damaligen

1) Daß Wieland den Stoff zu dem „Peregrinus" aus Lucian's biographischer Darstellung desselben, sowie den zum „Agathodämon", dessen Held der berüchtigte pythagoräische Wunderthäter Apollonius von Tyana (im 1. Jahrh. n. Chr.) ist, aus der Lebensbeschreibung, welche der ältere Philostrat im 3. Jahrhundert verfaßt hat, genommen habe, braucht wohl kaum besonders bemerkt zu werden. Er wollte in den beiden Romanen zugleich eine Ehrenrettung dieser beiden verrufenen heidnischen Schwärmer geben und an ihnen die rechten psychologischen Motive der Schwärmerei überhaupt nachweisen.

griechischen Nationallebens soll sich mit dem vollen Reichthume ihrer ausgebildeten Kulturverhältnisse allseitig auseinanderlegen. Der bunteste Scenenwechsel, die mannigfaltigsten Kontraste, die verschiedensten Gegenstände erscheinen kaleidoskopisch vorgestellt. Aus den Rosenlauben der Lais werden wir in den Kerker des Sokrates, aus der Werkstätte des Künstlers in die Hörsäle der Akademie, von Athen nach Kyrene, von Syrakus in Sicilien nach Sardis in Kleinasien geführt, um bald die Sitten republikanischer Wohlhabenheit und Freiheit, bald die Launen und Üppigkeiten herrschender Tyrannen zu sehen, bald über Systeme der Philosophie und Lebensweisheit, bald über Regierungsform und Gesetze die Ansichten und Lehren der Männer und Frauen der Zeit zu vernehmen. In der Mitte all dieser Beziehungen steht Aristipp, in dem die leichten Sitten seiner Vaterstadt Kyrene mit den athenischen Grazien und der Sokratischen Ironie vergesellschaftet erscheinen sollen. Gestehen wir nun willig, daß in diesem umfassenden Werke mit seltener Gewandtheit fast Alles besprochen wird, woran der gebildete Mensch sich gern betheiligen mag, daß über den Reichthum des Stoffes der Schein einer beweglichen Phantasie hinstreift und dem Ganzen eine Art Anschaulichkeit und Gestalt ertheilt; so ist doch wieder nicht zu verkennen, daß auch hier dem wahren Geiste des Griechenthums, sowie einer echt historisch-psychologischen Charakteristik wenig Genüge geleistet wird. Über Alles verbreitet sich das blasse Licht der Modernität des 18. Jahrhunderts, aus welcher Wieland nie herausgetreten ist; in Allem merken wir den persönlichen Ton seiner alten und veralteten Lebens- und Weltansicht, sowie das Walten subjektiver Willkür sowohl in der Zeichnung der antiken Zustände als auch der Personen. Wir sehen, daß der Dichter der „Alceste" sich durch des jungen Goethe derbe Lektion in Absicht auf seine Anschauungsweise des Antiken nicht hat bessern lassen. Wie er dort den Herkules in die Schwäche der Zeitromantik kleidete, so müssen hier Sokrates und Platon sammt dem Aristipp selbst ihrer nationalen Eigenthümlichkeit sich begeben und im Dialekte des 18. Jahrhunderts sprechen. Die Urtheile leiden an Schiefe und abstrakter Einseitigkeit. Wieland beweist hier zuguterletzt noch einmal, daß ihm das Organ fehlte, die schöne Vereinigung der Idee und Wirk-

lichkeit, wie sie das griechische Leben bietet, in ihrer inneren Wahrheit aufzufassen. Er bleibt am Äußerlichen haften, und wie bei ihm überall, so kommt es auch hier über eine mechanische Oberflächlichkeit in der Verbindung vom Idealen und Realen nicht hinaus. Wieland blieb vom Anfang bis zu Ende ein Pseudogrieche. Dabei drängt sich auch im „Aristipp" die gelehrte Überfülle vielfach hervor und stört die ästhetische Unmittelbarkeit der Darstellung, die überhaupt in ein so breites charakterloses Gespinnst auseinandergezogen wird, daß schon darum der Kunstwerth dieses Romans nicht allzu hoch anzuschlagen ist, wie sehr er auch die ähnlichen Produkte Anderer in dieser historischen Romansphäre an Geist und selbst an technischer Bildung übertreffen mag. Es ist übrigens interessant, mit Wieland's „Aristipp" den gleichzeitigen „Wilhelm Meister" von Goethe zusammenzustellen, um sich recht anschaulich zu machen, wie sehr Physiognomie und ganzer Charakter unserer echten klassischen Nationalliteratur sich von den Formen und dem Geiste des literarischen Pragmatismus und der gewöhnlichen Verstandesbildung des 18. Jahrhunderts unterscheiden.

Wieland's spätere Arbeiten waren mehr oder weniger philologischer Art. Wir haben schon an seine wichtigsten Übersetzungen erinnert. Auch das „Attische Museum", welches seit 1796 gleichsam an die Stelle des „Deutschen Merkur" trat, verbreitete sich in seiner neuen Fortsetzung (seit 1805—9) vorzugsweise nur über das Gebiet der Philologie und des griechischen Alterthums. Die „Euthanasia", welche 1805 erschien, philosophirt über das Leben nach dem Tode, ohne die Frage in ihrer bejahenden oder verneinenden Bedeutung gründlich zu erfassen. Wieland blieb auch in diesem Bezuge der alte Skeptiker, welcher trotz jener eigenen Trostschrift noch auf seinem Todbette über die Hamlet'schen Worte „to be or not to be" phantasirte.

Wieland's Einfluß auf den Fortschritt der deutschen Nationalliteratur äußerte sich nun, um mehr Bemerktes schließlich noch einmal zusammenzufassen, mehr in allgemeiner Vermittelung einer vielseitigeren freieren Empfänglichkeit für das Einheimische, als in der unmittelbaren Begeisterung, wie sie Klopstock in der ihn um-

gebenden Generation bewirkte. Wenn daher diesen eine Schaar nachahmender und ergebener Jünger umdrängte, so blieb Wieland im Ganzen nicht nur ohne ein solches Gefolge, sondern erfuhr sogar bei einem Theile der literarischen Jugend entschiedenen Widerspruch und eifernde Befehdung. Wieland gab übrigens besonders Veranlassung, daß einerseits eine Art mittelalterliche Epik, andererseits der historische und didaktische Roman in unserer Literatur längere Zeit hindurch Berücksichtigung fanden. Von mehreren Seiten und in verschiedenen Richtungen knüpften die Produktionen solcher Art an seine Weise und seinen Ton an, ohne sich jedoch rein in seinen Fußstapfen zu bewegen.

Von jenen, welche die Ritterepik verfolgten, haben wir bereits Alxinger aus Wien vorübergehend angeführt. Er gehörte der Wiener Dichtergenossenschaft an (worin besonders Denis, Mastalier und Blumauer Ansehn hatten). Außer lyrischen Gedichten haben ihn vornehmlich seine Ritterepen, der „Doolin von Mainz" (1787) und „Bliomberis" (1791), bekannt gemacht. Bei wenig Phantasie bieten sie nicht viel mehr als Proben, wie weit es eine Art nachahmende Schuldichtung durch Fleiß und verständige Regelrichtigkeit bringen kann. Aus derselben Schule stammte Friedr. A. Müller, der in der Nachbildung Wieland's mit Alxinger wetteiferte, ohne sich über ihn bedeutend zu überheben. Sein „Richard Löwenherz" (1790) enthält einzelne gelungene Stellen, ebenso „Adelbert der Wilde". Anderes von ihm übergehen wir. Neben beiden kann auch an L. H. v. Nicolay aus Straßburg erinnert werden, welcher, fruchtbar im Fache poetischer Erzählung, besonders auch Versuche in Wieland's romantischer Manier geliefert hat. Wie diese Art von Dichtung überhaupt sich vornehmlich an die italienischen Muster des Pulci, Bojardo, L. Alamanni und Ariost anlehnt, so suchte auch Nicolay für seine romantische Epik dort hauptsächlich seinen Stoff. So waren Ariost und Bojardo die Quellen, aus denen er seine größeren romantischen Erzählungen, z. B. „Reinhold und Angelika", schöpfte. Nicolay hat in jenen Versuchen eben so wenig als in seinen einstmals ziemlich gelesenen „Drei Buckligen" gerechten Anspruch auf eigentlich poetische Bedeutung.

Was den Roman angeht, so war es theils die historische Didaxis, theils die novellistische Frivolität des Boccacio, theils die ironisirende Komik, wofür Wieland mehrseitig den Ton angegeben hatte. Am nächsten steht hier wohl Meißner, dessen Skizzen und historische Romane (zumal sein „Alcibiades", in redseliger Breite und didaktischer Tendenz) die Wieland'sche Schule deutlich verrathen und längere Zeit hindurch die deutsche und selbst ausländische Lesewelt angenehm beschäftigten, an sich aber (den beliebten historischen Roman „Bianca Capello", der durch den geschichtlichen Stoff anzieht, nicht ausgenommen) ohne alle eigentlich ästhetische Werthhaltung sind. Außer diesem Zeitschriftsteller würden wir hier noch besonders Heinse und Thümmel nennen (welche Beide, namentlich der Erste, sich an Wieland anschließen), wenn sie nicht in anderen Beziehungen eine andere Stellung einnähmen. Heinse tritt in Ton und Haltung unter den jungen Genialitäten auf, von denen wir bald zu reden haben, und Thümmel steht auf dem Gebiete der humorisirenden Novellistik, die in J. Paul ihren umfassendsten und höchsten Ausdruck gewann. Viel näher, obwohl der Zeit nach später, rückt in Absicht auf den historischen Roman und seine didaktische Haltung und Ausbreitung J. A. Feßler an die Wieland'sche Umgebung heran, indem namentlich sein „Marc Aurel" (1791 bis 1792) und sein „Aristides und Themistokles" (1792) ganz an jene Stoffe und die Art ihrer tendenziösen Bearbeitung anknüpfen. Daß wir hier (so wenig als in dem „Matthias Corvinus" und „Attila") Dichtung zu erwarten haben, bedarf nach der allgemeinen Bezeichnung ihres Standpunktes wohl keiner weiteren Versicherung.

Zwischen Klopstock und Wieland in der Mitte steht Salomon Geßner aus Zürich (1730—87). Er begann sein literarische Thätigkeit auf demselben Schauplatze und in derselben Umgebung, wo ziemlich gleichzeitig jene Beiden ihre Muse genährt und gepflegt hatten. Zürich bildete mit Bodmer und seinen Freunden und Jüngern gleichsam das poetische Seminar, in welchem die drei Dichter sich die für ihren Beruf bestimmte Befähigung erwarben. Wir haben gesehen, wie Klopstock, seinem ganzen Wesen nach dem Standpunkte dieser Anstalt verwandt,

auch auf seiner ganzen Dichtungslaufbahn mit ihr sympathisirte und ihr Princip, nur mit größerer Freiheit und Idealität, in seinen Werken darstellte, wie dagegen Wieland, von Grund aus anders organisirt, bloß die Erstlinge seiner literarischen Wirksamkeit mit den Farben jener Schule überzog, alsbald aber, seinem eigenthümlichen Naturell folgend, die sinnlich-geistige Grazie zu seiner Freundin wählte. Geßner wurzelte schon durch Geburt tiefer in diesem Boden und verwuchs dadurch, daß er nach einiger Abwesenheit ihn zu seinem dauernden Aufenthalte nahm, innigst mit dessen Verhältnissen und poetischem Klima. Er blieb daher auch dem Grundtone nach in allen seinen Produktionen ein Anhänger der poetischen Malerei und der sittlich-didaktischen Zweckmäßigkeit. Von Ramler in die literarische Kunst eingeweiht, wurde er alsbald durch Bodmer mit Klopstock's Dichtung näher befreundet und fand sich später selbst bestimmt, in dessen Geiste eine patriarchalische Produktion, den „Tod Abel's" (1758), zu veröffentlichen. Mehr noch wirkte auf ihn die sentimentalische Weise der Klopstock'schen Darstellung, wovon seine idyllischen Dichtungen durchdrungen und getragen sind. Weniger neigte er zu Wieland hin, mit welchem er indeß mehr als mit Klopstock in der Manier der Darstellung zusammentrifft. Er bleibt wie Wieland ohne stylistische Gründlichkeit und geht in Ton und Färbung ganz eigentlich auf Gellert und Hagedorn zurück [1]).

Geßner's „Idyllen" sind zu bekannt, als daß sie hier im Besonderen erwähnt werden müßten. Doch haben sie größeres und dauernderes Glück im Auslande, namentlich in Frankreich, als in Deutschland gemacht, wo man, mit den antiken Mustern dieser Art tiefer vertraut, trotz der anfänglichen Gunst, die man diesen Versuchen zuwandte, doch bald den großen Abstand wahr-

---

1) „Du, schöpferischer Klopstock, und du, Bodmer, der du mit Breitinger die Fackel der Kritik aufgesteckt hast, und du Wieland — oft besucht deine Muse ihre Schwester, die ernste Weltweisheit, und holt erhabenen Stoff aus ihren geheimsten Kammern und bildet ihn zu reizenden Grazien." So spricht sich Geßner selbst in der Idelle „Der Wunsch" über seine literarischen Beziehungen aus.

nehmen mußte, der zwischen ihnen und den altklassischen Vorbildern stattfindet. Auch gewann Lessing's reformatorischer Geist, welcher gerade dieser Dichtungsweise entschieden entgegenstrebte, bald eine solche Bedeutung, daß der Geschmack für derlei Produktionen nicht nachhaltig sein konnte, obwohl die „Literaturbriefe" die neue literarische Erscheinung im Ganzen mit großer Freundlichkeit begrüßten. Viel trug zu jener allmäligen Entfremdung auch wohl der Umstand bei, daß in den folgenden Decennien andere Versuche der Art, besonders durch Voß, gemacht wurden, welche dem neuen nationalliterarischen Standpunkte genügender entsprachen. Seit lange sind daher Geßner's „Idyllen" bei uns mehr eine berühmte Tradition, als ein Gegenstand lebendiger unmittelbarer Theilnahme — sie werden verehrt, weil sie uns im Auslande Ehre machten, aber wenig gelesen [1]. Für regere Theilnahme fehlt ihnen auch in der That fast Alles, was auf Poesie Anspruch zu machen hat, wofern man diese nicht in bloßen sentimentalischen Malereien und Scenerien finden will. Wir vermissen zunächst alle und jede Individualisirung sowohl der Natur als auch der Menschen und Sitten; statt dessen wird vor unseren Augen ein oberflächliches Gemälde auseinandergelegt, welches höchstens durch seinen freundlichen, gefälligen Schein für Augenblicke interessiren kann, bei näherer Anschauung aber den Mangel an Gründlichkeit in Auffassung und Farbengebung bald erkennen läßt. Von unmittelbarer Lebendigkeit, von Wahrheit echt menschlicher Zustände, ihrer Motivirung, Genesis und innerer Verhältnißmäßigkeit, von reiner Unbefangenheit und eigentlicher Naivetät keine Spur. Die abstrakte Idealität überherrscht Alles; ein hohles Scheinleben breitet sich vor unseren Augen aus ohne Lokal- und Nationaleigenthümlichkeit, ohne Mannigfaltigkeit in Charakteren und Situationen. Durchgängig ist es das Einerlei der Schäferspielerei, welche über nichts und wieder nichts tändelnd und zuckerlich-süß sich hinwindet. Überall hört man die Hirtenflöte, die ihre wechsellose Melodie in ermüdender Empfindelei ertönen läßt. In Absicht auf Kolorit, innerliche Bedeutung, Bewegung in den Scenen und im Tone der Darstellung bleiben diese Idyllen

1) Geßner wurde fast in alle europäische Sprachen übersetzt.

weit hinter den italienischen Werken der Art, wie z. B. dem „Aminta“ des Tasso und des „Pastor fido“ des Guarini, zurück. Geßner konnte sich mit der Menschenwelt, wie sie sich damals in ihrer Kulturberechtigung geltend machen wollte, nicht befreunden. Darum suchte er, wie Rousseau, der ihn deshalb auch so sehr liebte, in der Einsamkeit der Naturwelt die wahren Menschen, fand dort aber keine, sondern dichtete sie hinein. Daß ihm übrigens bei allen diesen Fehlern der landschaftliche Ausdruck öfter gelungen ist, soll nicht unbemerkt bleiben. Auch dieses ist anzuerkennen, daß sich die Sprache im Ganzen durch Reinheit und Gefälligkeit empfiehlt, obwohl die rhythmische Prosa, welche Geßner sich eigens gebildet, dem ästhetischen Stylgesetze schwerlich gemäß befunden werden kann. Unter seinen Produktionen darf „Der erste Schiffer“ wohl unbedenklich die erste Stelle ansprechen, indem er bei aller Mangelhaftigkeit in der Gestaltung der Handlung doch durch schöne Auffassung, angemessene Frische und Wahrheit der Lokalfarben, überhaupt durch gefällige Belebung anziehend ist [1]).

In der Weise der Geßner'schen Idylle versuchte sich besonders Fr. Xaver Bronner, der in seiner „Fischeridyllen“ vornehmlich den sentimental-idealen Ton seines Meisters und Gönners wiedergab. Dieser fühlte in jenen Versuchen, die ihm der Verfasser vor ihrer Veröffentlichung mittheilte, das Verwandte und ließ sich dadurch wohl besonders bestimmen, sie herauszugeben (1787). Später wurden neue hinzugefügt (1794). Auf den ersten Blick scheinen sie mehr Naturindividualität zu haben, als die Geßner's, allein diese verschwindet doch unvermerkt und geht fast ganz über in die subjektiv-abstrakte Idealanschauung des mit der Menschenwelt und Lebenswirklichkeit zu wenig bekannten Dichters, der beide und selbst die Natur mehr aus der Enge seiner Klosterzelle, als von der freien Höhe des Weltstandpunktes angesehen und aufgefaßt hatte.

---

1) Zuerst hat sich Herder, an die Kritik in den „Literaturbriefen“ anlehnend, in der zweiten Sammlung der „Fragmente“ im Wesentlichen mit richtigem Takte über Geßner ausgesprochen. Was später A. W. Schlegel und Andere tadelnd hervorgehoben, ist dort schon ziemlich deutlich bezeichnet worden.

obwohl er sonst, so gut es seine früheren beschränkten Verhältnisse und seine unfreie Erziehung gestatteten, mit altklassischen Musterwerken, zum Theil selbst mit Theokrit, sich befreundet hatte [1]). Im Ganzen werden diese Idyllen von denselben Fehlern gedrückt, wie die Geßner's, hinter denen sie als Nachahmungen ohnedies zurückstehen.

Fünftes Kapitel.

Der nationalliterarische Charakter der Wissenschaft um die Zeit der Lessing'schen Reformation.

Erst nachdem der prosaische Ausdruck unserer Sprache sich aus den Banden, in welchen ihn die Herrschaft des Lateinischen während des 17. Jahrhunderts und in den ersten Decennien des 18ten gehalten, einigermaßen losgerungen hatte, um auf dem Gebiete der Wissenschaft allmälig zu seinem Rechte zu gelangen, konnte sich in unserer Literatur auch nach dieser Richtung hin das Streben nach nationaler Bedeutung geltend machen. Was nun in dieser Hinsicht vom Standpunkte des vorreformatorischen Geistes und Bewußtseins geleistet worden, soll im raschen Überblicke, dem Wesentlichen nach, in diesem Kapitel vorgeführt werden, wobei die chronologische Begrenzung nicht allzu genau eingehalten werden kann und darf. Von der Mitte des Jahrhunderts bis um den Anfang der achtziger Jahre herrschte mit wenigen Ausnahmen derselbe Geist in den wissenschaftlichen Strebungen, sowie die Dar-

1) Bronner war katholischer Klostergeistlicher, verließ aber seinen Stand und lebte in verschiedenen Stellungen in der Schweiz, wohin er geflohen. Er hat sein Leben selbst beschrieben (Zürich 1795, 2. Aufl. 1810), welches, von anderen Beziehungen abgesehen, als ein lehrreicher Beitrag zur Kenntniß der Religions- und Kulturverhältnisse in Süddeutschland während der siebenziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu berücksichtigen ist.

stellung sich im Ganzen durch dasselbe Gepräge charakterisirt. Eine durchgreifende Wandlung trat hier erst ein, als sich Kant's Philosophie zu Lessing's Kritik gesellte und wie in den Principien so in der Methode der Untersuchung und Forschung wesentlich neue Standpunkte vorschob.

Anfang und Fortschritt jener nationalliterarischen Wissenschaftlichkeit lehnt sich an die Philosophie. Das Jahrhundert begann seine Aufklärung mit dem psychologischen Empirismus, wie ihn John Locke in England gegen Ende des 17. Jahrhunderts ausgebildet hatte. Derselbe fand um die funfziger Jahre, nachdem er sich bereits in Frankreich niedergelassen, auch in Deutschland Eingang. Hier war, wie wir gesehn, durch Christian Wolff die Leibnitz'sche Spekulation in verständiger Weise zu einer Schulphilosophie umgearbeitet worden und hatte in dieser Gestalt, wenn auch weniger den Reichthum der Idee, doch die Freiheit des Denkens gefördert und inmitten theologischer Orthodoxie und mechanischer Weltanschauung die geistigen Interessen als solche zu behaupten gesucht. Aus Wolff's Schule gingen die beiden Baumgarten, Daries, mittelbar auch Feder und Andere hervor, welche dazu beitrugen, von den Universitäten aus das philosophische Bewußtsein in weiteren Kreisen zu erwecken. Mit den Bemühungen dieser Schule verband sich nun allmälig eben jene fremde, auf feinere Geistesbildung hinzielende Erfahrungsphilosophie, und es entstand hieraus diejenige philosophische Richtung, welche mit der literarischen Reformation in das engste Bündniß trat und deren Interessen wirksam förderte.

Der sogenannte Rationalismus, der von Berlin aus der geistigen Zeitbewegungen sich bemächtigte, war die Geburt jener Vermählung und im Grunde nur ein verständiger Eklekticismus [1]). Wie er sich in Abbt, Nicolai, besonders in Men-

---

1) Goethe hat diese eklektisch-philosophische Zeitstimmung mit wenigen Worten richtig charakterisirt, indem er sagt: „Die Philosophie war ein mehr oder weniger gesunder Menschenverstand, der es wagte, in's Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen. Ein heller Scharfsinn und eine besondere Mäßigkeit, indem man durchaus die Mittelstraße und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verschafften solchen

delssohn, Eberhard und wenigstens zum Theil selbst in Lessing, vorzugsweise personificirte, soll unten bei der Darstellung des literarischen Reformationswerkes nähere Erwähnung finden. Die philosophischen Schriften dieser Männer weisen fast insgesammt auf die Firma des sogenannten gesunden Menschenverstandes (des common sense der englischen Schulen) zurück. Außer Lambert, den man gewissermaßen als Kant's Vorläufer bezeichnen darf, erhebt sich Keiner auf die Höhe eigentlich spekulativer Wissenschaft. Das Wesentliche bleibt eine Art psychologische Popularphilosophie mit der Richtung auf die sogenannte Aufklärung, welche den Grundcharakter der gesammten Geistesstrebung des Jahrhunderts bildet. An dieser deutschen Popularphilosophie betheiligten sich neben den eigentlichen Fachphilosophen auch Andere. Unter diesen können wir der Zeit nach zunächst an J. Joachim Spalding erinnern, der, obwohl Theolog, doch mit seiner Schrift „Über die Bestimmung des Menschen" bereits 1748 den Reihen dieser philosophischen Literatur eröffnete. Seine spätere Schrift „Gedanken über den Werth der Gefühle" (1761) deutet noch bestimmter auf den Standpunkt der bezeichneten englischen Philosophie.

Weniger psychologisch-wissenschaftlich als unmittelbar praktisch charakterisiren sich die übrigens ganz rein empirisch-populär gehaltenen Schriften des Arztes J. G. Zimmermann (1728—95). Aus der Schweiz gebürtig, verband er den strengeren Ton seines Vaterlandes und die Sicherheit einer wohlgeführten ärztlichen Erfahrung mit dem Geiste der französischen und englischen Schriftsteller. Seine Schriften tragen die Züge dieser Verbindung. Geistreich und faßlich, aber auch bei aller Bildung doch oft hart und provinzialistisch im Ausdrucke, in ihrer Tendenz und Haltung pragmatisch-verständig, dabei vielfach von Satyre durchwirkt, bieten sie ein Bild zugleich der philosophischen Zeitrichtung und der Eigenthümlichkeit ihres Verfassers, der leider, bei seiner drängenden Natur, in späterer Zeit den finsteren Mächten quälender Hypo-

---

Schriften und mündlichen Äußerungen Ansehen und Zutrauen, und so fanden sich zuletzt Philosophen in allen Fakultäten, ja, in allen Ständen." („Dichtung und Wahrheit", Bd. II. S. 95.)

chondrie und schmerzlicher Krankhaftigkeit verfallen, meist die Mäßigung vergaß und, wie gegen die Seinigen, so gegen Fremde nur allzusehr in tyrannischer Launenhaftigkeit vorging. Wegen dieser Stimmungen, besonders aber wegen seiner oft an das Perfide streifenden Ausfälle gegen die Fortschritte der Denkfreiheit hat er den gerechten Tadel der Geschichte sich mehrfach zugezogen [1]). Seine Werke, wodurch er in der Reihe der geistreichen philosophischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts einen Platz und selbst für einige Zeit eine Art europäische Berühmtheit erhalten hat, gehören der Epoche an, von welcher wir reden, und tragen bei unverkennbarer Eigenthümlichkeit und Individualität die allgemeinen Zeichen derselben an sich. So seine Schrift „Vom Nationalstolze" (zuerst 1758 erschienen), in welcher die analytische Schärfe hinsichtlich des eigentlichen Gegenstandes selbst durch vielseitige Verwebung mit Ereignissen und Bildern aus der Geschichte, wie aus dem unmittelbaren Leben gemildert wird, und die Darstellung die Frische origineller Auffassung und Ausführung gewinnt. Das Werk „Über die Einsamkeit" hat seinen ersten Anfang schon im Jahre 1756 und erwuchs allmälig zu der Gestalt und Größe, in der es seit 1784 herauskam. Es ist mehr eine freie, fragmentarische Phantasieschrift, als eine die Sache in durchgreifender Untersuchung und Betrachtung erledigende Arbeit des fortschreitenden Denkens. Auch hier wechselt der Ton der Analyse mit der frischen Lebensanschauung, die Definitionen mit Gemälden und treffenden Bemerkungen charakteristisch ab. Man merkt gewissermaßen den ordinirenden Arzt; wie denn auch die Kaiserin Katharina es richtig bezeichnete, wenn, daß darin „der Menschheit manche schöne Recepte verordnet seien". Sieht man von der oft ermüdenden Breite, sowie von

1) Schlosser (in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts", Bd. III, S. 321) urtheilt über ihn mit der ganzen Strenge seiner moralischen Geschichtsauffassung und nimmt keinen Anstand, ihm das Prädikat „eines Elenden" zu ertheilen, was er durch seine reaktionären Sonderbarkeiten, namentlich durch seine antiliberalen „Fragmente über Friedrich den Großen" zum Theil allerdings wohl verdienen möchte. Goethe dagegen, obwohl die Mängel Zimmermann's anerkennend, sucht ihn durch seine Krankhaftigkeit und durch eine Art „partiellen Wahnsinn" zu entschuldigen („Dichtung und Wahrheit", Bd. III, S. 337 ff.).

einigen sonderbaren stylistischen Freiheiten ab, so darf die Schrift immer als ein Wahrzeichen des besseren Geschmacks in der wissenschaftlichen Darstellungsweise betrachtet werden. Das Buch „Von der Erfahrung in der Arzeneikunst" (1763) giebt ein schätzenswerthes Beispiel, wie eine positiv-wissenschaftliche Frage mit philosophischem Geiste behandelt werden kann. Zimmermann erscheint in allen diesen Werken als ein Mann, der sich des Geistes der Zeit bewußt war, des Geistes, der die Fesseln der Schulpedanterie und der Zunft nicht mehr tragen und seinen frischeren Lebensregungen einen frischeren Ausdruck geben mochte. Daß er dessenungeachtet, besonders in späteren Schriften, z. B. in den schon genannten „Fragmenten über Friedrich den Großen", den Ton antiliberaler Laune nur allzulaut vernehmen läßt, haben wir kurz vorhin bemerkt.

Auch Iselin (1728—82), welcher, aus Basel gebürtig, der Schweiz angehört, erscheint unter der Zahl Derjenigen, die auf dem Wege popularphilosophischer Aufklärung die Interessen einer höheren und freieren Bildung fördern wollten. Seine „Philosophischen und patriotischen Träume eines Menschenfreundes" traten bereits 1758 an's Licht, eben so seine Schrift „Über die Gesetzgebung". Sein Hauptwerk „Über die Geschichte der Menschheit" erschien zuerst 1764. In allen vergegenwärtigt sich der oben bezeichnete rationalistische Eklekticismus mit seinen praktischen Tendenzen. Iselin geht in jedwede Bewegung ein, wodurch sich damals eine Reformation der Bildungszustände in politischer, pädagogischer und literarischer Hinsicht vorbereitete. Wenn man den originellen Geist, der uns bei Zimmermann entgegenkommt, vermißt, so erfreut sich dagegen das Gemüth an den friedlich-freundlichen Gesinnungen für die Wohlfahrt und das Gedeihen der Menschheit die aus Iselin's Schriften mit unverstellter Wahrheit uns ansprechen. Obwohl der pedantischen Systematik fremd und sich einer gewissen Kunst der Darstellung befleißigend, kann er doch die verständige Breite, welche die meisten prosaischen Schriften jener Zeit charakterisirt, nicht überwinden, noch seinem Ausdrucke die Farbe ursprünglicher Belebung ertheilen. — Irwing schrieb fast gleichzeitig und in ziemlich gleichem Tone außer Anderem seine „Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen". — Auch

Gellert's „Moralische Vorlesungen" erheben sich nicht über die Oberfläche des gewöhnlichen Räsonnements und leiden bei allem Streben nach eleganter Darstellung an weitschweifiger Breite und Mattigkeit des Ausdrucks.

Näher rückt der Hauptfrage der Zeit, d. h. der eigentlichen religiösen Geistesfreiheit und Aufklärung, Hermann Samuel Reimarus (1694—1768) aus Hamburg, mit dem diese Frage einer positiven Beantwortung entgegengeführt wird. Entschiedener auf den Boden der Doktrin gestellt und ausgestattet mit gründlicher philologischer Wissenschaft, bereitete er der theologischen Schulorthodoxie einen Kampf, in welchem sie allmälig unterliegen sollte. Wir übergehen hier vorläufig die berühmten und berüchtigten „Wolfenbüttler Fragmente", die ihm ursprünglich angehören und später, von Lessing herausgegeben, den merkwürdigen theologischen Krieg in den siebenziger Jahren veranlaßten, um nur seine Schrift „Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" (1754) kurz zu erwähnen, womit er in Deutschland dem englischen Deismus eine Art Einlaßurkunde ertheilte, so sehr auch Untersuchung und Ton sich von der aufklärerischen Oberflächlichkeit, welche jenem mehrfach eigenthümlich ist, entfernt halten. Das Buch ist in gewissem Sinne die erste förmliche Verkündigung der Rechte der Vernunft gegenüber der absoluten Herrschaft des symbolischen Dogmatismus, zugleich der Anfang derjenigen Religionsphilosophie, welche im Elemente endlich-verständiger Abstraktion, oder eben vom Standpunkte des gewöhnlichen Rationalismus, die religiöse Idee darstellt und mit der berühmten Schrift Kant's: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1792) ihren eigentlichen Abschluß erhielt. Seine „Vernunftlehre" (1756) ist der erste Versuch einer bessern und zweckmäßigern Auffassung der logischen Aufgabe. Reimarus erweist sich als einen besonnenen Denker; seiner Behandlung der Sache in methodischer wie sprachstylistischer Hinsicht merkt man die klassische Gründlichkeit an, so sehr auch sonst im ganzen Ausdrucke noch die farblose Technik das Charakteristische der Form überwiegen mag.

Viel eigenthümlicher in Absicht auf Gedanken und Ausführung als die Genannten alle wandelt unter ihnen, einem stillen,

aber lichtvollen Sterne vergleichbar, ein Mann, dessen denkkräftiger Geist bereits das Ziel anstrebt, welches erst ein glücklicherer Nachfolger erreichen sollte. Lambert (1728—77), ein eben so gründlicher Mathematiker als scharfsinniger philosophischer Denker, erhob sich auf der Bahn des strengen Begriffs zu der eigentlichen philosophischen Wissenschaft und erscheint unter den philosophischen Zeitgenossen wie ein Mann des Fachs in der Umgebung von fragmentistischen Dilettanten. Was Locke in seinem „Versuche über den menschlichen Verstand" gewollt und angefangen, was Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" vollständiger und tiefer ausgeführt, das hat Lambert in seinem „Neuen Organon" (1764) mit logischer Kräftigkeit erfaßt und in bestimmter Umgrenzung gezeichnet. Er drängte in den verständigen Pragmatismus die Schärfe und Spitze des spekulativen Gedankens und blieb daher wie ein Einsamer, wohl vielfach angestaunt, aber wenig verstanden. Aus der Tiefe der Sache herauf holte er die Bausteine für ein neues philosophisches Gebäude, das er freilich selbst nicht vollständig ausbauen sollte. Die Syllogistik verdankt ihm mehrere wesenhafte Entdeckungen, die wissenschaftliche Bezeichnung und Sprache aber ihre ersten Grundlagen und Elemente. Von dieser letzteren Seite her kann er, wie wenig auch bisher darauf geachtet worden, als der Vater des deutsch-metaphysischen oder spekulativen Ausdrucks gelten. Man würde Kant zu seiner Zeit besser verstanden und wegen seiner philosophischen Sprachbildung weniger mißkannt haben, hätte man seinen Vorläufer so gut wie er selbst gekannt. Wir wollen damit nun freilich das Verfahren, welches Lambert in der Behandlung der Sprache für den philosophisch-wissenschaftlichen Zweck beobachtete, keineswegs durchgängig billigen, indem er der Willkür oft viel mehr einräumte, als mit dem Geiste der Sprache und ihrem grammatikalischen Grundcharakter vereinbar sein dürfte; aber immer herrscht in seinem Style bei scheinbarer Sorglosigkeit unverkennbare Gründlichkeit und individuelles Gepräge.

An Strenge des Denkens stellt sich Tetens (1737—1807) am nächsten zu Lambert, obwohl er in Absicht auf den philosophischen Standpunkt mehr dem psychologischen Empirismus Locke's angehört. Mit diesem stimmt er auch in der Methode

der Entwickelung und in der Deutlichkeit und Bestimmtheit des Vortrags, sowie in dem Streben nach einer gewissen Eleganz und Reinlichkeit der ganzen Darstellung überein. Noch näher, obgleich weniger gründlich als Lambert, berührt er die Probleme, welche die Kant'sche Kritik zu lösen unternahm, und wir finden ihn, wenn auch im Ganzen in der Auffassungs- und Behandlungsweise seiner Zeit befangen, schon mehrfach auf dem Wege, den Kant später mit unverrückter Konsequenz verfolgte. Bereits 1760 trat er als philosophischer Schriftsteller mit der Abhandlung auf: „Gedanken über einige Ursachen, warum in der Metaphysik nur wenige ausgemachte Wahrheiten sind". Hier begegnet man schon den Grundsätzen, welche er nachmals wohl erweitert, aber nicht verändert hat. Am berühmtesten ist er durch seine „Philosophischen Versuche über die menschliche Natur" geworden, welche er 1777 bekannt machte und in denen er seinen englischen Vordermann gewissermaßen deutsch zu wiederholen suchte. Weit entfernt, der Arbeit ihren Werth in Absicht auf manche gelungene psychologische Analyse und auf gemessene Fortführung der Betrachtungen abzusprechen, fühlen wir doch den Mangel der geistreichen Originalität, welche zum Theil schon bei Locke, mehr aber noch bei den damaligen französischen Philosophen die Tiefe der Schulmetaphysik einigermaßen zu ersetzen geeignet ist.

Tetens erinert an Feder (1740—97), der mit ihm ungefähr gleichen Weges geht. Er hat dadurch eine besondere Bedeutsamkeit, daß er, da Meiners kaum zu rechnen ist und seine eigentlichen Vorgänger in der Stelle des philosophischen Lehramts ohne hervorspringenden Namen sind, der erste Vertreter der Philosophie auf der Universität Göttingen war, welche bei ihrem Principe der positiven Wissenschaftlichkeit, der praktischen Brauchbarkeit und historischen Gelehrsamkeit, der Philosophie von Anbeginn keine willkommene Heimat bieten mochte. Feder, ein bedächtiger Denker, taugte mit seiner popular-philosophischen Mittelmäßigkeit zu jenen Tendenzen, indem von ihm weder spekulative noch sonstige Revolutionen zu befürchten waren und doch ein gewisser philosophischer Anstrich gewonnen wurde. Schon haben wir weiter oben im Vorbeigehen bemerkt, daß er mit der Wolff'schen Schule zusammenhing, und zwar durch die praktisch-eudämonistische

Richtung, welche das Wesen seiner Philosophie ausmacht; auch seine vorgebliche Metaphysik reducirt sich im Grunde auf Wolff'sche und Locke'sche Abstraktionen. Die letzteren waren die Basis seiner späteren Operationen gegen Kant, dem er die Überschreitung der Grenzen des gesunden Menschenverstandes übelnahm, und von dessen Philosophie er nur „Verwirrung der Begriffe und Sprache" erwartete, obwohl er etwas später meinte, daß sich in derselben doch eine „meisterhafte Dialektik" beurkunde, und daß sie wohl mit der eigenen (Feder's) Philosophie vereinbar sei, wenn sie nur sich nicht „so stark und hart" ausdrückte und mehr „rein-philosophische Kaltblütigkeit" bewiese. In dieser Stellung innerhalb der Sphäre des gesunden Menschenverstandes und der Oppositionslinien gegen Kant traf er mit seinem Freunde Garve zusammen. Beide waren theils durch diese antitranscendentale Haltung selbst, theils durch das sinnlich-empirische Princip, von welchem aus sie die Befehdung vornahmen, die Vorläufer des Änesidemus-Schulze, der, später Feder's Lehrstuhl in Göttingen erbend, in dessen Weise, wenn auch mehr in der Form des Fortschrittes und mit den Spuren skeptischen Scharfsinnes, philosophirte[1]). Die Schrift, wodurch Feder sich am meisten Ruf erworben, und welche seinen regenerativen Standpunkt in der philosophischen Literatur am kenntlichsten charakterisirt, sind die „Untersuchungen über den menschlichen Willen" (1779). Durch das ganze Buch geht mehr eine praktische als reinwissenschaftliche Absicht, wodurch Ton und Haltung oft über Gebühr popularisirt erscheinen. Wie die meisten Schriften dieser Art aus jener Zeit mit einem gewissen panegyrischen Typus traditionell geworden sind, ohne daß sich doch Jemand um die nähere An- und Einsicht derselben bekümmern möchte, so auch diese. Es ist englisch-französische Gemeinphilosophie ohne den Geist derselben, mit deutscher Schulgründlichkeit und logischer Umständlichkeit zugerichtet.

1) „— — Es folgt daraus auch eben, daß wir an die stärkste und dauerhafteste Empfindung oder den stärksten und dauerhaftesten Schein, als an unsere äußerste Realität, uns halten müssen. Dies thut der gemeine Menschenverstand." So Garve in der früher angeführten Recension der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft. (Ganz wie Schulze.)

Auf ziemlich gleichem Standpunkte steht Garve (1742—98), nur daß er dem eudämonistisch-moralischen Pragmatismus den theoretischen Verstandesgebrauch vollständig unterordnete. Dieses bethätigt er außer Anderem auch in der späteren Schrift „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, Literatur und dem gesellschaftlichen Leben" (1792), worin manche treffliche Bemerkungen niedergelegt sind. Sonst ist Garve besonders durch die „Abhandlungen" zu seiner Übersetzung des Ciceronianischen Werks „Von den Pflichten" zu seiner Zeit berühmt gewesen. Daß er den Kampf gegen Kant eröffnete, mag als literarhistorische Notiz noch bemerkt werden [1]).

Auch J. J. Engel findet der Sache nach als Philosoph hier gleichfalls seine Stelle. Engel sucht seine philosophischen Gedanken für den Kreis der sogenannten gebildeten Welt zuzubereiten und sie im Tone der guten Gesellschaft darzustellen. Er bemüht sich daher möglichst um die Eleganz des französischen Ausdrucks, um Deutlichkeit und gefällige Verständlichkeit; dabei bedient er sich vielfach der ästhetischen Mittel der Versinnlichung und Belebung, mehr das Anziehende als das Gründliche bezielend. Was Schiller über den bekannten Roman Engel's „Lorenz Stark" an Goethe schreibt, daß die darin schimmernde Leichtigkeit des Tons „mehr die Leichtigkeit des Leeren als die Leichtigkeit des Schönen sei", gilt auch von den übrigen Schriften des Mannes, der unter den Berliner pragmatischen Rationalisten seit den siebenziger Jahren bis zu Ende des Jahrhunderts einen bedeutenden Platz behauptete, namentlich im Gebiete der ästhetischen Theorie (z. B. „Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten", ferner „Ideen zu einer Mimik"). Als philosophischer Schriftsteller hat er den Zweck, die Verhältnisse des Lebens wie der Dinge, der Welt überhaupt, in ihrem Bezuge zur menschlichen Glückseligkeit aufzuweisen und zu veranschaulichen. Sein „Philosoph für die Welt" (1775 ff.), an dem noch Andere, wie z. B. Garve, selbst Mendelssohn, Theil nahmen, verfolgt ganz diese Richtung. In der darin vorkommenden „Standrede" auf die Kant'sche Philosophie erklärt er gegen Kant und unter Berufung auf den Sokrates

1) Recension von Kant's „Kritik der reinen Vernunft", Göttinger Gel.-Anz., Jahrg. 1782, Nr. 3, S. 41 (Zugabe).

alle Spekulation für nichtig und unnütz. Auch der „Fürstenspiegel" (1798) behandelt in populär-philosophischer Weise und nicht ohne manche interessante Bemerkungen praktische Gegenstände und Fragen. Diese Schrift bildet gleichsam die Schlußrede der Aufklärungs- und Pragmatisirungsphilosophie des 18. Jahrhunderts in unserer Literatur [1]). — Bereits vor Engel's Philosophen für die Welt schrieb J. A. Eberhard (1739—1809), in Halle seine „Neue Apologie des Sokrates" (1772), welche besonders durch ihre deistische Opposition gegen die damalige orthodoxe kirchliche Dogmatik berühmt wurde. Diese Schrift, wie die andern des Verfassers, auch seine ästhetisch-theoretischen (z. B. Handbuch der Ästhetik für gebildete Leser aus allen Ständen) stehen auf der Stufe des populär-philosophischen Eklekticismus und des gesunden Menschenverstandes.

Eberhard leitet uns gewissermaßen durch seine Apologie zur Theologie, welche vorzüglich seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts von den Bewegungen im Gebiete des philosophischen Denkens überall in ihrem Fortschritte bedingt wurde. Das philosophische Aufklärungsstreben des Thomasius sahen wir bereits mit den anfänglichen Bemühungen des gleichzeitig aufkommenden Pietismus gegen die schuldogmatische Orthodoxie zusammengehen. Als dieser bald darauf, wenn auch von anderen Grundsätzen geleitet, eine gleiche orthodoxe Ausschließlichkeit annahm, vertheidigte ihm gegenüber die Philosophie den Fortschritt des freien Geistes. Wolff, der in der Arbeit für die Rechte der Vernunft dem Wesen nach der Bahn des Thomasius, dessen Kollege in Halle er war, folgte, mußte dafür jene pietistische Unduldsamkeit im höchsten Maße erfahren. Obwohl er bei aller Freimüthigkeit dem Principe des Supranaturalismus keineswegs entgegenkämpfte, so lag doch in der That ein solcher Kampf in der Konsequenz seiner Philosophie; und da, was in der Natur der Sache gegründet, früher oder später in die Wirklichkeit vordringt, so konnte es nicht fehlen, daß auch die Wolff'sche Lehre allmälig ihre Tendenzen gegen die supranaturalistische Autorität der Orthodoxie hervortrieb. In

---

1) 1844 ff. erschien eine neue Ausgabe von Engel's Werken. Die „Mimik" hat Th. Mundt 1845 neu herausgegeben.

diesem Boden lag die eigentliche Wurzel des deutschen Rationalismus, der sich bereits in den vierziger Jahren in die Theologie eindrängte und, mehr und mehr mit der englischen und französischen Philosophie des gesunden Menschenverstandes und des daran sich knüpfenden empirischen Skepticismus in Verbindung tretend, seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Grundlagen des kirchlichen Dogmatismus selbst angriff und gefährdete. Daß diesem Andrange der Philosophie von Seiten der Theologen vielfach entgegengewirkt wurde, darf man erwarten; daß der beabsichtigte Erfolg aber dieser Gegenwirkung nicht entsprechen wollte, lag in dem Fortschritte der Zeit. Gleiche Erscheinungen bot später die Geschichte der kritischen Philosophie, gleiche bietet auch die Gegenwart. Die Ablehnung der philosophischen Ideen wird die protestantische Theologie immer zu bereuen haben, weil sie ihrem Principe und Wesen widerstreitet. Die wissenschaftliche Reaktion gegen die freie Vernunfttendenz ging übrigens zunächst von einem philosophischen Gegensysteme aus, welches Crusius in Leipzig aufstellte, und dessen eigenthümliche Richtung dahin zielte, die Philosophie selbst mit der lutherisch-kirchlichen Orthodoxie auszugleichen und so dem rationalistischen Liberalismus auf dem philosophischen Terrain die theologische Macht entgegenzuführen, etwa in ähnlicher Weise, wie in unseren Tagen die neue Schelling'sche Philosophie mit der orthodoxen Tradition eine unnatürliche Verbindung schließen wollte. Auf dem Grunde des supranaturalistischen Prophetismus sollte das System des kirchlichen Glaubens, und beziehungsweise auch Aberglaubens, befestigt werden; wobei nur der Scharfsinn zu bedauern ist, den der Urheber dieses Versuchs an eine grillenhafte Idee verschwendet hat, sowie, daß der Erfolg nur in einer schlechten Verketzerungssucht bestand, wovon selbst die trefflichsten Theologen, wie z. B. Semler, getroffen werden sollten.

Der philosophische Rationalismus gelangte aber auf zwei Wegen in die Theologie, auf dem moralisch-pragmatischen und dem exegetisch-historischen. In der letzten Hinsicht ging er zunächst ein Bündniß mit der philosophischen Kritik ein und wirkte hierdurch um so gründlicher und nachhaltiger. Aus dem Bereiche der Exegese drang er alsbald in die Dogmatik vor und hatte sich

ſe bereits in den ſechsziger Jahren des ganzen Gebietes der theologiſchen Wiſſenſchaft bemächtigt. Der eigentliche Heerd dieſer fortſchreitenden Strebungen war Preußen. Siegmund J. Baumgarten iſt als der eigentliche Gründer des freiſinnigen philoſophiſchen Theologismus zu betrachten, während Alexander G. Baumgarten, wie wir geſehen, die Theorie der Kunſt zuerſt ſyſtematiſch aufzubauen anfing. Beide waren Schüler Wolff's. Semler namentlich, ſo auch Heilmann und Töllner, gingen aus der theologiſchen Schule des Erſteren hervor.

Übrigens hatten ſich ſchon vor dieſen Offenbarungen eines poſitiveren Eintritts des theologiſchen Rationalismus Erſcheinungen kundgegeben, welche das Regen eines freieren Geiſtes ankündigten. Wir erinnern an den in vieler Hinſicht trefflichen Mosheim (1694—1755), der als der Ahn einer eigentlich deutſchen Behandlung der theologiſchen Wiſſenſchaft zu betrachten iſt. Seit Luther hatte dieſe im Vaterlande verlernt, ſich ihres natürlichen Organs zu bedienen, und damit auch vergeſſen, daß nur durch dieſes der Geiſt der Reformation in das Volk gedrungen war. In dem Maße, als man neuerdings der lateiniſchen Sprache ſich zugeneigt hatte, war auch die Theologie dem ſcholaſtiſchen Formaldogmatismus wieder anheimgefallen und von dem fruchtbaren Boden des Volks zurückgetreten, um in der Dürre der Schule zu lebloſer Syſtematik zu erſtarren. Mosheim nun hat das große Verdienſt, ſie die deutſche Rede von Neuem gelehrt zu haben, womit er ihr, auch abgeſehen von ſeinem aufgeklärten theologiſchen Standpunkte ſelbſt, die Grundbedingung freier Wiſſenſchaftlichkeit vermittelte. Daß er ſeine Kirchengeſchichte noch lateiniſch ſchrieb, kann dagegen nicht eingewendet werden, inſofern ſolches theils nur etwas Partielles iſt, theils auch auf dieſem Felde die fremde Sprache weniger ihren Schulzwang geltend machen kann. Aber auch in Abſicht auf das Princip erſcheint Mosheim als Derjenige, von deſſen Namen und Wirken zuerſt die Morgendämmerung eines lichtvolleren Tages im Gebiete der Religion und Theologie herüberleuchtet. Ohne dem orthodoxen Supranaturalismus ſtreitend entgegenzutreten, den er vielmehr, wenigſtens theilweiſe und in gewiſſen Schranken, durch beſondere ſogenannte antideiſtiſche Vorleſungen zu vertheidigen ſuchte, wußte er die Probleme der

theologischen Wissenschaft mit vernünftiger Freiheit aufzufassen und mit verständiger Mäßigung zu behandeln. Im mündlichen Vortrage wie in seinen Schriften ließ er den Geist besonnener Ansicht walten und mit heller, unbefangener Beurtheilung verstand er, eine zweckmäßige Anordnung nebst der Kunst eines gefälligen, ungezwungenen, von altklassischer Gediegenheit und Bildung durchdrungenen Ausdrucks zu verbinden. So über die Pedanterie der Schulformen sich erhebend und die religiöse Humanität in seiner Persönlichkeit individualisirend, wurde er Vorbild und Orakel Aller, die von ihm lernten. Männer, wie Spalding, Zollikofer, Jerusalem, folgten der Bahn, die er bezeichnet und eingeleitet hatte. Sehen wir davon ab, daß er in der Kirchengeschichte zuerst das Princip der historischen Selbständigkeit gegenüber der kirchlichen Autorität, was bereits dicht am Anfange des 18. Jahrhunderts Arnold, der pietistische Freund des Thomasius, in seiner berühmten „Unparteiischen Kirchen- und Ketzergeschichte" versucht hatte, mit folgerichtiger Bestimmtheit geltend machte und die Geschichte der Philosophie in diese Partie der Theologie hinüberzog; so bleibt vorzüglich zu bemerken, wie er mit philosophischer Unbefangenheit der geistlichen Beredsamkeit eine vernünftigere und praktisch-fruchtbarere Bedeutung zu vermitteln und sie der dogmatischen Schulfrohnde zu entziehen strebte. Da er hiermit zugleich im Geiste antiker Bildung eine geschmackvollere sprachliche Behandlung zu verbinden bemüht war, so wurde er der eigentliche Vater unserer neueren nationalen Kanzelberedsamkeit, deren Literatur zunächst mit ihm beginnt [1]). Seine „Heiligen Reden" (1732) erinnern noch hin und wieder an die lateinische Erziehung, aus der sie emporgewachsen, bekunden aber im Ganzen bei lichtvoller Anordnung und vernunftmäßiger Auffassung der christlichen Beziehungen so viel Geschmack in der Darstellung überhaupt und insbesondere so viel deutsch-sprachlichen Charakter, daß

---

1) Daß unsere mittelalterliche Literatur in diesem Gebiete bereits seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts bis auf Luther hinab einen beachtenswerthen Reichthum bietet, mag hier bloß beiläufig berührt werden. — Fast gleichzeitig mit Mosheim's „Geistlichen Reden" gab auch Arnold seine „Evangelischen Reden" heraus (1733).

sie werth sind, die Reihe der neueren nationalen Kanzelliteratur bei uns zu eröffnen. Sonst tritt Mosheim auch noch hinsichtlich der theologischen Moral in die Sphäre der regenerativen theologischen Schriftsteller, indem er hier gleichfalls sich von der orthodoxen Formalität entfernte und auf dem Grunde biblischer Principien eine rationalistisch-empirische Sittenlehre aufzubauen anfing, deren Vollendung er indeß selbst nicht mehr zu Stande brachte.

Gleichzeitig, jedoch in anderer Weise, bewegte sich Joh. Chr. Edelmann aus Weißenfels (1698—1767) an der Schwelle der Wiedergeburt der theologischen Wissenschaft. Obgleich dem Geiste des Christenthums im Wesentlichen ergeben, suchte er doch die dogmatischen Artikel desselben, ja seine ganze eigentliche supranaturalistische Grundlage als unhaltbar nachzuweisen. Die Bibel selbst hielt er wohl für ein sehr achtbares Buch, allein er leugnete ihren inspirativen Ursprung und ihre ausschließliche Gültigkeit, indem er die Möglichkeit des Hinausgehens über ihre Grenzen für eine wesentliche Forderung der Vernunft und geistigen Freiheit erklärte. Er nennt sie ein Stückwerk, wie alles Wissen der Menschen von Gott und göttlichen Dingen, und schiebt ihre Entstehung in spätere Zeit herab, will auch Manches darin für bloße allegorische Mystik angesehen wissen. Zunächst von Arnold angeregt, legte er seiner theologischen Auffassung einen mystisch-moralischen Pantheismus zum Grunde und schlug insofern eine andere Bahn ein, als die nachfolgenden rationalistischen Theologen des Jahrhunderts, in Vergleich mit denen er ein spekulativer Theologe zu nennen ist; wie er denn auch, trotzdem daß er zuletzt in Berlin lebte, mit dem eklektischen Rationalismus der dortigen Literaten in keinerlei nähere Verbindung kam. In seinen verschiedenen Schriften herrscht neben unverkennbarer Originalität eine ironische Herbe und Schärfe, welche nicht selten in den Ton der Invektive übergeht, wozu ihn theilweise wohl Mißgeschick und Verfolgung von Seiten der Geistlichkeit, gegen die er hauptsächlich seine Satyre richtete, treiben mochte. Immer bleibt er eine merkwürdige Erscheinung, und die Vergessenheit, in welche er bald gerieth, rührt ohne Zweifel mit daher, daß sein philosophischer Standpunkt ein der ganzen Zeitrichtung durchaus fremder war; wie derselbe Fall ja auch bei Spinoza

stattfand, der ihm in der Philosophie vorleuchtete. Übrigens liegt in Edelmann's Auffassung des Christenthums, welche mit dem damals in England gerade herrschenden Deismus nichts gemein hat, gewissermaßen das Vorbild einer ähnlichen Richtung der philosophisch-theologischen Denkstrebungen der Gegenwart, die sich aus der Schule Hegel's entwickelt und in unterschiedlicher Färbung dargestellt hat [1]).

Verfolgen wir nun nach jenen früheren regenerativen Erscheinungen auf dem Felde der Theologie diese Bahn weiter, so begegnen wir zuvörderst den bezüglichen Leistungen im praktischen Gebiete. Moral und geistliche Beredsamkeit zeigten bald die Spuren des neuen freieren Geistes. Schon bei Mosheim gewahrten wir in beiderlei Hinsicht die ersten Anfänge. In seine Fußtapfen trat zunächst Spalding (1714—1804), dessen wir schon bei der philosophischen Literatur Erwähnung gethan haben. Ein Mann von hoher Bildung und freundlich-edler Haltung, ein echter Geistlicher in Sinn, Wort und That, schreitet er mit festem und sicherem Schritte voran, und wir sehen ihn daher auch alsbald im Kampfe gegen die orthodoxe Tradition für das Licht, welches in die Finsterniß der theologischen Schulweisheit einzudringen begann. Was Reimarus als Laie unternahm, unterstützte Spalding als Mann des Fachs. Durch die gesammte schriftstellerische Wirksamkeit Spalding's geht das Streben, den freien Gedanken mit der positiven Lehre möglichst auszusöhnen. Gleich anfangs nahm er Partei für die rationalistische Geistesrichtung, wie sie, aus Wolff's Schule hervorgegangen, durch den Einfluß der englischen Aufklärungsphilosophie modificirt worden war. Durch die Übersetzung von Shaftesbury's „Philosophischen Gesprächen über die Natur der Tugend" (1745) stellte er sich sofort in die Reihe Derjenigen, welche damals von Preußen aus die Rechte der freien Wissenschaft gegen die Schultyrannei zu

1) Die „Deutschen (Haller) Jahrbücher", welche diese Richtung hauptsächlich vertraten, haben deshalb auch wohl auf Edelmann neuerdings besonders hingewiesen; vgl. Jahrgang 1843. Seitdem hat H. Hettner („Lit.-Gesch. des 18. Jahrh.", Bd. III. 1. S. 267—292) diesem lange ignorirten Schriftsteller besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

vertheidigen anfingen. (Er selbst, in Schwedisch-Pommern geboren, gehörte auch der Gegend nach gewissermaßen Preußen an.) Aus der Bekanntschaft mit mehreren dieser Männer entsprang sein erstes, bereits oben genanntes Hauptwerk „Über die Bestimmung des Menschen" (1748), welches zu den Schriften gehört, an die sich neue Bewegungen im Laufe der Zeiten knüpfen. Dieses Werk, in dem er mit edler Offenheit die Autorität der Vernunft neben dem Glauben behauptet und die sittlichen Principien zunächst in der menschlichen Natur als solcher aufsucht, bezeichnet entschieden den Eintritt des freien philosophischen Gedankens in das Gebiet der theologischen Wissenschaft und kann um so mehr für das erste eigentlich bahnbrechende Unternehmen in dem Regenerationsprocesse der Theologie angesehen werden, als es mit gesinnungsvollem Ernste einen würdigen, gebildeten und im Ganzen wohlgehaltenen Vortrag verbindet, der uns nur selten an die veralteten Formen, welche eben erst überwunden werden sollten, erinnert. Von dieser Schrift datirt genau der Anfang des theologischen Kriegs zwischen dem Rationalismus und orthodoxen Dogmatismus, indem der Hauptvertreter des letzteren, der durch seinen Zelotismus berühmt gewordene Pastor Göze in Hamburg, an sie zunächst die Eröffnung seiner berüchtigten Polemik knüpfte, welche Spalding's Verderben herbeigeführt haben würde, wenn ihn nicht der Schutz und die Gunst Friedrich's II. dagegen aufrecht erhalten hätte.

Gleicher Sinn und gleiche Tendenz charakterisiren Spalding's geistliche Beredsamkeit. Seine Predigten dürfen von dieser Seite wie in Absicht auf ihren ganzen Charakter, der sich durch Einfachheit, erbauliche Würde, treffliche Anordnung und sprachliche Richtigkeit bei weiser Anwendung oratorischer Mittel auszeichnet, als das Erzeugniß eines veredelten Geschmacks und insofern als ein unleugbarer Fortschritt in diesem Literaturzweige betrachtet werden. Seine letzte Schrift: „Die Religion eine Angelegenheit des Menschen" (1797), beweist, daß er seinem ursprünglichen Standpunkte treu geblieben und den Interessen des freien Geistes fortwährend huldigte, ohne jedoch in die neuen reformatorischen Literaturbewegungen tiefer eingegangen zu sein.

Mit Recht nennt ihn Herder einen Schriftsteller „nicht bloß des Vaterlandes, sondern auch der Menschheit“ [1]).

Neben Spalding steht Jerusalem (1709—89), der, aus Osnabrück gebürtig, durch treffliche Studien gebildet und in Folge seine Berufsthätigkeit in braunschweig'schen Diensten entwickelnd, dabei durch einen längeren Aufenthalt in London an Welterfahrung bereichert, vornehmlich befähigt war, an dem regenerativen Werke der theologischen Wissenschaft mitzuarbeiten. Sein Ziel war, die religiöse Aufklärung auf dem Wege der Vermittelung des Glaubens und der christlichen Moral mit der philosophischen Denkfreiheit zu befördern. In dieser Hinsicht ist hauptsächlich sein Werk „Betrachtung über die vornehmsten Wahrheiten der christlichen Religion“ (seit 1768) zu bemerken, worin der bereits damals ausgebildete rationalistische Eklekticismus als philosophische Grundlage erscheint. Mit dieser Schrift steht er der Zeit nach hinter Spalding's erstem Auftreten, während er in Absicht auf Princip, Tendenz, Gesinnung und Adel des Charakters ihm gänzlich vergleichbar ist. Dem etwas früher erschienenen ähnlichen Werke von Reimarus reihet sich jenes von Jerusalem würdig an, obgleich es weniger theoretisch-systematische Bestimmtheit hat, dagegen sich mehr den praktischen Beziehungen und den eigentlich christlich-religiösen Fragen zuwendet und hiermit dem theologischen Gebiete näher steht. Die Darstellung zeigt, daß Jerusalem den Geist des Fortschrittes in Sprache und deutsch-prosaischem Style begriffen und sich möglichst angeeignet hatte; wie er denn überhaupt für die deutsche Literatur die wärmsten Sympathieen hegte, die er namentlich in seiner Schrift „Über deutsche Sprache und Literatur“ (1781) den Angriffen Friedrich's des Großen (in dessen Buche „Sur la littérature allemande“) gegenüber bekundet. In seinen Predigten schließt er sich an Mosheim an, mit dem er auf die Entfernung scholastischer Barbarei aus dem Gebiete der Kanzelberedsamkeit vorzüglich hinarbeitet, über den er sich aber an Bedeutsamkeit des Gedankeninhaltes und an philosophischer Hal-

---

1) „Fragmente“, erste Sammlung („Schriften“, Thl. I, S. 99). Späterhin ließ Herder indeß auch gegen Spalding seine Laune aus und glaubte ihn den Pfaffen beizählen zu dürfen.

tung erhebt. Er hat auch auf dieser Seite ein wesentliches regeneratives Verdienst um unsere Nationalliteratur, was ihm darum nicht zu schmälern ist, daß seinem Vortrage oft Sicherheit in Ton und Ausführung, sowie angemessene Rundung und Präcision im Ausdrucke fehlt, und mitunter eine zu ängstliche Sorgfalt in dem Streben nach Zierlichkeit die freie Bewegung behindert. Daß er durch seine rege Theilnahme an der Gründung und ersten Einrichtung des Karolinums in Braunschweig, der trefflichen Pflegeanstalt so vieler ausgezeichneter Männer und Gelehrten Deutschlands, auch in weiterer Ausdehnung für das Aufblühen einer höheren wissenschaftlichen Bildung und Regeneration der vaterländischen Literatur wirksam gewesen, mag nur im Vorbeigehen angedeutet werden [1].

Übergehen wir einige andere weniger bedeutsame Träger dieses literarischen Fachs, die theils etwas früher, theils gleichzeitig wirkten (wie z. B. Wilhelm Sack, J. A. Cramer, W. Abr. Teller), so bleibt uns aus dieser Periode und aus dem Gesichtspunkte der regenerativen Strebung auf rationalistisch-praktischer Grundlage nur nach Zollikofer (1730—88) zu berücksichtigen. Er war Schweizer von Geburt, mit seinem Lebensberufe als Prediger aber an Deutschland (Leipzig) innigst gebunden. Seinem Charakter wie seinen Schriften sieht man den Ernst seines Vaterlandes an. Die ungestörte Ruhe eines stoischen Weisen, der mit gemessenem Schritte durch die wechselvollen Scenen des Lebens geht, spricht aus Allem, was von seiner Person berichtet wird und in seinen Reden vor uns liegt. „Er empfand tief und sah kalt aus", sagt Garve in seiner Charakteristik desselben. Dieses durch und durch gesetzte Wesen giebt seinen geistlichen Reden, mit welchen er in unserer Nationalliteratur sich eine

1) Jerusalem war der Vater des durch Goethe's „Werther" berühmt gewordenen Karl Wilhelm Jerusalem, dessen freiwilliger Tod nach Goethe's Äußerung „durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes" verursacht sein soll, wohl aber vorzüglich durch die ziemlich allgemeine sentimentale Überstimmung der damaligen deutschen Jugend mit bewirkt sein mag. An der oben genannten Anstalt standen damals als Lehrer die meisten Mitglieder des Vereins der „Bremer Beiträge".

Stelle gewonnen hat, bei aller Faßlichkeit doch den Anstrich einer gewissen aristokratischen Würde. Sie tragen die Farbe logischer Gründlichkeit und tiefgehender Überzeugung. Obwohl ihrer eigentlichen Richtung nach wesentlich moralisch-praktisch, offenbaren sie doch einen hohen Grad philosophischer Denkstrebung, welche hier mit offener Stirne und männlicher Kräftigkeit hervortritt. Die Förderung vernünftiger Aufklärung war Zollikofer's Ziel, dem er eben mit der ihm eigenen Charakterfestigkeit zustrebte. In seinen Reden selbst bemerkt man ein stetes Bemühen zum Besseren, und der Fortschritt läßt sich nicht verkennen, wenn man die späteren mit den früheren vergleichen will. In Absicht auf Sprache und ganze Ausführung darf Zollikofer die Ehre ansprechen, unsere nationale Kanzelberedsamkeit auf die Höhe ihrer ersten regenerativen Epoche gebracht zu haben.

An jene Fortschritte auf dem Gebiete der praktischen Theologie schlossen sich ähnliche Versuche auf dem der übrigen theologischen Wissenschaften. Zuvörderst begegnen wir solchen im Bereiche der Hermeneutik und Dogmatik. Die erstere, als natürliche Grundlage der zweiten, bot die Ausgangspunkte. Sie selbst lehnte inzwischen wieder an die biblische Kritik und trat mit ihr in engstes Bündniß. Beide stützten sich dann in diesem Bunde auf altklassische Philologie, aus deren Sphäre sie die Grundsätze einer wahren und freien Kritik und Interpretation auch für die biblischen Schriften entlehnten. Matthias Geßner in Göttingen hatte bereits anleitende Winke gegeben, als Ernesti (in Leipzig) die eigentliche Initiative der neuen Methode für die interpretative und kritische Bibelwissenschaft ergriff, indem er sie bestimmt unter die Principien der profanen Literaturbehandlung stellte (1761) [1].

---

1) „Una eademque ratio interpretandi communis est omnibus libris, in quocunque argumento occupatis." Mit diesem Satze spricht Ernesti in seiner Schrift „Institutio interpretis N. T.", p. 227, den neuen Standpunkt entschieden aus. Er glaubte hierdurch die Exegese auf den eigentlich ursprünglichen Reformationsgrundsatz zurückzubringen und beruft sich auf Luther's Ansicht: „Theologiam veram et summam nihil aliud esse, quam grammaticam", sowie auf Melanchthon's Diktum: „Scripturam non posse intelligi theologice, nisi antea intellecta sit grammatice" („Opp. philolog.", p. 199. 223).

Morus bildete diese Methode weiter aus und gab ihr mit größerer Genauigkeit folgerichtige Anwendung. Ungefähr gleichzeitig mit Ernesti suchte Semler (in Halle) seinerseits eine liberalere Bibelerklärung einzuführen, jedoch weniger vom philologischen, als historisch-dogmatischen Standpunkte aus. Mit wackerem Ernste steht er am Eingange der neuen Wissenschaft. „Er verband", sagt Eichhorn, „den praktischen Geist der Spener'schen Schule mit der Gelehrsamkeit der Baumgarten'schen." Beiden begegnete Michaelis (in Göttingen) auf demselben Wege, nur daß er zunächst das alte Testament berücksichtigte, während namentlich Ernesti sich bloß dem neuen zuwandte; auch suchte er durch Heranziehung von kulturhistorischen Notizen, von Geographie und Ethnographie die ganze Auffassungs- und Erklärungsweise des alten Testaments vollständig unter den weltlichen Gesichtspunkt zu stellen.

Die Dogmatik blieb natürlich nicht lange von diesen exegetischen Neuerungen unberührt. Unter denen, welche hier als Führer voranstehen, ist besonders Teller hervorzuheben, der durch sein „Lehrbuch des christlichen Glaubens" (1764) gewissermaßen die neue Epoche der Emancipation der Dogmatik von der Tradition der Scholastik bezeichnet. Er versuchte, die Dogmatik unter Vermittelung einer freien, vernunftgemäßen Exegese rein auf biblische Grundlagen zurückzuführen. Wie tief er mit diesem Buche in die alte symbolische Glaubensgewohnheit hineingriff, beweisen die eifrigen Verfolgungen, welche von allen Seiten gegen dasselbe herandrängten. Nicht bloß die Religion, sondern auch der Staat sollte dadurch gefährdet sein — wie heut zu Tage in ähnlichen Fällen Ähnliches vorgeschoben wird [1]); — man begnügte sich daher nicht mit den Bekämpfungen und Widerlegungen von Kathedern und Kanzeln, sondern rief auch die weltliche Polizeigewalt und sogar den Reichsfiskal zu konfiskatorischen und anderen ernsthaften Maßregeln gegen den Verfasser selbst auf. Erst nachdem ihn die damalige erleuchtete und geistesfreie preußische Regierung unter ehrenvollster Anerkennung seines bisherigen Wirkens von Helmstädt nach Berlin in die oberste Kirchenbehörde berufen, fing das Ketzer-

1) Geschrieben zwischen 1840 und 1850.

geschrei an gemach zu verstummen. Teller nahm nun auch an von diesem erweiterten Schauplatze seiner Thätigkeit aus ununterbrochen den regsten und wirksamsten Antheil an der Förderung der theologischen Wissenschaft und des vernunftgemäßeren Fortschritts der religiösen Bildung. Unter den Männern, welche in dieser Hinsicht gleichzeitig und namentlich in Berlin selbst neben ihm fortstrebten, ragt er als Einer der Ersten durch Eifer, philosophische Freiheit und Vielseitigkeit theologischer und sonstiger literarhistorischer Gelehrsamkeit hervor. (Auch im Fache der Kanzelberedsamkeit darf er den regenerativen Namen zugesellt werden.) Bringt man noch in Erwägung, daß er für die deutsche Sprache im Besonderen bemüht war, indem er ihr damaliges Verhältniß zu der Lutherischen Bibelübersetzung für den Zweck neuer Bereicherungen derselben aufzuweisen suchte, auch sonst für ihre Ausbildung durch sprachwissenschaftliche Arbeiten thätig war, daß seine Schriften selbst, wenn auch, wie sein Lehrbuch, nicht immer und durchgängig im besten Geschmacke und mit gleichmäßiger Haltung, doch im Ganzen mit eigenthümlicher Kraft und Lebendigkeit verfaßt sind; so darf Teller's Name in der Geschichte unserer nationalliterarischen Regeneration mit Auszeichnung vor Vielen genannt worden.

Wir übergehen Andere, wie z. B. Töllner, um wiederholt darauf aufmerksam zu machen, daß diese regenerativen Anstrebungen in der Theologie ohne spekulativ-ideale Erhebung blieben und ihrem gemeinsamen Grundtone nach insgesammt auf den rationalistischen Pragmatismus zurückgingen, der etwas später während der Lessing'schen Literaturepoche in dem Wolfenbüttler Fragmenten-Kriege seine kritische Spitze und in den Strebungen eines Bahrdt und Gleichgesinnter seine äußerste Verflachung zur weltlichsten Auffassungsweise des Christenthums erhalten hat.

Daß nun diese theologischen Aufklärungsbewegungen, gleich den vor- und nebenhergehenden philosophischen, die orthodoxe Reaktion wohl vielseitig hervorrufen mußten, lag in den natürlichen Verhältnissen der Sache. Wir haben bereits beiläufig darauf hingewiesen. Außer mehreren Versuchen vom Standpunkte wissenschaftlicher Auffassung, wohin unter Anderem die schon erwähnte anti-wolff'sche Opposition von Crusius in Leipzig gehört, war

es vornehmlich der verketzernde Zelotismus, welcher seine Operationen alsbald mit größerem Nachdrucke zu entwickeln anfing. Schon frühzeitig hatten Reimarus in Hamburg, Ernesti in Leipzig und Semler in Halle von dem Drange der eifernden Orthodoxie zu leiden gehabt und wurden dadurch selbst theilweise erst entschieden zu ihren offenen Neuerungen hingetrieben, wodurch dann wieder der reaktionäre Fanatismus sich zu nachdrücklicherer Verfolgung veranlaßt fand. Am empfindlichsten mußte der treffliche Semler davon leiden, gegen den der schon genannte Hamburger Pastor Göze damals, wie etwas später gegen Lessing, vornehmlich seinen Verketzerungseifer richtete. Wie übrigens diese Reaktion sich fortleitete, mag eben besser bei Gelegenheit der Lessing'schen Polemik nähere Erwähnung finden, in welcher sich überhaupt die Momente des ganzen theologischen Aufklärungsprocesses zu einer entschiedenen Krisis zusammendrängten.

Werfen wir endlich noch einen flüchtigen Blick auf die regenerativen Erscheinungen im Gebiete der Geschichte, Politik und der Socialwissenschaften überhaupt während dieser Zeit, so bietet sich hier Weniges, was eine besondere Rücksicht in Anspruch nehmen könnte. Die Geschichte bewegte sich ohne merkliche Erhebung über den Schulton meist in geistloser Form und Breite, und nur hier und da taucht ein besserer Punkt hervor, wie etwa die „Osnabrücker Geschichte" von Just. Möser (zuerst 1765), deren wir aber hier um so weniger weiter erwähnen mögen, als wir, die literarische Charakteristik dieses ausgezeichneten Mannes in die folgende Epoche zurückzustellen wesentliche Motive haben. Fast alles Übrige ist kompilatorisches Machwerk, über welchen Standpunkt auch Pütter's Lehrbücher und bekannte „Reichsgeschichte", so großes Ansehen sie auch zu ihrer Zeit haben mochten und so viel Detailgelehrsamkeit sie beurkunden, im Grunde nicht hinausgingen, abgesehen davon, daß überhaupt, wie Schlosser richtig bemerkt, damals „die historischen Wissenschaften in Göttingen ganz feudalistisch betrieben wurden". Früheres, wie z. B. des Grafen v. Bünau „Deutsche Kaiser- und Reichshistorie", an der Winckelmann anonym mitarbeitete (seit 1728), und Mascov's „Geschichte der Deutschen" (seit 1726), verdient eben so wenig als Gleichzeitiges, z. B. Gatterer's historische Arbeiten,

nähere Erwähnung [1]). Die eigentlich historische Kunst konnte bei uns erst eintreten, nachdem durch Verbesserung der altklassischen Studien und das Emporkommen einer gründlichen Kritik seit Lessing, sowie durch tiefergehende philosophische Ideen ein schärferer Ein- und ein freierer Überblick in Bezug auf Welt- und Menschenverhältnisse vermittelt worden war. Lessing, Herder und Kant [2]) sind die Männer, an deren Geist und Werke sich der Aufschwung unserer nationalen Geschichtschreibung vorzugsweise knüpft.

Was die Politik und die Staatswissenschaften überhaupt angeht; so hatte Friedrich der Große seit seiner Thronbesteigung (1740) angefangen, zunächst vom praktischen Standpunkte aus die Regeneration vorzubereiten; doch blieb gerade auf diesem Felde unsere nationale Literatur nicht nur in ihren früheren Erscheinungen, sondern überhaupt auch späterhin hinter den Leistungen der Franzosen, vornehmlich aber der Engländer, weit genug zurück. Es ist kaum nöthig, darauf hinzuweisen, wie der gänzliche Mangel an jener Öffentlichkeit des Staatslebens, sowie die Abwesenheit alles nationalen Gemeingeistes das politische Bewußtsein bei uns nicht aufkommen ließen. Während daher jene Nationen in den fraglichen Fächern längst auf der Höhe literarischer Leistungen standen, war bei uns noch kaum die Sprache mündig genug geworden, um sich in der Sphäre der Wissenschaft mit nationalem Geiste auszudrücken. Doch begegnen wir einem Manne, welcher schon um diese Zeit die Bahn der politischen Literatur rüstig zu beschreiten

---

1) Obgleich Schlözer mit seiner „Probe russischer Annalen" (1768) zum Theil noch hierher gehört, so findet er seine wahre nationalliterarische Stellung doch erst später in der Epoche des Sturms und Dranges.

2) Mehrere Schriften dieses großen Denkers, durch den Lessing's Principien erst ihre volle Herrschaft gewannen, fallen noch ganz in diese Zeit, bieten aber schon unverkennbare Zeichen des eigenthümlich-neuen Geistes, der nach mehr als zwei Jahrzehnten den Namen des Mannes an die Spitze der Umwandelung fast aller Wissenschaften bei uns stellen sollte. Wir erinnern hier vorläufig an die Schrift „Von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" welche schon 1746 erschien, eben so an die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" von 1755. Die Abhandlung „Über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (1764) liegt schon näher an der Grenze dieser Epoche.

anfing, obwohl er seine bezügliche Hauptthätigkeit erst in der folgenden Epoche entfaltete, wo wir ihm eine nähere Charakteristik widmen wollen, — wir meinen Karl v. Moser (1723—98). Bereits 1749 erschien seine „Staatsgrammatik" und 1759 seine berühmte freimüthige Schrift „Der Herr und der Diener". Auch das Buch „Vom deutschen Nationalgeiste" (1765) fällt noch in diesen Zeitraum. Vor ihm hatte sein gelehrter, freisinniger Vater Joh. Jac. Moser durch sein großes gelehrtes „Staatsrecht" die wissenschaftliche Publicistik eröffnet. Was Achenwall in Göttingen leistete, gehört mehr der Schulschriftstellerei als der nationalliterarischen Kategorie an. Schlözer reicht, wie wir kurz vorhin angedeutet, als politischer Schriftsteller dem Geiste und auch wesentlich selbst der Zeit nach in die Sturm- und Drangperiode hinüber. Anderes, was etwa noch hierher fallen könnte, ist von so untergeordneter Bedeutung, daß wir es füglich übergehen dürfen.

Zweites Buch.

Die nationalliterarische Reformation unter Lessing.

Erstes Kapitel.

Charakteristik der nationalliterarischen Reformation im Allgemeinen.

Wie lebhaft auch das Bewußtsein einer nothwendigen Wiedergeburt unserer Nationalliteratur in den mittleren Jahrzehnten des Jahrhunderts erwachte, wie vielseitig die Anstrengungen sein mochten, diesem Bewußtsein einen thatsächlichen Ausdruck zu geben: so wurde doch der rechte Standpunkt für die wahre nationalliterarische Klassik keineswegs erreicht. Wie wir gesehen, blieben selbst Klopstock und Wieland hinter ihm zurück. Auch das Warum dieser Verfehlung des Ziels haben wir kennen gelernt: — es lag theils in dem Mangel eines wahrhaft objektiven nationalen Gehalts, theils in der Verkennung der richtigen Principien und des echten Geistes unserer Volksthümlichkeit selbst. In beiderlei Hinsicht mußte geholfen werden, wenn wir auf diesem Gebiete die uns längst vorausgeeilten Nachbarvölker endlich einholen wollten. Das Erste vermittelte vorzugsweise Friedrich der Große, das

Andere Lessing. Dieser hat, und zwar mit Recht, in der Geschichte unserer Nationalliteratur die bisher unbestrittene Ehre gehabt, für den eigentlichen Reformator unserer neueren Literatur zu gelten. An ihn knüpft sich vorzugsweise der Anfang ihrer klassischen Wiedergeburt, und von dem durch ihn festgestellten Standpunkte aus hat sich dieselbe, wenngleich in den mannichfaltigsten Richtungen und Formen, bis auf die Gegenwart entwickelt. Um ihn sammelten sich die Freunde des Fortschrittes in größerer oder geringerer Nähe, in unmittelbarem und mittelbarem Anschlusse aus allen Gebieten geistiger Strebungen. Theologen und Philosophen, Kritiker und Dichter, Pädagogen und Staatslehrer wurden von ihm direkt oder indirekt in den von ihm bezeichneten Kreis gezogen. Das Element, in welchem er sich bewegte und welches er nicht bloß für seine Generation, sondern auch für die nationale Bildung der Zukunft erobern wollte, war die Geistesfreiheit. Wie diese ihm selbst in jeder Hinsicht Bedürfniß war, so sollte sie auch seinem Volke gewonnen und als die Gewähr der Erhebung zu echter Humanität errungen werden. Nicht bloß seine eigene literarische Arbeit drängt auf dieses Ziel hin, sondern die gesammte Epoche trägt, von ihm bestimmt, das Gepräge des Ringens und Kämpfens um dasselbe. Bevor wir jedoch auf Lessing's Stellung insbesondere übergehen, wollen wir den Beziehungen eine flüchtige Berücksichtigung widmen, welche mit seinem reformatorischen Werke unmittelbar zusammenhängen.

Zunächst steht Friedrich der Große. Er bildete den eigentlichen Mittelpunkt, um welchen sich die nationale Wiederbelebung Deutschlands während des 18. Jahrhunderts dreht. Die Neugestaltung unserer Literatur hing natürlich wesentlich von dieser Wiederbelebung ab. Erst mit Friedrich's Thronbesteigung (1740) dämmerte das Morgenlicht eines neuen nationalen Tages auf, der sich durch jenes Königs weise Gesetzgebung und ruhmvolle Thaten mehr und mehr erhellte. Durch ihn geweckt, erwachte allmälig ein höheres Selbstbewußtsein im deutschen Volke; sowohl nach außen als nach innen belebte sich wieder die Theilnahme an vaterländischen Interessen. Auch in Beziehung auf die nationale Literatur konnten die gedeiblichen Wirkungen dieser günstigen Wen-

dung der Dinge im Vaterlande nicht ausbleiben, und Goethe sagt mit Recht: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die That des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie.“ [1]) Wir möchten dieses Urtheil nicht bloß auf die Poesie beschränken, sondern es auf die gesammte Nationalliteratur erstrecken. Der wichtigste Schritt, den Friedrich für die Herstellung unseres Nationalbewußtseins that, war der, daß er zuerst das Fürstenthum mit dem Volksthume vereinigen, im Sinne des Volks Fürst sein und die widervernünftige Stellung aufheben wollte, welche den Regenten als eine äußerlich-selbstständige Macht an die unselbstständige materielle Masse des Volkes herantreten läßt. Auf diese Weise wurde er der reformatorische Gründer einer neuen, volksthümlicheren Politik, der Urbedingung aller nationalen Tüchtigkeit und gehaltigen Lebendigkeit. Wenn gleichzeitig Maria Theresia sich dem Volke näherte, und ihr Sohn Joseph II. hauptsächlich in Nacheiferung mit Friedrich auf dieser Annäherungsbahn fortschritt, so blieben sie dabei doch zu sehr auf der Höhe ihres abstrakten Herrscherbewußtsein stehen, als daß eine innerliche Erweckung des Volksthums durch sie hätte bewirkt werden können, während Friedrich, bei aller Eifersucht auf seine königliche Vollmächtigkeit, doch sich der Nothwendigkeit einer Mitwirkung der Volkslebenkraft inniger bewußt war. „Das Volk wollte Joseph nicht befragen“, sagt Schlosser, und wir müssen gerade in dieser unpolitischen Abstraktion den Grund der nationalen Unmacht dieses Kaisers im Vergleich mit Friedrich hauptsächlich finden. Übrigens blieben viele seiner Einrichtungen für seine Länder nicht ohne alle regenerative Folgen, und mancher Fortschritt der späteren Zeit weist noch auf jene Grundlagen hin [2]). Wollen wir hierbei einen

---

1) „Dichtung und Wahrheit“, Bd. II, S. 103.

2) Interessant ist, was der Herzog Karl August von Weimar über Joseph an Merck schreibt (1781). „Die Handlungen des Kaisers“, sagt er u. A., „können aus vielerlei Gesichtspunkten angesehen werden; sie haben viel Ähnliches mit Musterzügen — — und sind das Gegentheil von Furchtsamkeit. Ob es aber nicht hier und da wie Ausführung allgemeiner Begriffe aussieht und ablaufen wird, das lass' ich dahingestellt. Ein bischen brutal und vornehm scheint mir's mit den Menschen und menschlichen Begriffen

Blick auf unsere Literaturgeschichte werfen, so kann man sagen, daß Klopstock's nationalliterarische Regenerationsversuche sich gerade so zu den echt reformatorischen Unternehmungen Lessing's verhalten, wie Joseph's II. politische und sociale Verbesserungsmaßregeln zu den bezüglichen nachhaltigen Einschreitungen Friedrich's II. Dieser erkannte, wie er, der Sohn einer neubeginnenden Zeit, ihrer Rechte und Forderungen eingedenk sein müsse. Mit der Verneinung der fürstlichen Isolirung dem Volke gegenüber verband er in der inneren Politik die Beschränkung der ministeriellen Despotie, die, den fiskalischen Egoismus als Regierungsprincip feststellend, die Unterthanen nach vormundschaftlichem Gutdünken behandelte, unter Umständen auch mißhandelte und sich in diesem süßen Dasein und Wirken ungern stören ließ. Hiermit brachte Friedrich den Urriß in den Kabinetsabsolutismus, obwohl er selbst noch hier und da in denselben zurückfiel und öfter, als mit seinem ausgesprochenen Standpunkte verträglich, die angeborene Herrschergewalt mit diktatorischem Nachdrucke geltend machte, dabei mitunter die Rolle seines willkürfreundlichen Vaters, Friedrich Wilhelm's I., übernehmend, von dessen harter Laune er doch selbst als Kronprinz so schwer gedrückt worden war.

Auch die Starrheit der juristischen Macht suchte er zu brechen und die Gerechtigkeitspflege unter den Grundsatz der lebendigen Gerechtigkeit zu stellen, welche, Form und Materie des Rechts in ebenmäßigem Verhältnisse haltend, den Fortschritt zum Resultate möglichst betreibt, um dem Urtheile auch der Zeit nach seine rechtliche Bedeutung zu sichern. Seine Verdienste um die Gesetzgebung haben in dem „Landrechte“ ihr Zeugniß und Denkmal erhalten, trotzdem daß dieses Werk noch vielfach die Spuren der Härte an sich trägt, welche es leider bis auf den heutigen Tag

---

umgegangen zu sein. — — Man glaubt zwar von Herrschaftswegen, daß Alles unnütz sei, was nicht hacke und grabe und nicht effektiv die herrschaftlichen Einkünfte vermehre — —, aber mir dünkt doch, daß, verführe der liebe Gott so finanzialisch scharf mit uns, die großen Herren, welche eigentliche durch die Umstände bloß genießen, faullenzen und nichts einbringen sollen und gewöhnlich bloß aus Langerweile thätig sind, übel dabei wegkämen.“

bewahrt hat [1]). Das Wesentlichste und Wichtigste aber in seiner innerlichen Politik bleibt immer die persönliche Theilnahme an dem Volksinteresse als solchem. Durch diese volksthümliche Thätigkeit eroberte er sich die Achtung und Liebe des Volks, das ihm für jene Befreundung gern einige absolutistische Maßregeln vergab [2]). Erwägt man dabei, wie er mit richtigem Takt das wesentlichste Mittel echter Volks= und Menschenbildung, die Freiheit des subjektiven Gedankens, erkannte und in der allgemeinen Toleranz vollzog, wie er sich des höchsten Ausdrucks dieser Freiheit und Toleranz, der Philosophie, annahm und hiermit gegen die starrgewordenen Traditionen und todten Allgemeinheiten, gegen die abgelebte Konvenienz und ihre anmaßlichen Privilegien (seiner allerdings sehr einseitigen Adelsidee ungeachtet), eben so energisch ankämpfte, als er, nach außen hin siegreich, das nationale Selbstvertrauen der fremden Macht gegenüber herstellte, die seit dem dreißigjährigen Kriege wie ein schwer drückender Alp auf unserer Brust lag; so darf man den philosophischen König wohl auch dreist den Großen nennen.

Friedrich war darin größer als sein Bewunderer, Napoleon, daß er sein Genie und seine Macht nicht bloß im Dienste seiner Herrscherlust bethätigte, sondern beide zugleich wesentlich auch im Dienste der Idee. Die Sklaverei des Geistes wollte er brechen, und gerade hierdurch schuf er namentlich für

1) Geschrieben zwischen 1840 und 1850.

2) In diesem Bezuge sind die Verse Gleim's, der in Friedrich das Alpha und Omega aller Größe sah, bemerkenswerth, womit er unter Anderem in der Siegesode nach der Schlacht bei Roßbach seinen königlichen Helden feiert:

„Wenn er im Schooß des Friedens ruht,
Mit lorbeervollem Haupt,
Nicht müssig täglich Wunder thut,
Und keine Wunder glaubt;
Nachtwachend seiner Völker Glück
Und Wohlfahrt überlegt,
Und Gnad' und Huld im scharfen Blick
Der großen Augen trägt."

„Das Geheimniß, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu sein, lag in der Art, wie er seine Zeit verwendete." Johannes v. Müller's Lobrede auf Friedrich II. (übersetzt von Goethe).

die nationale Erhebung unserer Literatur (wenn auch ohne Absicht) das Element ihres klassischen Gedeihens [1]). Man hat es Friedrich bis auf die Gegenwart vielfach nachgetragen, daß er sich in den Kreis der französischen Geistesbildung stellte und aus dem Boden sogenannter französischer Encyklopädisten-Philosophie die Grundsätze für die Geistesemancipation in Deutschland entnahm; allein, wie so oft, blieb die Auffassung auch hier bei der äußersten Schale stehen, ohne sich absonderliche Mühe zu geben, den inneren Gehalt zu erkennen. Zunächst ist zu bemerken, daß damals jene viel verrufene französische Philosophie allein das eigenthümliche Princip der neuen Geistesbewegung, des menschlichen Kulturfortschrittes, mit einem Worte der echten Aufklärung, enthielt und pflegen wollte, nämlich das Princip der ursprünglichen Freiheitsberechtigung des Subjekts als solchen gegenüber der unberechtigten Autorität. Ob und inwiefern in weiterer Bestimmung dieses Princips, in der Entwickelung seiner theoretischen wie praktischen Konsequenzen sich dort Oberflächlichkeit, Beschränktheit und Einseitigkeit geltend machten, soll und kann hier nicht näher untersucht werden. In Absicht auf das Wesen menschlicher Bildung nun giebt es keine Nationalität, sondern nur eine Menschheit. Friedrich nahm, was ihm in dem Interesse dieser geboten wurde, ohne lange zu fragen, wer es ihm bot. Deutschland mag sich darüber aber um so weniger beklagen, als es damals selbst der Art nichts zu bieten hatte [2]). Auch in der eigentlichen Literatur herrschte um jene Zeit, als Friedrich zuerst seine politische Reformation begann, so große Dürre und Geistlosigkeit bei uns, daß sich für einen König, der, um mit Goethe zu reden, „geistig leben und genießen will", in dem damaligen deutschen

1) Daß auch Friedrich hinter den idealen Tendenzen oft genug zurückblieb, daß er selbst den Grundsatz der „Menschenverachtung" wohl aussprechen mochte, darf uns nicht hindern, anzuerkennen, wie dessenungeachtet doch sein Thun und Streben der Idee, dem reinen Geistesinteresse eben so wohl diente, als es vielfach auf gemein realistische Absichten und Plane hinausging.

2) Die Tagesgeschichte lehrt, wie man bei uns auch jetzt häufig gewisse Fortschrittsprobleme dadurch zu umgehen sucht, daß man ihren Ursprungsschein lange und langweilig untersucht.

Literaturschatze nichts eben Genießbares finden mochte [1]). Am meisten muß aber beachtet werden, daß Friedrich, obwohl in der Luft französischer Geistesbildung lebend, doch nie eigentlich französisch gesinnt war und nirgends das deutsche Interesse an Frankreich verrathen mochte, wie leider so mancher seiner deutschen fürstlichen Kollegen vor ihm und auch noch nach ihm gethan. Sein Herz und Sinn war deutsch, deutscher vielleicht als das gewisser Poeten und Geschichtschreiber, die ihn wegen seiner Undeutschheit verfolgten und verfolgen, ohne zu bedenken, daß sie sich des Deutschthums freuen, was Friedrich ihnen erobert, und was durch sie und ihre hohlen Phrasen nie würde errungen worden sein. Friedrich dachte französisch, um desto besser deutsch zu handeln; er liebte den französischen Geist, um den deutschen zu beleben [2]).

In Absicht auf die Literatur im Besonderen war es eher nützlich als schädlich, daß Friedrich sich ihrer nicht mit zu großer Vorliebe annahm oder gar mit allgemeinem, akademisch-französischem Maße bestimmend in sie eingriff. Er würde sie dadurch nur um ihren wesentlichen deutschen Grundcharakter gebracht haben, um

---

1) Es ist bekannt, daß Friedrich ein eigenes Werk über die deutsche Literatur („De la littérature allemande") geschrieben hat, worin er nicht wenig Einsicht in die Literatur- und Schulbildungsverhältnisse bei großer Einseitigkeit in der Würdigung des Vaterländischen bekundet. Der Hauptfehler liegt hier darin, daß der königliche Verfasser sich nicht um die neuere deutsche Literatur bemühte, welche zur Zeit der Abfassung des Buchs (1780) etwas Besseres aufzuweisen hatte, als Canitz und Gellert, die fast allein genannt werden. Freilich hatte der Letztere selbst, nach Goethe's Bericht in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" (er hatte bei ihm Vorlesungen über deutschen Styl gehört), von wahrer Poesie so ganz und gar keinen Begriff, „daß er (Goethe) ihn in allen Vorlesungen über den Geschmack nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch Bösen hat nennen hören". — Selbst der treffliche Herzog Karl August von Weimar kann es nicht unterlassen, in einem Briefe an Merck auf den „deutsch-französischen" Friedrich und dessen „französisch-exotischen Geschmack" einen recht empfindlichen Seitenblick zu werfen.

2) „Allemand par la nature et français par l'éducation", schreibt über ihn die Frau v. Staël („De l'Allemagne", T. I, p. 100).

ihr Wachsthum nämlich aus der Volkslebendigkeit selbst. Wie überhaupt die Centralisations-Allgemeinheit als solche nur der verständigen Abstraktion genügt, nicht der vernünftigen Innerlichkeit des Menschlichen, und daher auch nur einseitiger Verstandesauffassung als das Höchste und Lobenswertheste erscheinen kann: so ist auch die glatte Allgemeinheit, der von der französischen Akademie seit Richelieu und Boileau ausgegangene legislativ-klassische Typus in der französischen Literatur, nicht als dasjenige zu betrachten, was unserer Nationalliteratur noththat oder sie fördern konnte. Sie mußte sich eben der romanischen Zucht entledigen und germanisch werden, um deutsch sein zu können und eben deshalb vielseitig frei in verschiedensten Zweigen aus der innersten Herzenswurzel des Volkslebens emporwachsen. Genug, daß Friedrich ihr dieses gestattete, ihr dafür die angemessene klimatische Bedingung und die gedeihliche Witterung sicherte durch die Freiheit des Denkens, durch die unbeschränkteste Toleranz, durch die Herstellung des Nationalbewußtseins im Inneren und nach außen, wie wir dieses so eben berührt haben. Auch das darf nicht übersehen werden, daß Friedrich gerade durch seine Neigung für die französische Literatur die deutsche Selbstkraft zu widerstrebender Thätigkeit weckte und den Stolz des nationalen Genius zu kühnen Selbstversuchen antrieb [1]).

1) Diese letzte Seite hat Goethe im Auge, wenn er sagt: „Eben so war die Abneigung Friedrich's gegen das Deutsche für die Bildung des Literarweiens ein Glück" (a. a. O., Bd. II, S. 105). Gervinus (a. a. O., Bd. IV. S. 232) bemerkt, wohl etwas zu weit gehend, doch im Ganzen mit Recht: „Die kleinste Handlung von ihm (Friedrich) oder Joseph hätte unsere Dichtung in Fesseln geschlagen, während sie jetzt frei aus dem Volke wuchs wie Alles, was wir in Religion, in Kunst und Wissenschaft, selbst im Staate (sic), unser nennen." Bekannt ist, daß viele ausgezeichnete Männer unserer Literatur von Leibnitz an, namentlich auch Klopstock und Herder, das Heil derselben in obervormundschaftlichen Akademien, gleichsam in gouvernementaler Polizei, finden wollten. Herder hat noch in der späteren Zeit seines literarischen Wirkens (in der „Adrastea") förmliche Statuten einer solchen deutschen Akademie, bei welcher sich besonders die Landesherren mit betheiligen sollen, entworfen. Er geht so weit, die Wahl der ersten Mitglieder dem Regenten zu überlassen. „Jeder Landesherr" (heißt es im § 5), „der an diesem patriotischen Institute Theil nimmt, wählt aus seinen Ländern so viele

Friedrich war, um es mit einem Worte zu sagen, der eigentliche Gründer nationaler Aufklärung in unserem deutschen Vaterlande, der große Geist, welcher zuerst deutlich und nachdrücklich das erhabene Wort zu uns sprach: „Es werde Licht!“ Wir setzen hinzu: „Und siehe, es ward Licht!“ Daß es bei dieser rein historischen Würdigung der sachlichen Bedeutung Friedrich's nicht darauf ankommen kann, allerlei persönliche Mängel und Schwächen mit moralischer Mikroskopie an ihm zu entdecken und zu untersuchen, daß selbst mancherlei politische Fehlgriffe und Übergriffe mit untergelaufen sind, daß er z. B. die französische Finanzverwaltung einführte, die Ehre des Officiers hauptsächlich in den Adel setzte und nicht selten in der Weise des aufgeklärten Despotismus in Recht und Gerechtigkeit eingriff, dieses und Ähnliches haben wir bereits zum Theil berührt, und es zu leugnen, kann uns eben so wenig einfallen, als zu behaupten, der große Mann solle überall kein Mensch und, wie übermenschlich, so überzeitlich sein, d. h. über allen Bezügen und Einflüssen seiner Zeit stehen. Wie oft aber auch Friedrich diesen Momenten seinen Tribut zollte, so war er dennoch vollkommen der rechte Mann für unser Volk und seine Zeit. In beiderlei Hinsicht entsprach er den wesentlichen Bedürfnissen und hat hierin seine national-historische Unsterblichkeit [1]. Im besonderen Bezuge auf unsere Nationalliteratur aber darf man wohl sagen: Ohne Friedrich kein Lessing.

Wenn wir nun hier in unserer Literaturgeschichte Friedrich an die Spitze der reformatorischen Bewegungen stellen, so vergessen wir darum nicht, daß er bereits in der vorhergehenden Epoche durch seine hohe politisch-bedeutsame Persönlichkeit die

---

Mitglieder, als er zum Besten seines Staates (!) und zum Nutzen Deutschlands für nothwendig erachtet“ u. s. w. — Lange vorher hatte Klopstock in seiner „Gelehrtenrepublik“ (Th. I, am Ende) bereits Ähnliches in ähnlicher Weise projektirt.

1) Es dürfte nicht ohne Interesse sein (mit Übergehung anderer Schriften über Friedrich II.), an Tieck's anziehende Novelle „Die Gesellschaft auf dem Lande“ (1825) hier zu erinnern, worin er dem großen Könige ein im Wesentlichen eben so wahres historisches als poetisch-schönes Denkmal gesetzt hat.

nationalliterarischen Geschicke, wenn auch wider Willen, mit bestimmte. Schon die halle'schen Dichter feierten seit 1740, wo er die Bahn seiner welthistorischen Regierung betrat, ihn als ihren Helden und ließen sich von ihm begeistern, noch ehe er die höchste Glanzthat vollendet. Die ganze folgende preußische Literatur aber drängte sich, wie wir gesehen, vollends um ihn und erhielt dadurch den preußischen Patriotismus zu ihrem eigenthümlichen Gepräge. Schlosser meint sogar, „daß die rühmlichste Zeit der unermüdeten und zuweilen etwas übereilten Gesetzgebung des Königs die vom Dresdner Frieden bis auf den siebenjährigen Krieg gewesen" [1]). Wenn wir auch dieses zum Theil zugeben; so bleibt doch im Allgemeinen wahr, daß für Deutschlands geistig-nationale Umwandelung der siebenjährige Krieg nach allen seinen Beziehungen zum In- und Auslande den eigentlichen Wendepunkt bildet. In ihm koncentrirt sich Friedrich's gesammte nationale Stellung, so wie seine königliche Persönlichkeit durch ihn in der Umgebung der tapfersten Helden mit dem hellsten und eigenthümlichsten Lichte beleuchtet erscheint [2]). Mit dem Schlusse desselben treten daher auch die reformatorischen Mächte in der Literatur erst entschieden hervor. Schon in dem kriegerischen Tone der „Literaturbriefe" (1759) kündigt sich der Geist an, der mit der Vergangenheit gebrochen hat, und Lessing nahm wohl nicht umsonst persönlichen Antheil an dem erwecklichen Leben dieser kriegerischen Nationalbegebenheit. Daß seine „Minna von Barnhelm" die „wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges" war, hat ebenfalls schon Goethe bemerkt, Gervinus aber mit Recht hinzugesetzt, daß der ganze „erobernde Ungestüm Lessing's, mit dem er alle hergebrachten [Dicht-] Gattungen angriff", von den Einwirkungen dieser Zeitverhältnisse nicht frei gewesen. Auch geben wir mit ihm gerne zu, daß „hier (in diesem Kriege) die Keime gesucht werden müssen zu jenen jungen Charakteren der siebenziger Jahre, die mit einer neuen Kühnheit unsere alte Literatur erschütterten" [3]).

---

1) Schlosser, „Gesch. des 18. Jahrh." u. s. w., Bd. II. S. 263.

2) „Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte." Goethe a. a. O., Bd. II. S. 105.

3) Gervinus a. a. O., Bd. IV. S. 217. Die jüngst erschienene Schrift

Während Friedrich in der bezeichneten Weise das deutsche Nationalbewußtsein weckte und belebte, trat mit entschiedener Bedeutsamkeit der Einfluß zweier literarischer Autoritäten des Auslandes heran, die einerseits auf dem Wege reformatorischer Grundsätze, andererseits durch geniale Schöpfungen die neue Richtung und den neuen Ton in unserer Literatur wesentlich mitbedingten, wir meinen J. J. Rousseau und Shakspeare. Es ist als bekannt vorauszusetzen, daß der Erste theils vor dieser Epoche, theils zusammentreffend mit ihren Anfängen, mehrere Werke geschrieben, welche insgesammt mit größerer oder geringerer Bestimmtheit das Princip der Natur dem der Konvenienz, das der Freiheit des Individuums dem der social-stabilen Autorität entgegensetzten. Was er, um zunächst von anderen seiner Schriften abzusehen, in der Abhandlung „Über den Ursprung und die Begründung der Ungleichheit unter den Menschen" mit unverstellter Offenheit aussprach [1]), daß nämlich die Civilisation das menschliche Geschlecht verdorben habe, und daß das unmittelbare Naturleben der ideale Zustand desselben sei, auf welchen in den Institutionen zurückgegangen werden müsse, bildeten in mehreren seiner nachfolgenden Werke das Thema, welches er mit eben so großer Schärfe und Gewandtheit der Dialektik als mit lebendiger Frische und Wahrheit der Empfindung überall zu behandeln verstand. In seinem „Contrat social" erhebt er es in eine Art systematisch-politische Theorie mit bestimmter demokratischer Tendenz. Besonders aber wurde diese neue Lehre durch seinen berühmten Roman „Die neue Heloise" für das größere Publikum vermittelt, welches, durch das romanhafte Interesse lebhafter angeregt, hier den naturalistischen Liberalismus in seiner Gesellschaft mit der feineren Weltsitte sich um so leichter aneignen mochte, je faßlicher

---

H. Pröhle's („Friedrich der Große und die deutsche Literatur" [Berlin, Lipperheide, 1872]), hält leider nicht, was der Titel verspricht, doch ist sie immerhin kein verächtlicher Beitrag zur Charakteristik des großen Königs.

1) Schon etwas früher hatte er in der Preisschrift: „Über den Einfluß der Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste auf die Reinigung der Sitten" dieselben Grundsätze dargelegt, die er in obiger Abhandlung nur weiter auseinandersetzte. Beide Schriften waren Preisschriften, wofür die Akademie von Dijon die Aufgabe gestellt hatte.

und eindringlicher zugleich der Ton ist, womit der Verfasser die Erörterungen der wichtigsten Angelegenheiten und Beziehungen des menschlichen Lebens in die zarten Empfindungen der Liebe zu verweben gewußt hat. — Was die „Heloïse“ in dieser verführerischen Form mehr nur gelegentlich gab, sollte der einige Jahre später erscheinende „Emil“ in ernsterer Darstellung vortragen. Es ist hier vorzüglich die Erziehung und Religion, auf welche die Lieblingsgrundsätze des Verfassers angewendet erscheinen. In der Erziehung sucht Rousseau die Zwecke des physischen Lebens und die unmittelbare Brauchbarkeit dem idealen Menschenthume und der strengen Methode gegenüber zu behaupten; in der Religion weiß er die natürliche Berechtigung des Gefühls und gesunden Verstandes der positiven Dogmatik und dem Offenbarungsglauben wie der ungläubigen frivolen Genialität gleichmäßig entgegenzusetzen. — Dieser Mann nun mit diesen Grundsätzen und dieser lebendigen Eindringlichkeit der Darstellung wurde alsbald der Heiland aller Freidenker und naturfreundlichen Seelen in Europa, und zwar um so mehr, als die Inkonsequenz und der Eifer unkluger orthodoxer Verfolgungssucht ihn zum Märtyrer des freien Vernunftevangeliums machten.

Auch in Deutschland wurden die Grundsätze Rousseau's schon früh bekannt und von mehreren Seiten her mit bereitwilliger Empfänglichkeit aufgenommen, obwohl ihre tieferen Einwirkungen und Erregungen erst in dem Kreise der jungen Genialitäten stattfanden, die in den siebenziger Jahren die gemessenen Schritte der literarischen Reformation in den Sturm und Drang revolutionärer Bewegung hineintrieben. Doch begegnen wir schon jetzt den ersten Spuren jenes Einflusses, indem, abgesehen von dem größeren gebildeten Publikum, welches „Die neue Heloïse“ zu seiner Lieblingslektüre machte, der Rationalismus sowohl der eklektischen Berliner Philosophie und Kritik, als auch der verwandten theologischen Aufklärung und neuen populären philantropischen Pädagogik an den kühnen und frischen Lehren des Genfer Philosophen Erbauung und Stütze zugleich fand. Wie sich Wieland davon bestimmen ließ und die bezüglichen Ingredienzien durch seine vielgelesenen Schriften in weiterem Umkreise verbreitete, mag nur gelegentlich hier noch einmal in Erinnerung gebracht werden.

Von einem anderen Standpunkte aus wirkte Shakspeare, der freilich auch erst in dem revolutionären Processe der späteren Originalitäten seinen mächtigsten Einfluß äußern sollte. Gleichwohl weist die Bewegung dieser Reformationsepoche bereits bedeutsam auf ihn hin. Besonders war es Lessing, der mit seinem richtigen Takte die echten verwandten Bezüge herausfand, welche jener große Genius zu unserem Nationalgeiste hat, mit kritischer Besonnenheit die Punkte und Grenzen der Nachahmung für unsere Literatur bezeichnete und in den Werken desselben die naturalistischen Auswüchse von der wahren poetischen Substanz mit feiner ästhetischer Bildung zu unterscheiden verstand [1]). Wenn Wieland auch hier wie bei Rousseau die weitere Vermittelung des Einflusses jenes mächtigen Geistes förderte, indem er die erste Übersetzung desselben lieferte, welche trotz aller Mangelhaftigkeit mit großer Begierde gelesen wurde: so bekundet sich dadurch nur um so mehr, wie zugänglich sich die damalige Zeit dieser fremden Macht erwies.

Von entschiedener Wirkung zeigte sich endlich vor Allem die mit jenen Autoritäten und ihrem Einflusse zusammentreffende bessere Kunde und das tiefere Verständniß des wahren Geistes des antiken Lebens, namentlich der antiken Kunst. Denn da die bisherigen Schultheorien und kritischen Grundsätze im Reiche der Literatur mit ihrem einseitigen und geistlosen Formalismus großen Theils auf schlechten und mißverstandenen Abstraktionen aus dem Kunst- und Literaturgebiete des Alterthums beruheten; so war es zu einer durchgreifenden literarischen Umwandelung erforderlich, daß die Herrschaft jener falschen Auffassungsweise durch die Nachweisung ihrer haltlosen Begründung und durch die Gegenüberstellung der wahren Verhältnisse gebrochen und um ihr Ansehen gebracht wurde. Und in der That zeigte es sich bald, wie die reformatorische Wirksamkeit in der Literatur hauptsächlich von dieser Seite her bedingt und getragen wurde. Um so mehr scheint es daher im Gange und Interesse unserer Darstellung zu liegen, diesen Punkt etwas näher hervorzuheben, indem wir auf den Mann zurückgehen, der zunächst und vorzugsweise als der Ur-

1) Schon in den „Literaturbriefen", z. B. Bd. I, S. 100 ff.

heber einer neuen gründlicheren Auffassung des Alterthums zu betrachten ist.

Winckelmann (1717—68) hat es durch seine antiquarischen Leistungen verdient, in dieser Hinsicht als der Ausgangspunkt einer anderen Epoche von der Geschichte anerkannt zu werden. Seine wissenschaftliche Stellung reicht über die Grenzen der vaterländischen Bildung hinaus. Indem er hier wurzelt und zunächst wirkt, ist er als der Lehrer des gesammten gebildeten Europa zu betrachten, dem er der erste wahre Interpret des griechischen Geistes und seiner wunderbaren Werke geworden ist. Mit Homer, diesem Urpriester hellenischer Bildung, in der Hand und mit der Liebe zu den Musen des alten Hellas tief im Herzen [1]), nahte er sich den Heiligthümern jener ewigen Kunst, aus deren Gestalten die Versöhnung der Natur und des Geistes mit überzeugender Wahrheit uns stets freundlich entgegentritt. Und gerade darin bekundete Winckelmann Weihe und Beruf zum Reformator der antiken Kunstgeschichte, daß er bei seiner Platonisch-philosophischen Idealität das Studium der griechischen Literatur mit dem der Kunst in innigste Wechselbeziehung setzte, um so zum Verständnisse des wahren Geistes zu gelangen, welcher die Schöpfungen der Phantasie dieses wunderbaren Volkes trägt und lebendig beseelt. Nirgends sind beide, Literatur und Kunst, so schwesterlich-innig aus demselben Keime erwachsen, als hier. Das Schöne ist ihr gemeinsamer Grund wie das gemeinsame Princip ihres Lebens; auf dem Boden des Schönen ruht die volksthümliche Bildung der Griechen, deren wesentlichste und wahrste Rückspiegelung eben ihre Kunst ist. Mit seinem reinen, treffenden Blicke nun vor Allem eben auf das Schöne und die das Reich der hellenischen Kunst erzeugenden und durchdringenden Ideen gerichtet, zeichnete Winckelmann in meisterlichen Zügen Richtung und Methode, sowie den gesammten produktiven und historischen Organismus jenes schaffenden und bildenden Geistes, den Nachfolgern überlassend, das Einzelne genauer zu bestimmen und den großartigen Entwurf in

1) „Il faut, que l'attention, qu'ils (les beaux arts) excitent, vienne de l'amour", sagt Frau v. Staël („De l'Allemagne") eben in Bezug auf Winckelmann.

gleichmäßiger Verarbeitung vollständiger auszuführen und inhaltlich zu bereichern.

In Winckelmann „hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert“ [1]). Gediegenes Talent und kräftiger Wille fanden sich bei ihm in glücklichem Bunde zusammen, und er stellte sich als ein erhebendes Beispiel dar, was auf solcher Grundlage der Mensch, selbst unter den drückendsten Umständen und den schwierigsten Hindernissen, vermag, wenn er, früh seinen rechten Beruf erkennend, für Eins seine Kräfte sammelt und seine besten Strebungen Einem zuwendet. „Du weißt“, schreibt er an seinen Freund Behrends, „daß ich allen Plaisirs entsagt und daß ich allein die Wissenschaft gesucht. — Fast in Allem bin ich mein eigener Führer gewesen.“ In Armuth geboren, in Dürftigkeit emporwachsend, richtete er schon aus dieser Dunkelheit seiner Jugend den Blick dem Sterne zu, welchen ihm sein Genius selbst an seinem Lebenshimmel zeigte. Die griechische Kunst wurde seine Sehnsucht und sein Verlangen. Ihr zu Liebe ertrug er Hunger und Entbehrungen jeder Art, ihr opferte er den Schlaf der Nacht, wie die Freude des Tages. Die Werke der Alten betrachtete er, wie er selbst sagt, „als Werke von Menschen gemacht, die höher und männlicher dachten als wir“, und war überzeugt, „daß diese Einsicht uns bei Untersuchung derselben über uns und unsere Zeit erheben“. So erstarkte in ihm die Kraft, welche seinem eigenen Charakter das Gepräge der antiken Männlichkeit gab, womit er sich wie ein Ausgewählter an die Spitze der neuen Richtung des altklassischen Studiums stellen konnte.

Nach mancher Mühsal und vielfachem Kampfe gelang es ihm zunächst in Dresden, wo ihm außer Anderen der geniale Öser das Ideal seiner Phantasie, die Schönheit der Kunst, näher enthüllte, die künstlerische Anschauung dem Resultate seiner vielseitigen antiquarischen Studien beizugesellen. Sowie nun aber die Kunst ihren eigenthümlichen Geist erst da recht errathen läßt, wo sie geboren ward, in ihrer ursprünglichen Heimat, wo die Verhältnisse und Bezüge, unter denen sie erwuchs, lebendig vor uns stehen; so wurde Winckelmann von früher Zeit an durch einen un-

---

1) Goethe, „Winckelmann“.

widerstehlichen Trieb nach der Wunderstadt gezogen, wo, wie Goethe sagt, „das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht, unter freiem Himmel steht [1]), — wo sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht". Rom war das Ziel des Traumes seines Jugend, wohin er aber nur durch ein neues Opfer gelangen sollte. Er mußte die Religion seiner Väter ändern und den altprotestantischen Glauben, worin er erzogen worden, gegen den katholischen vertauschen, weil sich ihm nur unter dieser Bedingung die Mittel darboten, deren er für seinen Zweck bedurfte. Obwohl nach Goethe's Bezeichnung, „ein gründlich geborener Heide" [2]), der keine andere Religion als die der Schönheit kannte, obwohl er bei seinem antiken Sinne keine heiligen Überzeugungen zu bekämpfen hatte, konnte er doch erst nach langem Zögern sich zu dem Schritte bestimmen, wodurch ihm theuere Jugendgefühle verletzt wurden und die gute Meiuung lieber Freunde und Zeitgenossen sich ihm abwenden mochte. Nur die Liebe zu den Wissenschaften, schreibt er an den genannten Freund, sei es gewesen, welche ihn unter dem Drucke anderweiter Verhältnisse zu dem harten Entschlusse getrieben.

In Rom, das er „für die hohe Schule aller Welt" hielt, angelangt (1755), erwarb er bald die Bekanntschaft von solchen Männern, die, selbst in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht, ihm bei seinem Streben die förderlichsten Dienste leisten konnten. Was ihm in Dresden Öser gewesen, sollte ihm hier Mengs werden, und die Protektion, welche ihm dort der Graf v. Bünau zugewandt, ersetzte ihm hier in höherer und fruchtbarerer Weise der kunstliebende Kardinal Albani. Wir übergehen sein dortiges weiteres Leben, durch welches er sich, wie später Goethe, „geläutert und geprüft" fand; wir übergehen die mannigfachen kunst-

1) „stand" — müssen wir leider heute sagen.

2) Auch darin war er ein antiker Heide, daß er die Freundschaft über die Liebe, sowohl die Geschlechts- als christliche Liebe, stellte. „Nicht die christliche Freundschaft, sondern die, welche die Beispiele des Alterthums zeigen", gilt ihm (wie er an den Grafen v. Bünau schreibt) „für die größte aller menschlichen Tugenden". Das Christenthum scheint ihm vielmehr ein Hinderniß der wahren Freundschaft.

bedeutsamen Verbindungen, sowie die Kunstreisen, welche er aus diesem reichen Mittelpunkte in verschiedene Gegenden und Städte Italiens unternahm, um nur flüchtig zu erwähnen, wie er nach vieljähriger Abwesenheit aus dem Vaterlande und, fast mehr ein Römer als Deutscher, sich sehnte, die Heimat wieder zu sehen und alte Freunde wie neue zu begrüßen. So unternahm er, freilich nicht ohne langes Zögern, die Reise, die ihm verhängnißvoll werden sollte. Gleichsam sein tragisches Ende ahnend, fühlte er sich schon an der Grenze mächtig zurückgezogen aus der Trübniß der ihm entgegentretenden nordischen Anschauungen zu dem heiteren Himmel und den plastischen Gestalten, die er so eben verlassen. Nur mit Mühe gelang es seinen Begleitern, ihn weiter zu bringen. Er folgte noch eine Strecke, wiewohl mit Widerstreben, kehrte bereits in Wien nach kurzem Aufenthalt um, seinem Schicksale entgegenreisend, welches bedeutsam genug in Triest, in dieser Grenz- und Zwitterstadt deutschen und italienischen Lebens, ihn, den deutsch-italienischen Mann, ereilte, indem er hier von den Händen eines hinterlistigen und habsüchtigen italienischen Reisegefährten (Arcangeli), der sich ihm zugesellt hatte, am hellen Mittage im Gasthause meuchlerisch ermordet wurde.

Was nun Winckelmann's Bedeutung für Kunstgeschichte und namentlich für den Fortschritt unserer Literatur angeht, so ist bereits im Allgemeinen von uns darauf hingewiesen worden, daß von ihm an eine neue Epoche der antiken Kunstbetrachtung beginnt, deren Resultate bei der reformatorischen Einleitung unserer klassischen Nationalliteratur dadurch entschieden mitgewirkt haben, daß die reinen ästhetisch-idealen Principien, welche er für die antike Kunstauffassung und Kunstkritik geltend machte, eben durch Lessing auch auf die poetische Produktion angewendet wurden. Als Deutscher mit gründlicher Forschung den Geist der Philosophie, besonders der Platonischen, die ihrem ganzen Standpunkte nach der griechischen Kunstidealität verwandt ist, auf's engste verbindend, vermochte er, wie Keiner vor ihm, in die Tiefen des antiken Kunstwesens einzudringen und die Gestalt wie den Sinn der Meisterwerke mit intuitiver Genialität in der Erklärung darzustellen. Daß er, zunächst begeistert vom Ganzen, sich mitunter wohl von den Schwingen der Idealität über die Grenzen kritischer Besonnen-

heit und systematischer Strenge, hinausführen ließ, darf ihm nicht zu hoch angerechnet werden, so wenig es ihm allein zur Last fallen kann, wenn manche Künstler (wie z. B. auch Angelika Kaufmann) jene ideale Anschauungsweise des kunstgelehrten Mannes unmittelbar in die Kunstpraxis hinüberführen wollten und dadurch diese selbst auf Abwege leiteten. Wie dem sei, seine „Kunstgeschichte" (1764) bleibt, ungeachtet sie nicht ohne Einseitigkeit in der Auffassung ist, immer eine epochemachende Erscheinung. Herder [1]) nennt sie nicht mit Unrecht „eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten".

Im Gefühle seiner Verwandtschaft mit dem antiken Geiste und sicher durch das Bewußtsein seiner Studien, entfaltet Winckelmann, gleichsam wiederschaffend, nicht nur den vollständigen Organismus der griechischen Kunstidee in seiner epochlichen Entwickelung und nach den Stylformen, die er in jedem Stadium seines Fortschrittes darstellt, sondern wie ein ästhetischer und artistischer Seher versteht er auch, im einzelnen Werke mit geübtem, kundigem Blicke Princip und Bildungsweise zu fassen, und aus unscheinbaren Nebenumständen, aus wenig hervorspringenden Zügen die echte Physiognomie desselben zu errathen und ihren rechten Ausdruck zu bestimmen. Mit plastischer Sicherheit zeichnet er die Statue, welche er beschreibt. Sie steigt wie ursprünglich unter des Meisters Händen gleichsam neu aus seinen Worten hervor und steht in objektiver Bestimmtheit, in fertiger Totalität vor der Anschauung des Lesers. Er ist ein kunstrichterlicher Homer, der in epischer Klarheit die Gebilde längst vergangener Zeiten in die Gegenwart zurückführt. Indem er nun in dieser Weise die antike Kunstwissenschaft eben so sehr von der Schnörkelei der Schulweisheit als von der oberflächlichen Modernisirung befreite und für sie, wie wir schon angeführt, die Principien der historischen Genesis und der Scheidung der Standpunkte und Epochen in Anspruch nahm, mußte er den kunstgebildeten Zeitgenossen wohl als Prophet einer neuen Kunstlehre erscheinen. Dazu kam, daß er den Ton „der deutschen Kathedral-Ernsthaftigkeit", wie er selbst es nennt, zu vermeiden suchte und eben seine berühmte „Ge-

1) „Kritische Wälder", Bd. I.

schichte der Kunst" (1764) in deutscher Sprache schrieb [1]), was um so mehr Beachtung verdient, als er einerseits in der klassischen Weise des national-prosaischen Ausdrucks und Styls noch kein selbstständiges Muster vor sich hatte, andererseits mit eben so großer Eigenthümlichkeit und einfach-kräftiger Gediegenheit in dem Sprachausdrucke, als würdevoller stylistischer Anschaulichkeit in den Schilderungen, die Lebendigkeit genetischer Vermittelung und die Faßlichkeit in der Bezeichnung zu verbinden verstand. „Winckelmann's Styl", schreibt Herder (freilich in seiner leicht etwas übertriebenen Weise), „ist wie ein Kunstwerk der Alten. Gebildet in allen Theilen, tritt jeder Gedanke hervor und steht da, edel, einfältig, erhaben, vollendet" [2]).

Es war nun wohl kein Zufall, daß damals gerade Lessing, der mit verwandtem Geiste eine eben so große und umfassende Gelehrsamkeit einte, in die Reihe der deutschen Literatoren eintrat und sich berufen fühlte, das neue Licht, welches Winckelmann über die Kunst verbreitet hatte, auf die Literatur zu übertragen. Sein „Laokoon" zündete an des Letzteren Schriften und würde ohne die „Kunstgeschichte" schwerlich entstanden sein, so oft auch der Jünger den Meister in dessen eigenem Fache an Schärfe des Urtheils, an Weite des Blicks und an Unbefangenheit und Genauigkeit in der Umgrenzung der Kunstidee übertreffen, so oft er ihm verbessernd und berichtigend gegenübertreten mag. Fast noch enger als Lessing lehnte Goethe an Winckelmann an, indem er ihn bei seinen antik-plastischen Tendenzen als eigentlichen Cicerone wählte. Seine „Iphigenie" ist die Tochter eben so wohl der Winckelmann'schen Antike als des eigenen schaffenden Genius. Goethe fand in ihm, was er selbst zu sein wünschte, den Mann der objektiven Gegenwart und der weltlichen Selbstständigkeit, der das Jenseits nicht bedarf, um diesseits die Arbeit des Lebens mit Genuß und Freudigkeit zu bestehen. Darum mochte er am Schlusse

---

1) Kurz vorher (1763) hatte Winckelmann seine Schrift „Über die Empfindung des Schönen" herausgegeben. Seine andern früheren Schriften über die Kunst der Alten, eben so seine 1767 geschriebenen Anmerkungen über die „Geschichte der Kunst" übergehen wir hier.

2) „Kritische Wälder", 1. Wäldchen („Werke", Bd. IV, S. 25).

seiner trefflichen Charakteristik Winckelmann's so sinnvoll als schön über ihn sagen: „Von seinem Grabe her stärkte uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen." [1])

Da nun auf diese Weise neue Grundsätze erkannt und neue Richtungen gefunden wurden, so kam es weiter darauf an, daß ihnen in entsprechenden Organen öffentlicher Ausdruck gegeben und möglichst nationale Verbreitung vermittelt werden konnte. Von dieser Seite her bildet nun der damals gleichzeitig emporstrebende neue literarische Journalismus ein weiteres bedeutsames Moment in dem Processe der reformatorischen Umgestaltung unserer Literatur [2]). Es ist schon oben gesagt, wie bereits seit den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts auf vielen Punkten Wochenschriften hervortraten, die sich gegen die sechsziger Jahre hin fast zahllos vermehrten, jedoch bis zu den Gottsched'schen herab insgesammt ohne eigentliche nationale Bedeutung und Allgemeinheit blieben. Jetzt sollte nun auch in diesem Gebiete eine gänzliche Umwandelung vorgehen, indem neue zeitschriftliche Unternehmungen auftauchten, welche, auf durchaus veränderter Grundlage entworfen, in Ton und Richtung sich der neuen Geistesbewegung anschlossen und ihr bis auf einen gewissen Punkt ihre Stimme und Mitwirkung liehen. So wie nun damals die literarische Wirksamkeit überhaupt sich hauptsächlich nach Preußen gezogen hatte, so fand auch der neue Journalismus hier seinen eigentlichen Boden und nächsten Schauplatz. Wir haben gesehen, daß die Kritik sich längst in Berlin festgestellt hatte; wie denn diese Stadt schon damals mehr wissenschaftlich-kritische als produktive Bedeutung ansprechen konnte. Sie wurde jetzt der wahre Mittel- und Ausgangspunkt der journalistischen Literatur, die von hier alsbald in mannichfaltigen Organen über ganz Deutschland sich ausbreitete.

---

1) Vgl. Carl Justi's vortreffliches, umfassendes und erschöpfendes Werk über „Winckelmann, sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen" (Leipzig 1866—1873), 3 Bde. 8°.

2) Prutz hat (1845) eine verdienstliche Schrift über die „Geschichte des deutschen Journalismus" herauszugeben angefangen.

Sowie nun diese Erscheinung selbst, so gehören auch die Männer, durch welche sie vorzugsweise in's Leben gerufen und gefördert wurde, der Geschichte unserer Literatur mit vollem Rechte an.

In der vordersten Reihe steht hier Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811)[1]. Denn, wie man auch über Haltung und Tendenz besonders seiner späteren, über die Reformationsepoche weit hinausreichenden, Leistungen zu urtheilen haben mag, an seine Person und Thätigkeit ist man hingewiesen, wenn nach Ursprung und erster Einführung der eigentlich journalistischen Kritik in Deutschland gefragt wird. Seine literarischen Grundsätze wie sein reger Eifer für deren Verbreitung, im Bunde mit lobenswerther Freimüthigkeit, gaben ihm bei seiner Stellung zum Buchhandel die rechte Tüchtigkeit für diese Seite des reformatorischen Strebens und Wirkens. Dem Wesen nach Autodidakt, war er dem Pedantismus der Schule nicht nur fremd geblieben, sondern suchte auch dessen anmaßlicher Autorität überall verneinend entgegenzutreten und den Ton der Weltbildung wider seine beschränkte Begriffstradition geltend zu machen. Bereits um das Jahr 1755 hatte Nicolai in den „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" seinen Standpunkt über den beiden damaligen Schulparteien, der Schweizer-Bodmer'schen und der sächsisch-Gottsched'schen, genommen und, ihre Principien gleichmäßig verwerfend, die Fahne der ästhetischen Freiheit zuerst aufgepflanzt. Diese Schrift wurde die Grundlage der bald nachfolgenden kritischen Institute; denn nicht bloß enthielt sie gewissermaßen das principielle Programm der „Literaturbriefe" sondern war auch die Veranlassung, daß sich die vorzüglichen Träger dieser späteren Unternehmung, Lessing (der ungefähr gleichzeitig in den literarischen Artikeln der „Vossischen Zeitung" ähnliche Überzeugungen ausgesprochen hatte) und durch ihn wieder Moses Mendelssohn, den Absichten und Planen des strebenden

1) Wohl nur für wenige Leser bedarf es der Bemerkung, daß dieser Berliner Nicolai nicht eine und dieselbe Person sei mit dem romantischen Dichter L. H. v. Nicolay aus Straßburg, der gleichzeitig lebte und dichtete und, wie bereits oben mitgetheilt worden, in der Weise der Wieland'schen romantischen Erzählungen Ariost'sche Themen, so gut es gehen wollte, variirte.

jungen Mannes anschlossen. Lessing selbst ward gerade durch diese Zeitschrift zuerst mit Nicolai bekannt. Zunächst gründete dieser (1757) die „Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften“, woran besonders Mendelssohn und Weiße Theil nahmen, während Lessing nur einige wenige Beiträge von geringem Umfange lieferte [1]). Dieses Unternehmen, dessen Fortführung seit 1759 Weiße in Leipzig allein besorgte, gehörte, obwohl Auffassung und Styl bereits die bessere Zukunft verkündeten, doch im Ganzen nach Tendenz und Haltung noch mehrfach der Zeit an, welche man eben zu überwinden strebte, und hat bis in das 19. Jahrhundert hin die alten Weisen der Sulzer-Batteux-Theorie gleichsam wie eine Sage durch die neuen sich fortdrängenden literarischen Generationen hindurchklingen lassen [2]). Besonders war Lessing zu sehr Kenner dessen, was

1) Vergleiche hierüber außer Anderem Prutz' „Literarhistorisches Taschenbuch“, 6. Jahrg. (1848), worin sich bezügliche Nachweisungen von Danzel finden.

2) Christian Felix Weiße (1726—1804) bildet in unserer Literatur freilich keine Hauptfigur, darf aber unter Denen, die durch ihr sekundäres Verhältniß zu derselben, und namentlich durch ihre Mitwirkung bei bezüglichen zeitgemäßen Fragen zu einiger Bedeutsamkeit gelangt sind, als ein vielthätiger Theilnehmer wohl besonders genannt werden. Vor Allem stellt ihn uns seine Beziehung zu Lessing näher, mit dem er in Leipzig in regsamer Weise national-literarische Zwecke anstrebte. Eigens hervorzuheben ist in dieser Hinsicht, wie Beide in löblichem Wetteifer dem Theater sich zuwandten und in jugendlichem Produktionstriebe diese Richtung, von welcher die Reformation unseres Literaturwesens hauptsächlich getragen werden sollte, zu beleben und zu fördern suchten. Als produktiver Dichter, und zwar eben besonders im dramatischen Fache, erscheint Weiße ohne alle Originalität, Selbstständigkeit und Einsicht in die nationale Bedeutung des Drama's. Sein bezügliches Verdienst besteht vornehmlich darin, daß er englische Stücke (Trauer- wie Lustspiele) übersetzte. Unter seinen Bühnenwerken fanden „Die Matrone von Ephesus“, mehr noch „Die Poeten nach der Mode“ und die Operette „Der Teufel ist los“ (letztere ebenfalls nach einem englischen Originalstücke), desgleichen „Der Dorfbarbier“ damals gute Aufnahme. Seine lyrischen Versuche sind der Rede kaum werth. In seiner Betheiligung bei der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ bekundet er sich im Ganzen als ein Freund der alten Mittelmäßigkeit, ein Standpunkt, den er bis an sein Ende behauptete, weshalb auch Lessing nicht lange mit ihm gehen konnte, vielmehr gegen

die Zeit forderte, als daß er mit solcher Halbheit sich hätte vertragen mögen. Er fühlte, daß mit der Vergangenheit schlechthin gebrochen werden müsse, wofern der Gegenwart ihr Recht widerfahren solle. Nicolai besaß Verstand und Bildung genug, um die Wahrheit jener Ansicht seines Freundes zu erkennen und den Erfolg ihrer Verwirklichung zu berechnen; und so unternahm er denn im Bunde mit Lessing und Mendelssohn die „Literaturbriefe", welche seit 1759 unter dem Titel „Briefe, die neueste Literatur betreffend" in Berlin erschienen.

Dieses gelehrte Journal, an welchem außer den genannten Männern noch besonders Abbt sich betheiligte, bezeichnet den entfernten Anfang der neuen Epoche unserer Nationalliteratur und ist das erste deutliche Signal ihrer reformatorischen Bewegung. Kampf gegen alles Veraltete, Mittelmäßige und zumal gegen alles Geistlose war die Hauptaufgabe jener kritischen Briefe. „In der gelehrten Republik taugen die geistlosen Köpfe nicht einmal zu bloßen Tagelöhnern." Diese wenigen Worte, obwohl sie erst später vorkommen [1]), enthalten gewissermaßen nachträglich das Manifest des ganzen Unternehmens. Die Theilnehmer stellten sich gleich anfangs, so wie über alle bisherigen Parteien, so auch über jegliche persönliche Rücksicht. Die Sache des Fortschrittes sollte ihnen schlechthin Maß und Gesetz sein. Freunde und Feinde wurden auf gleichem Fuße mit gleicher Freimüthigkeit behandelt, die ausgezeichneten und vielversprechenden Talente signalisirt, Kant's aufgehender Stern wie Hamann's divinatorischer Humor und Winckelmann's kunstkritische Genialität angedeutet, Shakspeare empfohlen, Gottsched und sein rhetorisch-nüchternes Franzosenthum mit scharfer Betonung verneint, die Tradition der Schule zurückgewiesen, die Selbstständigkeit der ästhetischen Principien verkündigt. Der Ton war und blieb indeß entschieden verständig-rationalistisch; weshalb wohl Lessing, bei dem trotz seiner

---

seine dramatischen Produktionen mit scharfer Kritik (z. B. in der „Dramaturgie") auftrat. Daß er sich durch gemeinnützige Schriftstellerei, besonders im Gebiete der Pädagogik (z. B. durch seinen „Kinderfreund"), Verdienste erworben, kann ihm keine höhere Bedeutung in der Geschichte der Nationalliteratur geben.

1) „Literaturbriefe", Thl. IV, S. 222.

bestimmten Besonnenheit und Verstandeskraft die Idee doch stets die wesenhafte Tiefe bildete, nur so lange aushielt, als jener Ton seinem Zwecke förderlich schien und sich nicht in Permanenz erklärte, um mit berlinischer Ausschließlichkeit zu herrschen. Daß nun aber bei solchem Auftreten zuerst Überraschung, bald aber wegen der Zeitgemäßheit durchdringende Wirkung erfolgen mußte, begreift sich leicht. Man stand erst verblüfft und ließ sich dann überzeugen. So wurden die „Literaturbriefe" eine eigentliche literarische Macht. Von ihnen datirt die freie selbstständige ästhetische Kritik, und Herder durfte über sie in seinen „Fragmenten" wohl sagen, die Quelle des guten Geschmacks sei geöffnet, man solle nur kommen und trinken.

Die „Literaturbriefe" dauerten nur so lange, als sie an der Zeit waren, und dieses sichert ihnen ihre literarhistorische Bedeutung. Mit dem Jahre 1765 ließ Nicolai die „Allgemeine deutsche Bibliothek" an ihre Stelle treten, welche, den Gesichtspunkt erweiternd, das Gebiet der gesammten Literatur umfassen und für diesen Zweck die ausgezeichnetsten Gelehrten des ganzen Vaterlandes zur Theilnahme verbinden sollte [1]). Sehen wir davon ab, ob und inwiefern das Grundmotiv des neuen Unternehmens eine merkantile Spekulation gewesen sein mag; so ist nicht zu leugnen, daß es in seiner Art anfangs eine nicht minder zeitgemäße Erscheinung war. Zum ersten Male gab sich hier das Bewußtsein nothwendiger Einheit des Vaterlandes, wenigstens in seinen geistigen Interessen und Strebungen, ein objektives Organ. Doch konnte die bezielte Wirksamkeit die nächsten Jahre nicht überdauern, was eben so sehr in der beabsichtigten Allgemeinheit, als in der Ausschließlichkeit des rationalistisch-pragmatischen Princips, wovon das Ganze beherrscht wurde, seinen Grund hatte. Herder machte der „Deutschen Bibliothek" hauptsächlich diese Richtung auf oberflächliche Allgemeinheit zum Vorwurfe und meint, daß in solcher Weise nur „unvollkommene Polyhistorie", aber keine echte

1) Dr. Parthei hat dazu eine Art Anhang gegeben in der Schrift „Die Mitarbeiter an Nicolai's Allgem. deutscher Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen geordnet" (1842).

„literarische Pansophie“ gebildet werde [1]). Hamann ironisirt sie in seinem anti-berlinischen Humor zusammt den „Literaturbriefen“, deren rationalistische Einseitigkeit ihm eben so wenig genehm war [2]). Der Zunftpragmatismus trat in ihr immer schroffer und despotischer hervor, je freier und voller das junge Leben umher aufstrebte. Der genialen Originalität wurde weder in Poesie noch in Philosophie irgend ein Recht zugestanden, und Nicolai sorgte mit oberdirektoraler Polizeigewalt dafür, daß keinerlei ideale Waare eingeschmuggelt werden konnte. Der Verstand hat nun aber der Idee gegenüber hauptsächlich den Beruf der Verdeutlichung und Vermittelung; wo er in Sachen der Geistesfreiheit sich die alleinige Diktatur der Gesetzgebung anmaßt, wird er mit Fug entthront und in seiner Anmaßlichkeit bloßgestellt. Wenn nun die Berliner Nicolaiten zuerst von Osten her durch die muthigen Königsberger Stimmen gemahnt wurden und später, da sie nicht hören mochten, sondern mit dem Tone hofmeisterlicher Überlegenheit die neue Philosophie und Poesie zugleich ihrem beschränkten Maße unterzogen, in den Goethe-Schiller'schen Xenien und von anderen Seiten her die Bitterkeit des Spottes und die Schärfe der Rüge erfahren mußten: so hatten sie nur sich, nicht das Schicksal oder die Feindschaft Anderer anzuklagen. Lessing, der mit Verstand Vernünftige, merkte bald, daß er in dieser Genossenschaft sich nicht selbst genügen konnte, und nahm so gut wie keinen Theil; näher blieb Moses Mendelssohn dem Institute und dessen Vater Nicolai befreundet.

Wie sehr nun diese zwei Männer hinter der eigentlichen Aufgabe der Zeit später zurückblieben, wie tief sie unter Lessing, dem wahren Träger und Vertreter derselben, stehen mochten, von

1) Herder, „Fragmente“, Einl. XIII.

2) „In demselben Jahre 59 hatte sich eine geschlossene Innung von Philosophen, die zugleich schöne Geister und witzige Köpfe waren, die epidemisch-polemische Sündfluth auch zu nutze gemacht, einen gar einseitigen Briefwechsel, die neueste Literatur betreffend, anzuzetteln, aus dessen fruchtbarer Asche die ‚Allgem. deutsche Bibliothek‘ sehr hoch, groß und dick erwuchs, gleich jenem Baume mitten im Lande, den ein chaldäischer Selbstherrscher auf seiner Burg im nächtlichen Traume sah.“ Hamann's „Werke“, Bd. VII, S. 77.

dem sie wie Monde ihr Licht erhielten; so haben sie doch von ihrem untergeordneten Standpunkte aus die Zwecke der Aufklärung und der Geistesfreiheit so vielfach mitgefördert, daß eine Geschichte der deutschen Nationalliteratur ihren Namen das Recht einer näheren Erwähnung nicht wohl versagen darf. Beide waren in gewissem Sinne gleichmäßig Autodidakten, und ihre Werke tragen ihrerseits in ziemlich gleichmäßiger Weise Ton und Gepräge der Autodidaxie; Beide haben sich Bahn gebrochen ohne die Werkzeuge der Schule und darum über den Kreis der Schule und ihr Heerstraßenprincip hinaus. So nun der scholastischen Tradition und Formalität fremd, erkannten sie auch gegen sie keine Rücksichten an. Sie begegneten einander in Geist und Richtung auf demselben Wege zu demselben Ziele. Die Gemeinsamkeit des rationalistischen Gedankens hob sie über den Unterschied des religiösen Bekenntnisses hinaus; Nicolai, der Christ, und Mendelssohn, der Jude, glaubten an denselben Grundartikel, die subjektive Freiheit des Geistes. Das Alte und Neue Testament fielen ihnen von jenem Höhepunkte aus in demselben Gesichtskreise zusammen. Wenn Nicolai seinen literarischen Bestrebungen das buchhändlerische Interesse zugesellte, so blieb Moses, obwohl auch Kaufmann, doch der rein wissenschaftlichen Absicht getreu.

Obwohl nun Nicolai sich seine Stelle in unserer Literaturgeschichte hauptsächlich durch seine literarische Geschäftsbetriebsamkeit im Gebiete des Journalismus erobert hat, so erscheint er doch auch noch unter anderen Gesichtspunkten bemerkenswerth. Wir berühren nicht näher, wie er, von dem Triebe nach Bildung und Wissenschaft lebendig gedrängt, die schwierigsten Hindernisse beseitigte und, mit rastloser Thätigkeit jede Gelegenheit, die ihn geistig fördern mochte, ergreifend, in frei errungener Selbstständigkeit sich auf die Höhe der Zeit stellte, und weisen sofort bloß darauf hin, daß er der eigentliche Mittelpunkt des Pragmatismus der rationalistischen Aufklärung und der Hauptrepräsentant des damaligen Berliner Literatenkreises wurde. Er verdeutschte hier gewissermaßen die französische abstrakte Verstandesphilosophie, welche besonders unter Friedrich II. nach Berlin übersiedelte und hier um so heimathlicher werden konnte, als diese Stadt selbst in

ihrer ganzen Physiognomie der Geschichte gegenüber eine Art moderne Abstraktion bildete, wie zum Theil noch jetzt. Nicolai blieb der konsequenteste Verfechter jener ideenlosen Gesunden=Menschenverstands=Philosophie und suchte ihre Grundsätze auch dann geltend zu machen, als sie längst ein Anachronismus geworden war. Seinen ästhetischen Standpunkt, der im Grunde mit jenem pragmatisch=breiten Gemeinsinne (common sense) wesentlich zusammenhing, behauptet er mit gleicher Hartnäckigkeit und ausschließlicher Tendenz. Daß er so von Lessing aufgegeben wurde, und mit den Freunden und Führern der neuen klassischen Kunstidealität sich verfeinden mußte, lag in dem natürlichen Gange der Dinge.

Wie sehr er indeß in verständiger Einseitigkeit die Rechte der spekulativen wie der poetischen Genialität, gegenüber der literarischen Philisterei, verkennen mochte, wie oft auch seine rationalistische Emsigkeit an Zionswächterei und inquisitorische Forscherei streifte; immer bleibt das Verdienst zu achten, welches er sich durch beharrliche Bekämpfung des Pfaffenthums und der Geistesverdunkelung jeder Art erworben hat. Daß übrigens bei seiner Weise und Ansicht die Literatur selbst durch seine Werke nicht viel gewinnen konnte, läßt sich leicht ermessen. Meistens beziehen sich diese auf besondere literarische Erscheinungen, die gerade seinem Gesichtspunkte widersprachen uud denen er ein negatives Votum entgegenstellen wollte. So war z. B. sein „Volkslieder=Almanach" der damals mehrfach hervortretenden Volksdichtung entgegengesetzt; wie er denn selbst sagt, daß seine Absicht dabei sei, „den seinwollenden Genie's, die Unfug treiben, einen kleinen Zwick in die Ohren zu geben". Eben so sollte der Roman „Die Geschichte eines dicken Mannes", außer der Besprechung der gerade bedeutend angeregten Schul= und Erziehungsfrage, die Eigendünkelei der genialen Jugend ironisiren, und in dem „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen", mußte die neue Philosophie, wie sie von Kant eingeführt worden, sich seine nüchterne Humoristik gefallen lassen. Wir übergehen Anderes der Art aus der Zeit, wo er z. B. auch einen „Anti=Werther" schreiben zu müssen glaubte, und wollen nur des „Sebaldus Nothanker" mit wenig Worten gedenken. Dieser

Roman fällt in die Mitte der theologischen Streitigkeiten der siebenziger Jahre und hat zu diesen seinen Hauptbezug. Die Anmaßlichkeit der Pastoralherrschaft, wie sie der berüchtigte Goeze in Hamburg mit protestantischer Päpstelei repräsentirte, wird hier vorzugsweise in das Licht der Lächerlichkeit gestellt. Nebenher empfängt auch die Anakreontisch-Petrarchische Dudelei und verflossene Sentimentalität ihre wohlverdiente Beleuchtung. Diese Produktion, welche die allseitigste Aufmerksamkeit erregte, hat nun schon wegen der eigenthümlichen Zeitverhältnisse, die sie veranschaulicht, historisches Interesse, ist aber auch selbst nicht ohne allen ästhetischen Werth. Denn jedenfalls weiß der Verfasser seinen Plan, wie wenig poetisch derselbe auch entworfen sein mag, und wie sehr das Ganze sich auf dem Felde prosaischer Verständigkeit bewegt, doch mit individueller Lebendigkeit auszuführen und den rein verständigen Grundton mit gemüthlichen Klängen zu verbinden.

Den ganzen Inhalt und Umfang seiner rationalistischen Empirie und Opposition hat Nicolai indeß in seinem großen Reisewerke: „Reise durch Deutschland und die Schweiz", man möchte sagen, encyklopädisch dargestellt. Wissenschaft und Industrie, Religion und Sitten werden mit gleicher Freimüthigkeit besprochen. Mag auch hier seine gewohnte pragmatische Forschungssucht oft etwas mehr finden, als da war, mag der Argwohn des Verstandes Manches greller ansehen, als es in der Wirklichkeit bestand, im Allgemeinen hat er recht gesehen, und es that Noth, die Intriguen und Machinationen eines heuchlerischen Pfaffenthums, den Aberglauben eines wundersüchtigen Mysticismus, die gutgemeinten wie die hinterlistigen Umtriebe und Maßnahmen aller Art mit der Fackel der nüchternen Beobachtung zu beleuchten. — Wie sehr nun aber auch Vieles in der literarischen Betriebsamkeit Nicolai's an der Zeit sein mochte, immerhin mußte doch die Einseitigkeit seiner philisterartigen Verstandesansicht, womit er die Rechte und Ansprüche des Genie's maßregeln wollte, endlich das strenge Gericht veranlassen, welches über ihn zuletzt das entschiedenste Verdammungsurtheil aussprach. Meinte doch schon (1775) der sonst so tolerante Boie, „Nicolai mische sich in Alles, was ihn nicht angehe", und „es müsse da einmal Einer mit der Keule

dreinschlagen" [1]). Dieser Keulenschlag erfolgte denn auch, freilich erst etwas spät, aber auch mit desto empfindlicherem Nachdrucke in den Xenien, worin die Macht der Genialität ihre scharfe Waffe gegen ihn vornehmlich wendete.

Regsam thätig bewegte sich neben Nicolai Moses Mendelssohn aus Dessau (1729—86) in dem Kreise des Berliner reformatorischen Pragmatismus. Mit jenem und Abbt befreundet, wußte er besonders Lessing's Gunst nach ihrer ganzen Bedeutung zu schätzen und bis an sein Ende in dankbarer Gesinnung anzuerkennen. Von armen jüdischen Eltern in Dessau geboren, unter Bedrängnissen und Mühen erwachsen, blieb er ohne wissenschaftlichen Unterricht, ja selbst ohne eigentliche Kenntniß der deutschen Sprache und bis in sein Jünglingsalter hinein fast nur ein Zögling des talmudischen Judenthums. Als solcher trat er in die Welt und in die Nähe wissenschaftlicher Bewegungen. Von diesen alsbald berührt und angeregt, wußte sein lebendiger Geist die Mittel der höheren Bildung, selbst unter fortwährendem, hartem Drucke der äußeren Verhältnisse und unter den Leiden eines durch Krankheit verkrüppelten Körpers, geschickt zu benutzen, um in kurzer Zeit sich für eigentliche wissenschaftliche Studien zu befähigen. Außer Mathematik war es besonders die Philosophie und Literatur, auf die Moses seine ganze Mühe richtete, und worin er bald so gründlich und vielseitig bewandert wurde, daß Nicolai und Lessing ihm wegen seiner Kenntnisse, sowie seines Geistes ihre Aufmerksamkeit zuwandten [2]). Von Beiden ermuntert, zunächst aber von Lessing eingeführt, betrat er die schriftstellerische Laufbahn, auf der er bald nachher, mit Beiden verbündet, die neuen literarischen Bewegungen wirksam zu fördern sich berufen fand. Er signalisirte seinen künftigen Beruf in der kleinen Schrift:

---

1) „Briefe an Merck", Bd. I, S. 64. — Mit schneidender Schärfe, obwohl nicht immer mit hinlänglicher Gerechtigkeit behandelt ihn Fichte in dem Aufsatze „Friedr. Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen (Fichte's „Popularphilosophische Werke", Thl. III [Berlin 1846]).

2) Lessing schrieb über ihn an Michaelis (1754): „Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist lassen mich ihn im voraus als einen zweiten Spinoza betrachten." Vgl. Oppermann, „Die Göttinger Gelehrten Anzeigen", S. 74.

„Pope ein Metaphysiker“, welche er (1755) mit Lessing gemeinschaftlich herausgab, und worin beide Freunde sowohl die vorgebliche Dichteroriginalität und philosophische Hohlheit jenes vielgerühmten englischen Schriftstellers, als auch die seichte Auffassungs- und Betrachtungsweise philosophischer Probleme von Seiten der damaligen deutschen Schulsystematik, mit treffender Kritik prüften und mit skeptischer Ironie beleuchteten [1]).

Durch die Anstrengungen der Autodidaxie zur Selbstständigkeit des Bewußtseins erstarkt, blieb Mendelssohn dem Dienste der Schulweisheit und dem Pedantismus ihrer Methode fremd und stellte sich immerhin in die Reihe der Vorfechter für die Freiheit des Denkens und die Sache der Aufklärung. Da es ihm jedoch bei seiner natürlichen Schüchternheit an nachhaltiger Energie und Entschiedenheit fehlte, sich den nothwendigen Konsequenzen der neuen Bewegung vollständig anzuschließen; so behauptete er im Grunde nur eine Art Justemilieu, und es wurde ihm bei den kühnen Schritten seines Freundes Lessing oft unheimlich zu Muthe, weshalb dieser bei aller Freundschaft doch in literarischer Beziehung nicht lange mit ihm fortwandeln konnte. Mit feinem Verstande begabt, konnte Mendelssohn leicht und sicher das Richtige treffen und das Falsche mit scharfer Bezeichnung anstreichen; allein für die durchgreifenden Tendenzen der Originalität fehlte ihm der originelle Geist; das Verständniß der Idee war ihm nicht beschieden. So blieb er in Kritik und Philosophie wie Nicolai auf der Stufe des pragmatischen Rationalismus stehen; der common sense Locke's war das eigentliche Princip seiner Weltanschauung. Leibnitz und Wolff wurden von ihm später auf dem Wege der Accommodation mit dem Locke'schen Empirismus in Verbindung gesetzt, so daß er sich eine Art Eklekticismus bildete, wie dieser für die Zwecke der rationalistischen Aufklärung gerade paßte. Jene drei Männer nennt er „die getreuen Wegweiser, die ihn zur wahren Erkenntniß und Tugend geführt, die

1) 1843—45 ist in Leipzig eine neue Ausgabe von Mendelssohn's „Sämmtlichen Schriften“ in 7 Bänden erschienen. Auch hat man eine Ausgabe in einem Bande (Wien 1838).

ihm die heiligen Wahrheiten in die Seele gegraben haben, auf die seine Glückseligkeit sich gründet" [1]).

Problematisch und unsicher in seiner philosophischen Haltung, entschied Mendelssohn selten mit der Kraft einer tiefen Überzeugung. Wenn von ihm erzählt wird, daß er über das Dasein Gottes so deutlich, wie über ein neues Muster zum Seidenstoff (er war Fabrikant), sprechen konnte, so beweist dieses nur, daß seine Gedanken sich eben nicht zu der rechten Höhe erheben konnten, um hinsichtlich der Frage über das Göttliche kompetent zu sein. Die Philosophie hat nach ihm allerdings den Zweck, „unser Dasein eine Stufe höher zu stellen", allein im Ganzen bleibt sie ihm doch nicht viel mehr als ein dürftiges Extrakt aus einer eben so dürftigen Weltbeobachtung einerseits, und als eine moralische Besserungslehre andererseits. Man hat ihn wohl den Sokrates unter den neueren Philosophen genannt, ohne Zweifel wegen seiner praktischen Lebenstendenzen und einer Art Ironie im Vortrage; im Grunde aber fehlte es ihm außer der Schärfe der Dialektik eben zu sehr an vernünftiger Idealität, um jene Vergleichung zu einer Wahrheit zu machen. Mendelssohn's Dialektik ist ohne principielle Tiefe; eine Dialektik des Endlichen, während die Sokratische wesentlich das Unendliche bezielt. Überhaupt gehörte sein philosophischer Standpunkt mehr der nächsten Vergangenheit als der Zukunft an, deren herrannahendem Geiste er sich selbst nicht gewachsen fühlte. „Ich weiß", sagte er, „daß meine Philosophie nicht mehr die der Zeiten ist. Die meinige hat noch allzusehr den Geruch derjenigen Schule, in welcher ich mich gebildet habe." [2]) Wir glauben, daß gerade hier der Scheidepunkt zwischen ihm und Lessing zu suchen sei, der als echter Prophet der neuen Philosophie des Geistes zu betrachten ist. Wir haben ihm daher auch als Philosophen bereits oben seine historische Stelle unter den vorreformatorischen Schriftstellern anweisen müssen.

Mendelssohn's Philosophie wurde wegen ihrer rationalistisch-pragmatischen Richtung besonders von Hamann angefeindet, der in ihr die ganze Berliner Aufklärungssucht haßte und bitter

---

1) „Vermischte philosophische Schriften."

2) Vorrede zur 2. Auflage seiner „Morgenstunden".

verfolgte. Er nennt sein Verfahren „Blendwerk dädalischer Sophisterei, womit er das Herz und die Bewunderung der Leser stahl“, er spricht ihm gegenüber vom „Krebsgange des Verstandes“, von „taubgewordenen Philosophen“, von „Trivialität“, vom „Schlangenbetrug der Sprache“ [1]) und kann dem ehemaligen Freunde, der ihm werkthätig beigestanden, bei der Nachricht von seinem unvermutheten Tode kaum ein Wort der Theilnahme nachsenden. In der That hat auch Mendelssohn weniger durch seine Philosophie, als durch kritische Anregungen, durch Bestreitung schulbeschränkter Wissenschaft und namentlich durch fleißige Betheiligung an den „Literaturbriefen“, sowie durch geschmackvollere Behandlung der Sprache, sich einen Platz in unserer Literaturgeschichte gewonnen. Es ist daher wohl mehr bloße traditionelle Gewohnheit als Überzeugung, wenn mehrere seiner philosophischen Schriften noch immer mit ansehnlichstem Lobe gepriesen werden. Sein „Phädon“ bewegt sich in bekannten und meist abgelebten Gründen um die Frage der Unsterblichkeit, wie seine „Morgenstunden“ das Dasein Gottes in breit ausgesponnenen, nichts beweisenden Beweisen besprechen; wie denn überhaupt der gesunde Verstand, selbst bei der besten und kräftigsten Konstitution, dergleichen Aufgaben nie recht verdauen wird. Das Mendelssohn'sche „Jerusalem“ gehört ganz dem Standpunkte religiöser Aufklärung an, von welchem aus man damals gegen die theologische Orthodoxie und Systematik zu streiten pflegte. Abgesehen von den Bemerkungen über Staat, Menschenrechte und religiöse Autorität, ist diese Arbeit dadurch merkwürdig, daß sie die jüdische Emancipationsfrage, wenn auch nicht zuerst, doch zum ersten Male mit entschiedenem Bewußtsein zur Sprache bringt. Wenn Kant und Mirabeau der Schrift gleichmäßig ihre wärmsten Lobsprüche ertheilen; so beweist dieses zunächst, wie sehr sie in die revolutionären Fragen, in die Strebungen des politischen und des mit diesem innigst zusammenhängenden religiösen Liberalismus von damals eingriff. Sie verkündete in ihrer Weise die

1) Hamann's Schriften, Bd. VII. an mehreren Stellen, besonders in der Schrift: „Golgatha und Scheblimini“, welche er eigens gegen Mendelssohn's „Jerusalem“ verfaßte.

Menschenrechte, welche J. J. Rousseau in der seinigen längst proklamirt hatte. Im geraden Widerspruche mit dem Urtheile jener beiden Männner erklärt sich Hamann über Inhalt und Tendenz der Mendelssohn'schen Schrift, die er, wie schon bemerkt, in seiner Gegenschrift „Golgatha und Scheblimini" mit der schärfsten ironischen Kritik behandelt.

Es ist bekannt, wie Mendelssohn durch seinen Eifer in der Vertheidigung Lessing's gegen die Jacobi'schen Beschuldigungen des Spinozismus sein Ende beschleunigte (1786) und durch die Schrift „An die Freunde Lessing's" seine Treue gegen den längst vorangegangenen Freund auf rührende Weise besiegelte. Wie wenig er nun diesem selbst an Tiefe und Reichthum des Geistes, an Gelehrsamkeit und Wissenschaft, an kritischer Einsicht und Energie, an gründlicher Erfassung der nationalen Geistesbedürfnisse und der reformistischen Principien, endlich an Gediegenheit und charakteristischer Individualität der Darstellung vergleichbar sein mag; immerhin ist es für ihn ehrenvoll, mit solchem Manne für die Sache der Gediegenheit und des Fortschrittes der Literatur gearbeitet und sich seiner Freundschaft würdig gemacht zu haben.

Zwischen Nicolai und Mendelssohn finden wir Thomas Abbt aus Ulm (1738—66) gewissermaßen in die Mitte gestellt. Wenn auch nicht unmittelbar von Berlin aus thätig, gehört er doch nach Ansicht und Tendenz, sowie durch die Befreundung mit jenen beiden Männern, an deren journalistischen Arbeiten er mehrseitigen Antheil nahm, dem berlinischen Reformationskreise an [1]). Hauptsächlich erscheint er durch die Beiträge, welche er in die „Literaturbriefe" lieferte, als treuer Verbündeter im Werke der Aufklärung und literarischen Umwandelung. Sein Standpunkt in beiderlei Hinsicht ist mehr populär als wissenschaftlich und erinnert noch oft an Auffassung und Weise der vorhergehenden Epoche, wo wir ihn auch bereits, besonders hinsichtlich seiner philosophischen Schriften, erwähnt haben, aus der er sich übrigens

---

1) Wie nahe er mit Nicolai und Mendelssohn verbunden war, beweist die freundschaftliche Korrespondenz mit ihnen, welche in Abbt's „Vermischten Werken" im 3. Theile abgedruckt ist.

mit rühmlicher Anstrengung emporzuheben suchte. Herder, der dem Frühverstorbenen in Stellung und Gunst bei Graf Wilhelm von Lippe-Schauenburg folgte, hätte ihm gern den Kranz der Unsterblichkeit im Pantheon unserer Literatur aufgehängt und urtheilt im Ganzen zu enthusiastisch von seinen nationalliterarischen Verdiensten. Doch darf man willig unterschreiben, wenn er sagt: „Abbt war ein Philosoph des Menschen, des Bürgers und des gemeinen Mannes". Seine beiden Hauptschriften „Vom Verdienste" und „Vom Tode für's Vaterland" empfehlen sich durch eine gewisse Frische der Behandlung und durch Charakteristik in Styl und Sprache. Die letztere Schrift ist außerdem dadurch noch bemerkenswerth, daß sie, das Resultat der Begeisterung für die Rettung des von Feinden bedrängten preußischen Landes in den Nöthen des siebenjährigen Krieges, die Unmittelbarkeit jener nationalbedeutsamen Zeit vergegenwärtigt. So sehr übrigens der Eifer des Aufstrebens zu einem würdigeren Tone unserer Nationalprosa bei ihm anzuerkennen ist, so wenig kann doch unbemerkt bleiben, daß er sich in diesem Streben nicht ganz frei von einer gewissen Sucht nach Originalität erhält. Er wollte die Kürze und Männlichkeit des Tacitus und Sallust, den er übersetzte, in seinen Schriften wiedergeben und wurde durch diesen Nachahmungstrieb in der Freiheit der Darstellung mehr als billig beschränkt. Daß er den protestantischen Großinquisitor, Goeze, mit muthiger Waffe bekämpfte und hierin Lessing's eigentlichster Vorgänger war, mag im Vorbeigehen erwähnt werden.

Will man die chronologische Begrenzung nicht allzusehr festhalten, sondern mehr den sachlich-historischen Zusammenhang berücksichtigen, so könnte hier wohl am füglichsten die „Berlinische Monatsschrift", welche unter Biester's und Gedicke's Leitung vornehmlich in den achtziger Jahren in Ansehn stand, herangezogen werden. Sie bildete ganz eigentlich das Organ des Berliner Rationalismus und Liberalismus, wie beide sich unter der Ägide Friedrich's II. und unter dem Einflusse der französischen Philosophie seit dem siebenjährigen Kriege gestaltet hatten. Mit seltener Freimüthigkeit werden die Fragen der Aufklärung, der religiösen wie der politischen, besprochen. In mancher Beziehung kann man darin gleichsam eine Vorrede zur französischen Revolution finden.

Selbst Männer wie Justus Möser und Kant verschmähten es nicht, dort ihre Gedanken über die Probleme der Zeit niederzulegen. Jedenfalls verdient das Unternehmen nicht, mit vornehmem Dünkel ignorirt oder beurtheilt zu werden, wie es mehrfach geschehn, weil die Fragen von einem andern Standpunkte als dem einer spätern und genialeren Philosophie behandelt werden.

Zweites Kapitel.

Lessing.

Wie einst Luther in die Mitte der mannigfaltigen Strebungen und Versuche trat, welche vor und mit ihm gemacht wurden, um die Glaubensfreiheit dem kirchlichen Zwange gegenüber zu erringen, wie er dem neuen Geiste seiner Zeit das rechte Wort gab und ihm mit dem Muthe der Wahrheit und persönlicher Aufopferung die Bahn eröffnete, auf welcher er in alle Zukunft fortschreiten sollte; so sehen wir Lessing hingestellt in die Umgebung der literar-reformatorischen Bewegungen, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei uns vielseitig hervorbrachen, um ihnen mit dem rechten Ziele zugleich den rechten Weg zu zeigen, auf dem sie sicheren Schrittes jenes erreichen mochten. Nicht mit Unrecht hat ihn daher auch die Geschichte wohl den Luther unserer nationalliterarischen Reformation genannt. Auf den Boden der Geistesfreiheit wollte er den Baum der vaterländischen Klassik pflanzen in der Aufklärung, welche er allein in deutschem Sinne recht zu vertreten wußte, wollte er der jungen Pflanze die frische Luft ihres Gedeihens bereiten.

Wie ihm dieses gelang und mit welchen Mitteln er es vornehmlich bewirkte, nicht bloß der deutschen Muse ihre wahre Heimat zu verschaffen und ihre nationale Zukunft zu begründen, sondern auch neues, gesundes Blut in alle Adern des damaligen

deutschen Geisteslebens überhaupt zu bringen, mag die nachfolgende Charakteristik darzulegen versuchen.

Lessing (1729—81), geboren zu Kamenz in der Oberlausitz, erbte gewissermaßen von seinem Vater den Beruf seines Lebens, die Sache der Wahrheit zu führen gegen ihre Feinde mit Freimuth und Einsicht. Schon früh äußerte sich bei ihm die Lebhaftigkeit des Geistes, womit er später nach allen Seiten hin die geistigen Interessen erfaßte und behandelte. Noch kaum an der Grenze des Knabenalters, war er mit Büchern und den vorbereitenden Studien so bekannt, wie Viele nicht am Ende ihrer Jugend und beim Eintritte in den Kreis höherer Wissenschaft. Nachdem er die Fürstenschule zu Meißen, welche er seit seinem 12. Jahre besuchte, in raschem Schritte durcheilt hatte, ging er, eben erst in das Jünglingsstadium getreten, mit altklassischen und vielfachen anderen Kenntnissen reich ausgestattet, auf die Universität Leipzig, wo er glücklich genug war, trotz aller Mangelhaftigkeit des dortigen wissenschaftlichen Betriebs von Seiten der Universität, in solche Verhältnisse zu kommen, die für seine nachfolgende literarische Wirksamkeit und Stellung immerhin günstig erscheinen müssen. Er fand hier bereits die ersten Regungen eines neuen literarischen Geistes, das Vergangene und Zukünftige auf dem Punkte der Scheidung, die Schule und die Welt, die Autorität und die Talente in bedeutsamer Gegenüberstellung befangen. Daß sich ihm zugleich Gelegenheit bot, sich mit dem theatralischen Leben und den Beziehungen der theatralischen Kunst näher zu befreunden, darf um so höher angeschlagen werden, als seine spätere reformatorische Strebsamkeit hauptsächlich von dem Standpunkte der dramatischen Kritik und Produktion sich entwickelte. Die Neuber'sche Gesellschaft, welche damals in Leipzig spielte, wurde ihm das praktische Konversatorium für seine früheren Plautinischen und Terenzischen Studien [1]).

1) Lessing sagt selbst, daß ihn dramatische, namentlich komödische Versuche sehr früh in Anspruch nahmen. „Schon in den Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte, beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Dasein mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich, in den engen Bezirk einer Klosterschule eingeschlossen, mit aller Bequemlichkeit studirte." Vgl. ältere Duodezausgabe, Thl. III, Vorrede.

In diesen Verhältnissen nun entfaltete Lessing bereits die wesentlichen Tendenzen und Formen seiner ganzen künftigen Thätigkeit, so daß die folgenden Strebungen nur als eben so viele mehr oder weniger bedeutsame und aus verschiedenen Tönen ausgeführte Variationen der hiesigen Lebensmotive betrachtet werden mögen. Die instinktive Geistesunruhe, welche ihn auf alle Punkte hintrieb, wo sich für seine Beobachtung oder Prüfung ein anziehender Gegenstand darbot, die methodenlose Methode, die ihn hier betasten dort festhalten ließ, hier zur Aufnahme, dort zur Verwerfung, bald zur Behauptung, bald zur Verneinung stimmte, das Streben, dem Denken über der Empfindung den Platz zu geben, dabei die ganze eigenthümliche Wechselbeziehung zwischen jenem negativen und positiven Verhalten, welches seine persönlichen und literarischen Richtungen durchgängig charakterisirt, trat eben in seinem Leipziger Lebensstadium bereits bemerklich genug hervor, wo er in die Theologie hinüberhorchte, mit der Medicin liebäugelte, an Chemie und Botanik vorüberstreifte, die philologischen Vorlesungen Ernesti's und die antiquarischen des trefflichen Christ in Ehren hielt, während er an Kästner's Disputirübungen seine Lust fand, die Bremer Beiträger von Weitem ansah, indeß er mit dem freidenkerischen, ungenirten Mylius wie mit dem bedeutsamen Weiße verkehrte, bei dem Schauspieler Brückner deklamatorische Übungen pflegte, und aus Paradoxie den seichten Nimroddichter Naumann der gelehrten Aristokratie vorzog, überhaupt aber bald in jene kritische und produktive literarische Vielgeschäftigkeit hineingerieth, die ihn später stets Beruf und Bedürfniß blieb. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn er selbst nicht recht wußte, „was er in Leipzig und Wittenberg studirt habe", wie er dieses in einem Briefe an Michaelis naiv genug ausspricht [1]).

Wir verfolgen seine Lebensbahn nicht genauer, die ihn von nun an bald hierin bald dorthin führte, ihn nicht selten in bedrängte, schwierige Lagen brachte und selbst mit seiner Familie in

1) Vgl. Oppermann, „Die Göttinger Gelehrten Anzeigen", S. 74.— Danzel's, von Guhrauer fortgesetztes Werk über Lessing, enthält im I. Bande genaue Nachweisungen über die früheren Studien und literarischen Beschäftigungen Lessing's. Es reicht leider nur bis 1764. Das populäre Buch A. Stahr's „Lessing, sein Leben und seine Werke" ist in Aller Händen.

Kampf verwickelte, indem Vater und Mutter einen ehrenfesten Theologen nach alter Weise in ihm zu erleben wünschten, aber auch eben so oft die reichen Quellen seines Geistes und der Energie seines Charakters offenbar macht und eine Art providentielle Vermittelung seines eigenthümlichen Berufs darstellt. Daß er stets die Örter zu seinen Stationen wählte, an denen das sich verjüngende Leben damals am frischesten zu quellen schien, beweiset die Richtigkeit seines eigenthümlichen geistigen Instinkts, auf den wir gleich anfangs hingedeutet haben. Wenn wir ihn daher heute in Leipzig, morgen in Berlin, dann zwischen Wittenberg und Berlin, abermals zwischen Breslau und Berlin hinüber und herüber wandern sehen, um nicht lange nachher in Hamburg sein dramatisches Reformationswerk zu versuchen, bis ihm endlich die reiche und solide Wolfenbüttler Bibliothek einen festeren Anhaltpunkt bot, ohne ihn jedoch von neuen Wanderungen, wozu ihn seine nimmer rastende Geistesthätigkeit uud seine Begierde nach frischer Wirksamkeit hinzog, abzuwenden, wenn wir sehen, wie er überall in stets springender mannigfaltigster Weise arbeitet, in alle Fächer der Literatur belebend hinübergreift, in Kritik und Polemik nach allen Seiten hin rüstig auftritt, hier angreift, dort vertheidigt, bald philosophirt und theoretisirt, bald dichtend das, was Noth thut, zur Anschauung bringt, hier in Zeitungsartikeln und in Wochenblättern sich ausspricht, dort an den „Literaturbriefen“ Theil nimmt, Beiträge zu Allem schreibt und zugleich in abhandelnden Werken neue Grundsätze zusammenhängend entwickelt, wenn wir ihn endlich, wo er sei und was er treibe, stets gleich sehr bei der Sache finden, und sobald es auf diese ankommt, das Kleine mit dem Großen von ihm gleich sehr beachtet erscheint; so haben wir sein wahres Lebensbild, das in dem scheinbaren Auseinanderfliegen der Züge und in der scheinbaren Zerstreuung der Kräfte und Leistungen bei genauerer Ansicht doch die innerste, bedeutsamste Konsequenz enthält und in der persönlichen Physiognomie des ausgezeichneten Mannes zugleich die allgemeine physiognomische Charakteristik der allseitig aufstrebenden Zeit darbietet.

Lessing's Grundsatz war, die Wahrheit ihrer selbst wegen zu suchen und sich somit durch stetes Üben und Mühen für den Zweck der Wahrheit zu ertüchtigen. „Das große Geheimniß“,

sagt er, „die menschliche Seele durch Übung vollkommen zu machen, besteht einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen.“ [1]) Dieses reiche unruhige Leben, vielgewandt und vielgeprüft, welches nicht nach seiner Dauer, sondern nach seinem Inhalte vor anderen zu schätzen ist, hörte auf lange vor dem gewöhnlichen Ziele menschlicher Erdenbahn. Lessing starb 1781, in seinem dreiundfünfzigsten Jahre, nachdem er, wie sein Freund Mendelssohn sagt, mehr als ein Menschenalter seinem Jahrhunderte zuvorgeeilt war. Sein Testament war „Nathan der Weise“; in ihm vermachte er der Zukunft die Summe der Wahrheit, welche er mit Kampf und Muth errungen.

Als Lessing auftrat, kam es hauptsächlich darauf an, mit der literarischen Vergangenheit in Deutschland die Rechnung abzuschließen, die wirthschaftliche Verworrenheit zu beendigen und sich wie nach neuen Fonds, so nach neuen Grundsätzen der Verwaltung umzusehen und dieser ihr rechtes Ziel anzuweisen. Wer unserer Literatur Solches leisten wollte, mußte weniger mit produktiver Originalität, als mit der Schärfe des philosophisch-kritischen Geistes und einem hinlänglichen Vorrathe literarischer Wissenschaft ausgerüstet erscheinen, dabei die Werkzeuge der Besserung mit großer Geschicklichkeit und allem Muthe unparteiischer Gerechtigkeit zu gebrauchen verstehen. Lessing nun war der Mann, der jene Erfordernisse nach Maß und Verhältniß glücklich in sich vereinte, und so mochte er denn getrost sich dem hohen Berufe widmen, den ihm die Zeit selbst anwies; und gerade dies, daß er die Zeit verstand und ihr genügte, giebt ihm seine unvergängliche Stelle in der Geschichte unserer Nationalliteratur, welche eben an seinen Namen den Anfang ihrer neuen klassischen Epoche knüpft.

Lessing fühlte bald, daß die Wiedergeburt unserer Literatur von zwei Bedingungen wesentlich abhänge, die, gründlich erfüllt, allein ihr eine bessere Zukunft zu sichern vermochten. Es war die ästhetische Selbstständigkeit der Principien und die nationale Substanz unseres Volkes, welche für sie erobert und behauptet werden mußten. Schon früher hatte Klopstock, zum Theil auch

1) „Literaturbriefe“, Bd. I, S. 57.

Wieland, das Gleiche gefühlt, aber in der Ausführung das Ziel nicht erreicht. Wie sie blieben Andere, selbst Lessing's frühere Mitarbeiter, Nicolai und Mendelssohn, hinter der eigentlichen Aufgabe zurück. Sie deuteten an, sie berührten Einzelnes, sie lobten und tadelten bald mit Ernst und Liebe, bald mit Bitterkeit und Spott; allein in die Gesammtheit der Verhältnisse zu dringen, hier einen entschiedenen Standpunkt zu nehmen, um von ihm aus mit Gründlichkeit und ohne Vorurtheil alle Beziehungen, worauf es wesentlich ankam, zu fassen und zu behandeln, mit Verstand zu sichten, das Falsche wie das Wahre gleich deutlich und bestimmt zu betonen, endlich mit Gerechtigkeit zu verdammen oder zu vertheidigen und dem Tribunale der öffentlichen Meinung, nicht der Kabinetsjustiz der Schulen und der Koterien die Entscheidung zu überlassen, dieses gelang ihnen nicht, dieses leistete Lessing.

Er war hinlänglich gerüstet für den Kampf wie für die Gesetzgebung des Friedens, er war im Stande und verstand es, alle Strahlen der damaligen Geistesemancipation in Deutschland in einen Brennpunkt zu sammeln, er brach den Stolz der aristokratischen Schulweisheit, löste den Pedantismus der spießbürgerlichen Bedächtigkeit, beschämte die anmaßliche Zudringlichkeit der gelehrten und orthodoxen Sophistik und zeigte das Lächerliche der seichten und breiten Selbstgenügsamkeit, worin die literarische Mittelmäßigkeit sich in Poesie und Prosa erging. Es kam fortan darauf an, mit Geist und Bestimmtheit, mit Klarheit und Gründlichkeit, mit Bildung und Energie zu schreiben. Die Bedeutung des Gedankens sollte sich mit der Präcision der Form verbinden, jene diese tragen und durchdringen. Lessing selbst gab durch seine Darstellungsweise hierfür unsterbliche Muster. Er schrieb nicht ohne die Springfedern und Quellen der gründlichsten Gedanken. Das Horazische „scribendi recte sapere est et principium et fons“ erfüllte Niemand so sehr, als er. Daher in seinen Werken überall Leben und Bewegung, frische Kraft ohne Üppigkeit, Tiefe ohne Verstiegenheit, eindringliche Sprache ohne rhetorischen Schwulst, Klarheit bis auf den Grund und in allen Gliedern des Ganzen. „Lessing's Schreibart“, sagt Herder, „ist der Styl eines Poeten, d. h. eines Schriftstellers, nicht der

gemacht hat, sondern der da macht, nicht der gedacht haben will, sondern uns vordenket." [1]) Durch diese objektive Bestimmtheit und Gediegenheit geht dann weiter der Zug persönlicher Belebung, welche dem Ganzen Gepräge und Farbe individueller Unmittelbarkeit und Wärme ertheilt. Besonders gilt dieses Alles von seiner prosaischen Darstellung; wie denn gerade die deutsche Prosa von ihm ihre ersten und zugleich vorzüglichsten Musterwerke erhalten hat.

Was Lessing's Charakter und Wesen angeht, so gehört er zu den Menschen, die man näher kennen muß, um sie ganz und nach Wahrheit zu würdigen. Seine Vorzüge lassen sich nur im Zusammenhange seiner ganzen Persönlichkeit richtig auffassen und in ihrem rechten Lichte betrachten. Was Goethe (in „Dichtung und Wahrheit") von ihm sagt, daß er im Gegensatze von Klopstock und Gleim „die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, und daß sein mächtig arbeitendes Inneres stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte", bietet den wahrsten Anhaltpunkt zur Beurtheilung seines eigenthümlichen Lebens und Treibens. Es kam ihm nicht sowohl auf ein festes, bestimmtes Geschäft an, als auf Beschäftigung überhaupt. „Noch sind mir in meinem Leben", sagt er anfangs seiner Dramaturgie, „alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen, ich habe mich nie zu einer gedrungen oder auch nur erboten, aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilektion erlesen zu sein glaubte." Man könnte sagen, Lessing war weder Philosoph noch Theolog, weder Philolog noch Literarhistoriker, und doch in der That Alles zugleich.

Mit dieser eigenthümlichen antischolastischen und kastenfeindlichen Wissenschaftlichkeit verband er sodann eine gewisse Genialität des Verstandes, wodurch er sich über die endliche und beschränkte Sphäre des damals herrschenden rationalistischen Pragmatismus und der gemeinen Gesundenmenschenverstandsphilosophie, in deren Mitte er stand und wirkte, erhob und in das Gebiet ideeller

---

1) Herder, „Kritische Wälder", 1. Wäldchen. („Werke", Bd. IV, S. 26.

Zwecke und Principien hinaufreichte. Die Humanität, wie sie in dem Geiste des griechischen Alterthums webte und in den reinen Grundsätzen des Christenthums wurzelt, suchte er als das Alpha und Omega jeder echten, auch literarischen Geistesbildung. Durch alle seine Werke zieht daher bei noch so großer Schärfe und syllogistischer Folgerichtigkeit, bei aller kritischen und polemischen Entschiedenheit, selbst bei dem Scheine einer gewissen Härte ein Zug reiner, menschlicher Theilnahme [1]), welcher Jeden anspricht, der nicht in weichlicher Sentimentalität das Wesen der Gemüthlichkeit findet und selbst gründlich genug denkt und fühlt, um in den Geist und die lebendige Innerlichkeit der Lessing'schen Männlichkeit einzugehen. Die germanische Natur dringt in seinem Verkehre wie in seinen Schriften hervor; mit ihr greift er gleich sehr in die Tiefen unseres deutschen Volkes, wie in die der Menschheit. Hiermit gelang es ihm denn auch, das Fremde, welches er aus den antiken wie modernen Fundgruben in unsere Literatur reichlich herüberführte, zu germanisiren und damit zu deutsch-nationaler Geltung umzuprägen. Die Idee der Wahrheit, die Wahrheit ihrer selbst wegen, wie wir schon bemerkt haben, bewegte sein Denken, trieb ihn zu jeglicher Forschung und leitete ihn auf dem Wege zur Wissenschaft. Was er seinen Nathan von Saladin sagen läßt:

„— — — und er will Wahrheit, Wahrheit,
Und will sie so, so bar, so blank, als ob
Die Wahrheit Münze wäre" —

sagt er eigentlich von sich selbst. Auf diesen parteilosen Wahrheitseifer im Bunde mit der oben bezeichneten Humanität ist es auch wohl zurückzuführen, daß Jeder, der einseitig verfolgt ward, bei ihm ein Asyl fand, ohne Rücksicht, ob er ihm Freund oder Feind war. „Es war geradezu in seinem Charakter", schreibt Mendelssohn, „sich einer jeden verfolgten Lehre anzunehmen, er mochte ihr zugethan oder nicht zugethan sein, und allen seinen Scharfsinn aufzubieten, um noch etwas zu ihrer Rechtfertigung

1) „Sa critique est un traité sur le cœur humain, autant qu'une poétique littéraire", sagt Frau v. Staël über ihn. („De l'Allemagne".)

vorzubringen." [1]) Im Dienste der Wahrheit kann aber nur Der mit voller Wahrheit arbeiten, dem die Philosophie das Reich der geistigen Freiheit erschließt und die Schlüssel zu den Geheimnissen des Menschenwesens bietet. Lessing's wissenschaftliche Grundlage ist Philosophie, d. h. freie, denkende Untersuchung und selbstständige Ueberzeugung. Sie bildet bei ihm die Quelle wie die Vermittelung seiner Strebungen; sie treibt ihn von Stufe zu Stufe des Forschens und läßt ihn in keiner einzelnen Wahrheit ruhen, weil er die unendliche Wahrheit sucht, die sich nirgends abschließt. Er will lieber die Gefahr des Irrthums bei freiem Streben nach Wahrheit, als die Fülle der Wahrheit in fertiger Gabe. „Geist der Untersuchung" war ihm Alles. „Mit seichten Gründen behauptete Wahrheit", pflegte er zu sagen, „ist Vorurtheil, nicht minder schädlich, als offenbarer Irrthum und zuweilen noch schädlicher. Denn ein solches Vorurtheil führt zur Trägheit im Nachforschen und tödtet den Untersuchungsgeist." [2]) Die Wahrheit sollte ihm auch werkthätig sein; Wahrheit und thatkräftiges Handeln mochte er nicht trennen. Das predigt all sein Leben, das spricht sein Nathan, das sein Faust, dem die Gedanken des Menschen nicht schnell genug vorkommen, da „wo Wahrheit und Tugend sie auffordern" [3]).

Sowie er nun überhaupt in der Freiheit des Denkens sich auf die Höhe der Betrachtung und Untersuchung stellte, von wo er die Parteien beherrschte und ihre beschränkten Ziele übersah, so war seine Philosophie auch nicht die des Systems, sondern der Bewegung. Er war kein Philosoph der Schule oder vom Fach. Er diente der philosophischen Idee, mochte sie aber nicht definiren, damit er sie überall finden konnte, wo sie war. Wenn er hin und wieder dem Spinoza die Hand zu reichen scheint, so geschieht es mehr wegen des Geistes und der unbedingten Freiheit des Gedankens, die in der Lehre jenes trefflichen Denkers herrscht, als aus Liebe zu dem fertigen Inhalte, mehr wegen der Kühnheit

---

1) Mendelssohn, „Morgenstunden".

2) Ebendas.

3) Lessing's Fragment des „Faust". Vgl. „Literaturbriefe", Bd. I, S. 103. Dieses Fragment ist eine freie Reproduktion einer Scene aus einem alten Faustdrama und steht der Parallelscene in dem Faust-Puppenspiel an Naivetät bei Weitem nach.

und Konsequenz, womit das Individuum sich an die unendliche Universalität selbstopfernd hingiebt, als weil ihn die abgeschlossene Form des Systems beruhigen mochte. Er bleibt ideeller Skeptiker nach wie vor; er giebt nur dem Spinoza den Vorzug, „wenn er sich überhaupt nach einem Philosophen nennen soll". Jacobi hatte daher eben so wenig Grund, daraus, daß ihm Lessing neben den eben berührten Worten auch noch diese sagte: „es giebt keine andere Philosophie, als die des Spinoza", auf einen Lessing'schen Spinozismus zu schließen, als Mendelssohn Recht hatte, sich über jene Jacobi'sche Schlußfolgerung bis zum Tode zu alteriren. Lessing wäre bei Jacobi's Beschuldigung, hätte er sie im Leben vernommen, gewiß eben so ruhig geblieben, als er über seines Freundes Moses Eifer gelächelt haben würde. Die feine Ironie, welche das ganze Gespräch mit Jacobi, worauf dieser jene philosophische Verketzerung gegründet, von Lessing's Seite durchzieht, beweist am besten, daß Lessing Lessing war und Jacobi Jacobi, d. h. daß der scharfe Denker über den Salto mortale, womit der gläubige Jacobi naiv genug „sich aus der Sache hilft", innerlich lachte, während dieser den Glaubenssprung ernstlich machte und doch Philosoph bleiben wollte [1]). Wir finden Lessing bei jeder ernsteren Frage auf dem Standpunkte philosophischer Auffassung. Mag er die Principien der Kunst erforschen, oder mit kritischer Betrachtung das Kunstwerk selbst untersuchen, mag er in das Gebiet der Religion hinübergreifen, oder die Probleme der Geschichte behandeln — überall ist es der Geist der Philosophie, womit er vorschreitet und sich den Sieg gewinnt. Selbst seine Poesien sind mehr oder weniger Kinder seiner philosophischen Kritik. Fast allen hat er das Gepräge entschiedener Denkbehandlung aufgedrückt. „Jedes Urtheil dieses scharfsinnigen Weisen",

1) Jacobi, Über die Lehre des Spinoza. Daß Lessing, nach demselben Gespräche, den Gesichtspunkt, den Goethe's „Prometheus" ausspricht, für seinen eigenen erklärt, beweist gleichfalls keine Feststellung in dem Systeme des Pantheismus; es bezeichnet nur das Bewußtsein des freien subjektiven Geistes gegenüber der absoluten objektiven Autorität, den Boden, auf welchem er ein für allemal stehen wollte. Übrigens war Lessing überhaupt nicht der Mann, der vor dem banalen Ketzerworte „Pantheismus" erschrecken mochte. S. auch Dilthey, „Über Lessing" (Preuß. Jahrb. 1867, 2 u. 3).

sagt Herder, „hat Form und ist Form, wo er auch vielleicht irrte, auch wo er nur lernte.“ [1])

Mit dieser philosophischen Freiheit stellte er sich nun ganz eigentlich auf die Spitze des Protestantismus, nicht sowohl, um einem besonderen dogmatischen Glauben den Vorzug zu geben, als vielmehr wegen des Princips der freien, subjektiven Ueberzeugung. „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich, ich kann sie nicht mehr genießen“, sagt er in dem Gespräche mit Jacobi, nachdem er schon früher einem Freunde geschrieben: „was gehen mich die Orthodoxen an; ich verachte sie eben so sehr als Du.“ Daß er dabei aber auch dem ideenlosen Rationalismus seiner Berliner und anderer Zeitgenossen nicht huldigte, läßt sich eben so leicht erwarten. „Ich bin“, schreibt er, „von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als die Orthodoxen jemals gethan haben.“ In diesem Drange protestantischer Denkfreiheit veröffentlichte er die berühmten „Fragmente“, schrieb er die Anti-Goezischen Schriften, in denen die Rechte der Vernunft wider die orthodoxe Anmaßung protestantischer Päpstelei mit eben so viel Kenntniß als Muth vertheidigt werden [2]). Es kam ihm dabei wesentlich auf den Geist an, der allein lebendig macht, nicht auf den Buchstaben. „Der wahre Lutheraner“, sagt er, „will nicht bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geist geschützt sein, und Luther's Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen, in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern muß. Aber man hindert Alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß Anderen mitzutheilen.“

Dieses protestantische Grundrecht des freien Selbstdenkens

---

1) Herder, „Werke“, Bd. VII; S. 398.

2) „Herr Pastor“, schreibt er u. A. an Goeze, „wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastores unsere Päpste werden, daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen, daß diese unserem Forschen und der Mittheilung des Erforschten Schranken setzen dürfen; so bin ich der Erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht.“ S. über den ganzen Streit: Röpe, „J. M. Goeze. Eine Rettung“ (Hamburg 1860); Bode, „Lessing und Goeze“ (Leipzig und Heidelberg 1862) und Hebler, „Lessingstudien“ (Bern 1862).

bildet daher seine eigentliche Weltanschauung, welche er in allen seinen Werken geltend macht, welche ihm Quelle und Bedingung echter Poesie, wie Philosophie und Religion ist, welche er in seinen Fragmentenschriften wie in seinem „Nathan" lehren wollte. Seit Lessing nahm auch die deutsche Nationalliteratur allererst mit Entschiedenheit den Charakter der protestantischen an, den sie bis auf die Gegenwart, wenn auch unter verschiedenen Modifikationen, behauptet hat. „Lessing", sagt Friedrich Schlegel, „hat in gewissem Sinne das beschlossen, was durch Luther begonnen war; er hat den deutschen Protestantismus bis zu Ende durchgeführt." [1])

Erwägt man nun, wie sich jenen ausnehmenden Eigenschaften des Geistes und Charakters eine seltene Vielseitigkeit im Wissen, eine bedeutsame Kunst der richtigen Unterscheidung und Werthschätzung des Besseren in dem Vorrathe seiner Belesenheit, sowie der zweckmäßigsten Auswahl für den jedesmaligen bestimmten Gebrauch, überhaupt eine vollkommene Herrschaft über den Reichthum seiner Kenntnisse hinzugesellte; so begreift man, daß ihm wohl gelingen mochte, was Anderen vor ihm und mit ihm nicht gelang, daß er unter Allen berufen war, mit neuen Wurzeln auch neues Leben auf den Boden unserer Literatur zu pflanzen. Seine Methode, nichts doktrinell zu definiren, sondern die Definitionen aus der historisch-kritischen Entwickelung von selbst erwachsen zu lassen, war durchaus geeignet, das Werk, was er auszuführen hatte, erfolgsam zu fördern und fruchtbar zu machen. Dabei suchte er stets mit dem bestimmten Bewußtsein dessen zu handeln, worauf es in der Gegenwart wesentlich ankam; er mochte nicht bauen, ohne des Grundes gewiß zu sein. Geistreich und scharf zugleich in seiner Dialektik, gehalten in der Entfaltung der Gründe, hatte er Liebe genug für das Schöne, um mit ihr auch, wo es die Sache verdiente, zu erwärmen. Obwohl persönlich ohne dichterische Genialität, wußte er dieselbe mit sicherem Takte da zu finden, wo sie wirklich war, und sie mit dem Verständnisse seines eindringenden Geistes richtig zu würdigen. Er stand, wie Gervinus von ihm sagt, „gleichsam auf der Hochwacht", um Alles,

1) „Vorlesungen über die alte und neue Literatur", Thl. II, S. 296.

was „in dem Reiche der deutschen Literatur vorging, mit wahrer Sorgfalt zu beachten“ [1]). Er fand, was bei Klopstock Gutes und was Mangelhaftes war; er bezeichnete, wo Wieland irrte und wo er richtig ging, wo der moralisirende Gellert seine Ansprüche hatte, und wo er als Dichter deren gänzlich bar erscheinen mußte; er gab Gottsched wie den Schweizern den literarischen Abschied, weil beide gleich sehr ausgedient hatten; er wußte, was die Berliner nützen konnten, und wie weit sie in ihrem Streben berechtigt waren; er arbeitete mit Weiße, so lange er von ihm Gedeihliches hoffen durfte, und verließ ihn, als er sah, wie er den neuen Weg nicht finden konnte; er erkannte und zeigte, wie Shakspeare uns Muster sein mochte, und wo bei ihm die Gefahr der Verführung lag, der bald darauf so manches tüchtige Talent verfallen sollte. Jeder Partei, wenn sie nicht die der Wahrheit und Geistesfreiheit war, gleich abhold, wies er jede, wo sie die Anmaßung an die Stelle des Rechts setzen wollte, gleich entschieden in ihre Schranken, hier Spott, dort Ernst, bald das Spiel des Witzes, bald den Ton der Derbheit wählend.

Jegliches nach seiner Bedeutung schätzend, wollte er ihm auch nur soviel zugestehen, als es eben bedeuten mochte. So sollte die Empfindung nicht über den Geist die Herrschaft üben, die Weichlichkeit nicht über die Männlichkeit, Homer sollte nicht dem Ossian weichen, Shakspeare nicht vor Young zurücktreten, und der griechische Aristoteles nicht dem französischen Boileau das Recht der literarischen Gesetzgebung überlassen. Dabei kannte Lessing sich selbst zu genau, um die Stelle zu verkennen, die ihm eignete, und von welcher er eigenthümlich wirken konnte. So sehen wir ihn denn auch weniger auf dem Felde der Produktion, als im Gebiete der Kritik beschäftigt. Hier war seine Domäne, von dieser Stelle aus hielt er Gericht nicht bloß über die eigentliche Literatur, sondern über das Gebiet der Kunst überhaupt sowie über alle Wissenschaft, welche es mit den höheren Angelegenheiten der

---

1) „Geschichte der deutschen Dichtung“, Bd. IV, S. 343. Überhaupt hat Gervinus zuerst Lessing's wahre literarische Bedeutung und Stellung angemessen charakterisirt.

Menschheit zu thun hat, hier fand er aber auch die Stützen für seine eigenen Dichtungen, wie die Regeln für das Genie. Mit dem Bewußtsein eines sicheren Besitzes entfaltet er denn auch in dieser Sphäre allen Reichthum seines Geistes wie seines Wissens, schreitet er voran mit festem Schritte, mit der vollen Ueberzeugung des rechten Berufs auf dem Gefühle wahrer Ueberlegenheit, die Waffen des Angriffs wie der Vertheidigung mit gleicher Gewandtheit brauchend. Wenn ihn Herder „den ersten Kunstrichter Deutschlands“ nennt, so giebt er ihm nur, was ihm gebührt; und wenn er sagt, daß „seine Urtheile größtentheils die Zeit bewährt habe“, so spricht er eine Wahrheit aus, welche die Geschichte vollgültig bestätiget hat. Ganz der deutschen Sache hin gegeben, wollte er auch vorzüglich durch deutsche Mittel den deutschen Geist in unserer Literatur erwecken und beleben. Man sollte lernen und wagen, in Deutschland deutsch zu sprechen und zu schreiben — das war seiner Arbeit Ziel, dafür suchte und öffnete er die wahren Quellen sowohl in dem unmittelbaren Leben und der gegenwärtigen Sprache des Volks, als in den Denkmälern der nationalen Vergangenheit [1]).

Seinen Standpunkt nahm er der traditionellen Konvenienz und Autorität gegenüber zunächst auf dem Boden des genial-literarischen Naturrechts und stellte sich insofern gewissermaßen an den Anfang und an die Spitze des jungen Deutschlands, dessen eigentliches Auftreten freilich erst in der folgenden Epoche stattfand. Auch war er weit entfernt, in alle die Konsequenzen einzugehen, welche die losgelassene Kraftgenialität auf dem von ihm bereiteten Grunde und aus den durch ihn neu aufgestellten Principien alsbald im Sturm und Drang zu entwickeln sich versucht fühlte. Sowie er daher den französischen Tragöden und ihrem deutschen Protektor, Gottsched, gegenüber besonders Shakspeare als denjenigen hervorhob, der durch seine Naturgenialität musterhaft ist und „durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht

1) Man weiß, wie Lessing auch die alte und ältere Literatur seiner Arbeit unterzog und für die Herstellung eines nationalen Ausdrucks empfahl. Wir wollen hier bloß an seine Verdienste um Logau erinnern, sowie an seine Bemühungen für die Herausgabe des „Renner“ von Hugo v. Trimberg.

abschrecket" [1]); so sprach er doch auch wiederum unumwunden gegen den naturalistischen Uebermuth und Unfug, den die neue Schule aller Kunstregel entgegen geltend machen wollte. In seiner „Hamburgischen Dramaturgie" finden wir die ausdrückliche Verwahrung gegen jene hypergeniale Regellosigkeit, indem er nicht billigt, daß man „es überhaupt für Pedanterei erkläre, dem Genie vorzuschreiben, was es thun, und was es nicht thun müsse". Er meint, „daß man auf dem Punkte stehe, alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen und dagegen von den Dichtern zu verlangen, daß jeder die Kunst auf's Neue für sich erfinden solle". Ihm scheint es sogar ein Verdienst, wenn er das Mittel getroffen haben sollte, „jene Gährung des Geschmacks zu hemmen" [2]). Auf diese Weise stellte sich Lessing wie ein fester Angelpunkt in die Bewegungen unserer Literatur und nicht bloß für damals, sondern für die ganze Zukunft ihrer Entwickelung. Wie sie auch forttreiben, wie sie hier- und dorthin abirren, wie sie überschreiten oder rückwärts gehen mochte — überall fand und findet sie bis in die Gegenwart herab an seinem Geiste ihre Orientirung, ihr Maß und ihr Ziel.

Ein bedeutsames Zeugniß seines reformatorischen Berufs und seiner literarischen Einsicht müssen wir nun aber darin anerkennen, daß er im Bereiche der eigentlichen poetischen Literatur seine kritische Hauptmacht auf das Drama richtete und, nachdem er diese Festung erobert, von da aus das ganze literarische Gebiet zu beherrschen und die Gegenwart zu beleben suchte. Das Drama griff am entschiedensten in die damalige Zeit ein, an dasselbe knüpfte sich besonders die Tyrannei des französischen Geschmacks, aber auch der lebendige Dichtergeist eines Shakspeare; im Drama endlich finden die anderen Hauptdichtarten, die Lyrik und Epik, ihre gegenseitige Vermittelung, wie es denn überhaupt der

---

1) „Literaturbriefe", Bd. I, S. 100 ff. Wir sehen in obigem Urtheile über Shakspeare, daß bereits Lessing von der falschen, herrschenden Ansicht frei war, als sei bei jenem großen Dichter Alles nur naturalistisch, nichts eigentliche Kunst. Goethe hat später in seinem „Wilhelm Meister" diesen Punkt näher hervorgehoben, und Gervinus sucht in seinem Werke über Shakspeare den Kunstbau im Einzelnen nachzuweisen.

2) „Hamburgische Dramaturgie", Prolog zum Epilog.

Höhe eines gebildeten Soziallebens am meisten entspricht, die Wirklichkeit mit der Idee, das Nationale mit dem Menschlichen in dem engsten und bedeutsamsten Zusammenhange darstellt und alle Interessen des Lebens in einem bestimmten Punkte der Gegenwart umfassen und veranschaulichen kann. Wenn daher Friedr. Schlegel meint, „daß Lessing's Kritik zufälliger Weise auch dazu beitrug, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bühne zu lenken" [1]), so ist wohl nie der Zufall zufälliger zum Principe einer tiefbedeutsamen geschichtlichen Erscheinung gemacht worden. Im Fache des Dramatischen konnte Lessing seine Kritik nach allen Seiten hin anknüpfen, hier seine Principien der ästhetischen Selbstständigkeit der moralischen Didaxis, die Bedeutung der Handlung der poetischen Malerei, den echten Aristoteles der französischen Prätension, die deutsche Volksthümlichkeit der fremden Zudringlichkeit am nachdrücklichsten entgegensetzen, und überhaupt die wahre, ewige Idee der Poesie am fruchtbarsten und wirksamsten zum Verständniß bringen [2]).

Wir wenden uns nun zu Lessing's hauptsächlichsten Werken selbst, um aus ihnen jenes allgemeine Bild des merkwürdigen Mannes in wenigen Zügen zu näherer Anschauung zu bringen und seine Bewegungen auf den verschiedenen Punkten der Literatur bestimmter zu vergegenwärtigen [3]),

Wie später in ähnlicher Weise Goethe, so durchging auch Lessing zunächst eine Art Vorstadium, wo er sich vornehmlich

---

1) Fr. Schlegel, „Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur", Bd. II, S. 287. — Übrigens neigt sich Lessing in der Theorie mehr dem Epos zu, indem hier seine Grundansicht, daß die Poesie wesentlich nur die successive Handlung darstellen solle, ihm allein ihre volle angemessene Verwirklichung zu erhalten scheint.

2) Über den letzten Punkt drückt sich Frau v. Staël naiv genug aus, wenn sie in Bezug auf Lessing schreibt: „Mais ce qui importe à l'histoire de la littérature, c'est *qu'un Allemand ait eu le courage* de critiquer un grand écrivain français et de plaisanter avec esprit le prince des moqueries, Voltaire lui-meme." („De Allem.", T. II, p. 29.)

3) Lachmann hat sich durch die neue Ausgabe der Schriften Lessing's ein besonderes literar-historisches Verdienst erworben (13 Bde. 1838 ff.). Außer anderen Ausgaben mag erwähnt werden die in einem Bande (1841).

damit beschäftigte, sich zu orientiren und in allerlei Produktionen Kraft und Waffen zu prüfen, auch wohl in Plänkeleien ernstere Thaten vorzubereiten. Gleich hier aber erscheint er uns in der Allseitigkeit, welche er in der Folge nur entschiedener entwickelte und auf bedeutsamere Ziele richtete; schon jetzt läßt er sein Princip, Wahrheit und Gerechtigkeit, Kampf gegen die Anmaßung und Schutz der Verfolgten, in deutlichen Zeichen hervortreten. Er versuchte sich in Kritik und in Poesien, würdigte die „Messiade" Klopstock's mit dem richtigen Gefühle des Gelungenen und Verfehlten, des Wahren und Falschen, welches ihm überhaupt eigen war, schrieb „Rettungen", worin er Todte gegen die Beschuldigungen Lebendiger vertheidigte und die Verdienste derselben nach Zeit und Umständen schätzte, übersetzte fleißig, gab mit Mylius außer Anderem „Beiträge zur Historie des Theaters" heraus, dichtete „Kleinigkeiten", welche bereits 1750 erschienen und mehr Beifall erhielten, als er hoffen durfte, und verfaßte Lustspiele, welche Frau Neuber für klassische Werke hielt und in Leipzig zur Aufführung brachte, was nachher ebendaselbst auch die Koch'sche Gesellschaft that. Über diese letzteren Versuche hat er mit aller Offenheit, die in seinem Charakter lag, in der „Dramaturgie" sein Urtheil selbst abgegeben, wobei er gelegentlich sein poetisches Talent überhaupt einer strengen Schätzung unterzieht. „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den Letzteren zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht Jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir selber bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu erwärmen und durch

die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichle mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann."

Was wir bereits bemerkt haben, bestätigt sich durch dieses Selbstgeständniß — die Kritik war Lessing's wesentlicher Beruf. Wodurch sich diese Kritik aber eigenthümlich auszeichnet, ist eben die geniale Art, womit er sie ausübt. Sie war seine Poesie und sie gab ihm nicht erst, wie er meint, eine Art Genie, sondern sie war sein Genie und dessen eigenstes Wirken. Daher die lebendige Beseelung in allen seinen kritischen Arbeiten, daher der vielseitig anregende Geist, die frei waltende, das Entfernte mit dem Nahen, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen, das Ideale mit dem Realen, das Kleine mit dem Großen leicht verbindende Bewegung und Übersicht. Seine poetischen Versuche sind nur anschauliche Individualisirungen seiner kritischen Grundsätze, praktische Belege derselben. Deshalb hält auch die Entwickelung seiner Produktivität mit der seines kritischen Bewußtseins gleichen Schritt, und die beiderseitigen Werke gehen neben einander so ziemlich einen parallelen Gang. Gleich in seinem ersten schriftstellerischen Stadium, welches wir so eben berührt, liegen beide Reihen neben einander. (Er dichtete frühzeitig Epigramme und Fabeln und lieferte über beide Dichtarten besondere Theorien.)

Sehen wir indeß ab von diesen früheren Arbeiten, so erscheint uns die bereits bei Mendelssohn erwähnte, mit diesem gemeinschaftlich herausgegebene Schrift, „Pope ein Metaphysiker" (1755), als diejenige, womit er seine literarische Richtung und Stellung zuerst entschieden bezeichnet hat. Sie ist gleichsam das Programm seiner ganzen literar-reformatorischen Weise und Wirksamkeit. Denn, was oder wie viel auch darin seinem Freunde angehören mag, der Geist kommt von Lessing. Was die Aufgabe der Poesie sei im Unterschiede von der Wissenschaft und jedweder Didaxis, hat hier seinen unzweideutigen und zugleich klassischen Ausdruck gefunden.

Dicht neben diese Arbeit stellt sich das Trauerspiel „Miß

Sara Sampson", welches in demselben Jahre erschien. Wie jene seinen kritischen Standpunkt den vorhergehenden Schwankungen gegenüber feststellt, so diese Dichtung seinen dramatisch-praktischen im Vergleich mit seinen ersten, noch meist französirenden Versuchen (dem „Jungen Gelehrten", den „Juden", dem „Freigeiste", dem „Schatze" u. s. w.). In diesem Stücke eröffnete er praktisch den Kampf mit der französischen Schule und den französischen Dramatikern, den er später theoretisch-kritisch in der Dramaturgie mit offenstem Visir fortführte. Ziemlich unzweideutig stellte er sich hier schon in Ton und Bewegung auf die Seite des englischen Drama's; wie denn ein namhaftes englisches Stück (Lillo's „Kaufmann von London" — „merchant of London" —) ihm dabei das nächste Vorbild war. Es bildet dieses Stück den eigentlichen Anfang der bürgerlich-tragischen Dramatik (des bürgerlichen Trauerspiels) in unserer Literatur, sowie den Ausgangspunkt des rührenden Drama's, dem Lessing bereits in seiner „Theatralischen Bibliothek" das Wort redet. Die bald nachher erscheinenden Versuche Diderot's in dieser Gattung (wie der „Père de famille" (1757), und der „Fils naturel" (1758), von ihm selbst „comédies larmoyantes" genannt, wurden gleichsam Verbündete Lessing's in dem Kampfe gegen die hocharistokratische französische Tragödie, welchen er mit jenem Trauerspiele praktisch eröffnete [1]). „Miß Sara Sampson" ist in mancher Hinsicht namentlich eine Anticipation der sentimentalisirenden Produktion aus den siebenziger Jahren, und mit Recht weist Gervinus bei dem schwankenden Mellefont unter Anderem auf Goethe's Lieblingscharaktere hin [2]). Wer sieht nicht in diesem Lessing'schen Verführer, dem keinerlei Entschluß möglich wird und der in seiner Charakterlosigkeit sein eigenes Schicksal ist, den schwächlichen, rathlosen Clavigo, den weichlich hin und hertaumelnden Fernando, den willenlosen, unmächtigen Eduard? Aber auch sich selbst ist Lessing

---

1) Lessing übersetzte Diderot's Stücke (1760).

2) Wir erinnern überhaupt an unsere folgende sentimentale und bürgerliche Dramatik, z. B. an Schiller's „Kabale und Liebe", sowie an die ganze Iffland'sche und Kotzebue'sche Richtung und Misère.

hier Vorbild geworden. Denn kaum wird man in der späteren „Emilia Galotti“ bei Emilia die Miß Sara, bei der Orsina die Marwood, bei dem Prinzen Hettore Gonzago den Mellefont vergessen, obwohl in dem jüngeren Werke Alles gediegener, ausgeprägter, gehaltener und in eigenthümlicherer Fassung zur Erscheinung kommt. Übrigens wehet aus dem Ganzen eine frische Luft, und zum ersten Male hört man die Sprache wahrer Empfindung, sieht man Gefühle und Leidenschaften in ihrer natürlichen Tracht, verkehrt man mit Menschen, die menschlich auftreten und reden. Dieses Verdienst bleibt im Allgemeinen, wie viel man auch im Besonderen in Absicht auf Originalität der Erfindung, auf Ebenmäßigkeit und künstlerische Organisation in der Ausführung zu vermissen habe, wie sehr selbst der Charakteristik bei theilweiser Trefflichkeit, z. B. in der Zeichnung der Marwood, noch mehrfach psychologische Gründlichkeit, tragische Haltung, lebendige Individualisirung, überhaupt rechte Wirklichkeit fehlen, wie Manches hier noch an die abstrakte rhetorische Personifikation der vorhergehenden Dramatik erinnern, wie häufig endlich der Fortschritt der Handlung selbst durch zu große Ausbreitung der Situationen aufgehalten, und der Dialog noch durch redseliges, weinerliches Pathos, was sonst Lessing nicht zu eignen pflegt, mehr als passend und zweckdienlich, in seinem dramatischen Flusse behindert werden mag. In der Geschichte unserer Nationalliteratur hat das Stück seine Bedeutung hauptsächlich darin, daß es mitten in der Verwirrung und Rathlosigkeit dramatischer Strebungen als ein Wegweiser erscheint, der mit deutlicher Schrift zeigt, welches die rechte Straße ist. Auch bekundet der ungemeine Beifall, den es bei der ganzen Nation fand, die sich fast überall zur Anschauung desselben drängte, daß Lessing damit allerdings ein eigentliches Werk zu seiner Zeit lieferte [1]).

Mit ununterbrochenem Eifer setzte Lessing seine literarische Thätigkeit fort, die sich immer bestimmter und schärfer auf das

1) Daß der verständige Nicolai in Berlin bei der Lesung des Stückes, wie er an Lessing schreibt, übermäßig weinen mußte, klingt beinahe ironisch. Übrigens hat Lessing selbst das Stück in seiner „Dramaturgie“ (Nr. 13 ff.) ziemlich treffend beurtheilt.

Ziel hinrichtete, welches er sich vorgesteckt, oder worauf ihn sein Genius mit urkräftigem Instinkte hingewiesen hatte. Zunächst begegnen wir ihm wieder in den „Literaturbriefen“, an denen er sich in ernster Weise betheiligte, ja, deren eigentlich geistiger Gründer er war [1]). Wie in dieser literarischen Zeitschrift, dem Organe des rationalistischen Fortschrittes, von Nicolai, Mendelssohn und Abbt die neuen Grundsätze der Unabhängigkeit der nationalen Literatur besprochen und verfochten wurden, wie sie als die erste journalistische Macht die literarische Fehde entschieden eröffnete, wie Lessing Theil nahm, so weit und so lange, als er überhaupt mit jenen Männern gehen und wirken konnte, dieses und Anderes, was darauf Bezug hat, ist bereits oben dargestellt worden. Als Lessing die Grenze bemerkte, über die seine literarische Gemeinschaft mit den Berliner Freunden nicht wohl hinausgehen konnte, als er inne ward, daß er auf den Punkt gekommen, von welchem aus er nunmehr allein zu wandeln habe, weil ihn die Anderen nicht mehr verstanden und seinem höheren und kühneren Fluge nicht zu folgen vermochten; so benutzte er, rasch entschlossen, eine Gelegenheit, welche, wie seltsam sie für ihn auch scheinen mochte, doch ganz geeignet, ihn aus der rationalistisch-pragmatischen Stagnanz der Berliner zu befreien und ihm eine neue Welt von Anschauungen und Erfahrungen zu eröffnen. Er wurde Sekretär des Generals v. Tauenzien und ging mit ihm nach Breslau, in die Mitte der Bewegungen des siebenjährigen Kriegs. Die Fülle und Mannigfaltigkeit von Verhältnissen, in die er hier versetzt wurde, und die ihm die Unmittelbarkeit des Wirklichen aufdrängten, gaben seinem empfänglichen und strebsamen Geiste, was ihm noch zu fehlen schien, eine deutlichere Selbstbewußtheit nämlich des Denkens und Handelns, das Gepräge weltkundiger Freiheit, die Erweiterung und Schärfung seines Blickes in Sachen der Menschheit wie der natürlichen Wahrheit. Zugleich fand er in Breslau bald literarische Freunde, Bibliotheken und Muße genug, sie zu benutzen. In scheinbarer

---

1) Gleichzeitig mit den „Literaturbriefen“ (1759) erschien Lessing's Trauerspiel „Philotas“, ein Stück von geringem Umfange und außer der Sprache von geringem ästhetischen Werthe.

Zerstreutheit und Unthätigkeit, in regem Verkehre mit den Freuden der Welt sammelte der im Nichtsthun thätigste Geist die mannigfaltigsten Elemente künftiger literarischer Großthaten, knüpfte er die Hauptfäden seiner späteren theologischen und philosophischen Wirksamkeit, legte er namentlich die Grundlage zu den beiden Werken, welche, jedes in seiner Art, ihn auf der Höhe seines reformatorischen Berufs erscheinen lassen [1]).

Der „Laokoon" und die „Minna von Barnhelm" wurden dort empfangen und nach einiger Zeit kurz hinter einander (1766 und 1767) in die Öffentlichkeit geboren. Beide Werke nun stehen wieder so neben einander wie Kritik und Poesie in Lessing's Persönlichkeit selbst, so sehr auch hier die poetische Produktion hinter der kritischen Arbeit in Absicht auf wahren Gehalt zurückbleiben mag. Betrachten wir sie indeß etwas näher, so ist zuvörderst der „Laokoon" nicht bloß das Produkt eines persönlichen kritischen Triebes und Talents, sondern zugleich das Kind einer die Zeit eigenthümlich beschäftigenden Frage. Kurz vor Winckelmann hatte die antike Kunst sich vielfach in den Vordergrund gedrängt und die Aufmerksamkeit der Gelehrten wie der Dilettanten auf sich gezogen. Als er mit seiner Geschichte der Kunst auftrat, gab er diesen unsicheren Strebungen einen Halt- und Mittelpunkt, von welchem aus sie sich recht orientiren und fortan mit bestimmter Richtung ihr Ziel verfolgen mochten. Lessing bemächtigte sich nun der Frage nach ihrer damaligen Stellung und fand mit sicherem Takte die wesentliche Bedeutung, welche sie in Deutschland zugleich für die literar-historische Bewegung hatte. Angeregt, gewissermaßen aufgefordert durch Winckelmann's Schriften, zu-

---

1) In dieser Hinsicht bietet sich eine unverkennbare Analogie zwischen Lessing's Aufenthalte in Breslau und Goethe's Leben in Weimar in den siebenziger und achtziger Jahren. So zerstreut Goethe schien und auch wohl großentheils war, so sehr sammelte sich zugleich sein Geist zu bestimmter Wirklichkeit in der scheinbaren Zerfahrenheit. Es ist bekannt, wie die meisten Werke seiner späteren klassischen Dichterthätigkeit in jener Epoche seines Lebens ihre eigentliche erste Geburtsstunde haben. Auch das trifft zusammen, daß Beide unter diesen Umständen von ihren Freunden mißkannt wurden. Wie Merck an Goethe halb und halb verzweifelte, so Mendelssohn an Lessing.

nächst und vorzüglich durch die „Über die Nachahmung der Alten“, dessen Ansicht, daß edle Einfalt und stille Größe das Princip der antiken Produktion sei, er bestreiten zu müssen glaubte, stellte er sich mit dem „Laokoon“, den er längst in einzelnen Fragmenten begonnen, 1766 in die Mitte der obwaltenden Untersuchungen, um ihren Bezug bestimmter und allgemeiner zugleich zu fassen und darzustellen. So einerseits berichtigend und andererseits erweiternd, versuchte er es, vom Standpunkte der Kunst ausgehend, das rechte Grundgesetz für alle ästhetischen Geisteswerke zu entwickeln und auszusprechen. Die Schönheit ihrer selbst wegen, das Ideal der Darstellung, nicht des moralischen Charkters oder der Zweckmäßigkeit überhaupt, ist es, was uns hier als das Erste und Letzte alle künstlerische Produktion nachgewiesen wird. Was Goethe sagt: „Die wahre Darstellung hat keinen Zweck; sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie“, ist in gewisser Hinsicht das Thema, wie das Resultat der Lessing'schen Schrift, welche insofern als die erste eigentliche Urkunde der neuen Ästhetik zu betrachten ist. Kant trifft in seiner Kritik der Urtheilskraft im Wege der Spekulation auf dasselbe Resultat; Schiller hat es in Theorie wie Praxis angestrebt, und Goethe in seinen Meisterwerken mit klassischer Virtuosität vollzogen. Die neueste Ästhetik nahm es wieder auf, nachdem es eine Zeit lang nicht sowohl aufgegeben, als verdunkelt worden war. Mit Klarheit und tiefer Einsicht in die Sache zeigt Lessing weiter, wie jede Kunst ein eigenthümliches, ihrem Standpunkte und ihren Mitteln angemessenes Gebiet des Menschlichen zum Gegenstande habe, das sie nicht ohne Gefahr für ihre besonderen Werke überschreiten dürfe. Vornehmlich stellt er in dieser Hinsicht die Malerei und Poesie einander gegenüber, um die Grenzen beider zu bestimmen und so die näheren Verhältnisse der letzteren einer genaueren Analyse zu unterziehen, deren Hauptzweck dahin geht, zu zeigen, daß es ein falscher Grundsatz sei, die Malerei eine stumme Poesie und diese eine redende Malerei zu nennen, wie die Tradition namentlich der Schweizer Schule lautete. Dagegen wies er der Poesie ein ganz anderes Problem zu, als der Malerei, indem er lehrte und an den vorzüglichsten Werken

der Alten aufzeigte, daß die Dichtung es ganz mit der successiven Handlung unter dem Principe der Zeit zu thun habe, während der Malerei die Darstellung der Gegenwart in einem einzigen Momente in der Form des Nebeneinander unter dem Gesetze der Raumbegrenzung eigne. Diesem nach verwarf er die malerische beschreibende Weise in der Poesie, welche gerade damals noch in unserer Literatur vielfach herrschend war, und auf die er bereits in den „Literaturbriefen" gelegentlich einen scharf strafenden Blick geworfen hatte. Die Poesie soll das Ideal der Handlungen, die Malerei das Ideal der reinsten Körperform auszuführen haben.

Die Schrift ist nun zugleich in der Weise, wie sie ihren Gegenstand behandelt, selbst eine Art poetisches Werk der Kritik. Von dem berühmten Musterwerke des Alterthums, dem „Laokoon", ausgehend, läßt Lessing die Betrachtung sich allmälig entwickeln und aus dem Gebiete der bildenden Kunst in das der Poesie hinübergleiten. So werden wir gefällig und wie ohne Absicht in die Sache und ihre eigene Bewegung hineingeführt; wir merken kaum, daß wir belehrt werden sollen, indem der analytische Fortschritt sich wie eine lebendige Handlung gestaltet, uns auf mannigfaltige Interessen hinführt, vielseitige Gegenstände dem Blicke darbietet und uns auf verschiedene Punkte stellt, von denen wir stets neue angenehme Aussichten genießen. Philosophie und kritischer Scharfsinn einerseits, eine reiche, passende Belesenheit andererseits sind die Mittel, womit der Verfasser seinen Zweck so umfassend als klar und bestimmt erreicht hat. Herder sagt daher mit Recht, der „Laokoon" sei „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen, geschäftig gewesen sind" [1].

---

1) „Kritische Wälder", gleich im Anfange. — Schiller schreibt über Lessing's kunstkritisches Verdienst unter Anderem an Goethe („Briefwechsel", Bd. V, S. 61), daß derselbe unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrifft, am klarsten, schärfsten und zugleich am liberalsten gedacht und das Wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten in's Auge gefaßt habe. „Liest man nur ihn" (heißt es schließlich), „so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei, denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen?"

Mit dem „Laokoon" trifft das Drama „Minna von Barnhelm" (1767) wohl nicht zufällig zusammen. In ihm sollte der neue poetische Grundsatz der successiven Handlung praktische Bewährung erhalten. Und zunächst ist es nun auch gerade dieser Punkt, worauf die dramatische Bedeutung des Stückes zu beziehen ist. Wenn in der „Miß Sara" bei aller Frische der Färbung die Entwickelung der Handlung zu oft in der rhetorischen Breite erlahmt und sich nur mühsam aus ihrem prosaischen Wortgewinde hervorarbeitet; so hat sie in der „Minna" dieses Hinderniß nicht zu bestehen, vielmehr strebt sie in freiem, raschem Drange fort und läßt dem leeren Pathos weder Zeit noch Raum, sich auf Kosten der Bewegung zu entfalten. Zu diesem dramatischen Hauptpunkte, wodurch sich das neue Stück vor dem älteren empfiehlt, gesellt sich der weitere Vorzug des Interesses der nationalen Individualisirung. Wir begegnen hier einer nationaldeutschen Begebenheit, deutschen Charakteren, Sitten und Verhältnissen. Das Ganze steht dabei in angemessener Umgebung, tritt in einem schönen Verhältnisse zwischen Grund- und Lokalfarbe der Anschauung entgegen und grenzt sich so zu einem bestimmten lebendigen Bilde freundlich ab. Als bedeutsam möchten wir hervorheben, daß in der Handlung uns die erste und wichtigste Nationalthat, welche die politische Wiedergeburt des Vaterlandes bezeichnet, gerade in dem Punkte dargestellt und veranschaulicht wird, wo sie Vergangenheit und Zukunft zugleich in der Gegenwart andeutet, daß sie zu Situationen führt, welche die treue deutsche Hingebung lebendig charakterisiren und dabei in ihrer Art ein ähnliches Bild der Täuschung des patriotischen Edelmuths sehen lassen, wie es nach der zweiten nationalen Großthat im neunzehnten Jahrhundert so Mancher erblicken wollte. Wir sehen den Frieden geschlossen, aber die Helden, so ihn erfochten, von seinem Vortheilen ausgeschlossen, der Hülflosigkeit und dem Zufalle preisgegeben; wir sehen, wie der Deutsche zum ersten Male wieder seinem hundertjährigen auswärtigen Dränger im Bewußtsein errungener Selbstständigkeit gegenübertritt, zugleich aber auch, wie er geplackt wird von kleinlichen Verfolgungen, die ihm die Erinnerung an seine Aufopferung verbittern; wir sehen endlich, wie die getrennten, bisher feindlichen Stämme desselben Vaterlandes

sich in Liebe einen wollen, wie „die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen überwindet“ [1]), wie aber erst durch mancherlei Mißverstand hindurchzukämpfen ist, bis die glückliche Einigung zu Stande kommt. In allem diesem liegt eigentlich das, was Goethe den „specifisch temporären Gehalt“ des Stückes nennt, von dem er urtheilt, daß es „den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete“. Bei solchen Vorzügen mögen wir dann wohl geneigt sein, die Mängel einigermaßen zu übersehen, deren die Produktion freilich nicht wenige entdecken läßt, sobald wir sie mit aller Strenge des ästhetischen Urtheils schätzen wollen. Am meisten drückt das Schwanken zwischen natürlicher Wahrheit und Gesuchtheit, das oft unmotivirte, man möchte sagen, verrenkte Benehmen der beiden Hauptcharaktere, des Majors v. Tellheim und der Minna, welche eine Art Schach mit einander zu spielen scheinen, der übertriebene Wettstreit der Großmuth, in den fast sämmtliche Personen sich einlassen [2]), endlich die nicht immer hinlänglich verdeckte Absichtlichkeit in der Organisation der Handlung und der Gruppirung der Charaktere. Daß es die Eigenschaft eines wirklichen Lustspiels nicht besitze, indem einige, oft noch sehr prekäre, Witze den Anspruch darauf nicht begründen können, mag sich Jedem bei der Anschauung des Stücks leicht ergeben. Übrigens griff dasselbe mehr noch als „Miß Sara“, eben weil es deutscher war, erregend und nachhaltig in die dramatische Nationalliteratur ein. Es zeigte nicht bloß die neue Bahn, sondern war auch der erste entschiedene Schritt, der auf derselben versucht ward.

Beide Werke, „Laokoon“ und „Minna“, treten in der unmittelbar darauf folgenden „Hamburgischen Dramaturgie“ (1768) zu

---

1) Goethe, „Dichtung und Wahrheit“.

2) Der Recensent in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ (1767) meinte daher nicht ganz mit Unrecht, daß man das Stück „Die Großmüthigen“ hätte betiteln können. (Auch wurde das Stück bezeichnender Weise unter dem Titel: „Les amants généreux“ in's Französische übersetzt.) Dieser falsche Zug unnatürlicher und übertriebener Großmuth findet sich auch in seinem „Philotas“

einer bedeutsamen Einheit zusammen. Was der Laokoon kritisch angeknüpft, was in der Minna poetisch versucht worden, erhielt hier seine vielseitigste Erörterung und lebendigste Erklärung. Es kam dem Verfasser darauf an, die eigentliche Wurzel unserer nationalliterarischen Unselbstständigkeit, die Herrschaft des französischen Geschmackes, aufzuzeigen und aus unserem Boden vollständig herauszureißen. „Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen", sagt er in dem Prologe zu dem Epiloge des Werkes. Mit Bitterkeit wirft er uns die Vorliebe vor für Alles, „was uns von jenseits des Rheines" kommt. „Lieber", meint er, „verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders (als schön, reizend, allerliebst und göttlich) finden sollten." Obwohl, wie wir schon oben angeführt, ein französischer Schriftsteller, Diderot, auf Lessing's dramatischen Geschmack, wie dieser selbst gesteht, einen vortheilhaften Einfluß gehabt, obwohl er, wenngleich englischerseits zuerst angeregt, doch, durch jenen Einfluß späterhin unterstützt, der abstrakten Heroentragödie der Franzosen das bürgerliche Trauerspiel mit Erfolg gegenüberstellte; so konnte ihn dieses nicht hindern, seinen kritischen Eifer eben vornehmlich gegen die Hauptrepräsentanten des französischen Drama's zu richten. Corneille und Voltaire, besonders der Letztere, werden mit scharfer Analyse dem ästhetischen Urtheile unterworfen; und da das Ansehen der anmaßlichen französischen Klassik als auf den Aristoteles gegründet hervortritt, dieser große Kritiker und Philosoph aber hier gänzlich mißverstanden und nur nach äußeren Beziehungen aufgefaßt erscheint, so glaubte Lessing, vor Allem auch die wahre wesentliche Aristotelische Theorie vom Drama der französischen falschen Deutung mit möglichster Entschiedenheit und eindringlichster Klarheit entgegensetzen zu müssen. So auf sicherem und erprobtem Grunde, durch Studien der dramatischen Dichtkunst hinlänglich gewaffnet, mit philosophischer Sehkraft gerüstet, zieht er nach einander die Voltaire'schen Hauptstücke, eine „Merope", „Zaïre", „Semiramis", wie die berühmte Tragödie „Rodogüne" von Corneille, mit gleicher Strenge vor das Tribunal seiner Kritik, untersucht eben so genau ihre Grundlagen, als er die

Wahrheit der Empfindung und der Charaktere mit gewohnter psychologischer Schärfe erwägt. Shakspeare wird eingeführt und in seinen dramatischen Vorzügen dargestellt, um durch den Kontrast die Armseligkeit der französischen Abstraktionstragödie und ihrer deutschen Gottsched-Jünger desto anschaulicher zu machen; die antike tragische Muse tritt heran, um die vorgebliche Verwandtschaft mit der französischen zu verleugnen und für die echte Aristotelische Lehre Zeugniß zu geben; selbst Diderot muß mit seiner comédie larmoyante gegen seine hochtragischen Landsleute als treffende Instanz gelten. Nebenher werden sonst noch aus allen Gebieten der dramatischen Literatur bei Griechen und Römern, bei Engländern und Franzosen, Spaniern und Italienern Beispiele herangezogen, um den Dichtern wie den Schauspielern und Kritikern die echten Grundsätze dramatischer Kunst klar zu machen.

Dabei behält Lessing immer das nationale Drama im Auge. Obwohl an der Herstellung desselben in Verbindung mit einem Nationaltheater in der damaligen Gegenwart ziemlich verzweifelnd, indem er die deutsche Nationalität selbst in Zweifel zieht, wie in unserem Jahrhundert Börne, sein zum Theil geistesverwandter Nachfolger in der dramaturgischen Kritik, möchte er doch auf allen genannten Wegen Mittel und Elemente herbeischaffen, um eine nationaldeutsche Dramatik zu begründen, wobei er mit sicherem Takte und patriotischer Wärme sich an den Geist und das Gemüth der Nation selbst wendet, von den unfruchtbaren Höhen der Hofwelt mitten in die Ebene des sogenannten Volkes herabsteigend, um hier die Lebensquellen der einheimischen Dichtkunst aufzufinden [1]). So stellte denn der treffliche Mann mit

1) Einigermaßen war ihm hierin der von ihm so sehr verfolgte Gottsched vorangegangen, indem derselbe, worauf wir oben schon aufmerksam gemacht haben, namentlich durch seine Sammlungen, z. B. den „nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst", sowie durch seine „Deutsche Schaubühne" allerdings darauf hinwirkte, die Literatur mehr, als bisher geschehen, vor das Forum des Volkes zu bringen, wie wenig er auch geeignet und geneigt sein mochte, den eigenthümlichen nationalen Lebenspunkt für sie zu erkennen und in Bewegung zu bringen. Zugleich ist noch auf Lessing's eigene „Theatralische Bibliothek", welche bereits 1754 erschien, hinzuweisen.

dieser Schrift ein Werk in unserer Literatur auf, welches sowohl durch den Reichthum des historischen Gehalts, als durch die Bedeutung der kritischen und doktrinellen Ansichten bis in die Gegenwart mit seiner belebenden Kraft herüberreicht. Unsere originale Klassik wie die Schule der Romantik haben darin Nahrung und Anweisung gefunden, und wir nehmen keinen Anstand, mit Gervinus zu sagen, daß sie „ein Vermächtniß für Deutschland und ein Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie“ geworden ist [1]). Zugleich ist auch hier, wie im „Laokoon“ dieselbe Kunst der Behandlung, dieselbe Meisterschaft in Styl und ganzer Darstellung anzuerkennen. Ohne Mühe wie von selbst verbindet sich der Gedanke mit der Fülle des Stoffs, entfaltet sich der Reichthum der Gelehrsamkeit mit dem Geiste, der sie für seine besonderen Zwecke bewältigt; von allen Seiten tritt nach Maßgabe des Gebrauches bald das Nahe, bald das Entfernte, bald das Alte, bald das Neue, hier das Fremde, dort das Einheimische heran, um sich bereit und willig dem Ganzen zu fügen.

Wie das Kind der Mutter, so folgt auch hier der Kritik wieder fast auf dem Fuße die Poesie [2]). „Emilia Galotti“ (1772) stellte sich als praktische Instanz eben so hart der Voltaire-französischen Tragödie entgegen, als die „Dramaturgie“ ihr theoretisch-kritisch alle Rechtstitel der tragischen Musterhaftigkeit wegstreitet. Wie dieses Stück zugleich gegen das drohende Gewitter der genialischen Drangproduktionen, deren Herannahen Lessing richtig genug beobachtete, als eine Art Präservativ dienen sollte, ist nicht unbemerkt geblieben [3]).

Sieht man indeß von diesen historischen Bezügen ab, um die poetische Stelle zu bezeichnen, welche das Werk an und für sich einnehmen darf, so ist vor Allem darauf hinzuweisen, daß es, wie die Lessing'schen Stücke überhaupt, weniger für die einsame,

---

1) a. a. O., Bd. IV, S. 399.

2) Sehr richtig bemerkt schon der Recensent in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ (1793) von Lessing: „Seine Dramen waren für ihn lebendige Dramaturgien.“

3) Gervinus z. B. stellt (a. a. O., Bd. IV, S. 406) es besonders dem „Ugolino“ von Gerstenberg gegenüber, als in welchem Stücke sich die nachmalige Drangdramatik nachdrücklich genug ankündigte.

ruhige Betrachtung, als für die flüchtige Anschauung, weniger für die langsame philosophische Auffassung, als für die Bewegung in dem Augenblicke der Gegenwart, kurz weniger für die Lektüre, als für die Aufführung geschrieben ist. Wenn Shakspeare tiefer eingeht in die Geheimnisse der menschlichen Natur, ihr Fühlen und Denken, ihr Wünschen und Wollen gründlicher und reicher motivirt als Lessing, und „den stummsten Abgrund der Seele sprechend macht"; so tritt ihm dieser doch darin näher, als die Meisten unter unseren dramatischen Dichtern, daß er gleich ihm den theatralischen Zweck, die Kunst der Darstellung und ihre augenblickliche Wirkung bestimmter in's Auge faßte und mit glücklichem Takte seinen Stücken unterlegte. Was Herder von Shakspeare sagt, „in Vorzeichnung der Aktion durch die Sprache selbst ist Shakspeare Meister", läßt sich, wenn auch nicht in gleichem Grade, doch immer in gewissem Maße auch von Lessing sagen. „Emilia Galotti" besonders ist nach Herder „ein Theaterstück, was gesehen, nicht gelesen werden muß", und über dessen Bühnenwirkung er seine Begeisterung nicht bergen kann. Voll dramatischer Energie, reich an bedeutenden Situationen, gewebt aus wahrhaft menschlichen Verhältnissen und belebt durch Personen, die in der Wirklichkeit stehen und mit individueller Art sprechen und handeln, enthält es die entschiedenste Verneinung gegen die ganze damalige, noch immer mehr als billig französirende Tragödie Deutschlands. Eben diesen Vorzügen verdankt es Emilia aber auch, daß sie wahrhaft epochemachend wurde und, während die meisten Stücke jener Zeit und viele spätere, sonst nicht werthlose dramatische Produktionen rasch von der Bühne schwanden, sich bis in die Gegenwart darauf behauptet hat und immerfort mit vollem Interesse gesehen wird [1]).

Als Fabel liegt dem Stücke die aus Livius bekannte Geschichte der Virginia zu Grunde [2]). Lessing wollte dieselbe anfangs in ihrer antiken Bedeutung dramatisiren und hatte damit wirklich auch Ernst gemacht, überzeugte sich aber bei näherer Erwägung,

1) Goethe meint, „zu jeder Zeit müsse das Stück als neu erscheinen".
2) Liv. Hist., l. III, c. 44.

daß die Begebenheit aus dem Alterthume und aus ihrer historischen Umgebung wohl in die neue Zeit verpflanzt und rein aus dem Gesichtspunkte moderner Weltanschauung und Lebensbezüge poetisch dargestellt werden könne. Er enthob daher den Stoff zunächst seiner politischen Beziehung, die er in der römischen Tradition hat, und stellte ihn ganz unter den ethischen Gesichtspunkt, indem er meinte, daß, wenn ein Vater seine Tochter tödte, um sie der Tugend und Ehre zu erhalten, dieses auch ohne alle politische Tendenz an und für sich tragische Würde genug haben könne. Sehen wir nun zunächst davon ab, daß die Motivirung der That des alten Galotti in ihrer Bedeutung bei weitem nicht an die reicht, welche der That des alten Römers unterlag, und daher kaum geeignet ist, uns mit jener zu versöhnen; so läßt sich doch nicht verkennen, daß Lessing die Übertragung der antiken Sage in die moderne Umgebung und den modernen Gesichtskreis in Ton und Haltung gelungen sei. Wir wandeln in dem Gedichte ganz in der Mitte neuer Sitten, neuer bürgerlicher Verhältnisse, die Motive sind durchaus dem Gebiete neuer Zustände und Überzeugungen entnommen; Liebe und Religion, Familien- und Hofbeziehungen, Personen und Schauplatz, Alles erscheint in dem Lichte und unter den Farben moderner Zeiten und Bildung. Übrigens hatte sich Lessing mit diesem Stücke, dessen Fabel bereits in mehreren Literaturen (z. B. in der spanischen und englischen) dramatisch bearbeitet erscheint, frühzeitig und schon vor der „Miß Sara" beschäftigt, dann in mehreren Pausen es ernstlich auszuführen gesucht, bis er es endlich nach zehnjähriger Unterbrechung in der jetzigen Gestalt veröffentlichte [1]). Sehen wir indeß etwas näher zu, wie die Sache behandelt worden, so zweifeln wir, ob es in irgend einer Literatur noch ein Werk giebt, in welchem die strenge Konsequenz an sich selbst, wir möchten sagen: der produktive Kalkül, der kritisch-dichtende Verstand sich zu gleicher Genialität erhoben und mit gleicher Virtuosität die poetische Beleuchtung der Phantasie abgeborgt hätte. Racine's „Britan-

1) Zuerst wurde er darauf aufmerksam, als er, mit Mylius die Beiträge zur „Historie des Theaters" herausgebend, auf eine ältere spanische Bearbeitung der Geschichte traf.

nicus" ist ebenfalls überwiegend ein Werk verständiger Bearbeitung, allein die dramatische Folgerichtigkeit hat nicht die imponirende konklusive Haltung, wie sie Lessing's Werk uns bietet [1]). Darin hebt sich nun aber auch vor Allem der Punkt hervor, von welchem diese Schöpfung sowohl nach Plan als Ausführung zu fassen und zu würdigen ist. Das Ganze gleicht einem vollkommenen reinen Krystall, der von schönen Farben mehr spielt, als er sie selbst trägt. Die Poesie wirft ihre Lichter bald hier bald dort in die Züge, welche die besonnene Überlegung gezeichnet hat, und mildert ihre Schärfe. Wir vergessen, besonders bei geschickter theatralischer Darstellung, daß manches Motiv wohl weniger gesucht, manche Situation besser vermittelt, mancher Zug in der Charakteristik vielleicht nicht so übertrieben sein sollte; wir denken nicht daran, daß die Katastrophe, des tragischen Effekts unbeschadet, sehr wohl auf einer anderen, als der antiken Geschichtsgrundlage hätte gegründet werden können, und der Mord der Tochter durch des Vaters Hand, wenngleich durch jene selbst gefordert, doch keineswegs, wie wir schon vorhin bemerkt, angemessen gerechtfertigt und darum immer widerstrebend erscheint; wir lassen uns kaum auf einen Augenblick durch solche und ähnliche Betrachtungen in dem Genusse des Ganzen stören, wenn dieses in seiner abgeschlossenen Fertigkeit und Rundung uns entgegengebracht wird.

Selbst aber auch auf Einzelheiten kann unser Blick mit Wohlgefallen weilen, weil sie ihm einen hohen Grad künstlerischer Haltung bieten. So ist zunächst der Prinz eine überaus wohl getroffene Gestalt. Sein Stand mit seinen Neigungen und Launen, mit allen höfischen Influenzen und Beziehungen, kurz, um mit Herder zu reden, „das Prinzliche", d. h. das Bewußtsein, sich Alles erlauben zu dürfen, ist in einem treuen Bilde individualisirt, dessen Wahrheit uns noch jetzt überrascht, wenn wir es an lebendige Originale halten. Welche Lehre und bedeutsame Mahnung giebt der Schluß? Der Tyrann, wenn auch menschlich gefärbt, wirft unmenschlich genug das Werkzeug weg, dessen er bedurft, im Augenblicke aber nicht mehr bedarf, vermuthlich, um es wie-

1) „Übrigens steckt das Stück voller Verstand, voller Weisheit, voller Blicke in die Welt." Goethe.

der aufzuheben, wenn seine Lust es von Neuem braucht. „Ist es zum Unglücke so Mancher nicht genug“, ruft er am Ende aus, „daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“ Wie leicht überträgt hier der Mächtige die Schuld von sich auf Andere, die er dafür gedungen zu haben scheint, die Lastträger seiner Sünden zu sein! — Wer sollte nicht in der Zeichnung der jugendlichen Emilia bei tiefer psychologischer Wahrheit die reifste empirische Auffassung anerkennen, wer nicht in dem unsicheren Schwanken zwischen Unschuld und Schuld, zwischen Pflichtgefühl und Jugendtrieb, zwischen Religion und Welt, zwischen Schwäche und edler Entschlossenheit, wie's uns hier zur Anschauung kommt, in der Art, wie die Verführung am heiligen Orte angelegt wird, wie sie fortschreitet, bis sie das Opfer gleich einer Zauberschlange in ihren giftigen Kreis gebannt hat, die große Kunst eines menschenkundigen Meisters finden wollen? Wenn in Marinelli's, dieses „Großvaters aller theatralischen Hofschurken“ nach Börne's Ausdrucke, Zeichnung sich vielfach zu sehr die Absicht verräth, und die Farben meist ohne Mitteltinten aufgetragen sind, so bildet dieser Charakter doch durch die Art und Weise, wie er in der Umgebung der übrigen als der einzige steht, der sich seines Wollens und Thuns sicher bewußt ist, eine bedeutsame Hauptfigur in der Gruppe, die sich um ihn stellt, und in welcher er wie ein Wachender unter Halbträumenden erscheint. Denn Alle, der sinnlichtaumelnde Prinz wie die schüchterne Emilia, der halbdunkle Graf Appiani wie die von den Siegen ihrer Tochter halbbethörte Mutter Claudia, die dämonisch-leidenschaftliche Orsina wie der verblüffte Odoardo, der sich wundert, „daß er aus lauter Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurückgelassen“, — Alle handeln mehr aus Instinkt, als mit besonnener Bewußtheit des Ziels und der Verhältnisse. Rechnet man nun zu diesen Vorzügen noch die Weisheit, womit die Schicksalsidee von dem modernen germanisch-christlichen Standpunkte aus gefaßt erscheint, wie ihr Walten aus dem Gebiete äußerlicher Macht in das der subjektiven Strebungen verlegt wird und hier in dialektischer Bewegung sich zu ihrem Resultate vermittelt, wie das, was Schiller später sagt, „in Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne“, schon hier sich unter des Dich-

ters Händen so klar als echt bewährt; berücksichtigt man endlich den raschen dramatischen Fortschritt, der sich in dem lebendigen Gange des Dialogs vergegenwärtigt, dabei die gedrungene Folge der treibenden Momente und Begebenheiten: so darf man wohl das Stück als den Anfang unserer eigentlichen Nationaltragödie bezeichnen, wie viel es auch sonst in Absicht auf poetische Innerlichkeit und Belebung, auf Behandlung der Gefühle und Leidenschaften, namentlich in Absicht auf das echt tragische Pathos, dem die lakonische Präcision und Unruhe keine Stelle gönnt, zu wünschen übrig lassen mag. Daß die Romantiker dieser Produktion ihr Wohlwollen nicht schenken mochten, kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, wie wenig Lessing's Geist und Sinn der ihrige war. Wir lassen daher gern Fr. Schlegel bei dem Stücke „bewundernd frieren und frierend bewundern", da wir wissen, daß „Emilia" lebt und „Alarcos" längst verstorben ist [1]).

Wir verweilen nur flüchtig bei den Klotz'schen Händeln, in welche sich Lessing verflocht, und die er um die Zeit seiner dramaturgischen Arbeit ausfechten mußte. Sie charakterisiren Weise und Tendenzen der Clique gegenüber dem Ernste der Wahrheit und der uneigennützigen Bemühung um ihre Anerkennung und Verbreitung. Klotz in Halle (früher einige Zeit in Göttingen) gehörte zu Denen, die damals in Horazisch-Anakreontischer Affektation und Selbstgefälligkeit den deutschen Parnaß umschwärmten und in Halle und Halberstadt die Brennpunkte ihrer literarischen Freundschaftelei hatten. Er gewann bald ein besonderes Ansehen, weil er mit den Spielen vaterländischen Muse den Ernst der humanistischen Philologie zu verbinden schien und als ein bekannter Name in diesem Fache galt, von dem selbst Heyne urtheilte, daß wohl noch etwas von ihm zu lernen sei. Dieser Mann nun, aufgelegt zu parteikritischer Betriebsamkeit, sowie zu ansehnlicher Überschätzung seiner wissenschaftlichen Autorität und seiner hofräthlichen Amtstellung dem amtlosen Lessing gegenüber, dabei nur oberflächlich bewandert in dem Gebiete des Alterthums

1) „Alarcos", ein romantisirendes Trauerspiel von Fr. Schlegel. — Auch Tieck, Aug. W. Schlegel u. A., selbst Schiller, dem das Stück „widerstand", erklärten sich gegen die „Emilia".

und doch dünkelhaft genug, sich über Vieles zum Lehrmeister aufzuwerfen, wovon er nicht viel verstand, das Mittelmäßige hebend und schützend, das Große übersehend und nicht achtend, hatte auch an dem „Laokoon“ von Lessing seine eingebildete Weisheit versucht. Dieser, schon längst dem verderblichen literarischen Kabalenwesen, welches sich um den eingebildeten Riesen hervordrängte, feindlich gesinnt, ertrug die Anmaßung nicht länger, sondern trat ihr in den bekannten „Antiquarischen Briefen“ (1768) mit einer so kräftigen Entschiedenheit entgegen, daß sie rasch in das Nichts zurückgeworfen wurde, aus dem sie hervorgegangen war. Wir sehen ab von all dem Trefflichen, was in diesen Briefen im Laufe der eigentlichen Polemik für die Wissenschaft selbst zu Tage kam, und bemerken nur, daß sie durch ihren ganzen Ton, durch die unverkennbare Beziehung zur Nationalliteratur, sowie durch sprachliche Tiefe und Gewandtheit eine bedeutsame und erfolgreiche Wirkung auf den Stand der damaligen literarischen Verhältnisse hervorbrachte. Herder knüpfte an sie wie an den „Laokoon“ seine „Kritischen Wälder“ in ähnlicher Art, als er an die „Literaturbriefe“ die „Fragmente zur deutschen Literatur“ geknüpft hatte.

Die Abhandlung Lessing's, „Wie die Alten den Tod gebildet“, ist eine Art Nachtrag zu den „Antiquarischen Briefen“ und giebt beiläufig auch eine Rechtfertigung der derbkräftigen Polemik, welche von ihm dort geübt worden. Daß damals, wie jetzt noch wohl bei ähnlichen Gelegenheit geschieht, von Seiten der angeblich Friedfertigen oder vielmehr der Schwachen bei den persönlichen Angriffen, die Lessing mit allen scharfen Waffen seiner Ironie und gelehrten Überlegenheit gegen Klotz unternahm, ein Schrei des Entsetzens gehört wurde, darf uns nicht wundern, am wenigsten aber veranlassen, das herbe, jedoch nothwendige Mittel dem kritisch-kühnen Arzte zum Vorwurfe zu machen. Wohl uns, daß es einen Lessing gab, der die Dinge bei ihren rechten Namen zu nennen wagte; möchten solche Männer, gleich sehr befähigt und berufen, unseren Zuständen, literarischen wie socialen, nimmer ganz oder zu lange fehlen![1])

1) Interessant ist es, die Ängstlichkeit und Behutsamkeit zu bemerken,

Nachdem Lessing auf dem Wege, welchen wir bisher flüchtig gezeichnet haben, zu dem Höhepunkte seiner männlichen Reife gelangt war, richtete er seinen Blick scharf und unverwandt auf den Tempel der höheren Wahrheit, „dessen Stufen er nur zu kehren“ sich bescheidet. Er „ist stolz auf die geringe Arbeit“, weil er weiß, „wem zu Ehren er es thut“. Hier nun, eben an der Schwelle des Tempels der Philosophie und Religion, begegnen wir dem erhabensten Ernste des vorzüglichen Mannes, der sich mit bewundernswerther Geisteskraft über sein Zeitalter und dessen Parteien hinweghebt, um das ideale Evangelium der Zukunft einer ihn wenig verstehenden Gegenwart zu verkündigen [1]). Diese Epoche seines Lebens beginnt eigentlich mit dem Antritte des Bibliothekariats in Wolfenbüttel, der im Jahre 1770 stattfand. In sie fallen die Kämpfe für das Licht der Vernunft, für das Recht des freien Geistes sowohl gegen die Versuche der Verfinsterung als der frivolen pragmatisch-verständigen Freidenkerei. Wärtel wollte er sein — so sagte er selbst —, der seine Stange dazwischen würfe, wenn von der einen oder der anderen Seite ein zu hämischer und unedler Streich geführt würde. Mit Herder können wir ihn „einen Rechtdenker unter den Freidenkern“ nennen. Sein „Berengar“ eröffnete (1770) das neue Stadium, welches „Nathan“ und die „Erziehung des Menschengeschlechts“ beendete, wenn sonst die Kritik die Authenticität der letzteren gegen jüngst erhobene Widersprüche behaupten und fernerhin sicher stellen kann [2]).

womit z. B. Heyne vor jener Lessing'schen Polemik noch in später Zeit zurücktrat. Herder, „Werke“, Theil IV. Vorrede (herausgegeben von Heyne).

1) Jenen Ernst mußte selbst Hamann, der sich sonst mit Lessing's polemisch kritischem Scharfsinne nicht befreunden mochte, anerkennen. „Es ist Lessing ein Ernst gewesen“, schreibt er, „eine neue Bahn zu brechen.“

2) Vor einiger Zeit ist versucht worden, die Lessing'sche Urheberschaft dieser bekannten Schrift zu bestreiten und sie, wenigstens dem Wesen nach, dem berühmten Ökonomen Albrecht Thaer beizulegen. Vgl. „Albrecht Thaer“ u. s. w. von W. Körte (Leipzig 1839). Doch sind die Gründe für diese Angabe keineswegs überzeugend, wie zum Theil schon Guhrauer nachgewiesen. (In der Schrift „Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts,

Mit der Herausgabe der Schrift des berühmten „Berengar von Tours“ († 1088) „Über die Transsubstanziation“ gegen Lanfrancus beurkundete Lessing, gleich nach seiner Anstellung an der Bibliothek in Wolfenbüttel, sein Talent, das Werthvolle und Bedeutende aufzufinden und aus dem Dunkel der Vergessenheit und dem Schooße der Bibliotheken hervorzuziehen, wovon er schon in Breslau die ausgezeichnetsten Proben abgelegt hatte. Aus der aufgefundenen Handschrift, deren Vorhandensein bisher völlig unbekannt geblieben, wies nun Lessing das rechte Verhältniß nach, in welchem jener Scholastiker zu der Verwandlungslehre im Abendmahle gestanden, an deren dogmatischer Ausbildung seit Paschasius Radbertus die Kirche bis dahin fortwährend gearbeitet hatte. Berengar's von mehreren Kirchenversammlungen verdammte Ansicht fällt fast ganz mit dem von Luther aufgestellten Lehrbegriffe zusammen; weshalb denn auch die Bekanntmachung derselben großes Aufsehen in der theologischen Welt verursachte und den Herausgeber als einen Mann bezeichnete, der in diesem Gebiete ein bedeutendes Wort mitzusprechen berufen war. Lessing ließ hier auch nicht lange auf sich warten, sondern stellte sich alsbald mit der ganzen ihm eigenthümlichen Offenheit und Entschiedenheit an die Spitze der philosophischen Theologie, deren Sache er eben so sehr durch seine spekulative Dialektik als seine ungemeine Kenntniß in allen bezüglichen Fächern mit Nachdruck zu führen im Stande war. Als er im Jahre 1774 die berühmten „Fragmente des Wolfenbüttel'schen Unbekannten“ herauszugeben anfing, veranlaßte er eine mächtige Aufregung, welche sich bald in heftigster Polemik aussprach.

Wir haben schon oben in flüchtiger Übersicht angedeutet, daß seit der Mitte des 18. Jahrhanderts die theologische Wissenschaft hauptsächlich auf dem Grunde philosophischer Einwirkung auch bei

---

kritisch und philosophisch erörtert“ (1841). Wenn Lessing selbst in einem Briefe an seinen Bruder bemerkt, er werde sich zu der Schrift niemals als Verfasser bekennen, so beweist das noch nicht, daß er nicht der Verfasser sei, sondern eben das Gegentheil. Übrigens hat Schwarz („Lessing als Theologe“) die Authenticität außer Frage gestellt. Vgl. auch Hebler, „Lessingstudien“ (Bern 1862), und die oben angeführten Aufsätze Dilthey's in den „Preuß. Jahrbüchern“.

uns eine Art rationalistisch-antiorthodoxe Richtung zu nehmen anfing, nachdem sie in England bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts theilweise in jene Bahn eingelenkt hatte. Wir berühren nicht weiter, was in dieser Weise ein Basedow anstrebte, oder gar ein Bahrdt in seiner trivialen Manier über theologische Gegenstände mit seichter Aufklärerei drucken ließ, und erinnern nur gelegentlich, daß ungefähr um die Zeit, wo die „Fragmente" bekannt gemacht wurden, J. A. Eberhard seine „Neue Apologie des Sokrates" (der erste Band erschien zum ersten Male schon 1772) herausgab, an die wir bereits früher erinnert haben, und worin der Verfasser der orthodoxen Dogmatik einen entschiedenen deistischen Rationalismus entgegensetzte, wider den selbst Lessing sich ermäßigend zu äußern für gut fand. In jenen „Fragmenten" selbst nun, die bekanntlich von H. Samuel Reimarus in Hamburg herrühren, herrscht indeß im Ganzen dieselbe rationalistische Auffassungsweise, nur werden die eigentlichen Grundlagen des Christenthums nach ihrer historischen und dogmatischen Tradition bestimmter als Ziel des Kampfes genommen. In der That enthalten sie bloß eine Reproduktion und weitere Ausführung vornehmlich des englisch-deistischen Antichristenthums, wie solches bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Toland's bekanntem Buche „Christianity not mysterious" ausgesprochen und später in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts von einer großen Zahl englischer Schriftsteller offen bekannt worden war, unter denen hauptsächlich Chubb, aus dem Gesichtspunkte literarischer Behandlung, besondere Aufmerksamkeit verdient. Lessing selbst wollte durch die Herausgabe wohl nur der Einseitigkeit der orthodoxen Dogmatik den Fehdehandschuh hinwerfen, ohne sich zu dem Inhalte seinem ganzen Umfange nach zu bekennen, gegen den er sich ja selbst in beigefügten Bemerkungen theilweise polemisch verhält [1]).

Wichtiger als diese „Fragmente" an sich wurde aber der theologische Streit, der sich an sie knüpfte und in dessen Mittelpunkt sich der berüchtigte Pastor und Senior Goeze in Ham-

1) Vergleichung verdient in dieser Angelegenheit auch besonders Lessing's eigene Schrift „Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" (1778).

burg stellte. Wie dieser Eiferer für die strenge symbolische Orthodoxie fast mit Jedem Fehde begann, der dem Rationalismus zuneigte, wie er dem sittlich-humanen Spalding, dem trefflichen, der frömmelnden Pfaffenbetrügerei entgegenwirkenden, Semler in Halle Verlegenheiten bereitete und selbst wider Goethe wegen der „Werther-Moral" dringende Beschwerde erhob, ist schon mehrfach von uns berührt worden und darf als überhaupt hinlänglich bekannt wohl übergangen werden. Hier haben wir vornehmlich nur auf die anti-goezischen Schriften Lessing's selbst hinzudeuten, welche sich auf gewisse Weise den „Antiquarischen Briefen" als Gegenstück anschließen und in ihrer Art für Muster echt ironischer, geistvoller, philosophischer und gelehrter Polemik gelten und in Absicht auf deutsche Sprache als wirklicher literarischer Gewinn betrachtet werden können [1]). Sie erinnern in allen diesen Beziehungen lebhaft an die polemischen Manifeste, die Luther und Hutten vordem an die deutsche Nation erließen, und mit denen sie auch hinsichts der Wirkungen vergleichbar sind. Was wir schon bemerkt haben, daß nämlich Lessing bei Veröffentlichung der „Fragmente" keineswegs ihren ganzen Inhalt als seine Überzeugung geben wollte, erweisen diese polemischen Schriften auf's bestimmteste, indem er in ihnen die Sache des Christenthums gegen die gemeine Pragmatik der Aufklärer eben so offen vertritt, als er sie gegen die supranaturalistische Anmaßung der Pastoraltheologen in Schutz nimmt. Er will ein Christenthum dem Geiste nach, welches in den evangelischen und apostolischen Schriften wohl einen positiven Anhaltspunkt haben mag, an sich aber davon ganz unabhängig ist. „Das Christenthum war", sagt er, „ehe Evangelisten und Apostel geschrieben haben." Daher sollen die schriftlichen Überlieferungen „aus ihrer inneren Wahrheit" erklärt werden, und wenn das Christenthum an sich selbst keine solche innere Wahrheit hat, so können die heiligen Schriften insgesammt ihr keine geben. Er will eben so wenig, daß man

1) Gesammelt sind die einzelnen Stücke (11 an der Zahl) in dem „Anti-Goeze" (1778). Röpe's schon angeführte Schrift „J. M. Goeze, eine Rettung", ist von August Boden („Lessing und Goeze", 1862) gebührend zurückgewiesen und siegreich widerlegt worden.

„jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, als jeden Weltweisen zum Gottesleugner herabwürdigt". Nichts ist ihm auf Seiten des zionswächterischen Goeze widerwärtiger, als daß er ihn „aus dem Hause seines Vaters (der protestantischen Religion) werfen will". Sein Herz, sagt er weiter, verdamme ihn nicht, und er könne „mit aller Freudigkeit zu Gott einem jeden intoleranten Heuchler die Larve vom Gesichte reißen" [1]). Dabei wolle er zwischen der Religion Christi und der christlichen Religion unterschieden wissen, als welche letztere sich an die verschiedene Auffassung und Erklärung der apostolischen Schriften knüpfe. Jene machte er zu der seinigen. Die echte Religion ist ihm die der Humanität. Sie steht von der Bibel unabhängig fest; wie denn reine Vernunftwahrheiten überhaupt sich nicht auf Beweise der Geschichte stützen.

In der Schrift „Erziehung des Menschengeschlechts" spricht er (bedeutsam genug hinsichtlich mancher philosophisch-theologischen Erscheinungen unserer Zeit) die Erwartung aus auf „ein neues Evangelium", welches in der uneigennützigen Liebe zur Tugend (eben in der Menschenliebe) beruhen soll, und er hofft, daß mit demselben „die Zeit der Vollendung kommen werde, da der Mensch das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind". Er weist auf gewisse Schwärmer des 13. und 14. Jahrhunderts hin, welche lehrten, daß der neue Bund eben so wohl antiquirt werden müsse, als es der alte geworden, und meint, diese Männer hätten dabei wohl „keine

---

1) Wie Lessing über die Religion an sich dachte, darüber giebt außer Anderem eine Stelle in seinem Lustspiele „Der Freigeist" ein bedeutsames Zeugniß. „Die Religion", heißt es, „ist eine Zierde für alle Menschen, und muß ihre wesentlichste Zier sein. Ach, sie verkennen sie aus Stolz, aber aus einem falschen Stolz. Was kann unsere Seele mit erhabeneren Begriffen füllen, als die Religion? Und worin kann die Sicherheit der Seele anders bestehen, als in solchen Begriffen, in würdigen Begriffen von Gott, von uns, von unseren Pflichten, von unserer Bestimmung? Was kann unser Herz, diesen Sammelplatz verderbter und unruhiger Leidenschaften, mehr reinigen, mehr beruhigen, als eben diese Religion? Was kann uns im Elende mehr aufrichten, als sie? Was kann uns zu wahreren Menschen, zu besseren Bürgern, zu aufrichtigeren Freunden machen, als sie?"

schlimmen Absichten" gehabt. Überhaupt aber ist er der Ansicht, „daß die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten durchaus nothwendig ist, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll" [1]). Übrigens ist diese Schrift ihrem ganzen Geiste nach eine Art Philosophie der Offenbarung. Alle Offenbarungen sind nach Lessing's Ansicht nur eben so viele Elementarbücher für die Erziehung des Menschengeschlechts, über welche die freie Vernunft später hinausgehen muß. Die Urheber derselben, wie z. B. Moses und Christus, sind bloß höher begabte und durch ihre Einsicht über ihre Generationen erhabene rein menschliche Individuen.

Mit jener theologischen Polemik hängt nun wieder eine bedeutsame poetische Produktion zusammen, welche die wissenschaftliche Überzeugung zu einer bestimmten Anschauung vermittelt — wir meinen „Nathan den Weisen". Wie „Miß Sara" neben den „Literaturbriefen" steht, wie „Minna von Barnhelm" sich dem „Laokoon", „Emilia Galotti" der „Dramaturgie" poetisch zur Seite stellt; so tritt der „Nathan" der anti-goezischen Literatur als dichterisches Gegenbild in sinniger Charakteristik gegenüber.

Der Nathan bildet den Zielpunkt der Ur- und Grundstrebungen Lessing's. Er ist sein Messias und sein Faust; er ist Lessing in all seinem Eifer für die Wahrheit, in all seiner menschenfreundlichen Gesinnung, in all seiner Freiheit des Geistes. Nathan's Überzeugung in Absicht auf Religion macht Lessing ausdrücklich zu der seinigen. Bemerkenswerth ist es daher auch

---

1) „Erziehung des Menschengeschlechts." — Neben dieser Schrift mag in Absicht auf philosophische Ideen an „Ernst und Falk" oder „Gespräche für Freimaurer" erinnert werden. (Vgl. über Lessing's philosophischen und theologischen Standpunkt die mehrcitirten Aufsätze Dilthey's in den „Preuß. Jahrb." 1867, 2 u. 3.) Lessing's „Kleine Schriften", seine anderweiten poetischen Versuche im Fache der Lyrik, des Epigramms und der Fabel, sowie die Theorien über diese beiden letzteren Dichtarten, welche viel Scharfsinniges enthalten, mögen hier ohne weitere Besprechung bleiben. Im Besonderen wollen wir noch das Vademecum für den Pastor Lange hervorheben, als ein Muster persönlicher Satyre (des Pamphlets). Es erinnert an spätere Erscheinungen der Art sowohl aus der kraftgenialischen Epoche als namentlich aus der Zeit der Kotzebue-Schlegel'schen Polemik.

wohl, daß diese Dichtung gewissermaßen an die ersten, noch knabenhaften poetischen Regungen Lessing's anschließt, indem er bei seinem Eintritte in die Meißen'sche Fürstenschule in einer Rede den bezüglichen Gedanken schon berührte, gleichwie Klopstock, wie wir gesehen, die Ahnung seiner „Messiade" schon in der Abschiedsrede auf Schulpforta aussprach. Auch kann nicht verkannt werden, daß in dem jugendlichen Lustspiele „Die Juden" die Tendenz des Nathan waltet. Diesen selbst hatte er früher in einer etwas anderen, als der gegenwärtigen Gestalt ausgearbeitet. Die theologisch-polemische Richtung und Bedeutung gab er ihm erst nach der Fragmentenfehde [1]).

Der Hauptpunkt, um den sich in diesem Drama Alles dreht, ist die Verkündigung des Evangeliums der Toleranz, die Ausführung des Gedankens, daß die wahre Religion darin bestehe, „in der Menschenliebe Gott zu lieben". Was Lessing von Shakspeare's „Romeo und Julie" sagt, daß die Liebe selbst das Werk gedichtet habe, kann man in verändertem Bezuge auf seinen „Nathan" anwenden, indem man sagt, daß die Religion der Liebe und Duldung selbst ihn gedichtet. Es giebt kein religiöses Monopol, keine Religion, welche das Recht haben könnte, allein Religion zu sein, so wenig es eine Liebe giebt, die sich allein Liebe nennen dürfte.

„Wem eignet Gott, was ist das für ein Gott,
Der einem Menschen eignet?"

Diese Worte, welche Lessing der Recha in den Mund legt, verbunden mit denen, die Nathan den Richter in der Ringparabel sprechen läßt:

„Wohlan,
Es eifre Jeder seiner unbestochenen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach"

bezeichnen Wesen und Tendenz der Dichtung. Die Erzählung von

---

1) „Die Erziehung des Menschengeschlechts" bildet eine Art Kommentar zum Nathan, indem sie den Sinn der oben angedeuteten Worte Lessing's „daß Nathan's Gesinnung gegen alle positiven Religionen von jeher die seinige gewesen", gewissermaßen erläutert und in seiner rechten Bedeutung dargelegt.

den Ringen ist die Parabel jener Worte. Selbst das Christenthum darf sich nicht für das erstgeborene, für das eine Kind des Hauses halten wollen. Das Erste vielmehr ist der Mensch.

„Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch?"

So spricht Nathan, mit Recht der Weise, und der treffliche Muselmann, der tapfere Saladin, hat nicht minder Recht, wenn er den Tempelherrn mahnt:

„Sei keinem Juden, keinem Muselmanne
Zum Trotz ein Christ!"

Das echte Wesen der Religion, die Liebe der Menschen in der Ehrfurcht gegen Gott — was auch der Apostel will [1]) —, muß sich nicht in dem bloßen „süßen Wahn" der Schwärmerei, sondern im Thun, in werkthätiger Tugend äußern. „Begreifst du", sagt Nathan,

„Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist?"

Und Recha meint, viel tröstender, als der Glaube der Märtyrer sei die Lehre,

„daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt."

Wohlthun nun mit innigster Ergebenheit in Gott ist auch die Moral der Parabel von den Ringen. Bezeichnend nennt daher Gervinus das Gedicht „einen reizenden Codex religiöser und weltlicher Moral".

Den ersten Gedanken zum Nathan hat Lessing, wie er selbst berichtet, im „Decameron" des Boccaz gefunden; die Ausführung jedoch ist ganz sein Werk. Müssen wir nun im voraus gestehen, daß auch hier wieder mehr die verständige Reflexion gearbeitet, als die Genialität der Phantasie geschaffen hat; so bewährt sich doch nicht minder, daß die Reflexion den Ton stiller Begeisterung an-

1) Bekannt ist ja die apostolische Lehre, „daß in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, Gott angenehm ist".

genommen und den didaktischen Gehalt mit der Farbe der Poesie oft sehr glücklich umkleidet hat. Kann es uns ferner nicht entgehen, daß in mehrfacher Hinsicht die Schärfe der Charakteristik, die dramatische Belebung und Konsequenz, wie wir sie in der „Emilia Galotti" gefunden haben, hier fehlen; so muß dagegen um so mehr die Kunst bemerkt werden, welche in der Darlegung der Haupt- und wesentlichen Züge, sowie in der Stellung der Personen zu einander und zu der Handlung sich bethätigt. So tritt uns z. B. vornehmlich das Bild des Juden Nathan in reinster Zeichnung und Eigenthümlichkeit entgegen. Er ist eben so sehr der Repräsentant der Lessing'schen Humanitätsphilosophie, als er das Gepräge seiner specifischen jüdischen Nationalität in seiner Erscheinung trägt. Diese letztere Eigenschaft dient der ersteren zu bedeutsamer Folie, und die Verbindung beider zeugt nicht von geringer künstlerischer Einsicht. Eben so bewährt sich im Tempelherrn die sichere Hand, die mit Geschick die Romantik der Religion, der Liebe und des Ritterthums zugleich zu malen weiß. Wie sodann Saladin in freier Männlichkeit sich zwischen Beide stellt, giebt einen weiteren Beweis glücklicher kompositiver Berechnung. Nimmt man dazu, wie diese Charaktere die verschiedenen Standpunkte religiöser Anschauung vor uns vertreten und zugleich von ihren verschiedenen Standpunkten aus, ohne Absicht und durch das Schicksal selbst geleitet, dem Zwecke der Dichtung gleichmäßig dienen; wie Jude, Muselmann und Christ in einem Werke der Menschlichkeit, in der Rettung der Recha, sich unwillkürlich begegnen, von diesem aus sich zusammenfinden und verbinden; wie der Jude bedeutsam im Mittelpunkte des Ganzen steht und das Symbol der höheren religiösen Duldung und Liebe wird, indem ja die anderen beiden Religionen in der des weisen Nathan ihre gemeinschaftliche Mutter haben, indem zugleich der Jude vermöge seines Geschäfts mit Allen näher verkehren mochte, sowie er durch Reisen in die Welt- und Menschenkenntniß gereifter, als die Anderen erscheinen mußte [1]) — vergleicht man dies und Ähnliches, so muß

1) Wenn Rötscher in dem „Cyklus dramatischer Charaktere" darauf hinweist, daß jene Wahl des Juden wesentlich dadurch motivirt erscheine, daß in ihm eben als Juden das religiös-exklusive Princip vorzugsweise zu über-

man wohl gestehen, daß die Anordnung, wie sehr sie auch nach mancher Seite hin in der weiteren Entwickelung den absichtlichen Kalkül bemerken läßt, doch im Allgemeinen ein bedeutendes Talent dramatischer Ökonomie und organisirender Kunst beweist. Diese bekundet sich auch darin, daß der Grundgedanke in möglichster Bestimmtheit in der Handlung veranschaulicht wird. Sowie nämlich die religiöse Duldung zwei Hauptfeinde hat, den Aberglauben des Fanatismus und die Sophistik pfäffischer Orthodoxie, so werden hier auch diese beiden Finstermächte in ihrem Streben und zugleich in ihrer Überwindung trefflichst vergegenwärtigt. Mit kluger Rücksicht wird uns der Aberglaube in seiner schwärmerischen Form in dem weiblichen Charakter der Daja vorgeführt, in seiner dogmatischen Strenge dagegen im Tempelherrn, während die Sophistik des Pfaffenthums in dem Patriarchen vor die Augen tritt. Die Erste erscheint entzückt von ihrem Glauben an die Engel, der Andere ereifert sich in kirchlicher Befangenheit und schont selbst des weisen Juden nicht von dem Dritten aber sagt der einfältige Klosterbruder:

„Nur, meint der Patriarch, sei Bubenstück
Vor Menschen nicht auch Bubenstück vor Gott."

Mitten in diesen Aberglauben und priesterlichen Trug, über deren Regionen Nathan gleich frei erhaben schwebt, spielt die naive Duldsamkeit der Recha freundlich-still hinüber, die da meint, daß Moses nicht bloß auf Sinai, sondern „wo immer er gestanden, vor Gott gestanden", eben so die treuherzige Moral des Klosterbruders, der gehorcht, ohne „viel zu klügeln", obwohl er denkt, der Patriarch gebrauche ihn zu allerlei, „wovor er großen Ekel habe". Auch das edle Herrscherbewußtsein des großen Saladin, der

„Nicht verächtlich von des Volkes Stimme denkt",

greift wohlthätig kontrastirend in das Getreibe afterreligiöser Frömmigkeit hinein.

---

winden sei und somit durch die Überwindung das Princip der freien Humanität um so positiver hervortrete, so ist diese Bemerkung jedenfalls als eine scharfsinnige anzuerkennen.

Im Allgemeinen mag noch auf den romantischen Hintergrund hingewiesen werden, welcher dem Ganzen unterliegt und der an und für sich wesentlich verständig-berechneten Komposition eine anziehende poetische Perspektive verleiht, wodurch die philosophische Tendenz in die Beleuchtung der Phantasie erhoben wird. Dahin gehört vorab der Schauplatz selbst, nämlich die jerusalemitisch-orientalische Landschaft mit ihren biblischen Erinnerungen, ihren eigenthümlichen Ansichten, ihren Palmen u. s. w. Dahin gehört das Mystisch-Ritterliche des Templerordens, das phantasiereiche Bild des islamitischen Kriegerthums und seines hier gefeierten Helden selbst, endlich das bedeutsame Hineinragen der Kreuzzüge, an welche sich die imaginativen Vorstellungen in so hohem Maße knüpfen.

So steht denn der Nathan, trotz der didaktischen Absichtlichkeit und bei aller Mangelhaftigkeit des inneren lebendig-freien Organismus sowie der metrischen Plastik und Harmonie, als ein Werk da, an dessen Gestaltung sich die Macht eines höheren Geistes unverkennbar bewährt. Er bleibt ein unvergängliches Denkmal, das die deutsche Muse der Idee der Menschheit und der nationalen Gesinnung zugleich gesetzt hat. Und so scheiden wir denn, erbaut und gestärkt, von dem trefflichen Manne, auf den so sehr, wie irgend Einen, die Worte Goethe's Anwendung finden dürfen:

„Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth, zu sprechen und zu dichten" [1]).

---

1) Wir erinnern gern noch an ein poetisches Wort Platen's über den „Nathan":

„Hier ist Alles Charakter und Geist und der edelsten Menschheit
Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott."

Drittes Kapitel.

Stand der nationalliterarischen Wissenschaft während der Epoche der Lessing'schen Reformation.

Lessing's reformatorische Bemühungen richteten sich zunächst und in gerader Linie auf die Zustände unserer poetischen Literatur, welche daher auch vorzugsweise von ihm ihre neuklassische Stellung datirt. Allein es konnte nicht fehlen, daß einerseits die Leistungen selbst, welche er in mehreren Gebieten der Wissenschaft, z. B. in der Theologie, Philosophie und Alterthumskunde, darbot, mehrfach auch hier anregen mußten, wie unter Anderem bei Herder, daß andererseits aber auch der Geist der freien Untersuchung, das Princip der von ihm festgestellten Selbstständigkeit der subjektiven Überzeugung gegenüber dem Ansehen der Überlieferung und anmaßlichen Autorität der wissenschaftlichen Strebungen bedingen mochte. Lassen wir nun zuvörderst ohne nochmalige weitere Erwähnung, was auf dem Felde der Philosophie und Theologie außer den Lessing'schen Schriften gleichzeitig erschien; verschieben wir Herder's bezügliche revolutionäre Bewegungen für die nächstfolgende Drangepoche, in welche sie nach Geist und Zeit gehören: so bleiben vorzüglich nur die Politik und Pädagogik für die gegenwärtige Berücksichtigung übrig, da die andern Wissenschaften, zum Theil selbst die Geschichte, in diesem Zeitraume noch keinen echt nationalen Charakter gewinnen konnten.

Der Staat und die Schule (die Erziehung) wurden der Betrachtung um so eher unterzogen, als gerade beide in den Nachbarländern, Frankreich und England, bereits mehrseitige wissenschaftliche Behandlung gefunden hatten. Sehen wir von andern Schriftstellern ab, so ist es vornehmlich J. J. Rousseau, der in beiderlei Hinsicht den Haupteinfluß bei uns in dieser Zeit geübt hat, einerseits durch seine verschiedenen politischen Schriften, andererseits durch seinen „Emil". Die „Neue Heloise" steht popularisirend zwischen beiden. Außer Rousseau's Werken darf noch die „Encyclopédie universelle", an welcher sich die geist-

reichsten französischen Schriftsteller von damals betheiligten, als vorzüglich mitwirkend genannt werden. Auf dem Gebiete der Politik begegneten wir schon in der vorreformatorischen Epoche einigen Erscheinungen, welche einen freieren Geist bethätigten und das Bedürfniß des Fortschritts bemerken ließen. Freilich waren es hier außer Friedrich's II. praktischem Verbesserungsstreben [1]) zunächst poetische Ergüsse, in denen sich das neu erwachende politische Bewußtsein damals kundgab. Klopstock stand an der Spitze; die preußischen Dichter, Ramler und Gleim unter ihnen voran, sangen vielfach in politischer Begeisterung. Besonders fand diese politische Poesie in Schwaben Anhänger, Nachahmer und Fortbildner, und pflanzte sich hier durch Schubart und Schiller, dann durch Uhland, jüngst durch Herwegh in die Gegenwart herüber.

Auch die prosaische Politik nahm nun von hier ihren Ausgang, nicht ohne nahe Anschmiegung an die Poesie. Fr. Karl v. Moser, mit dessen „Staatsgrammatik“ (1749) diese Literatur gewissermaßen beginnt, und den wir bereits oben erwähnt, weiset uns sofort nach Schwaben hin. Er vertritt aber in seinen späteren Schriften, mit Justus Möser, in dieser Epoche hauptsächlich die eigentliche politische Literatur Deutschlands. Schlözer gehört erst der folgenden Epoche des Sturms und Drangs eigenthümlich an. Wie verschieden nun die beiden erstgenannten Männer in Auffassung und Darstellung sein mögen, in der Tendenz, das Princip der Menschenwürde und des freien menschlichen Rechts dem politischen Bewußtsein näher zu bringen, begegnen sie einander. Wie es die damaligen Staatsverhältnisse und socialen Zustände in Deutschland mit sich brachten, war ihre schriftstellerische Thätigkeit weniger eine theoretisch-wissenschaftliche, als eine mehr kritische, oppositionelle, gelegenheitliche und fragmentarische. Gern blickt man übrigens aus der Mitte des 19. Jahrhunderts auf jene Vergangenheit zurück, indem dort das ehrenhafte Ringen nach dem hohen Gute beginnt, für welches Deutschland jüngst seine Revo-

---

1) Übrigens betheiligte sich Friedrich auch schriftstellerisch an der Politik. Wir erinnern hier nur an seinen „Antimacchiavell“, welcher schon 1740 erschien.

lution gewagt, ohne jedoch den Preis zu gewinnen [1]). Moser suchte von oben zu reformiren, indem er gegen die Beamtenwelt seine strafende Stimme erhob, während Möser von unten, aus dem Leben des Volks selbst, die Mittel und Motive der politischen und socialen Verbesserung hervorziehen wollte. Wir wiederholen hier nicht, was wir über Moser bereits am Ende des vorhergehenden Zeitraums bemerkt haben, wohin eben sein erstes politisch-literarisches Auftreten gehört [2]), wir übergehen daher diejenigen seiner Schriften, welche in jene Zeit fallen, und heben nur noch einiges Späteres hervor [3]).

Dieselben Grundsätze, welche er früher so energisch als freimüthig bekannt, sprach er auch später mit gleicher Offenheit aus. Vom Standpunkte des Christenthums aus forderte er die Fürsten und ihre Diener zu rechter und wahrer Regierung auf, ohne jedoch wie die heutigen Apostel des sogenannten christlichen Staats unter dieser frommen Maske den theokratischen Despotismus statt der Freiheit predigen zu wollen. Er meint nur, daß, „wenn ein großer Herr das Geheimniß verstünde, viele wahre Christen als Minister und Räthe in seine Dienste zu bekommen, er Wunderdinge würde thun können". Mit kräftigem Muthe wirft er sich gegen die Tyrannei und die anmaßliche Selbstsucht der Beamten

---

1) Geschrieben 1850.

2) Auch an den Vater Karl v. Moser's, J. J. Moser († 1785), haben wir schon oben erinnert und bemerken nur noch, daß derselbe wegen seines patriotischen Freimuths auf Hohentwiel in Würtemberg fünf Jahre lang büßen mußte. Der Sohn sagt, „daß er von ihm in die Grundsätze der Rechtschaffenheit und in die Geheimnisse des wahren Patriotismus eingeweiht worden sei". Übrigens scheint Moser von seinem Vater auch die fromme religiöse Richtung geerbt zu haben, welche in seinen Schriften fast überall durchleuchtet und Goethen veranlaßt hat, ihn in den „Bekenntnissen einer schönen Seele", unter dem Namen „Philo" als Vertreter dieser Richtung einzuführen. Vgl. über den älteren Moser die Monographien von A. Schmidt (Stuttgart 1868), H. Schulze (Leipzig 1869) und Chr. Fr. Hermann (Stuttgart 1869).

3) Außer den früher genannten Schriften hat Moser viel und über Vieles geschrieben. So erschienen von ihm 1751 „Kleine Schriften" und 1763—64 „Gesammelte moralische und politische Schriften", welche manches Treffliche enthalten. Die Zahl seiner Schriften beläuft sich auf 55.

und die Kabinetsdespotie, mit richtigem Takte die Wurzel bezeichnend, aus welcher bis auf die Gegenwart noch vielfach das tödtlichste Gift der echten politischen Freiheit erwächst. Er schont weder die fürstlichen Herren, noch ihre diensteifrigen Kreaturen. Es war freilich eine schlimme Zeit für uns armes deutsches Volk, jene Zeit der Kleinfürstenwillkür, und es that Noth, daß neben den volksgesinnten Herrschern, Friedrich II. und Joseph II.[1]), auch die öffentliche Meinung endlich Organe fand, die ihr Herzweh darüber auszusprechen nicht scheuten. In dieser Hinsicht haben wir des Zusammenhangs wegen nun vor Allem Moser's „Patriotisches Archiv" zu nennen, obwohl es erst 1784 erschien, worin er in konkreten Fällen nachweist und ahndet, was er in den früheren Schriften (im „Herrn und Diener", sowie in der Schrift vom „Deutschen Nationalgeiste") im Allgemeinen bezielt hatte[2]). Es ist erfreulich, zu gewahren, mit welch edlem Eifer hier der unerschrockene Mann die Werke politischer Finsterniß und Regierungsheimlichkeit an das Tageslicht zieht, die Ungerechtigkeit der Behörden und Beamten hervorstellt und die gesinnungslose Hofpublicistik, die sich abmühte, die hundert und mehreren kleinen deutschen Fürsten mit der absoluten Macht orientalischer Despoten zu bekleiden, der öffentlichen Meinung anheimgiebt. Vornehmlich bezeichnet er die Öffentlichkeit als das einzige und wesentliche Mittel zur Befreiung Deutschlands aus dem Joche der politischen Unmündigkeit und fürstlichen wie büreaukratischen Willkür[3]). Blicken

---

1) Längst hatte Friedrich das große Wort der [späteren] französischen Revolution ausgesprochen, „daß der geringste Bauer, ja der Bettler selbst eben so wohl als der König ein Mensch ist", als Joseph in einem seiner bekannt gewordenen Briefe (von 1787) schrieb, „daß das Wohl seiner Unterthanen seine Leidenschaft sei". Doch wirkte Joseph mehr in der Zeit und in der Weise des Sturmes und Dranges, während Friedrich's politische Bedeutsamkeit der reformatorischen Literaturzeit angehört, wie wir bereits zum Theil ausgeführt haben und weiter abwärts noch einmal berühren werden.

2) Es ist indessen nicht zu vergessen, daß Moser im Jahre vorher in Ungnade gefallen und gerade damals in seinen großen Proceß gegen den Landgrafen verwickelt war.

3) Interessant in Beziehung auf die politischen Zustände unserer Gegenwart ist, was der kräftige Mann vor hundert Jahren über das Ver-

wir nun aber vom Inhalte weg auf die Form, so tritt uns freilich noch viel Veraltetes und Mangelhaftes entgegen. Moser bewegt sich fast noch ganz in der schweren Rüstung des Kanzleistyls, und von der damals beginnenden Einwirkung des Geschmacks auf die deutsche Prosa findet sich bei ihm kaum eine Spur, obwohl einzelne Stelle beweisen, daß er auch in dieser Hinsicht höher stehen würde, wenn ihn nicht der Stoff, der Zweck der Verbesserung, zu sehr gedrängt und über die formellen Rücksichten fortgeführt hätte. Die eigenthümliche Lage, in welcher Moser sich zwischen gegebenen Zuständen und dem Bedürfnisse des Fortschrittes eingeklemmt fand, gestatteten keine ruhige Besinnung und Haltung, und auch hier dürfte Goethe Recht haben, wenn er von Moser's Hauptschriften sagt: „Sie deuten sämmtlich auf eine Ungeduld in einem Zustande, mit dessen Verhältnissen man sich nicht versöhnen, und den man doch nicht los werden kann." [1])

---

hältniß der Landstände schrieb. „Seitdem die Soldatenregierungen bei uns eingeführt wurden, seitdem die eine Hälfte des Volks die andere ernähren muß, seitdem der kleinste Herr so viel Soldaten auf den Beinen hat, als nöthig sind, sein Land zu tyrannisiren, seitdem kommt es bei Vielen je länger je mehr nur noch auf den Willen an, ob der Fürst seinen Pflichten genügen, ob er seine Landstände konsideriren oder brutalisiren will." Überhaupt aber führte K. v. Moser gegen die Fürsten und ihre Hofwirthschaft eine Sprache, welche jetzt Jedem, der sich dieselbe erlauben wollte, mindestens eine Anklage auf „Majestätsbeleidigung" zuziehen würde.

1) „Dichtung und Wahrheit", Bd. I, S. 122. — Interessant ist, über Moser das weitere Urtheil Goethe's und seines fürstlichen Freundes, des Herzogs Karl August von Weimar, zu vergleichen. Während der Erstere nach seiner Weise, jedem Wirken sein eigenthümliches Recht widerfahren zu lassen, Mosern anerkennt und ihm sogar einen bedeutenden Einfluß auf seine eigenen damaligen Strebungen zugesteht, während er von ihm sagt: „Auch er (Moser) hatte einen gründlich-sittlichen Charakter — — und wollte das Geschäftsleben einer gewissenhafteren Behandlung entgegenführen — — er wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken — —, aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sittlichen Würde so wenig als möglich vergeben", spricht der Andere mit unverkennbarem Aristokratenbewußtsein über denselben Mann in den niedrigsten Ausdrücken, indem er ihn „einen goldene Dosen- und Geldfresser" nennt, den er „sein Leben lang nicht leiden konnte", ja einen „Lump", der „mit Trompeten und Pauken fallen könne und doch ein Lump bleibe". „Briefe an Merck",

Die „Literaturbriefe“ begrüßten Moser's energisches Auftreten mit freundlicher Theilnahme und wußten auch hier zu würdigen, was an der Zeit war; Herder aber nennt ihn „einen Patrioten für drei Zeitalter in Deutschland“, einen Mann, „der das Schrot und Korn der alten lutherischen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit und gesunden Vernunft unserer Väter“ kannte, obwohl er dabei nicht verhehlt, „daß der Minister zu oft diktire“ [1]).

Höher erhebt sich bei gleicher Sachrichtung in humaner und ästhetischer Beziehung sowie in Absicht auf klassische Bildung Justus Möser aus Osnabrück (1720—94). Er gehört zu den wenigen Schriftstellern jener entfernteren Zeit, deren sich unsere Gegenwart noch gern erinnert und dem sie ihre ernste Neigung entgegenbringt [2]). Möser verdankt diese Bevorzugung eben so sehr seiner volksthümlichen Gesinnung, seiner national-patriotischen Deutschheit, als auch dem gediegenen und zugleich gründlich gebildeten Charakter seiner Schriften, dem offenen Eintreten in den neuen Geist unserer Literatur, und der durch all seine Werke hindurchgehenden Tüchtigkeit in intellectueller wie moralischer Hin-

---

Bd. I, S. 257. (Doch darf nicht vergessen werden, daß Karl August in der Erregung des Augenblicks und in vertrauten Briefen, Goethe dreißig Jahre nach jenem Processe und vor dem Publikum über den hessischen Reformator urtheilt.)

1) Moser scheint allerdings in seiner praktischen Laufbahn, namentlich als Präsident der landgräflichen Regierung in Darmstadt, keineswegs von Ministerialwillkür frei gewesen zu sein und sich über Gebühr despotischer Härte schuldig gemacht zu haben, wobei freilich nicht zu übersehen ist, daß einerseits das damalige hessische Beamtenwesen sehr im Argen lag, andererseits aber auch viele Interessen durch den „Ausländischen“ verletzt wurden. Über diese Verhältnisse ist insbesondere zu vergl. K. Wagner, „Briefe aus dem Freundschaftskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck“ (Leipzig 1847), namentlich S. 200 ff. Daneben verdient jedoch Berücksichtigung, was Robert Mohl in den „Ergänzungsblättern zur Allgem. Zeitung“ 1846 (August) über Moser mittheilt. Hier mag indeß der Verwandte wohl nicht von aller Vorliebe frei geblieben sein. Vgl. in Zimmermann's „J. H. Merck“ (Frankfurt 1871) das ausführliche Kapitel über den jüngeren Moser.

2) Noch in unseren Tagen (1843) hat Abeken eine neue Ausgabe von Möser's „Sämmtlichen Werken“ in 10 Bänden besorgt (neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben vermehrt). Diese Ausgabe ist auch

sicht. Der Mensch in und mit dem Staate, die Humanität im Elemente des politischen Lebens bildet seine Ur- und Grundüberzeugung. Er steht übrigens mit Moser zunächst auf dem praktisch-politischen Standpunkte und genoß wie dieser die langjährige Erfahrung bedeutender Staatsämter; daher auch bei ihm weniger Theorie und Schulmethode als unmittelbares Hineingehen auf die gegebenen Zustände und die Bedürfnisse der Wirklichkeit. Doch vertieft er sich inniger und zutraulicher als Moser in die konkreten Verhältnisse der Gegenwart, ohne jedoch das Allgemeine darüber außer Acht zu lassen. Vielmehr versteht er, mit meisterhafter Kunst aus dem Kleinen das Große, aus dem Besonderen das Allgemeine, aus provinziellen und lokalen Zuständen die gemeinsamen des ganzen Vaterlandes überhaupt zurückspiegeln zu lassen. In den Miniaturbildern der westphälischen Bauern- und Landverhältnisse zeigt er uns die Züge der Physiognomie des deutschen Volks im Großen; in der westphälischen Spinnstube läßt er uns sehen, was dem Gesammtleben frommt und schadet; in der Charakteristik des Gegenwärtigen zeichnet er die Bedürfnisse der Zukunft.

Während Moser von oben herab Besserung fordert und gegen die Häupter vordringt, sucht Möser sich näher an die Volkszustände, an die socialen Bezüge und Zwecke zu halten, um von hier aus den Fortschritt genetisch zu vermitteln. Dabei erscheint er überall als Mann voll edlen Wohlwollens und vom reinsten Gemüthe, was ihn jedoch nicht hindert, oft mit treffender Ironie zu zeichnen, wodurch dann die Darstellung das Gepräge wahrhaft künstlerischer Freiheit und Heiterkeit zugleich gewinnt. Sprache und Styl haben eine schöne Mannigfaltigkeit nach Maßgabe der Gegenstände und Standpunkte ihrer Behandlung und erweisen eben so viel Bildung des Geschmacks, als die Sachen, welche behandelt werden, Kenntniß und Vertrautheit in ungezwungener Weise überall sehen lassen. Ohne Vordringlichkeit macht sich seine große Gelehrsamkeit im Bunde mit vielseitigster und gediegenster Welterfahrung geltend, und gleichsam in freier Phan-

---

wegen der beigefügten biographisch-charakteristischen Notizen besonders schätzenswerth.

tasie weiß die Meisterhand des Schriftstellers alle möglichen Themen leichtspielend und in den feinsten Übergängen zu behandeln und alle auf ein Grundthema, die Verbesserung des socialen Menschenglücks, ohne Zwang zurückzuführen. Wie er vermöge seines Amtes berufen war, zwischen Fürst und Ständen, zwischen Privilegien und Volksrechten vermittelnd aufzutreten, so verrathen seine Schriften eine unbefangene Stellung über den politischen wie socialen Parteirichtungen, wobei jedoch wohl bemerkt werden kann, daß ihm das eigentlich bürgerliche Element als die rechte Grundlage des staatlichen Gedeihens erscheint. Dem Neuen zugewendet, mochte er doch das Alte nicht überall verkennen, und wie er jenes fördern wollte, so vertheidigte er dieses, wo es ihm berechtigt schien, gegen die Anmaßung einer zudringlichen Neuerungssucht. Wenngleich ein Feind der sentimentalen Philanthropie und ein Mann verständiger Weltauffassung, besaß er doch Herzensfreundlichkeit und ideale Stimmung genug, um sich des echt Menschlichen im Menschen mit Liebe anzunehmen. Auf diese Weise erwarb er sich denn auch, so wie die Achtung seiner Zeitgenossen, so die Werthschätzung der größten Schriftsteller selbst. Wir übergehen die Urtheile Anderer und führen nur das eines Einzigen an. „Immer", sagt Goethe von ihm, „ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben, bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja mannigmal derb und heftig, und dieses Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Übersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor wüßte ich ihm niemand als Franklin zu vergleichen." [1])

Merkwürdig ist es, wie Möser bereits damals Institute empfahl, die wir erst nach einem Jahrhunderte, und

1) „Dichtung und Wahrheit", Bd. III, S. 242 ff. Schon Biester stellte ihn in der „Berliner Monatsschrift" (1783) neben Franklin.

nur in Folge der Revolution von 1848 errungen haben, z. B. das Geschwornengericht, über welches der einsichtsvolle, national=geschichtskundige Mann die treffendsten Bemerkungen macht. Auch anderweite Urtheile sind sehr bezeichnend und noch immer für unsere Gegenwart bedeutsam. So sagt er z. B. in der Kritik eines Moser'schen Werkes unter Anderem: „Am Hofe lebt nicht der Patriot, nicht der Mann, der zur Nation gehört, sondern der gedungene Gelehrte, der sich schmiegende Bediente, und das Chamäleon, das allezeit die Farbe annimmt, die ihm untergelegt wird." In der Schrift „Über Sprache und Literatur" bemerkt er von uns Deutschen: „Der Staat geht unter der Wache stehender Heere maschinenmäßig seinen Gang; wir suchen die Ehre fast bloß im Dienste oder in der Gelehrsamkeit und nicht in Erreichung des höchsten Zwecks von beiden." Überhaupt aber sind seine Schriften voll praktischer Wahrheiten und treffender historischer Ansichten, und es wäre zu wünschen, daß gerade unsere Beamten ihm ihre Aufmerksamkeit besonders zuwenden möchten. Dabei sind Unbefangenheit, Einfachheit und maßvoller, aber offener Freimuth schätzbare Eigenschaften seiner Darstellung.

Am umfassendsten und klarsten zeigt sich Möser's politische Denkart und ganze Weise in den „Patriotischen Phantasien", einer Sammlung kleiner Aufsätze, meistens ökonomische, bürgerliche und sociale Verhältnisse überhaupt betreffend, welche zuerst in den „Osnabrück'schen Intelligenzblättern" (seit 1766) erschienen, und später unter Mitwirkung seiner Tochter, Frau v. Voigt, gesammelt und herausgegeben wurden. Von ihnen gilt hauptsächlich die obige literarische Charakteristik. Was uns als Phantasie gegeben wird, ist die reinste Wirklichkeit, die Phantasie ist hier nur der freie Sinn des gebildeten Verfassers, der durch Alles geht und es geistig adelt. In diesen Volksblättern redet ein echter Freund des Volks die Sprache des Volkes, geht ein in die Verhältnisse seines Lebens und Wirkens und versteht, ihm den Spiegel seiner Zustände und Bedürfnisse vorzuhalten, zugleich aber die Mittel des Besserwerdens einfach darzulegen. Möser macht sich vertraut mit dem Volke, ohne gemein zu werden; vielmehr waltet auch hier überall die Macht seines hellen, gebildeten Geistes. Wenn er hin und wieder in den fortschrittlichen Beziehungen allzu

bedenklich erscheint — z. B. in Absicht auf die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden oder auf Abschaffung der Leibeigenschaft und Hörigkeit [1] —, so war es mehr die Ansicht von dem für den gesellschaftlichen Zustand überhaupt wie für die Interessenten (die Leibeigenen) selbst insbesondere vortheilhafteren Zustande, als eigentlich konservatives Vorurtheil.

Außer den „Patriotischen Phantasien" ist es zunächst noch die „Osnabrückische Geschichte" (1768), welche besondere Berücksichtigung verdient. Obgleich das Werk sich auf der Grundlage einer reichen Quellen- und Urkundensammlung aufbauet, so läßt sich in ihm doch die volksthümlich-politische Tendenz nicht verkennen. Zugleich herrscht auch darin der ungeschminkte, kernige Ausdruck, welcher Möser'n überhaupt eignete und in Verbindung mit der tiefen Kenntniß des deutschen Volkslebens dieser westphälischen Partikulargeschichte eine allgemeinere nationalliterarische Bedeutung verleiht [2]. — Außerdem nahm Möser, der anfangs, wie die Zeit seiner ersten Bildung es mit sich brachte, unter der Zucht der Gottsched'schen und französischen Regel ging und schrieb (z. B. in seinen zwei Wochenschriften 1746—49), lebhaften Theil an den neuen Bewegungen in der Literatur und hielt sich nicht für zu alt, dem damaligen jungen Deutschland der Drang- und Sturmepoche seinen Beifall zu gewähren. Mit dieser Jugend stellte er sich in Reihe und Glied, wo es galt, dem fremden Geschmacke gegenüber die Nationalität, der konventionellen Tradition gegenüber die Natur, der Autorität der Schule entgegen das Rechte der freien Genialität zu behaupten; wie er denn mit Goethe, dem eigentlichen Koryphäen des damaligen jungen Deutschlands, in freundlicher Gegenseitigkeit stand und dessen erste Versuche mit wohlwollendem Urtheile begrüßte [3]. Voll lobens-

---

1) In seinem Briefwechsel finden sich Äußerungen, welche an seiner ernstlichen Meinung hinsichts dieses letzteren Punktes zweifeln lassen.

2) Der dritte Theil ist von Stüve herausgegeben.

3) Abeken, „Reliquien von Justus Möser" (Berlin 1837). Auch Rousseau's Anregung blieb er nicht fremd. Man vgl. in den von F. Nicolai herausgegebenen „Vermischten Schriften von J. Möser", dessen „Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben bei dem Herrn J. J. Rousseau".

werther Offenheit vertheidigte er die deutsche Sprache und Literatur wider Friedrich II., als dieser in der erwähnten Schrift „De la littérature allemande“ beide verunglimpfte, sowie er sich gegen Gottsched des Harlekins annahm, den dieser von der Bühne zu verbannen suchte [1]).

Nicht so in gerader Linie, wie die beiden genannten Publicisten, aber doch in Absicht auf das Wesentliche der Überzeugung mit ihnen nahe verwandt, bewegte sich im Gebiete der Politik Helfrich Peter Sturz aus Darmstadt (1736 — 79). Obwohl daher nicht so unmittelbar wie jene politischer Schriftsteller, hat er doch die politischen Zwecke im Allgemeinen zum eigentlichen Hintergrunde seiner meisten Schriften genommen. Fast überall begegnet man Fragen und Urtheilen, welche mehr oder weniger absichtlich oder gelegentlich in dieses Fach hinüberspielen. In den kleineren Abhandlungen finden sich selbst solche, die ganz ähnlich den Möser'schen „Phantasien“ sociale und politische Gegenstände geradezu behandeln. Neben diese treten dann die „Reisebriefe“, in denen er in fragmentarisch-geistreicher Weise englische Zustände, mit treffenden politischen Bemerkungen durchwebt, zur Anschauung bringt. Seine bekannteste und umfassendste Schrift ist die „Lebensbeschreibung des älteren Grafen [Joh. Hartwig Ernst] v. Bernstorf“, unter dessen Ministerium er als dänischer Gesandtschaftsrath diente, während er zugleich näheren häuslichen Umgang mit ihm pflog. Sturz, von Natur ein schönes Talent, erhielt durch seine vielseitigen staatsgeschäftlichen Beziehungen und höheren gesellschaftlichen Erfahrungen eine gebildete Reife in Auf-

1) Was die Sprache angeht, so war Möser bemüht, für sie der Gottsched'schen Entmannung gegenüber besonders einen freieren Ausdruck und eine kühnere Bewegung zu beanspruchen und statt der abstrakten Glattheit die provinzielle und dialektische Erscheinung zu erstreben, wie er denn gerade desfalls Lessing'n besonderes Lob ertheilt. Er ist entschieden gegen die damalige Buchsprache, welche „auf der Tenne dörrt, statt auf dem fetten Boden der Dialekte zu stehen“. — In der Posse „Harlekins Heimat“, einem Jugendversuche, tritt er der pedantischen, kleinlichen Moralisation Derjenigen gegenüber, welche Poesie und Leben auf das caput mortuum einer hohlen unnatürlichen Tugendlehre zurückführen wollen. — Übrigens war Möser nicht bloß mit der antiken Literatur, sondern mit der aller neueren Völker vertrauet, mit der vaterländischen in hohem Grade.

fassung und Beurtheilung der öffentlichen Verhältnisse, welche sich auch der ganzen stylistischen Darstellung mittheilte, die durch Leichtigkeit, Gewandtheit, feine Ironie und geschmackvolle Haltung anzieht, und in mehr als einer Hinsicht an Möser's Weise erinnert, ohne jedoch die gesunde Frische und Unbefangenheit zu haben, wodurch dieser, wie wir gesehen, eben ausgezeichnet erscheint. Vielmehr tritt nicht selten eine gewisse Gesuchtheit und unzeitige ästhetische Fülle störend in den natürlichen Gang der Rede und hindert ihre wohlgefällige Harmonie. Im Übrigen schloß er sich der neuen Literaturrichtung an, deren Princip er theoretisch zu dem seinigen machte, obwohl er in der poetischen Praxis (namentlich in der dramatischen), in der er sich gleichfalls versuchte, hinter der Theorie der neuen Naturästhetik weit zurückblieb und in gottschedisirender Förmlichkeit nur sein poetisches Unvermögen darthat.

Mit diesen und einigen andern weniger bedeutsamen politischen Literaturerzeugnissen gingen die pädagogisch-reformatorischen ziemlich parallel. Sie betrafen hauptsächlich die Schulerziehung sammt der Methode des Unterrichts und zwar alle Stufen hindurch, von der Volksschule bis zur Universität. Es ist aber diese Seite der damaligen Geistesregsamkeit in unserer Nation hier um so mehr zu erwähnen, als Umwandelung und Umschwung in der nationalen Literatur von dorther die bedeutsamste Vermittelung erhielt. Denn abgesehen davon, daß durch die Verbesserung der höheren, namentlich der humanistischen Studien, Geschmack und Ideenreichthum der ästhetischen Schriftsteller selbst gefördert wurde, verbreitete die neue Volkspädagogik und der zweckmäßige Volksunterricht bei dem großen Publikum eine vielseitigere Empfänglichkeit und Theilnahme für die nationalliterarischen Richtungen, welche eben damals ihre Bahnen in die weite Mitte des Volks vorzuschieben suchten. In der That hing in Deutschland der Erfolg der Literaturreformation von der Umwandelung der Schul- und Erziehungsverhältnisse um so mehr ab, als es an nationalem Gemeinsinn, an öffentlicher politischer und socialer Erziehung fehlte, wofür eben nur Erweiterung und Freiheit des Unterrichts Ersatz bieten konnten. Zwei schwere Lasten drückten aber um jene Zeit noch das Schul- und Erziehungswesen, die geistliche Tyrannei und die Pedanterie der Gelehrsamkeit und der Methode. Es kam also darauf an,

die Jugendbildung in beiderlei Hinsicht zu befreien und sie aus dem Geiste des Volks und nach den wesentlich menschlichen Zwecken neu zu begründen. Vorbereitet wurde diese Emancipation zunächst durch die freieren rationalistischen Strebungen in der Theologie selbst, mehr noch durch die philosophischen Bewegungen, die mit jenen in engster Verbindung standen, vornehmlich aber durch die gleichfalls von der Philosophie angeregte ideellere Auffassung des Alterthums in Sprache und Kunst. Näheren Anhalts- und Ausgangspunkt bot die überall herrschend werdende Hinneigung zum Naturprincipe, welches gerade im Gebiete der Erziehung von J. J. Rousseau in seinem „Emil", auf den wir hingewiesen, zur Grundlage gemacht und sonst auch in fast allen seinen Schriften als das Heil menschlicher Angelegenheiten verkündiget wurde.

Es hing deshalb mit dem neu erwachten Bewußtsein der Nation wesentlich zusammen, daß um diese Zeit Männer auftraten, welche der Volks- wie der gelehrten Schule eine gründliche Verbesserung erwirken wollten. Hierbei lag es in der Natur der Sache, daß diese Versuche, obwohl beiderseits im Zwecke sich gleich, in der Ausführung doch sehr verschieden sein mußten. Die Volksschule steckte am tiefsten in der Abhängigkeit von der kirchlichen Autorität und in der Barbarei des siebenzehnten Jahrhunderts. Das Werk der großen Kirchenreformation hatte hier noch wenig Erfolg erringen können, und die trefflichen Unternehmungen Melanchthon's waren ohne lebendigen Fortschritt geblieben. Auf dieser Seite war daher ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit nöthig; es bedurfte eines gewaltthätigen Schrittes, um das Alte ein- für allemal zurückzuweisen und die neuen Grundlagen vorzuschieben. Anders verhielt es sich mit der höheren, gelehrten Schulbildung. So sehr auch hier der geistlose Methodenzwang herrschte, so schwer ein leidiger Orbil-Pedantismus auf den Gymnasialanstalten und ein starrer Formalismus auf den Universitäten lastete; so konnte doch die kirchliche Gewalt hier weniger willkürlich walten, und immer lag in den Gegenständen selbst, wie unbeholfen sie auch behandelt werden mochten, ein geistiger Kern, welcher dem Bewußtsein eine höhere Stimmung zu gewähren geeignet war. Daher mochte denn auch nach dieser Seite hin die Umwandlung leiser und ohne geringere Erschütterung

vor sich gehen. Jedenfalls aber stand man dort wie hier auf demselben Standpunkte, auf dem der Menschlichkeit, d. h. man wollte beiderseits, daß Erziehung und Unterricht das eigentlich Menschliche, die freie menschliche Würde und die echt menschlichen Zwecke, bezielen sollten. Hierin trafen diese Schulreformationen selbst wieder mit den politischen Regungen auf gemeinschaftlichem Grunde zusammen.

Unter den Männern, welche auf dieser Bahn den Fortschritt vermittelten, sind vornehmlich zwei zu erwähnen, an deren Wirksamkeit sich jene glücklichen Veränderungen vorzugsweise knüpfen, wir meinen Basedow und Heyne. Jener steht an der Spitze der Umwälzung, die in der Volkserziehung und dem Volksunterrichte vor sich ging, während Heyne die Reform in der höheren humanistischen Schulbildung einleitete. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß das, was Basedow auf seinem Gebiete zunächst unternahm, nicht bloß auf dieses beschränkt blieb, sondern sich mehr oder minder auf die Grundsätze und Methode der Erziehung und des Unterrichts überhaupt erstreckte und daher auch, wenngleich nur unter der Hand, Ansehen und Einfluß bei den gelehrten Schulen gewann.

Was nun zuvörderst den Charakter beider Männer angeht, so kann nicht leicht ein größerer Kontrast gefunden werden. Bei Basedow keckes Vorschreiten ohne gründliche Ausbildung, excentrisches Planen ohne gediegenes Wollen, revolutionärer Enthusiasmus in Religion und Schule ohne Gesinnung und persönliche Würde, unruhiges Wirken nicht ohne bedeutendes Maß von Egoismus: dagegen bei Heyne vorsichtige Schüchternheit bei großer Gelehrsamkeit, behutsames Wandeln auf der Mittelstraße bei entschiedener Abneigung gegen alle Extreme, Schonung der Menschen und Dinge, ungemeine Zartheit des Gemüths, ängstliche Sorgfalt für Anstand und guten Ton in Schriften wie gegen Personen, leise Vermittelung des Besseren, vorherrschende Neigung für das Nützliche und Brauchbare, wenig Vorliebe für Philosophie, ziemliche Gleichgültigkeit für theologische Fragen und Meinungen.

Im Ganzen erscheint daher sein Charakter dem Basedow's gegenüber mehr negativ und schon deswegen nicht geeignet zu revolutionärer Wirksamkeit, wie dieser sie anstrebte. Wenn Basedow

(1725—90), den sein abenteuerliches Leben, das ihn die Rolle des Bedienten wie des Gelehrten spielen ließ, der feinen Sitte ziemlich entfremdet hatte, die Sprache gemeiner Fehde nicht scheute, sondern nach Schlosser's treffender Bemerkung „im Tone eines trunkenen Matrosen“ auf Angriffe erwiederte [1]); so suchte Heyne jedem Streite auszuweichen, weil er seiner Natur zuwider war und sein feingestimmtes Gemüth verletzte. Freilich hatte er auch, vom Schicksale frühzeitig gedrängt, lernen müssen, wie Heeren von ihm bemerkt, „Menschen zu ertragen und zu gewinnen“. Den Ton derber Abweisung mochte und konnte er nicht greifen. „So wenig ich Andere“, sagt er, „verdamme, welche Muth haben, die dreiste Unwissenheit und den Pedantenstolz in seiner Blöße darzustellen, so widersteht es doch meinem sittlichen Gefühle (man nenne es Schwäche, wenn man will), solche Waffen zu führen; ich halte mich an das Gute, das überall noch übrig bleibt.“ [2]) Was Heyne von sich selber schreibt, bestätigt Herder mehrfach, am meisten Heeren, sein eigentlicher Biograph. Basedow wendete, wie bereits bemerkt, sein Augenmerk auf Einführung eines neuen Erziehungs- und Unterrichtsprincips in die Mitte des Volks, er arbeitete in's Große. Es kam ihm darauf an, die Naturmethode an die Stelle der scholastischen Schulzucht, die freie Verstandesherrschaft an die Stelle der theologisch-kirchlichen Bevormundung zu setzen, dabei den Blick mehr auf das Nützliche und die unmittelbaren Lebenszwecke zu richten und die leichte spielende Anschauungsmethode der pedantisch-qualhaften, welche damals noch die Jugend bedrückte, ohne sie sonderlich weiter zu bringen, entgegenzuhalten. So stürmte er fast mit rohem Ungestüm gegen die bestehenden Schulanstalten und wollte statt ihrer die sogenannte Philantropine einführen, Institute, in denen auf dem Grunde reiner menschlicher Natur die Jugend ohne die Leiden systematischer Zucht und ohne doktrinären Methodenzwang auf dem kürzesten Wege zur Freiheit entwickelt und zur Kenntniß des Praktisch-Wissenswürdigsten gebracht werden sollte. Er wurde

---

1) „Geschichte des 18. Jahrh.“, Bd. III, Abth. 2, S. 100.

2) Heyne, in der Ausgabe der „Sämmtl. Schr.“ Herder's, Bd. IV, Vorrede.

hiermit der eigentliche Urheber der später sich vielseitig verbreitenden höheren Volksschulen, der Realstudien, sowie er jedenfalls, wie verfehlt auch Manches in seiner pädagogischen Revolutionsgeschäftigkeit sein mochte, zur Verbesserung des Elementarschulwesens nicht Geringes beigetragen hat, welches erst seit jener Zeit ein Gegenstand größerer Aufmerksamkeit geworden ist.

Daß sich bei Basedow und mehreren Andern, z. B. dem liederlichen, rationalistisch-frivolen Theologen Bahrdt (1742 bis 1791)[1], in die Wahrheit der Sache der finanzielle Spekulationsgeist über Gebühr eingedrängt hat, kann nicht abgeredet werden, darf aber auch nicht hindern, das Gute und die wichtigen Folgen anzuerkennen, die aus jenen Unternehmungen für das deutsche Erziehungs- und Unterrichtswesen hervorgegangen sind. Wurde ja auch die große politische Revolution von Abenteurern, Spekulationsgenien, politischen Spielern oft bis zur Niederträchtigkeit herab ausgebeutet und mißbraucht, ohne jedoch darum ihre welthistorische Wirkung im Fortschritte der Menschheit verloren zu haben. Wie hier, so schlossen sich nun auch dort wohlgesinnte, ehrenhafte Männer, wie J. G. Schlosser, v. Rochow, Iselin, Pestalozzi u. s. w., dem Geschäfte der Verbesserung an, und es entstanden zum Theil unter ihrer emsigen Mitwirkung neben den Schauinstituten, welche, wie das Musterphilantropin zu Dessau (an dem sich außer Basedow selbst noch besonders Wolke, Salzmann und Campe betheiligten), bald in sich zu-

---

1) Dieser theologische und pädagogische Abenteurer, den mehr die unverständige Verfolgungssucht der altliberalen Theologen und zelotischen Orthodoxen (eines Goeze und selbst des anti-goeze'schen Semler) als sein eigenes Verdienst zu einer gewissen Berühmtheit gebracht hat, betheiligte sich sehr eifrig an der neuen pädagogischen Revolution, indem er selbst ein Institut (in Heidesheim) errichtete, das aber sehr bald durch die betrügerische Ökonomie seines Gründers unterging. Wie dieser vielschreibende Praktiker hin- und hergetrieben wurde, hat er selbst in einer bekannt gewordenen Biographie dargestellt. Seinen ideenlosen frivolen theologischen Rationalismus hat Goethe in einem humoristischen Blatte, „Prolog zu Bahrdt's neuesten Offenbarungen", trefflich persiflirt. Übrigens hat dieser vagabundirende Partisan der aufklärerischen Revolution durch seine maßlose Schreiberei den Geist des sogenannten französischen Atheismus bei den Deutschen zu seiner Zeit nicht wenig gefördert.

sammenfielen, nicht bloß mehrere gute Erziehungsanstalten in Deutschland und in der Schweiz, sondern es wurde auch eine Erziehungsliteratur eröffnet, deren Hauptrichtung praktische Belehrung war, und in welcher außer Campe's „Robinson und Reisen" der „Kinderfreund" des Herrn v. Rochow (wohl zu unterscheiden von dem gleichnamigem Werke Chr. Felix Weiße's), ein Lesebuch zum Gebrauch für Landschulen, am bemerkenswerthesten geworden ist. Freilich wurde anch hier die Sache alsbald in das Gebiet industrieller Zwecke herabgezogen. Selbst das berühmte Elementarwerk von Basedow blieb dieserlei Tendenzen nicht fremd [1]. Bald bildeten sich ordentliche Fabriken von Kinder- und Jugendschriften in allen Formen, aus deren Mitte J. G. Schlosser's (Schwagers von Goethe) „Sittenlehre für das Landvolk" (1771; zu ihrer Zeit mit dem größten Beifall aufgenommen) und später Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" (1781) als seltene Proben eines besseren Geistes hervortreten. Daß bei solchen Schriften der ästhetisch-literarische Gesichtspunkt nicht wohl unmittelbar in Rücksicht kommen kann, begreift sich leicht, und es fragt sich dabei nur, wie viel sie zunächst zur Förderung des menschlichen Bewußtseins bei der größeren Masse des Volks beigetragen und dadurch dann mittelbar den lebendigen Fortgang der eigentlich nationalen Literatur mitbedingt haben.

Es war nun allerdings von höchster Bedeutsamkeit, daß neben jenen Neuerungen, die durch ihre Methode und Richtung am Ende vielfach zu Oberflächlichkeit, dünkelhafter Aufklärerei, seichter Räsonnirlust und pragmatischer Geistlosigkeit führten und mit ihren Anpreisungen des bloßen Nützlichkeitsprincips auch in die Sphäre der höheren wissenschaftlichen Bildung einzudringen drohten, in dieser letzteren selbst zweckmäßige Reformen eingeleitet wurden [2].

---

1) Bereits vor Herausgabe dieses Werks hatte Basedow eine große Anzahl Religionsschriften bekannt gemacht, die mehr wegen ihres dreisten Tons, womit sie in den Geist der Zeit einstimmten, als durch wissenschaftliche Haltung Bedeutung gewannen. Basedow selbst besaß nichts weniger als gründliche Kenntnisse.

2) Die Männer der ernsten Wissenschaftlichkeit fanden daher auch mit Recht großes Bedenken bei den Charlatanerien, womit die neue Rousseau'sche Naturmethode bei uns betrieben wurde, indem man die Jugend ohne den höheren geistigen Ernst über jede Schwierigkeit hinweg zu flatter-

Heyne war es, der hier als Führer und erster Vermittler auftrat. Um das Jahr 1763 nach Göttingen berufen, fand er hier die Stelle, welche ihm gestattete und vielseitige Gelegenheit bot, mit Erfolg in die Zustände unserer Wissenschaftlichkeit und mittelbar in den Fortschritt unserer Literatur einzugreifen. Von diesen Seiten her scheint er uns bis auf die Gegenwart nicht immer und überall so gewürdigt zu sein, wie er es verdient. Als er in Göttingen ankam, befand sich diese Anstalt, ihrer vorherrschenden positiven und historischen Richtung ungeachtet, auf dem Wege der Vermittelung eines besseren und fruchtbareren Geistes im Gebiete der höheren Studien, worauf bereits oben in flüchtiger Bemerkung hingewiesen worden ist. Fast in allen Richtungen wurde von hier aus damals neues, frischeres Leben auf die Felder der Wissenschaft hingeleitet, und, wer sich geistig besonders fördern wollte, suchte die jugendliche Georgia Augusta auf. Heyne war, wie wir gesehen, persönlich so organisirt, daß er sich den Forderungen der Zeit leicht zugänglich erweisen konnte. Als akademischer Lehrer bald zu hohem Ansehen emporgestiegen, wußte er den Schatz seiner Gelehrsamkeit der Jugend in freundlicheren Gaben, als gewöhnlich geschah, mitzutheilen. Er stieg aus der kalten Höhe philologischer Formen und Abstraktionen zu den Gestalten des Schönen herab, die aus dem Alterthume uns so heiter entgegenblicken. Heyne suchte hiermit die humanistische Ausbildung der Jugend auf ihr geistig-lebendiges Princip zurückzuführen und sie sowohl von dem mechanischen Buchstabenzwange, als auch von ihrer sonstigen Dienstbarkeit möglichst zu befreien. Die Alten sollen dienen, „Verstand und Herz zu bilden, Erfahrungen und Einsichten zu sammeln, den Sinn für das Schöne und Gute zu wecken" [2]). Mit Winckelmann das Princip der Schönheit als das eigenthümlich antike anerkennend, schloß er sich der Auffassungsweise desselben im Wesentlichen an und legte sie der Erklärung der klassischen Schriftsteller zum Grunde, was ihm um so leichter gelang, als schon

---

hafter Weisheit potenziren wollte, und Herder mochte Basedow „nicht einmal Kälber zur Erziehung geben, geschweige denn Menschen".

1) Vgl. seine Recension über Herder's „Humanitätsbriefe" in den „Göttinger Gel. Anz." (1795), St. 33.

Morus, namentlich aber Christ und Ernesti in Leipzig, aus deren Schule er hervorging, vorbereitende Schritte in dieser Hinsicht gethan, und er selbst sich früh mit der ästhetischen Literatur überhaupt befreundet hatte.

Indem Heyne nun in seinen philologischen Arbeiten und Vorlesungen den literar-ästhetischen Gesichtspunkt vor dem bloßen grammatisch-buchstäblichen geltend zu machen wünschte, fand er in Göttingen, wo ihm Klotz und Kästner einigermaßen den Boden bereitet haten, eine ziemlich günstige Luft und Stimmung. Wenn er in dieser seiner Weise das Alterthum oft mehr aus dem sentimental-modernen Gesichtspunkte, als aus dessen eigenem gediegenen Idealgrunde auffaßte und sich hierin mancherlei Schwächen zu Schulden kommen ließ, die von gründlicheren und männlicheren Philologen, wie z. B. außer Voß auch von Fr. A. Wolf, nicht ungerügt bleiben konnten; so wollen wir dieses um so williger zugeben, als es uns nicht abhalten kann, den ungemeinen Einfluß anzuerkennen, den er auf die freie humanistische Schulbildung zum Theil durch jene unphilologischen Beziehungen selbst ausgeübt hat, zumal da denselben alsbald das Gewicht der ernsteren Wissenschaft entgegentrat und ihr Überwuchern hinderte. Daß nach allen Seiten hin Schulmänner aus seiner Schule sich verbreiteten, welche an den Gelehrtenschulen eine liberale Methode an die Stelle des hergebrachten tyrannischen und unfruchtbaren Pedantismus einzuführen suchten, ist zu bekannt, um des weiteren Nachweises zu bedürfen. Selbst Voß und Wolf standen, obwohl Gegner Heyne's, doch wesentlich auf seinen Schultern, und ihre nicht selten zu harte und unbillige Polemik gegen ihn diente nur dazu, die Fehler, welche seinem Thun sich beigesellten, besonders den seiner oft spielenden Ungründlichkeit, aufzuheben oder zu verbessern. Daß Lessing, wenn auch ohne persönliches Zusammenwirken, durch seine tiefen antiken Studien und reinen Anschauungen des antiken Lebens und Schaffens, sowie durch den freien Geist seiner Gelehrsamkeit die Erfolge der Heyne'schen Strebungen vermitteln half, bedarf kaum der Erwähnung für den, der dieses trefflichen Mannes allseitiges Eingreifen, wie wir es oben zu schildern versucht haben, sich vergegenwärtigt.

Wenn nun so auf dem Grunde einer besseren humani-

stischen Schulbildung und dadurch, daß der Geist der antiken Klassik unser Nationalliteratur näher gerückt wurde, diese letztere selbst ausnehmende Förderung gewann; so muß wohl noch insbesondere darauf hingewiesen werden, wie damals in Göttingen durch den bekannten Dichterbund auch unmittelbare Fortschritte in derselben geschahen. Obgleich Heyne sich bei dieser Erscheinung nur wenig betheiligte, ja sogar in einigen Hinsichten mit ihr in feindlichen Gegensatz trat; so ist doch nicht abzulehnen, daß dieselbe gerade durch seine Wirksamkeit vorzüglich mit herbeigeführt wurde. Sollen wir noch auf besondere Arbeiten hindeuten, wodurch er außer seiner Lehrthätigkeit und den eigentlich philologischen Schriften reformirenden Einfluß geübt hat, so haben wir hauptsächlich seine Theilnahme an den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" in Erinnerung zu bringen, welche nicht nur beinahe ein halbes Jahrhundert (1770—1813) unter seiner Leitung standen, sondern an denen er selbst auch der fleißigste Mitarbeiter war [1]); wobei freilich, was Werth und Ton angeht, die verschiedenen Zeiten wohl in Rücksicht genommen werden müssen.

---

1) Heeren berichtet im „Leben Heyne's", daß derselbe an 7- bis 8000 Anzeigen geliefert habe. — Die Geschichte der „Gött. Gel. Anzeigen" hat Oppermann (Hannover 1844) in verdienstlicher Übersicht gegeben.

Drittes Buch.

Die Nationalliteratur in der Sturm- und Drangperiode.

Erstes Kapitel.

Allgemeine An- und Übersicht dieser Epoche.

Der Aufschwung der neueren deutschen Literatur hing mit dem allgemeinen Principe der Geistesbewegung des 18. Jahrhunderts auf's engste zusammen. Dieses Princip war seinem Wesen nach die Emancipation des Individuums in geistiger und gesellschaftlicher Hinsicht. Freie Selbstüberzeugung in Religion und Wissenschaft, freie Selbstbestimmung in praktischer Lebensführung war das Ziel, worauf sich das Streben des Jahrhunderts richtete. Natürliche Folge dieses Strebens mußte es sein, daß man überall, auch nach der politischen Seite hin, das Joch der überlieferten Autorität abzuwerfen suchte. Aufklärung ist das Wort, womit die Geschichte den Entwickelungsgang jenes Princips zu bezeichnen pflegt, der sich in verschiedenen Weisen und Stufen bis in die neunziger Jahre fortbewegte und hier praktisch in der französischen Revolution, literarisch aber bei uns einerseits in Kant's Philosophie, andererseits in Goethe's und Schiller's Meisterwerken

für damals seinen Abschluß fand. Er trat gleich mit dem Anfange des Jahrhunderts ein, und wir sind ihm an der Schwelle desselben in zwei Formen begegnet, in der Form der religiösen Gemüthlichkeit und in der des philosophischen Selbstdenkens. Der Pietismus und die pragmatische Verständigkeit eröffneten die Bahn der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, hiermit gewissermaßen die der neuen Revolution überhaupt, welche eben nicht bloß eine politische, sondern auch eine allgemein geistige war. Wie dieser Trieb der freien Selbstheit sich in unserem Vaterlande den Mächten historischer Gewalt von da an bis in die siebenziger Jahre entgegenstellte, ist in den beiden vorhergehenden Büchern unserer Geschichte dargethan worden. Wir haben gesehen, daß er, von den emancipativen Bewegungen des Auslandes, Englands und vornehmlich Frankreichs, gefördert, um die Mitte des Jahrhunderts in unserer Literatur mehr und mehr den Charakter einer reformatorischen Richtung annahm und seine Regungen hauptsächlich und zunächst in Theologie und Philosophie bethätigte, später in die Politik eindrang, in der poetischen Nationalliteratur aber seit dem Anfange der sechziger Jahre die entschiedenste Wirksamkeit kundgab. Lessing personificirt die Höhe dieses reformatorischen Bewußtseins. Es lag nun aber eben so sehr in der Natur der Sache, als in den eigenthümlichen Zeitverhältnissen, daß von diesem Wendepunkte aus die bezüglichen Bewegungen gerade auf dem Grunde des errungenen entschiedeneren Selbstbewußtseins der damaligen Generation nach den besonderen Seiten hin tiefer und energischer vorzudringen strebten.

Was Lessing theoretisch-kritisch in theologischer und besonders in nationalliterarischer, Friedrich II. praktisch in politischer und socialer Hinsicht auf die Stufe nationalen Selbstvertrauens gehoben hatten, das wurde bald mit der Lust der Eroberung über die gewöhnlichen Grenzen hinaus verfolgt und meistens in maßlosem Selbstdrange und stürmender Unruhe weiter fortgeführt. Die Errungenschaft freier persönlicher Berechtigung der Anmaßung objektiven Zwangs gegenüber fixirte sich als Absolutismus der individuellen Selbstheit. Man wollte den Gesetzen, welche die Geschichte im Reiche der Literatur festgestellt, fortan gar keine Geltung zugestehen; der Fortschritt ging in den Umsturz über, die Reformation in die Revolution. Das individuelle Genie in seiner

Unmittelbarkeit sollte allein das Recht der literarischen Gesetzgebung behaupten. Ein Hauptmotiv dieses neuen Stadiums unserer Literatur lag darin, daß nach den ungemeinen Anregungen, die der siebenjährige Krieg gefordert, und womit er die Thätigkeit gespannt und das Bewußtsein der Nationalität gesteigert hatte, die nun eintretende lange Friedenszeit dem heftig erweckten Geiste zu geringes materielles Gegengewicht darbot, an dem er sich hätte mit Anstrengung und Interesse versuchen und zugleich inhaltlich bestimmen können. Das „erregte Trotzgefühl“, wie es Goethe nennt, wußte nicht, welche Richtung es nehmen, welche Wirkung es hervorbringen sollte, und verachtete in seiner anmaßlichen Überhebung die Schranken, welche die objektive Welt stets dem subjektiven Streben entgegenhält.

Das Stadium, in welches die Literatur in solcher Weise getrieben wurde, könnte man nun eben als das revolutionäre bezeichnen, hätte ihm nicht der Zufall einen andern Namen gegeben, der übrigens nicht minder charakteristisch ist — den des „Sturms und Drangs“ [1]). Auch der Ausdruck „kraftgenialische Epoche“ wird wohl gebraucht, um das Eigenthümliche der naturalistischen Genialität, des individuellen genialen Beliebens, welches zum Principe aller wahren national-literarischen Produktion gemacht wurde, damit genauer anzudeuten. An die Stelle der Regel sollte die sogenannte Originalität treten, welche, wie der junge Goethe damals meinte, „ihren eigenen Gang, Ausdruck, Ton, ihr eigenes System und Kostüm“ hat, und „deren Weise der Zuschauer mit Ehrerbietigkeit betrachten muß“ [2]). Obwohl die Vertreter dieser neuen Richtung sich im Wesen mit dem reformatorischen Wirken Lessing's einverstanden erklärten, so gingen sie doch in der That über die von diesem gezogenen Grenzen soweit hinaus, daß derselbe ihre Originalitätswerke nur halbfreundlich begrüßte, wie z. B. den „Götz“ und „Werther“ von Goethe, welche ihm eher bedenkliche als erfreuliche Anzeichen der echten Wiedergeburt unserer

---

1) Ein gleichnamiges Drama von Klinger, einem der Hauptvertreter dieser revolutionären Literaturphase, gab zu der Benennung die Veranlassung.

2) In den „Frankfurter Gel. Anz.“ vom Jahre 1772.

nationalen Literatur erschienen. Boie berichtet (1775) an Merck, daß Lessing mit Goethe's und Lenzens „theatralischen Freibeutereien" sehr unzufrieden sei, auch schon deswegen, weil sie für „seinen Aristoteles" so wenig Respekt bezeigten.

So bildete sich denn in verschiedenen Gestalten und Nüancen ein damaliges junges Deutschland und füllte mit seinen Werken die siebenziger und den größten Theil der achtziger Jahre aus. Wollen wir die Begrenzung dieser Epoche etwas genauer bestimmen, so dürfte wohl das Zusammentreffen Herder's und Goethe's in Straßburg (1771) als der Anfangspunkt, Goethe's Reise nach Italien aber (1786—88) als der Schlußpunkt bezeichnet werden. So wie ferner in dem Goethe'schen „Götz von Berlichingen" (1773) jener Anfang seinen ersten entschiedenen literarischen Ausdruck gefunden hat, so dieser Schluß in dem „Egmont" (1778), in welchem nach des Dichters eigenem Geständnisse „die barbarischen Avantagen" der abgelaufenen Epoche und die Formen der antiken Klassik sich nach einander begegnen [1]).

Der eigentliche Angelpunkt dieses kraftgenialischen Strebens war die Natur. Sie sollte Grundregel der Poesie werden, und diese nur ihr Ausdruck sein. Rousseau hatte das neue Naturevangelium längst verkündigt und überall eifrige Apostel gefunden; Klopstock führte, seiner spiritualistischen Erhabenheit ungeachtet, durch das Princip der genialen Unmittelbarkeit gleichsam wider Willen auf denselben Naturstandpunkt hin, und auch Lessing glaubte, wenngleich mit angemessener Beschränkung, dem literarischen Naturrechte das Wort reden zu müssen. Besonders aber war es der große englische Originalgenius, Shakspeare, der mit seiner nachdrücklichen poetischen Schöpfung die Naturwahrheit vorschob und in poetischer That zu verherrlichen verstand. Ihm ergab man sich mit aller Inbrunst der Begeisterung um so

1) Will man auch auf Schiller Rücksicht nehmen, so könnte sein „Don Carlos" (1787) als ein ähnlicher literarischer Markstein für das Ende der Sturm- und Drangperiode hingestellt werden. Goethe selbst bezeichnete später das Jahr 1775 als den Höhepunkt der Bewegung. S. Karl Mendelssohn-Bartholdy's Büchlein über die Beziehungen seines Vaters mit Goethe (Leipzig 1871), S. 39.

mehr, als Lessing selbst, wie bereits oben berichtet worden, auf ihn mit Nachdruck hingewiesen, und Herder ihn gleich anfangs als den eigentlichen Morgenstern unseres neuen literarischen Tags bezeichnet hatte. Wie sehr nach jenem Propheten der Genialität sich das junge Geschlecht drängte, bezeugt unter Anderem Goethe, indem er in „Dichtung und Wahrheit“ den Eindruck schildert, den Wieland's Übersetzung und später eben Herder's Aufsatz über denselben in dem Hefte „Über deutsche Art und Kunst“ hervorbrachte. Freilich waren es mehr die Auswüchse und Ausschweifungen jenes Urgenies, als seine gehaltvolle Geistesoriginalität, welche Ziel der Nacheiferung wurden, und diese selbst verlief sich deshalb auch vielfach in Absurditäten und rohe Ausbrüche ungezügelten Jugendübermuths, dem es mehr auf anmaßliche Opposition, als auf Würde und Reinheit der Kunst ankam.

Neben Shakspeare stellte sich alsbald auch Ossian, der mit den dunkeln Orakeln melancholischer Selbstvertiefung die drangvolle Unbestimmtheit der poetischen Kraftjünger fruchtbar nährte und die Wahrheit objektiver Wirklichkeit vollends in einen nebelhaften Schein verdünsten ließ. Ein dritter Engländer, Young, hatte längst seine Klageseufzerpoesie [complaints] mit ihren trübsinnigen Nachtgedanken und Grabesliedern in die deutsche Literatur hinübergesandt und damit die subjektive Zerrissenheit und den Unwillen über die Beschränkungen der Gegenwart zu finstersichtigem Mißmuthe bei einem großen Theile unserer damaligen Jugend gesteigert. Diese Verstimmung wurde selbst durch Shakspeare, „der doch“ (wie Goethe sagt) „so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß“, genährt und bestärkt. Wenn Young nun durch seine „Nachtgedanken“ die hypochondrische Laune unserer jungen Genialitäten genugsam gefördert hatte, so wurde sein Einfluß auf sie durch eine andere Schrift von ihm nach einer andern Seite hin vermehrt, durch den Versuch nämlich „Über Originalwerke“, worin der Begriff der Originalgenialität dargelegt, die Nachahmung der Alten zurückgewiesen, dagegen die unmittelbare Triebthätigkeit des Genies als die eigentliche Quelle des Schönen dargestellt wird. Bedeutsam genug für dieses neue Jungdeutschland weist Young gerade auf das individuelle Urselbst als das urmächtige Princip der Poesie hin, die er insofern auf den Grund-

satz der Selbsterkenntniß und Selbstachtung bauen will. Zu dieser Selbstschätzung war man nun geneigt genug, und es bedurfte kaum solcher Ermunterung, um daraus die Selbstüberschätzung mit ihrem ganzen Gefolge hervortreiben zu lassen. Neben jenen bisher genannten englischen Schriftstellern darf auch Sterne (Yorick) als ein hier mitwirkender literarischer Faktor bezeichnet werden, indem in seinen, damals durch Übersetzungen bei uns ebenfalls eingeführten und vielgelesenen Schriften, der „Empfindsamen Reise" (sentimental journey), sowie noch mehr in dem Romane „Tristram Shandy" dem Rechte der menschlichen Eigenheiten das Wort geredet wird. Klopstock stellte sich nun unserer Sturmliteratur auch dadurch wiederum gegen eigenes Wissen und Wollen sehr nahe, daß er besonders jene Young'sche Originalitätstheorie der deutschen Literaturwelt zuerst bekannt machte.

Wie sehr nun auch zunächst gegen diese naturalistische Ästhetik das Alterthum zurücktreten mußte, so fand doch Homer fortwährend und selbst vorzugsweise Liebe und Verehrung. Gehörte er ja zu den originalen Urdichtern, hiermit zu Denen, welche unter dem Hauche des urkräftigen Naturgeistes ihre unsterblichen Gesänge geboren hatten. Er durfte sich so dem englischen Triumvirate zugesellen und galt gewissermaßen sogar für den Urahn aller kraftgenialischen Originalität. „Wenn man das Originelle des Homer bewundern will", meinte Goethe damals, „so muß man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter Natur Alles zu danken gehabt habe". Zu gelegener Zeit hatte der Engländer Robert Wood seine Schrift „Über das Originalgenie des Homer" herausgegeben und damit seinerseits die Saite jener Dranggenies getroffen [1]). In dieses Reich der westlichen Naturdichtung drang nun noch der Odem des Orients und stärkte mit seiner Lebensfrische die strebende Kraft dieser neuen poetischen Generation. Die Psalmen und das Prophetenthum sammt den bedeutsamen biblischen Mythen wurden als reine Urstimmen des poetischen Weltgeistes vernommen und gepriesen. Herder's „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts", sein „Geist der hebräi-

1) Obiges Urtheil fällt Goethe bei Gelegenheit der Recension der deutschen Übersetzung von Wood's Versuche in den „Frankf. Gel. Anz." (1772).

ſchen Poeſie" in Verbindung mit ſeinen „Völkerſtimmen", Werke, die während der ſiebenziger Jahre erſchienen, dienten hauptſächlich, die orientaliſche Erhabenheit und die Naturlaute der Volkspoeſien als gährende Elemente in den Proceß dieſer Literaturepoche hin- überzuführen.

Daß der entfeſſelte Strom nach verſchiedenen Richtungen hin ſeine Flut forttrieb, hier mit geringerer dort mit größerer Ge- walt, bald überſtürzend bald in gedrängtem Wellengange vor- ſtrebend, dieſes und Ähnliches ſoll weiter unten näheren Nachweis finden. Nur darauf mag zuvor noch die Aufmerkſamkeit ſich wenden, wie das bezeichnete Drangſtreben, der genial-literariſche Revolutionstrieb, über ganz Deutſchland hinfuhr und gleichſam von beſtimmten Stationen aus ſeine Wege in das Volk ſuchte. Wir ſehen dieſen Trieb im höchſten Norden von Königsberg her- vorbrechen, wo Hamann und Herder ſein Panier tragen, wir begegnen ihm alsbald im ſüdlichſten Theile des deutſchen Sprach- gebiets, indem von Zürich aus Lavater ihm ſeine Stimme leiht. Wie im Norden und Süden, ſo hat er auch in Weſten und Oſten ſeine Grenzſtätten. Straßburg, wo ſich ſchon in der Zeit der kirchlichen Reformation das nationalgeiſtige Neuleben aufs entſchiedenſte offenbarte, wird gleich anfangs ein Hauptherd der jungdeutſchen Regungen, indem, wie vorhin angedeutet worden, Herder hier Goethen die Hand bietet und die eigentlichen prometheiſchen Dränger um ſich verſammelt. Öſtlich dürfen wir Wien als den Ort bezeichnen, wo der Sturmdrang, wenn auch weniger literariſch nachhaltig und echt national, doch immerhin ſymptomatiſch hervortrat. Kaiſer Joſeph II. wandte ſich, wie ſchon beiläufig oben angemerkt, ganz eigentlich dieſem Drang- ſtreben zu und an ſeine vorſchreitende Perſönlichkeit, ſowie an ſeine überſchwänglichen Plane knüpfte ſich Alles, was damals in Wien vorwärts wollte. Seinetwegen erſcheint daher dieſe Station hauptſächlich bemerkenswerth, indem jedenfalls durch ihn von dort- her die Bewegung der deutſchen Genialität theilweiſe geſtützt und fortgetrieben wurde [1]).

---

1) Vgl. über die damaligen Literaturzuſtände Wiens, Nicolai's „Be- ſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland", Bd. IV, S. 642 ff.

Dadurch, daß Joseph in politischer und religiöser Hinsicht die Tradition bekämpfte, selbst mit dem Eifer des Radikalismus verneinte und dagegen die Macht seiner monarchischen Selbstständigkeit schlechthin geltend machen wollte, dadurch ferner, daß er die Anmaßung der Hierarchie in ihre Schranken zurückwies und die Privilegien der vornehmen Familien in den öffentlichen Angelegenheiten beseitigte, überhaupt alle wesentlichen Hindernisse eines freien staatlichen Lebens zu entfernen suchte, gab er nicht nur dem Bewußtsein des Fortschrittes im Allgemeinen neue Kraft und höheres Vertrauen, sondern stellte sich selbst mit seiner reformirenden Kraftgenialität als ein ermunterndes Beispiel des individuell-subjektiven Titanismus dar. Mit absolutistischer Mißachtung des Besonderen machte er sein persönliches Meinen und Wollen geltend. Charakteristisch ist, wenn Friedrich der Große über ihn sagt, daß er „immer den zweiten Schritt thun wolle, ohne den ersten gethan zu haben". Mit Recht meinte Joseph selbst, daß „ein Geist der Widersetzlichkeit sich über Europa verbreitete" [1]); allein er begriff nicht, daß es in der That derselbe Geist war, der auch in ihm wirkte und ihn zu Maßregeln trieb, die einer Revolution von oben her nicht unähnlich waren. Schön klingt es in seinem Munde, wenn er sagt, daß „das Wohl seiner Unterthanen seine Leidenschaft sei" [2]); indeß ist eben diese Leidenschaftlichkeit, selbst im Interesse des Besseren, gerade der Zug, wodurch er mit den Stürmern und Drängern der Zeit verwandt erscheint. Führte ihn doch dieses leidenschaftliche Vordringen so weit, daß er die wohlverbrieften Freiheiten Belgiens verletzen und die althergebrachten Nationalitätsrechte Ungarns mißachten mochte. Daß er die deutsche Sprache zur Universalsprache seiner sämmtlichen Staaten machen wollte, verfehlte seine Rückwirkung nicht auf die stürmenden Freunde unseres national-literarischen Fortschrittes. Bereits Wieland hoffte für deutsche Literatur durch Joseph mehr von Wien als von Berlin, und Klopstock hatte ebenfalls seine bezüglichen patriotischen Erwartungen dorthin ver-

1) In einem Briefe an den Grafen v. Trautmannsdorf. Vgl. Joseph's II. Briefe, 1822.

2) a. a. O.

legt. Herder's Gedicht „An den Kaiser" ist von ähnlichen Gesinnungen eingegeben. Daß man zum Theil an Joseph die Ausführung der Idee einer deutschen Akademie knüpfte, ist bekannt genug, um weiterer Erwähnung nicht zu bedürfen und es ist nicht zu leugnen, daß von diesem jugendlichen Dränger der Geist der modernen Bildung dem katholischen Deutschland zuerst vermittelt wurde [1]). Warum aber Joseph bei all seinem völkerbeglückenden Drange nicht direkt und nachhaltig in die fortschreitende Bewegung unserer Nationalität eingreifen konnte, ist schon oben bemerkt worden. Er war kein Luther, wie schon Nicolai richtig gegen diejenigen behauptete, die ihn so nannten, noch ein Friedrich II., weil er nicht gleich Beiden das Herz des Volkes zu fassen verstand und die Vernunft des Volkes nicht zu Rathe ziehen mochte [2]).

Wenn übrigens sich in Wien selbst außer jenen kaiserlichen Sturmschritten der literarische Revolutionsgeist regte, so geschah dieses mehr durch den Wind, der von Norden her kam, als durch einen eigenen daselbst urwaltenden Lebensdrang. Daher erklärt sich denn auch, wie die aufflackernde Flamme sehr bald wieder in das Dunkel zurücksank, aus dem sie bodenlos emporgeschossen war. Der geistige Zustand Wiens noch in den sechziger Jahren war in jeder Hinsicht zu tief unter dem Niveau freier Bildung, als daß die Anstrengungen Einiger, welche unter des vordrängenden Kaisers Schutze das Höhere erstrebten, in das dortige Leben mit Erfolg hätten eingreifen können. Nichts desto weniger bleibt

---

1) Mit Klopstock, der mit dem Projekte einer kaiserlich-wiener'schen Akademie besonders umging, neigten auch die Göttinger Dichter theilweise der Kaiserstadt zu. Klopstock's Plan ist besonders aus seiner „Gelehrtenrepulik" zu ersehen (Th. I, S. 419).

2) „Joseph's Geschichte", sagt Schlosser mit Recht, „ist die lange Leidensgeschichte eines Fürsten, der, vom besten Willen beseelt, mit dem Bestehenden kämpft, ohne Gehülfen und Bundesgenossen zu finden oder auch nur zu suchen." Daneben stellen wir den Ausspruch eines anderen trefflichen deutschen Schriftstellers in Beziehung auf Joseph's Verfahren, nämlich G. Forster's. Dieser, obwohl Frankreichs Revolution sich eng befreundend, weil er sie für zeitgemäß hielt, tadelt doch (in den „Ansichten vom Niederrhein") Joseph's übereilte und die Rechte des Bestehenden mißachtende Reformationssucht und bemerkt sehr richtig: „Das Wahre und Gute entlehnt, wie Recht und Gerechtigkeit, seine Farbe von der Zeit und den Dingen."

es aber zu bemerken, daß sich die Welle des forttreibenden Geistesstromes auch über diese Niederung, wenngleich in oberflächlich-flüchtiger Eile, hinbewegte. Wir erinnern nicht an die tumultuarisch-chaotische Schreibseligkeit, womit man seit dem Anfange der siebenziger Jahre, besonders aber seit 1781, wo Joseph die Presse freier walten ließ, die Wiener Schaubühne bereicherte, von der die Kaiserstädter sogar meinten, daß sie den Ausgangspunkt einer neuen deutschen Literaturepoche bilden würde; wir übergehen die Denis und Mastalier, welche mit ihren Oden in der Klopstock'schen Schule stehen und noch dem Tone der vorlessing'schen Reformation angehören, eben so die spätere Blumauer'sche pseudogeniale Witzfabrikation und den schon genannten wielandisirenden Alxinger nebst seinem literarischen Genossen Fr. A. Müller, um nur daran zu erinnern, was unter dem Schutze des kaiserlichen Ministers van Swieten, und zum Theil auch Kaunitzens, Joseph von Sonnenfels zu leisten suchte, der unverkennbar von dem Principe der neuen Epoche in seinen Strebungen getrieben wurde. Von Natur strebsam, obwohl ohne besondere Begabung, gespornt von provinziell-patriotischem Wetteifer, wozu ihn Nicolai's Bemerkung über die gänzliche Unberufenheit Wiens zur Verbesserung des Theaters sowie über dessen literarische Bedeutungslosigkeit überhaupt aufregte [1]), warf er sich mit freimüthiger That den Schranken und Hindernissen entgegen, die den Gang der freieren Geistesentwickelung in Östreich allseitig hemmten. Schon in den sechziger Jahren trat er mit seiner Wochenschrift „Der Mann ohne Vorurtheil" in die Mitte der starrsten Vorurtheile, deren Bekämpfung mehr als gewöhnliche Kühnheit forderte. Bald darauf griff er in die dramatische Literaturbetriebsamkeit der Wiener, wenn auch ohne poetischen Beruf, doch mit regsamem Eifer ein, suchte fortschreitend bald im Gebiete der Rechtspflege und Verwaltung, bald in dem der wissenschaftlichen Produktion mit vielgeschäftiger Betheiligung, selbst unter Gefahren für seine persönliche Stellung und im Kampfe mit verketzernden Fanatikern, ein besseres Zeitalter für sein zweites Vater-

1) In den „Literaturbriefen", Thl. XII, Brief 103.

land herbeizuführen [1]). Seine Anstrengungen aber hatten das Loos der ähnlichen seines kaiserlichen Herrn; sie blieben meistens ohne Erfolg und glichen todtgebornen Kindern. Wien war nicht der Boden, auf dem die neue Saat emporwachsen konnte, und die Subjekte, welche man als Sämänner berief, wie z. B. Riedel aus Erfurt, nicht geeignet, den unfruchtbaren Acker zu bessern und wohl zu bestellen. Das Gemeine und Gemeinste wucherte auf, der Geist blieb ein Gefangener nach wie vor.

Zwischen jenen Grenzpunkten liegen nun mehrere Plätze in der Mitte, welche als eben so viele Knotenpunkte gelten können, in denen sich die strömende Bewegung sammelte, um wiederum von hier aus in vielseitigen Adern sich durch das ganze Vaterland zu verbreiten. Zunächst erhebt sich als nördlicher Zwischenpunkt Göttingen, wo der bekannte Dichterbund ein Hauptganglion der jungdeutschen Lebenserscheinungen bildet. Ihm gegenüber liegt für unsere nationalliterarische Geographie südlich Darmstadt, welches dadurch in dieser Epoche historisch merkwürdig erscheint, daß sich nicht nur viele strebende Geister, wie z. B. Wenck, Petersen, dort für die neue Bewegung interessirten, daß dort eine der trefflichsten deutschen Fürstinnen, die Landgräfin Karoline, sich der vaterländischen Literatur liebevoll annahm [2]), daß Herder dort ein- und ausging und durch eheliche Verbindung dem Orte sich näher befreundete, daß Goethe in Frankfurt hin- und herüberwanderte [3]), sondern auch vornehmlich dadurch, daß hier ein Mann lebte, an dessen Geisteseigenthümlichkeit fast die

---

1) Joseph Frh. v. Sonnenfels stammte von jüdischen Eltern ab und war in Berlin geboren, in der ersten Kindheit aber mit seinem Vater nach Östreich übergezogen, wo jener sammt seinen Kindern die katholische Religion annahm.

2) Sie veranstaltete die erste Ausgabe von Klopstock's „Oden und Elegien" (1771) für den engeren Kreis ihrer dem Dichter ergebenen Freunde, zu denen auch Herder und Goethe sich zählen durften. Vgl. ihre jüngsterschienene Biographie (Darmstadt 1874). Goethe und seine Freunde nannten sie nur die „Große Landgräfin" und Friedrich II. hielt große Stücke auf sie.

3) „Wie sehr dieser Kreis" (sc. der Darmstädter) „mich belehrte und förderte, wäre nicht auszusprechen." Goethe, „Dichtung und Wahrheit", Bd. III, S. 98.

ganze Peripherie der drängenden Regsamkeit aus allen Punkten Deutschlands ihre radiellen Beziehungen anknüpfte.

Merck (1741 — 91) bildete diesen eigenthümlichen Mittelpunkt. Wir sehen aus dem Briefwechsel mit ihm [1]), daß er persönlich hinlänglich aufgelegt und an Kenntnissen aller Art reich genug war, um alle möglichen Verbindungen einzugehen. Im Allgemeinen ruhete seine subjektive Eigenthümlichkeit auf dem Triebe der Verneinung, welcher sich indeß bei ihm mehr nur in der Richtung des kritischen Widerspruchs darlegte, als in der reinen Mephistopheleischen Lust an der Verneinung selbst. Sieht man auf den Grund seines negativen Behabens, so erblickt man in der Tiefe das ideelle Motiv der Wahrheit, welches in der Verneinung die Bejahung erstrebt. Merck tritt hiermit unverkennbar auf die Seite Lessing's, den er mit der Genialität der jungen Generation zu vermitteln suchte. Gleich besonnen und scharf wie jener, gleich ernst und tief in der Auffassung der Sache, theilte er doch auch die Sympathien des revolutionären Dranges und ging so über seinen großen kritischen Zeitgenossen wenigstens der Tendenz nach hinaus. Wie sehr er dem Geiste des Fortschritts huldigte, erweist die Art, wie er die französische Revolution erfaßte. Als er, ein Jahr vor seinem tragischen Ende, Paris besuchte (1790), meinte er, dies sei der Ort, „wo der Grundstein zum Wohlsein vielleicht des Universums bereitet werde". Er schwamm in Thränen bei einer theatralischen Aufführung des Bastillensturms, der er beiwohnte, und nur der Gegenstand des jämmerlichen Stückes vermag zu erklären, daß dies ihm „ein völlig Shakspeare'sches Drama" erschien. Im Grunde seiner

1) Nicht bloß in Beziehung auf Merck selbst, sondern überhaupt für die literar-persönliche Charakteristik der ganzen Epoche ist die Herausgabe der Merck'schen Correspondenz durch Dr. Wagner in Darmstadt höchst verdienstlich (1835 und die Folge 1838; ein dritter Band folgte 1847). Sonst ist die Schrift „Heinrich Merck. Ein Denkmal", von Ad. Stahr (Oldenburg 1840), welche der Sammlung von Merck's Schriften vorangeht, zu empfehlen. G. Zimmermann's obenerwähntes Buch: „J. H. Merck, seine Umgebung und seine Zeit" (Frankfurt 1871), hält kaum, was es verspricht, und giebt, über Merck selber wenigstens, nichts, das nicht schon Wagner und Stahr gegeben hätten.

Überzeugung also gehörte er der drangvollen Generation an, nur theilte er ihre Überschwänglichkeiten nicht; dazu ruhete sein ganzes Wesen zu sehr auf der Basis des Verstandes. Was in Goethe leidenschaftlichen Ausdruck fand, trieb bei ihm die Sprossen ironischer Weltweisheit hervor. Der Sache nach wandelten Beide auf derselben Bahn. Goethe selbst gesteht, daß er Merck's „aufklärender Theilnahme" sehr bedürftig war. Nicht von ungefähr also standen wohl Beide in Wechselwirkung, und, wenn Merck einerseits Goethe trieb, mit „Götz" und „Werther" rüstigen Anfang seiner Dichterbahn zu machen, so war er für ihn auf der anderen Seite ein warnender Genius, wenn der stürmische Naturdrang auf Abwege eilen wollte. Auf diesem Punkte erschien er nun dem jugendlichen Dichter allerdings oft als Mephistopheles, und insofern mochte auch Goethe wohl später sagen: „Merck und ich waren immer mit einander wie Faust und Mephistopheles".

Merck's Beruf bildete, wie angedeutet, ganz eigentlich die Kritik. In dieser war er, was andere Hauptfiguren der Epoche in der Produktion zu sein strebten. Wieland meinte daher, Merck sei unter den Recensenten, was „Klopstock unter den Dichtern, Herder unter den Gelehrten, Lavater unter den Christen, und Goethe unter allen menschlichen Menschen" [1]). Wieland's „Merkur" bot ihm vorzüglich den Schauplatz für seine kritische Wirksamkeit. Übrigens blieb Merck auch dem produktiven Drange keineswegs ganz fremd, wobei freilich die Negativität insofern wieder das treibende Moment war, als seine Produktionslust sich hauptsächlich in satyrischer Richtung bethätigte. Dieselbe äußerte sich in Prosa und Versen, in originell-derben, mit seltener Kühnheit geschriebenen Ergüssen, die Goethe, selbst in den spätesten Jahren seines Lebens, noch nicht zu publiciren wagte [2]). Daß die wenigen gedruckten Poesien Merck's von diesem Originalitätsdrange nicht eben belebt sind, mag zum Theil daher rühren, daß sie mit dem Bewußtsein und der Absicht der Öffentlichkeit geschrieben wurden und so der besonnenen Reflexionsseite des eigenthümlichen Mannes

1) „Briefe", Bd. II, S. 56.
2) a. a. O., Bd. III, S. 96.

mehr angehören, als seiner originellen [1]). Gleich seiner stürmischen Zeitgenossenschaft hielt er das Genie für das urberechtigte Princip der wahren Ehre.

Wie sehr Merck übrigens in Absicht auf persönliche Stimmung unter dem Einflusse des unruhigen, unbefriedigten Zeitgeistes stand, erwies er dadurch, daß er in seiner negativen Tendenz mit der gegenständlichen Wirklichkeit sich einseitig verfeindete, in ihre Forderungen sich nicht finden mochte, zuletzt mit sich selbst zerfiel und, durch Krankheit verstimmt, in hypochondrischer Erbitterung und Trübniß seinem Leben ein Ende machte. Daß dieses Schicksal mehrere seiner Zeitgenossen traf, ist bekannt; daß aber überhaupt dieser aus übertriebener Steigerung der persönlichen Selbstheit hervorgehende Zwiespalt und die damit zusammenhängende Neigung zum Selbstmorde ein Grundzug der in Frage stehenden Epoche bei uns bildete, hat Goethe in seiner Lebensbeschreibung bedeutend hervorgehoben. Er nennt diese Stimmung, die von unbefriedigten Leidenschaften ausging und durch ein geist- und thatloses bürgerliches Leben genährt wurde, „einen unmuthigen Übermuth“, der so allgemein herrschte, daß daraus hauptsächlich die große Wirkung erklärt werden muß, welche der „Werther“ hervorbrachte, indem er „das Innere jenes kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darstellte“ [2]). Sonst war Merck ein Mann von zuverlässiger, achtbarer Gesinnung, ohne welche Eigenschaft es ihm auch schwerlich gelungen sein würde, die heterogensten Personen aus fast allen Kreisen und Ständen, Fürsten und Fürstinnen, Gelehrte und Künstler, Dichter und Staatsmänner, fromme Enthusiasten und Weltleute, Rationalisten wie Idealisten (Nicolai und Herder, Lichtenberg, La Roche und gegenüber Fr. Heinr. Jacobi sammt Lavater), mit gleichmäßigem Vertrauen an sich zu ziehen. Daß dabei die viel-

1) Wenn aber gar H. Hettner in seiner trefflichen „Literaturgeschichte“ (Bd. III. m. 1. S. 416) Merck's prosaische Erzählungen „klassische Novellen von unveraltbarer Kraft“ nennt, so muß uns denn doch Goethe's Urtheil, der da meint, Merck sei in seinen selbstständigen Produktionen nie über den Dilettantismus hinausgekommen, als das besonnenere und berechtigtere erscheinen.

2) „Dichtung und Wahrheit“, Bd. III, S. 219.

seitigsten Kenntnisse, die er nicht bloß in der Literatur, sondern namentlich auch in der Kunstgeschichte und in den Naturwissenschaften besaß [1]), sowie der Umstand bedeutend mitwirkte, daß bei ihm Alles, auch seine kritische Neckerei, „aus dem Fundamente einer hohen Kultur" hervorging (Goethe), ist wohl begreiflich. Seine sociale Gewandtheit wie geschäftspraktische Tüchtigkeit und Beweglichkeit konnten jenen wesentlichen Vorzügen nur zu größerer Empfehlung dienen. Am bedeutsamsten erscheint uns aber Merck für unsere nationalliterarische Frage durch sein Verhältniß zu dem nächsten Literatenkreise, der über Frankfurt und zum Theil von Straßburg aus in Darmstadt sich an ihn anschloß und noch von Weimar aus mit ihm in lebhafter Beziehung blieb. Wir haben schon hervorgehoben, daß er in Goethe's literarische Entwickelung wesentlich eingriff und dieselbe zu rechter Zeit auf die rechte Bahn lenkte; aber auch die anderen mitstrebenden Personen dieses Gebiets hatten an ihm ihren Gravitationspunkt, so daß er es vornehmlich war, der Wetzlar und Gießen mit Frankfurt, und Frankfurt mit Darmstadt in der literarischen Beziehung erhielt, worin wir diese Orte zu jener Zeit finden.

Die größte Aufmerksamkeit verdient nun eben Frankfurt, nicht bloß als Vaterstadt des Genialsten unter den Genies, sondern weil es den vielseitigsten Verkehr der namhaftesten Mitglieder der Originalitätsgenossenschaft, welche dort besuchend und strebend bei Goethe eintrafen, vermittelte. Was in Wetzlar, Gießen und am Rhein sich in der neuen Weise regte, was von Straßburg aus, nachdem Herder geschieden, sich weiter in das Reich vordrängte, was in Göttingen den literarischen Trieb mächtiger

---

1) Mit der Botanik und Mineralogie war er mehr als gewöhnlich bekannt; besonders aber gab er sich später der Osteologie hin, auch hierin Goethe's Geistesverwandter. Indem er dabei haupsächlich auf die vorweltlichen Thierreste sein Augenmerk richtete und durch beispiellose Thätigkeit sich um Fossilien bemühte, vornehmlich die reichen Fundgruben derselben in der Rhein- und Neckargegend zu durchforschen anfing, wurde er Mitbegründer des bekannten und trefflichen Fossilienkabinets, dessen sich Darmstadt rühmen kann. — Nicht bloß bedeutende inländische Naturforscher, wie Blumenbach, auch die berühmtesten ausländischen wie Peter Camper in Holland und Saussure in der Schweiz, standen mit ihm in naturwissenschaftlicher Korrespondenz.

fühlte (z. B. die Stolberge), und in Darmstadt sich jung-belebt bewegte, kurz, was vom höchsten Norden bis zum südlichsten Punkte hin, den wir in Zürich finden, auf der Sturmbahn fortstrebte, Alles suchte in Frankfurt dem jugendlichen Fürsten des neuen poetischen Reiches zu begegnen. Von besonderer Bedeutung erscheint aber Frankfurt in dieser nationalliterarischen Strömung noch dadurch, daß hier der Genialitätstrieb zuerst ein allgemeines Organ seines Dranges fand.

Die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", welche durch J. G. Schlosser, Goethe's nachmaligen Schwager, einen eben so kenntnißreichen und praktisch-tüchtigen, als der neuen Literaturbewegung eifrig ergebenen und auch schriftstellerisch thätigen Mann [1]), vornehmlich auf Merck's Anregung gegründet wurden, waren hauptsächlich der jungen poetischen Literatur gewidmet und sollten die rein wissenschaftlichen Werke nur ausnahmsweise berücksichtigen. Im Dienste jener hatte man auch die ansehnlichsten Erscheinungen im Gebiete der englischen Literatur im Auge, weil man von ihr wesentliche Förderung der vaterländischen erwartete. Das eigentliche Princip der Zeitschrift war deshalb die Opposition der Genialität gegen die Einbildung der Mittelmäßigkeit und unproduktiven Seichtigkeit. Das Vivat, welches Goethe in Gießen auf einer Art literarischem Kongresse, wo eben jene neue Zeitschrift besonders mitbezielt wurde, „allen selbstständigen Männern", und das Pereat, das er „den Andringlichen" brachte, kann gewissermaßen als die Devise der Unternehmung angesehen werden. Noch spät sagt er darüber: „Ein unbedingtes Bestreben, alle Grenzen zu durchbrechen, ist bemerkbar." Er hält das Journal für geeignet, einen vollständigen Begriff von dem damaligen (1772—73)

1) Schon ist an Schlosser's „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" (Frankfurt 1771) oben erinnert worden. Er betheiligte sich aber sonst noch auf's vielseitigste an dem Werke der Wiedergeburt unserer Literatur, namentlich durch Theilnahme an bezüglichen Zeitschriften, z. B. am „Teutschen Museum". Er vertrat übrigens mit einigen Anderen das Princip der Mäßigung in dem Kreise der ihn umgebenden Dränger. Vergleichung verdient über ihn Alfr. Nicolovius, „J. Georg Schlosser's Leben und literarisches Wirken" (Bonn 1844).

Zustande dieser literarischen Gesellschaft und Persönlichkeit zu geben [1]). Es arbeiteten daran vornehmlich Merck, Wenck, Petersen in Darmstadt, Professor Höpfner und einige andere gleichgesinnte akademische Freunde in Gießen, dann eben J. G. Schlosser, sein Bruder Hieronymus Schlosser und außer Herder hauptsächlich auch Goethe (einige Zeit noch von Wetzlar aus) in Frankfurt. Daß auch der berüchtigte Bahrdt sich daran betheiligen durfte, mag insofern erklärlich sein, als die Unternehmung zugleich den theologischen Finsterlingen gelten sollte [2]).

Dieser journalistische Verein betrieb das Unternehmen mit redlich-strebendem Willen, das Bedeutende achtend und gegen die Zudringlichkeit des Unbedeutenden schützend. Besonders übte man das literarische Richteramt über andere Zeitschriftrn, z. B. über die Berliner „Allgemeine deutsche Bibliothek" und den Wieland'schen „Deutschen Merkur", wobei man das Halbe und Unzulängliche eben so gewandt, als oft scharf und satyrisch hervorzustellen und zu bezeichnen verstand. Die Keckheit erstreckte sich auf Weltliches und Geistliches, wo immer das Vorurtheil auf Kosten der freien Selbstständigkeit herrschen wollte. Beklagte sich doch Frau Sophie La Roche an Merck, daß man „gleich in den ersten Zeitungsblättern Nonnen und Pfaffen angepackt" habe [3]); fühlte sich doch der Hamburger Ketzerrichter, Pastor Goeze, gemüßigt, die Reichs- und Frankfurter Lokalpolizei gegen die geniale Vernunftfreiheit der Blätter zu requiriren, obwohl diese der gemeinen Encyklopädisten-Freidenkerei eben so entschieden widersprachen, als sie der hyperorthodoxen Kirchensymbolik und dem daran sich knüpfenden Pfaffenthume entgegentraten. Übrigens war es eine lobenswerthe Eigenschaft des Instituts, daß die Mit-

1) Goethe, „Werke", Bd. XXVI, S. 163 ff.; desgl. Bd. XXXI, S. 5.

2) Überhaupt war dieser abenteuerliche Schriftsteller gerade damals ein überaus renommirter Name in der deutschen literarischen Welt, dessen Schriften auf alle Zeitfragen eingingen und sie in kecker, wenn auch oberflächlicher Weise behandelten. Nicht leicht wurde ein anderer Schriftsteller mehr gesucht und gelesen, als er. Wir haben ihn indeß schon oben behandelt. Prutz hat in Raumer's „Historischem Taschenbuche" 1850 eine Charakteristik von ihm gegeben.

3) „Briefe an Merck", Bd. I, S. 32.

arbeiter jede unmotivirte Einseitigkeit der einzelnen Recensenten durch eine Art vereinsgesetzliche höchste Instanz zu beschränken suchten, indem theils durch Korrespondenz, theils durch persönliche Unterhandlungen mittelst Referats und nicht selten auch Korreferats ein endliches redaktionsfähiges Resultat vermittelt wurde. Doch hielt dieses gediegene Verhältniß nicht lange vor. Nachdem zwei Jahrgänge vollendet, trennte sich der Verein, und der Ton fing an, der Würde der Sache nicht weiter entsprechend zu sein, so daß Boie, der die ersten Jahrgänge, welche sich, wie Goethe bemerkt, „durch redlichen Willen der Mitarbeiter", sowie durch „Förderung des Humanen und Weltbürgerlichen" empfahlen, mit größter Theilnahme begrüßte, gleich in den ersten Blättern des dritten einen so bedeutenden Abfall bemerkte, daß er nicht weiter lesen mochte [1]).

Merck und mehrere der Mitarbeiter, außerdem Dohm, traten etwas später zusammen, um in der Frankfurter „Deutschen Encyklopädie" die frühere Weise der Anzeigen einigermaßen fortzusetzen. Besser gelang dies durch das „Deutsche Museum", welches, ebenfalls von Dohm unternommen (1776), unter seiner und Boie's Leitung, und zwar so lange solche dauerte, einen erfreulichen Fortgang nahm. Diese literarische Zeitschrift sollte indeß ihrem Plane nach die Grenzen der Frankfurter Anzeigen überschreiten, und einen weiteren Spielraum für die Tendenzen der Zeit eröffnen. Sie dehnte sich über die gesammten Strebungen für die Herstellung und Förderung des neuen nationalliterarischen Geistes aus, indem sie allen Schattirungen desselben Ausdrucks vermitteln wollte. Die verschiedensten Ansichten und Töne lassen sich darin bald in Prosa, bald in Dichtungen vernehmen. Männer der entgegengesetztesten Richtung, wie ein Lenz und ein Claudius, begegnen sich. Es ist ein Sprechsaal, in welchem die Freunde der Freiheit und Aufklärung ohne Rücksicht auf Ort und Stellung ihre Stimmen gegen die Finsterlinge jeglicher Art abgeben und Altes, Älteres und Neues im Interesse der Wiedergeburt unserer Literatur darbieten.

Als weitere bemerkenswerthe Stationen der genialen Drang-

1) „Briefe an Merck", Bd. I, S. 45.

bewegung mögen Weimar und Stuttgart noch insbesondere berücksichtigt werden, obwohl sie etwas später als die bisher genannten in der Geschichte unserer Literatur hervortreten. Vorzügliche Erwähnung verdient Weimar, und zwar nicht bloß deswegen, weil Goethe hier seine Sturmjugend austobte und ein Jahrzehnt hindurch den persönlichen Mittelpunkt des regsamen Drangstrebens in jener so berühmt gewordenen deutschen Musenstadt bildete, auch nicht bloß mit Rücksicht auf die ganze Fülle des deutsch-literarischen Lebens, das sich hier und in dem benachbarten Jena während der neunziger Jahre zusammendrängte, sondern zugleich deswegen, weil sich hier damals überhaupt auch nach anderen als bloß literarischen Seiten hin eine revolutionäre Neuerungslust bethätigte. Daß Weimar schon um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts unter Herzog Wilhelm IV. ein Hauptpunkt deutsch-literarischen Strebens gewesen, wollen wir hier eben so wenig berühren, als daß seine Fürsten bereits in der Blütezeit unserer mittelalterlichen Romantik, besonders im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, von der Wartburg aus der deutschen Muse freundlichst huldigten, und in Eisenach eine ähnliche Genialität des Hoflebens zur Aufführung brachten, wie es uns die Geschichte der siebenziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Weimar sehen läßt. Zunächst begegnen wir nun hier der Herzogin Amalie, Karl August's geistvoller Mutter. Sie hatte aus Braunschweig (ihrer Vaterstadt) eine große Vorliebe für Literatur und literarische Bildung mitgebracht. Schon seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts herrschte nämlich hier im Gebiete der deutschen Literatur eine besondere Regsamkeit. Herzog Anton Ulrich († 1714), welcher unter dem Namen „der Siegprangende" Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft war, hatte Romane im Geiste und Style der zweiten schlesischen Dichterschule geschrieben, auch Kirchenlieder verfaßt. Amalie war die Tochter Herzog Karl's, eines eifrigen Förderers der Wissenschaften und Literatur, des Gründers des in nationalliterarischer Hinsicht so berühmt gewordenen Karolinums in Braunschweig. Fast alle Mitglieder der Genossenschaft der „Bremer Beiträge" fanden sich seit 1745 an dieser jungen Anstalt als Lehrer zusammen. Gärtner, Zachariä, Ebert und Eschenburg, jener Übersetzer von Young („Nachtgedanken"),

dieser von Shakspeare, wirkten von hier aus durch Schriften und Unterricht in der Nähe und Ferne für das Aufblühen eines besseren literarischen Geschmacks. Jerusalem, dessen wir im Fache der Kanzelberedsamkeit schon mit Ruhm erwähnen mußten, war der Lehrer der Herzogin Amalie gewesen. Daß etwas später auch Leisewitz, der Verfasser des Trauerspiels „Julius von Tarent", in Braunschweig lebte, daß Mauvillon, der freidenkerische Freund Mirabeau's, hier Ariost's „Rasenden Roland" übersetzte, wodurch er gewissermaßen die Bahn der neueren Übersetzungen aus der romanischen Literatur bei uns eröffnete, mag nur gelegentlich bemerkt werden. Braunschweig wurde so eine Art Vorhof von Weimar, wo in glänzenderem Style fortgeführt wurde, was dort begonnen.

Amalie übertrug die Erbschaft ihrer heimatlichen Bildung und Bildungslust in ihr neues Vaterland. Mit der unruhigen Hast, in der sie überallhin wirkte, mit der liberalen Toleranz, welche sie gegen die verschiedenen Geistesrichtungen um sie her und besonders auch gegen die freiere Socialbewegung in ihrem Hofcirkel übte, überhaupt mit der ganzen persönlichen Selbstständigkeit, die sie als Vormünderin ihres Sohnes in der Landesverwaltung und als geistbegabte Frau in Sachen des Geschmacks und der Sitte bethätigte, erschloß sie den Kreis des genialischen Strebens und ward Theilnehmerin, ja selbst längere Zeit hindurch Vermittlerin der Drangbewegungen, die bald unter der Regierung ihres Sohnes Karl August sich in übermüthiger Keckheit entwickelten [1]). Wie dieser, in vieler Hinsicht merkwürdige, auch durch seine vaterländische, antifranzösische Haltung, in dem harten Kampfe mit Napoleon (1806) ruhmwürdige Fürst die aufstrebenden Genialitäten begünstigte, wie außer Goethe auch Wieland, Herder und später Schiller von ihm in Weimar gehegt und geehrt wurden, wie an seiner gastfreundlichen Gunst sich viele andere jungdeutsche Talente erfreuten und seinem Hofe

1) Wieland nennt in seinem gewohnten Enthusiasmus die Herzogin (seine treueste Gönnerin, die ihn auch als Lehrer ihrer Söhne berief) „das liebenswürdigste Gemisch von Menschheit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit, welches je auf diesem Erdenrunde gelebt hat". Anziehend ist die Parentation, welche Goethe dieser Fürstin gehalten.

sich nähern durften, wie er in schönstem Wissensdrange an Merck als ein Freund an den Freund sich schloß, und im engsten Herzensbunde mit Goethe die Rechte genialischer Originalität gegen die beschränkten Formen der Tradition und Konvenienz oft mit überstürmender Gewalt durchzuführen suchte, darf als so bekannt vorausgesetzt werden, daß hier eine bloß andeutende Erinnerung genügt, um so mehr, als uns die Charakteristik Goethe's später von Neuem und näher darauf zurückführen wird. Die titanische Genossenschaft, wie überhaupt das wilde weimarische Treiben intra et extra, auf Zimmer und bei Ritt und Jagd, wird uns von jenem selbst in wenigen Worten hinlänglich beurkundet. „Wir machen des Teufels Zeug", schreibt er an Merck. „Wir (der Herzog und Goethe) halten zusammen und gehen unseren eigenen Weg, stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten vor den Kopf, werden aber doch durchdringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns." [1]) Daß unter solchen genialischen Versuchen auch Mancherlei hervorspringen mochte, was den Beifall der Besonnenen nicht gewinnen konnte und nicht bloß dem „Dechant" Herder bei seiner etwas hypochondrischen Scheelseherei mißfallen, sondern auch anderen guten Leuten wenigstens sehr wunderlich vorkommen mußte, daß der geniale Übermuth oft bis zur Unmäßigkeit und Ärgerlichkeit stieg, ist zu vollständig verbrieft, um geleugnet werden zu können, ohne daß man darum berechtigt sein möchte, an Alles zu glauben, was Böttiger uns später über „jene Zigeunerwirthschaft", wie er es nennt, in zahlreichen Anekdoten mitzutheilen für gut gefunden [2]). Was von Weimar aus unter dem liberalen Protektorate des Herzogs für

---

1) „Briefe an Merck", Bd. I, 36. und 37. Br. (vom Jahre 1776).

2) Böttiger, „Literarische Zustände ꝛc." (Leipzig 1838). Mag das Meiste, was hier zum Besten gegeben wird, wahr sein, so trägt doch auch Vieles das Gepräge gewöhnlicher Klatscherei. Eine sehr lichtvolle Ansicht der Verhältnisse in Weimar gewährt die Schrift von Wachsmuth, „Weimars Musenhof" (Berlin 1844). Vgl. auch A. Stahr's „Weimar und Jena" (Oldenburg 1852); Diezmann's „Aus Weimars Glanzzeit" (Leipzig 1855) und dessen „Goethe und die lustige Zeit in Weimar" (Leipzig 1857); sowie Springer's „Klassische Stätten" (Berlin 1868 u. 1869), welche unter so vielen Schriften über die weimarischen Verhältnisse besonders hervorgehoben zu werden verdienen.

die klassische Fortbildung der deutschen Nationalliteratur späterhin noch vielfach geschehen, wird an passender Stelle weitere Erwähnung finden.

Es bleibt noch übrig, auch auf Stuttgart und seine genial-literarischen Umgebungen einen flüchtigen Blick zu werfen; denn obwohl es mit den bisher gezeichneten Literaturstätten in keinem sehr genauen Zusammenhange stand, so hatte sich doch der allgemeine Geist, der damals in Deutschland herrschte, auch hier bedeutend genug niedergelassen und zu bestimmter literarischer Wirksamkeit vereinigt. Daß Schwaben bereits in der vorigen reformatorischen Epoche unverkennbare Symptome seiner Theilnahme an den Regungen der Emancipation des Geistes kundgegeben, haben wir an gehöriger Stelle angezeigt und dort besonders Moser's politische Freimüthigkeit, wie Abbt's rationalistisch-philosophische Mitwirkung an den Berliner literar-reformatorischen Unternehmungen hervorgestellt. Andere Schwaben, wie Hartmann, v. Gemmingen (Verfasser des Drama's „Der Hausvater") und Joh. Ludw. Huber, hatten um jene Zeit, besonders durch Klopstock begeistert, theils in geistlicher, theils und besonders in patriotischer Lyrik ihren freieren Gesinnungen Ausdruck zu geben gesucht, und Huber namentlich mußte, wie der ältere Moser und später Schubart, seinen politischen Muth auf der Festung büßen. In ihm sehen wir einen jener seltenen großartigen Charaktere, denen kein Opfer zu schwer wird, das sie für Recht, Wahrheit und Freiheit einer so absolutistischen Fürsten- und Regierungswillkür gegenüber innerhalb der Schranken des Gesetzes bringen zu müssen glauben. Daß Wieland, ein Schwabe, im Schwabenlande nach zurückgelegter frommer Novizenzeit zuerst das Panier weltsinniger Geistesfreiheit erhoben, braucht keiner wiederholten Erinnerung.

Zu diesen und andern ähnlichen Erscheinungen im Bereiche der Literatur gesellte sich der Umstand, daß um jene Zeit ein Fürst dort herrschte, der einerseits durch seine despotische Launenhaftigkeit die Gemüther erbitterte, andererseits aber auch das damalige Drangstreben durch seine eigenthümlichen Neuerungsgelüste selbst unterstützte. Herzog Karl von Würtemberg gehörte zu den vielen kleinen deutschen Despoten, welche seit dem Anfange

des achtzehnten Jahrhunderts die Rolle Ludwig's XIV. in unserem Vaterlande nachspielen wollten. Gleich herrscherübermüthig wie jener machte er sich kein Gewissen daraus, seine Unterthanen wider Gesetz und Recht zu knechten, wenn's ihm gelüstete, zugleich aber ihr Gut durch ungemessenen Luxus zu vergeuden. Unter ihm wuchs nun die in sich vertrotzte Jugend empor, welche, hauptsächlich auf der von ihm gegründeten Karlsakademie durch militärischen Zwang und die geheime Lektüre der neuen Geisteswerke zu tiefgehendem Unmuthe gestimmt, ihrer Empörung gegen die traditionelle Macht Worte zu leihen suchte. Auch für sie galt das absolute Naturrecht von J. J. Rousseau als das Evangelium der Zukunft. Schiller stand als Hauptfigur in dieser Umgebung, wie Goethe in der am Rhein und Main, und gab gleich ihm in seinen Jugendwerken der herrschenden Gesinnung öffentlichen Ausdruck. Die Stimme des Geistes der Widersetzlichkeit gegen alles Gesetz in Literatur wie in Sitte und Staat vernehmen wir in den „Räubern", in „Fiesko", in „Kabale und Liebe", nicht minder in dem sinnlich-idealischen Dithyrambenübersturze der Frühlyrik des gegen die Fesseln der Konvenienz und des Despotismus ankämpfenden Dichters. Wir finden hier das Princip naturalistischer Genialität in der kühnsten poetischen Praxis vollzogen und dargestellt.

Nahe mit solcher jugendlichen Sturmkraft in Verbindung, sie theilweise erregend und fördernd, zeigt sich uns auf dieser Station noch manches Andere, dessen nähere Erwähnung jedoch da besser an ihrem Platze sein wird, wo wir jenes Dichters Bild in seiner Totalität darzustellen haben. Nur Schubart's (1739—91) wollen wir hier noch flüchtig gedenken, dessen eigenthümliche Persönlichkeit zugleich eine der auffallendsten Figuren in der Gattung jener absonderlichen Originalitäten bildet, und der, obwohl nicht in Stuttgart vorzugsweise lebend, doch Schwabe von Geburt war und im theilweisen Zusammenhange mit der dortigen jungen Dranggeneration stand. Sinnlich organisirt besaß er mehr Imagination und Gefühlslebendigkeit, überhaupt mehr dämonische Naturkraft, als sein geistiges Talent beherrschen konnte. Charakteristisch genug sammelte sich daher auch wohl sein Gesammtwirken in der musikalischen Kunstpraxis, welche dem

Geiste gestattet, sich in die volle Unmittelbarkeit der subjektiven Empfindung herabzusetzen und den zufälligen genialischen Launen zu ergeben. Ohne konsequente Jugendbildung, frühzeitig dem Triebe nach Ungebundenheit folgend, gerieth er bald in ein tumultuarisches Drängen, worin er kein sicheres Ziel vor Augen hatte und keinen Weg mehr fand, der ihn zum Ziele hätte führen mögen. Unstet in seinen Lebenszwecken und flüchtig von Ort zu Ort, dabei ohne Verstand und Gesinnung vielgeschäftig, keinem Berufe mit Ernst zugethan, Theolog, Schulmeister und Organist, dann Zeitungsschreiber und Literat, befand er sich bald mit aller Wirklichkeit im Kampfe. Bemerkt man dabei noch die gänzliche Rücksichtslosigkeit seiner Urtheile in politischer wie religiöser Hinsicht, die Unsicherheit seiner Überzeugungen, welche ihn hier der Freigeisterei überlieferte, dort den sentimentalischen Überschwänglichkeiten anheimfallen ließ, so begreift man wohl, wie er dem Unglücke nicht entgehen mochte, welches ihn häuslich und öffentlich verfolgte und ihn erst dann freiließ, als er nach zehnjähriger, willkürlich über ihn verhängter Gefangenschaft auf dem Asperg mehr Ruhe in sein Leben und persönliches Behaben aufgenommen hatte und nun bürgerlich fester in Stuttgart den kurzen Rest seiner Tage vollbrachte. In der Literatur steht er wesentlich auf dem Boden der kraftgenialen Produktivität. Von Klopstock und Goethe angeregt, eifert er gegen alle literarische Franzosenliebe und poetische Weibsinnigkeit, für Shakspeare und die Engländer enthusiastisch eingenommen. In seinen früheren lyrischen Poesien, z. B. in der „Fürstengruft", herrscht der volle Ton des Dranges, dessen kühnstes Wollen aber sich in dem Plane zum „Ewigen Juden", von dem nur eine mäßige Rhapsodie gedruckt vorliegt, ausspricht. In seiner „Deutschen Chronik" (seit 1774) findet man, namentlich in den ersten Jahrgängen nach allen Seiten hin, in Politik, Literatur, Kunst und Volkssitte, individualkräftige Zeichnungen und Ansichten. Sie machte ihm aber auch nicht wenig Feinde, unter denen die geistlichen und weltlichen Jesuiten die ärgsten waren. Schiller hat sich an Schubart zunächst belebt; die Fürstengruft namentlich stimmt ganz zu seinem titanischen Tyrannenhaß, wie er sich in den Räubern kundgiebt. Und hauptsächlich wegen dieser Beziehung mag die flüchtige Cha-

rakteristik des seltsamen Mannes hier in der Übersicht der kraftgenialischen Literaturzeit motivirt erscheinen. Was den Werth seiner literarischen Leistungen angeht, so kann ihnen klassische Haltung nach keiner Seite hin zugesprochen werden. Es fehlt ihnen dazu wie an durchgreifender Bildung, so an Form und Reinheit der Darstellung. Seine Phantasie ist ohne Regel und seine Empfindung ohne Maß. Was er nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft schrieb, z. B. die „Vaterlandschronik“, ist wohl zahmer, aber ohne besondern Gehalt [1]).

Wenn wir Wekhrlin übergehen, der ein Landsmann und Zeitgenosse Schubart's war und gleich ihm, wenn auch in anderer Richtung, nämlich in der französisch-voltaire'schen Freidenkerei, aus der Bahn der Ordnung und socialen Konvenienz trat, um in maßloser Hypergenialität seine individuelle Laune walten zu lassen in Schriften [2]) und im Leben; so geschieht es, weil er in die nationalliterarische Revolution der jungdeutschen Schulen von damals weniger bedingend eingriff, als eben Schubart, mit dem er in keinerlei freundliche, wohl aber feindliche Beziehung kam. Wekhrlin suchte die Freiheit nebst allerlei socialistischer und satyrischer Kontrebande aus Frankreich, Schubart aus England einzuführen; Beide aber mußten den verbotenen Handel, den sie ohnedies mitunter ungeschickt und liederlich genug

---

1) Schubart's Werke sind seit 1839 unter dem Titel „Schubart's Gesammelte Schriften und Schicksale“ in 8 Bänden neu herausgegeben worden. Vgl auch D. Fr. Strauß, „Schubart's Leben in seinen Briefen“ (Berlin 1849), nebst der Nachlese dazu in D. Fr. Strauß' „Kleinen Schriften“ (Leipzig 1862).

2) Wekhrlin's hauptsächliche schriftstellerische Betriebsamkeit ist in einem zeitschriftlichen Werke enthalten, welches unter verschiedenen Namen eine zusammenhängende Folge bildet. Das „Felleisen“ sandte er vorauf (1778), bald hernach (1779) erschienen die „Chronologen“, welche sich in das „Graue Ungeheuer“ verwandelten (wo er im 8. Bande die Menschenrechte auf den Kodex der Natur gründen will), das selbst wieder in die „Hyperboreischen Briefe“ überging, um in den „Paragraphen“ sein Ende zu nehmen. Seine vorhergehenden, meist „rabios“ satyrischen Schreibereien, unter denen ihm die „Denkwürdigkeiten von Wien“ hauptsächlich die oben berührte Gefängnißstrafe zuzogen, mögen hier unberücksichtigt bleiben.

trieben, mit zeitweiliger Gefängnißstrafe und anderen schlimmen Folgen büßen [1]). —

Wenden wir uns von diesem geographischen Überblicke der kraftgenialischen Literatur zu ihrem allgemeinen Charakter zurück, so haben wir nur noch dies zu bemerken, daß sie sich nach zwei Hauptfarben unterscheidet, welche von der Art bedingt werden, wie der individuelle Originalitätsdrang sich geltend zu machen suchte. Einerseits sehen wir die Subjektivität in dem von Goethe selbst so bezeichneten „titanisch-gigantischen" Gewaltstreben befangen, womit sie in übermüthiger Opposition der vorliegenden Wirklichkeit Trotz bot und sich zu himmelstürmender Umwälzung der gegebenen Ordnung aufgelegt zeigte; andererseits gefiel sie sich in der sentimentalischen Überreizung, in der Isolirung und Abtrennung von der Gegenwart, in der selbstgenügsamen Unendlichkeit des Gefühls, in der unmuthigen Mißstimmung über die gegebenen Zustände und der Sehnsucht nach dem Unerreichbaren. Diese beiden Richtungen, welche man auch kurzweg als die Leidenschaft des männlichen und weiblichen Selbstgefühls (als „männliches und weibliches Pathos") bezeichnen kann, begegneten sich oft in einem und demselben Subjekte, wie z. B. in Goethe, in derselben Genossenschaft, wie in dem Göttinger Bunde; oft erschienen sie getrennt, wie sich denn in Klinger der starre Titanismus fixirte, während in Miller und Hölty die Sentimentalität ihre reine Vertretung fand. Vielfach gingen endlich beide Seiten in unmerklichen Abschattungen in einander über, wovon der „Faust" Goethe's das bedeutsamste Beispiel giebt. Jedenfalls nun bildet diese Doppelrichtung des genialischen Individualitätstriebes den eigenthümlichen specifischen Gehalt und Ton der deutschen Literatur dieser Epoche und bekundet sich hauptsächlich in der Poesie, obwohl

1) Später (Altona 1796) gab ein Geistesverwandter Wekhrlin's, Namens H. Würzer, „Neue hyperboreische Briefe" heraus, in welchen der Ton seines Vorbildes noch übertroffen wird. Wenn Wekhrlin z. B. in seinen „Hyperb. Br." meint, „das Leinesführen und Häckerlingfüttern in der politischen Reitschule Deutschlands" müsse bald abkommen; so schreibt Würzer: „Es liegt am Tage, daß die christliche Religion ein Netz ist, worin die Schurken länger als 17 Jahrhunderte die Tölpel gehüllt haben."

sie auch im Bereiche der Prosa, z. B. in der Philosophie (Jacobi), Theologie (Herder, Lavater) und Politik (Schlözer), ihre Wirksamkeit offenbart [1]).

Zweites Kapitel.

Die kritische und literarhistorische Vermittelung der Sturm- und Drangliteratur.

(Hamann und Herder).

Während in Berlin der Standpunkt der nationalliterarischen Reformation im Geiste der rationalistisch-pragmatischen Aufklärung und mit den Waffen der Alltagsphilosophie des gemeinen Menschenverstandes besonders von Nicolai und Mendelssohn unveränderlich behauptet wurde, während Lessing dagegen in seiner Bemühung fortfuhr, die ideale Freiheit mit den Forderungen des verständigen Selbstdenkens möglichst zu verbinden, der nüchternen Abstraktion eben so sehr als dem Enthusiasmus der Empfindung abhold, kündigte sich von Osten her und zunächst von Königsberg, Preußens zweiter Hauptstadt, aus eine kritisch-literarische Bewegung an, welche, von genialischen Anschauungen getragen, in die begonnene Wiedergeburt mit stürmendem Schritte einfiel, die Entwickelung derselben mit der Gewalt urkräftiger Drängniß forttrieb und sich durch das ganze folgende Stadium der nationalliterarischen Originalstrebungen in verschiedenen Wendungen und Richtungen fortsetzte. Sie begann mit den prophetischen Eingebungen Ha-

---

1) Vgl. über diese ganze Periode den dritten Band von H. Hettner's „Geschichte der deutschen Litteratur" (Braunschweig 1869), welcher ausschließlich der Sturm- und Drangzeit gewidmet ist und nicht allein den besten Theil des trefflichen Werkes bildet, sondern überhaupt das Eingehendste und Erschöpfendste ist, was über jene merkwürdige Epoche geschrieben worden.

mann's und Herder's, in ihrer Entwickelung gleichen Schritt haltend mit dem Gange der produktiven Drangliteratur. Wie diese gegen das Ende der achtziger Jahre ihren Abschluß fand und, wie wir oben angedeutet, in Goethe's „Egmont" in gewisser Hinsicht ihren Grenzstein hat; so tritt jene um dieselbe Zeit zurück und erhält in Kant's „Kritik der reinen Vernunft" das Markzeichen ihres Reichs [1]).

Hamann und Herder bezeichnen nun hauptsächlich die literarhistorisch-kritische Vermittelung dieser Epoche, und wenngleich Herder weit über dieselbe hinaus seine literarische Thätigkeit erstreckt, wenngleich er in seinen späteren Schriften aus seiner ursprünglichen kraftgenialischen Rolle in den Ton sogar der vorlessing'schen Literaturanschauung hin und wieder zurückfällt; so findet er doch seine eigenthümlich-historische Stelle und Bedeutung in der Sturmperiode, die selbst fast genau von ihm ihren Ausgang nimmt (Straßburg 1770—71) und deren Verlauf er mit seinen vornehmsten, mehr oder minder drangstrebenden Schriften begleitet, an deren Ende höchst bezeichnend sein Hauptwerk „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" aufgestellt erscheint (seit 1784 ff.).

Sowie nun beide Männer nach Vaterland und Lebensverhältnissen in naher Beziehung zu einander standen, so begegneten sie sich auch in persönlicher Stimmung wie in literarischer Ansicht und religiöser Weltanschauung. Bei beiden bildet, wenn auch in verschiedenem Grade, die Temperamentsstimmung den Grundton, von welchem ihre literarischen Darstellungen mehr oder minder gefärbt erscheinen, beide ergehen sich in polyhistorischer Vielseitigkeit, streben in gleich unruhigem Drange voran, sind gleich bittere Feinde des sogenannten Rationalismus, verkündigen in gleichem prophetischen Tone das neue Evangelium der Natur und der genialen Originalität, und wollen der Eine wie der Andere die

1) Wenngleich dieses berühmte Werk des großen Königsberger Philosophen bereits 1781 erschien, so erlangte es doch seine epochemachende Wirksamkeit erst um das Jahr 1786—87, als Reinhold seine „Briefe" darüber schrieb und in Jena durch seine Vorträge das Apostelamt der Verkündigung von dessen Ideen übernahm.

Zukunft unserer nationalen Literatur auf eine innige Vereinigung des christlichen und recht verstandenen antiken Geistes gründen. Obwohl nun vorzugsweise Herder diese neue literar-kritische Phase an seine Persönlichkeit und seine ausgedehnte vielgeschäftige Wirksamkeit knüpft und der wahre Vertreter derselben ist; so weist er doch mit seinen Ideen und Grundsätzen, in seinem ganzen Tone und Verhalten so bestimmt auf Hamann hin, daß dieser schon deswegen mit ihm zu nennen und überhaupt in unserer Geschichte nicht zu übersehen ist, hätte er auch sonst nicht, wie doch geschehen, auf das mitlebende jugendliche Geschlecht mehrfach eingewirkt [1]).

Hamann (1730—88), aus Königsberg gebürtig, tritt gleichsam als Vorläufer Herder's auf den Schauplatz der literarischen Nationalthätigkeit jener Zeit. Dieser sonderbare Mann, dem das Leben kein Behagen und keine Ruhe bot, weil von beidem keine Spur in ihm selber war, erscheint schon Goethe'n und seinen Freunden als „ein großes Geheimniß"; wie er denn solches in gewissem Sinne sich selbst gewesen und eigentlich stets geblieben ist. Von Haus aus mit einem tiefgehenden Widerspruche in seinem persönlichen Wesen ausgestattet, fand er in seiner Jugend nicht die Leitung und den Unterricht, welche geeignet gewesen wären, ihm Haltung und Willen genug zu geben, um jenen Zwiespalt zu vermitteln oder zu beherrschen. Vielmehr trieb er ohne Ordnung und sichere Führung in allen Zweigen des Lernens umher, sich auf Jegliches werfend, nichts mit Gründlichkeit fassend. So ohne Tiefe des Wissens, ohne festen Mittelpunkt in Gesinnung und Überzeugung, konnte er auch im Gebiete der Literatur keine haltbare Stellung gewinnen, aus welcher er in ein klares und entschiedenes Verständniß mit der Zeit und den Zeitgenossen hätte treten mögen. Bei einem mehr instinktiven Drange als wohlbegriffenen Streben, die antike Welt mit der neuen, den positiven Glauben mit der Vernunft, die Natur mit der Kultur in Einklang zu bringen, unfähig, gleich Lessing durch die Macht des wissenschaftlichen Gedankens und eines selbstbewußten muthigen

---

1) „Eine aufstrebende Jugend", sagt Goethe („Dichtung und Wahrheit", Bd. III, S. 106), „ließ sich wohl von ihm anziehen."

Willens die streitenden Elemente, welche ihn äußerlich und innerlich bedrängten, zu beherrschen und zu verbinden, hatte er den Mitlebenden und Mitstrebenden gegenüber eine Weise und einen Ton angenommen, der Keinem recht vernehmlich entgegenklang und weder die Einen zu beruhigen, noch die Anderen anzuziehen vermochte. Der dämonischen Gewalt eines hypochondrischen, sinnlich-begehrlichen Temperaments hingegeben, wandelte er, „der Magus aus Norden", durch seine Zeit hin, bald als Seher in sibyllinischen Sätzen seine inspirativen Ideen verkündend und als Hoherpriester des lutherischen Bibelthums die glaubensvolle Begeisterung wider Philosophie und Vernunft erhebend, bald in krankhaftem oder anmaßlichem Humor Welt und Menschen verhöhnend, ohne Sympathie für die Wirklichkeit und ohne Versöhnung mit sich selbst. Fr. Jacobi, sonst sein Freund und Verehrer, bezeichnet ihn (an Lavater) als „ein wahres All an Gereimtheit und Ungereimtheit, an Licht und Finsterniß, an Spiritualismus und Materialismus".

Wenn es schwer ist, das Wesen des Mannes auf ein bestimmtes Grundprincip zurückzuführen und einfach zu formuliren; so können wir auch in Absicht auf seine literarische Thätigkeit kaum ein sicheres Fundament entdecken und bezeichnen. In gewissem Sinne mag Goethe Recht behalten, wenn er sagt: „Das Princip, auf welches die sämmtlichen Äußerungen Hamann's sich zurückführen lassen, ist dieses: Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich." [1]) Wir stimmen diesem Urtheile bei, insofern dadurch der Grundsatz der individuellen Originalität ausgesprochen werden soll, die Prätension nämlich, daß der unmittelbare Urdrang des Subjekts die ganze Welt nach sich zu bestimmen das Recht habe. Dieses Princip ist, wie wir im vorhergehenden Kapitel ausgeführt, eben der Quellpunkt aller literarischen wie religiösen und politischen Strebungen der siebenziger und achtziger Jahre und die eigentliche Wurzel, aus welcher der sogenannte Sturm und Drang in unserer

---

1) „Dichtung und Wahrheit", Bd. III.

Nationalliteratur emporschoß. Hamann ist sein erster Prophet. Er behandelte Menschen und Verhältnisse, wie es seiner individuellen Launenhaftigkeit beliebte, in welcher Indolenz und Unruhe, Müßiggang und Geschäftigkeit, Anmaßung und Schwäche sich wechselsweise bethätigten. Indem er Alles ergreifen wollte, hielt er nichts mit sicherer Hand, indem er den vollen Lebensbaum mit einem Male zu umfassen und seine Früchte in einem Genusse zu genießen wünschte, verdarb er sich die Lust und den Geschmack zugleich. So von Trieb und Wunsch bestürmt, das Höchste begehrend, ohne es mit selbstbestimmter Willensthat zu wollen, vermochte er den Preis der wahren Menschlichkeit nicht zu gewinnen. Vielmehr quälte ihn ein dämonischer Traum, der ihn zu keiner rechten Besinnung und am wenigsten zu jener Freiheit gelangen ließ, von der allein Maß und Form in unserem Thun zu erwarten ist. Sehr bezeichnend ist daher auch, was er an Herder schreibt: „Nicht eine bloße ὁρμή, sondern ein furor uterinus hat mich zu den meisten Aufsätzen getrieben.“ Er findet an sich „eine unersättliche Näscherei und Neugierde“, die ihm aber zu nichts hilft und ihn nicht fördert. Abbt vergleicht in einem Briefe (1762) Hamann's Gehirn mit „einem Archipelagus, wo Alles Nachbar ist, aber nur durch Schiffe zusammenkommen kann“.

Zu dieser in mancher Beziehung zwar wirklich originellen, im Ganzen aber wunderlichen geistigen Haltungslosigkeit, die sich im Bunde mit einem bedeutenden Gefühle seiner Überlegenheit oft zu despotischer Willkür steigerte, gesellte sich eine religiös-fromme Einbildung, in der er sich als eine besonders gottbegnadigte und auserwählte Persönlichkeit vorkam. Er nannte sich selbst mit einer Art Stolz „den vornehmsten der Sünder“ und glaubte, daß solches verwegenes Bekenntniß eine Gott wohlgefällige Buße sei. Dabei hielt er sich berufen, an dem Seelenheile seiner Freunde besonders zu arbeiten; wie er denn soweit geht, sich mit Christus vergleichend, zu beklagen, daß jene ihn (Hamann) verwerfen, „den Gott versiegelt habe zu ihren Diensten“. Seine leibliche Konstitution, die, gleich sehr der plastischen Gediegenheit und Harmonie entbehrend, ihn den mannigfachsten Mißstimmungen preisgab, vollendete das leidenschaftliche

Gemisch seines Wesens, welches sich fast in alle seine Lebensverhältnisse und schriftstellerischen Werke eindrängte und ihn gegen Freunde wie Feinde in fast gleiche abstoßende Lage brachte. Schon im Jahre 1765 äußert er sich an Herder, „daß er auf der Welt Gottes zu nichts mehr tauge“, und später, „daß sein Gemüth voll hypochondrischer Unruhe und Gährung sei, daß, während aus der Ferne großmüthige Freundschaft ihn beinahe ersticke und erdrücke, er um sich her in der Nähe ein empfindliches Übergewicht von genommenem und gegebenem Ärgerniß fühle, dabei Ekel und Überdruß, so daß er in solchem Widerspruche von Täuschungen fast an sich selbst verzage“. Späterhin schreibt er, daß er sich wegen seiner schweren Aussprache und hypochondrischen Laune ebenso wenig zu einer öffentlichen Bedienung, als zum gemeinen Umgange des Lebens schicke. Ähnlichen Äußerungen begegnen wir in großer Menge. Der sinnliche Leib hing sich in ihm überall an den übersinnlichen Geist und störte diesen in seinem freien, regelmäßigen Gange. Ihm wird das „Abstine“ schwer und er hat bei allen krankhaften und sonstigen Störungen „einen außerordentlichen Geschmack an Gottes Gaben“, mehr Ursache, „einen Exceß als Defekt des Appetits“ zu besorgen, und „der Abend ist ihm so willkommen zum Schlaf als der Mittag zum Essen“. Wenn Goethe ihn „den sokratischen Faun von Königsberg“ nennt, so dürfen wir die Bezeichnung treffend finden. Daß seine Erziehung zur Ausbildung dieser Neigungen, sowie seiner socialen Unfähigkeit, das Ihrige beigetragen, weiß er uns selbst zu erzählen, sowie er sich nicht scheuet, das Bekenntniß seiner Weltgenüßlichkeit offen genug abzulegen [1]). So der Zufälligkeit der Laune und des Bedürfnisses hingegeben und in die Unseligkeit eines zwiespaltigen Wesens versenkt, verstand er kein dargebotenes Gut recht zu würdigen und festzuhalten, keine Freundschaft mit freier Dankbarkeit zu vergelten, keine Stellung des Lebens männlich zu behaupten. Gegen die Familie Berens in Riga, die ihn mit seltener Liberalität behandelt und in seinen Verlegenheiten aufs bereitwilligste unterstützt hatte, benahm er sich, nach-

1) Z. B. in der Schrift: „Gedanken über meinen Lebenslauf“ („Werke“, Bd. I).

dem das Verhältniß durch seine Schuld gelöst worden, mit einer Wegwerfung, die an Unverschämtheit grenzt. Mendelssohn und Kant, die ihm gleichfalls beide mit hülfreicher Gefälligkeit entgegengekommen waren, mußten seine feindselige Bitterkeit in einem Grade erfahren, der die sachlichen Zwecke weit überstieg. Nur Herder blieb, einige wenige, mehr streifende, als ernst angreifende, Ausfälle [1]) abgerechnet, von seinen Invektiven und polemischen Ironien unberührt, und mit Jacobi, der ihm ziemlich geistesverwandt war, hielt das Band bis zu Ende.

Hamann's literarische Wirksamkeit [2]) ist nun das reine Abbild seiner Persönlichkeit, die mit ihrer Absonderlichkeit wohl nicht leicht bei einem anderen Schriftsteller so zudringlich gewesen sein mag. Das sprungweise, divinatorische Urtheilen, die dämonisch-herumgreifende Wuth, der drängende Wechsel zwischen Anspielungen, Metaphern und Kernsprüchen, die hypochondrische Bissigkeit bei oft zutreffender Wahrheit, das kecke, nicht selten gezwungene Zusammenstellen des Nahen und Fernen, des Gemeinen und Hohen, des Kleinen und Großen, die fliegende sibyllinische Blätterhaftigkeit bei halbverständlichem Ideeninhalte geben seiner Darstellung ein durchaus subjektives Gepräge, welches in ähnlicher Art sich später nur bei J. Paul wiederfindet, der, mit jenem willkürlichen stylistischen Spiele die ideale Sentimentalität der jugendlichen Gemüthlichkeit verbindend, eine Art Vereinigung von Hamann und Jung-Stilling darstellt. Die ungemeine, aber meist oberflächliche Belesenheit Hamann's vermehrt jene Eigenthümlichkeit. „Seine Belesenheit", sagt Herder in seinen „Fragmenten", „ist

1) Sie betrafen hauptsächlich Herder's Preisschrift: „Über den Ursprung der Sprache". Hamann erwähnt der Sache selbst in einem Briefe an Hartknoch, wo er seine bezüglichen Bemerkungen als „rasende Sprünge" bezeichnet.

2) Seine Schriften sind zuerst von Friedrich Roth seit 1821 gesammelt und in 7 Bänden 1821 ff. herausgegeben worden, nachdem Goethe im 3. Theile seiner „Dichtung und Wahrheit" auf eine solche Herausgabe, die er erst selbst zu machen Lust hatte, die Aufmerksamkeit und das Interesse hingelenkt hatte. 1842 ist noch ein achter Band mit Nachträgen von G. A. Wiener erschienen. Vgl. auch die Schriften Gildemeister's (Gotha 1857—74, 6 Bde. in 8°) und Brömel's (Berlin 1870) über Hamann.

so unleserlich zusammengeflossen, wie eine Schrift, auf unzusammenhängendes Papier geschrieben." Die Kernhaftigkeit und anregende Vielseitigkeit, welche in seinen taumelnden Aphorismen gelegen ist, giebt ihnen dabei ein besonderes Interesse. Auch hier urtheilt Herder im Ganzen richtig. „Jeder (?) Gedanke", sagt er von ihm, „ist eine uneingefädelte Perle." Ebenso: „Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in einem Gesichtspunkte", — mit „wunderlichen Schlaglichtern weiß er oft die dunkelsten und mangelhaftesten Seiten und Punkte zu beleuchten", — um die tiefsten und geheimsten Anschauungen, „wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, auszusprechen, greift er nach allen Elementen und Mitteln". Merck schreibt über sein Schriftthum an Höpfner: „Es ist ein dunkler Himmel, mit tausend herrlichen Sternlein besäet", womit J. Paul's Urtheil übereinstimmt: „Der große Hamann ist ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne, und manche Nebelflecken löst kein Auge auf." Man hat wohl Hamann's Humor hervorgehoben; allein dem, was bei ihm von humoristischer Farbe und Art vorkommt, fehlt zumeist die ästhetische Freiheit der Gestaltung in einem solchen Grade, daß eine echt geistige Wirkung nicht erfolgen kann. Wie wenig Haltung und Charakter er in seine Werke legen mochte, würden, wenn es nicht auf den ersten Blick erkennbar wäre, seine eigenen Worte verrathen. „Seine Verwünschungen" (wovon seine Blätter erfüllt sind) bezeichnet er als „Thorheiten", aus denen er sich „eben so wenig ein Gewissen macht", als er „sich schämen würde, sie so feierlich zu widerrufen, als er sie ausgeschüttet hat" [1]).

Mit dieser absonderlichen Eigenthümlichkeit drängte er sich nun frühzeitig (z. B. schon 1758 mit den „Biblischen Betrachtungen") in die Bewegung der damaligen Zeitfragen hinein, ohne

---

1) Wenn Hegel („Kritische Schriften") sagt: „Hamann's Schriften haben nicht sowohl einen eigenthümlichen Styl, als daß sie durch und durch Styl sind", so liegt hierin allerdings eine zwar sehr kurze, aber sehr wahre Charakteristik. Daneben erinnern wir gern noch an ein Wort Jean Paul's, weil es gleichfalls sehr bezeichnend ist. „Hamann's Styl", sagt er in seiner „Vorschule der Ästhetik" (Bd. II), „ist ein Strom, den gegen die Quelle ein Sturm zurückdrängt, so daß die deutschen Marktschiffe darauf gar nicht anzukommen wissen."

sicheres Ziel, hier angreifend, dort vertheidigend, nirgends ausführend und bestimmte Resultate vermittelnd. Vornehmlich wendete er sein Geschoß auf den Rationalismus der Berliner Philosophie und Kritik; aber auch die starre schuldogmatische Orthodoxie blieb nicht unberührt. „Weder die dogmatische Gründlichkeit pharisäischer Orthodoxen noch die dichterische Üppigkeit sadducäischer Freigeister", meint er, „wird die Sendung des Geistes erneuern."[1]) Zwischen beiden Extremen nun bewegt sich seine Polemik hauptsächlich hin und her, und Alles, was er behandelt, erscheint von dieser Grundrichtung mehr oder weniger bedingt und getragen. So wurde er gleich sehr der erste Verkündiger des literarischen Genialitäts-Evangelium wie der biblisch-prophetischen Orthodoxie, letzteres vornehmlich eben der kirchlichen Schuldogmatik gegenüber. Nach beiden Seiten hin sehen wir ihn stets auf dem Kriegsfuße, indem er eben so sehr „die Blendwerke dädalischer Sophisterei" des gewöhnlichen Pragmatismus der Berliner Aufklärerei haßte, als er „von den Werkstätten und Waarenlagern der allerchristlichen Dogmatik und von den Diktatoren protestantischer Kirchen neuen Styls" nichts wissen mochte. Gegen Beides postirte er sich so fest in dem reinen Bibelthum des alten und neuen Testaments, daß er in altlutherischer Ereiferung von Vernunft und freiem Denken nicht hören wollte und sich gegen alle dergleichen Zumuthungen in die Verschanzung des Glaubens zurückzog. Ohne Glauben ist ihm eigentlich Alles nichts als „Quacksalberei", und jener „geschieht eben so wenig durch Gründe, als Schmecken und Sehen". Ohne Bibel scheint ihm „der ganze Mensch nur Erde".

Die philosophische Syllogistik ist ihm nicht minder als seinem Jünger Herder eben so zuwider, als der theologische Rationalismus. Wie diesem gilt ihm Intuition und Gefühlsinspiration für den absoluten Ausgangspunkt unseres Wissens, weshalb er auch mit Jacobi eher als mit Kant sich befreunden mochte, obwohl auch jener ihm zuweilen „an einer verzweifelten transcendentalen Autor-Kolik zu laboriren scheint". Stilling's Romane sind mehr nach seinem Geschmacke, wie er an Scheffner

1) „Kreuzzüge eines Philologen", 9. Abhandl. („Werke", Bd. II.)

schreibt, als Kant's Blicke in die Geheimnisse der Natur, die ihm nur „ein Schaugericht" blieben. Die Philosophie Mendelssohn's nennt er „ehebrecherisch", sie erscheint ihm als Atheismus, dieser selbst aber ist ihm „nur eine Dialektik der reinen Vernunft". Wie er Kant und Mendelssohn verwirft, so auch Spinoza, der aus seinem Gesichtspunkte als ein Mörder dasteht. Wie sehr er in seinem Zorne gegen die Vernunftfreiheit sich verstieg, sieht man, wenn er „alle Satzungen der sogenannten allgemeinen, gesunden und geübten Vernunft" für „Lügen" erklärt [1]), oder (in den „Sokratischen Denkwürdigkeiten") der Vernunft überhaupt nichts weiter zugesteht als die Erkenntniß „unserer überaus sündigen Unwissenheit". Die Philosophie gehörte nach ihm zu den Spielen der Griechen, weshalb er diese selbst mit jenem ägyptischen Priester für Kinder zu halten geneigt ist. „Reine Vernunft und guter Wille" sind für ihn bloße Wörter, deren Begriff er nicht zu erreichen vermag. Mit diesem Vernunfthaß hing denn auch sein Zorn gegen die „Literaturbriefe" zusammen, den er theilweise selbst auf Lessing übertrug.

So sind denn fast alle Hamann'schen Schriften von der religiösen Farbe, welche mit pietistischer Metaphysik aufgetragen wird, überzogen und im Sprungtone prophetischer Anschauung gehalten; wie er denn meint, „daß wir Alle fähig sind, Propheten zu sein", indem alle Erscheinungen der Natur „Träume, Gesichte, Räthsel" sein sollen, die „ihre Bedeutung und ihren geheimen Sinn" haben. In der Religion allein findet er den Trost für seine Herzenszerrissenheit; er individualisirt sich gewissermaßen mit Gott (wie später Lavater und Jung-Stilling, sein Liebling), der ihn durch Wohlthaten hat „gnädig unterscheiden" wollen. In dieser pietistischen Selbstgefälligkeit, an die wir bereits oben erinnert haben, hielt er Alles, was er in seinem indolenten Belieben etwa vornahm, für gottgefällig. „Der Christ", meint er, „thue Alles in Gott. — Essen und trinken, aus einer Stadt in die andere reisen, sich ein Jahr darin aufhalten, handeln und wandeln oder darin still sitzen und harren" — das sind ihm „Alles göttliche Geschäfte". Die Wissenschaften und die Freunde

---

1) „Werke", Bd. IV, S. 143.

der Vernunft „scheinen gleich Hiob's Freunden seine Geduld mehr auf die Probe zu stellen, anstatt ihn zu trösten". Ihm ist „der Christ allein ein Mensch[1]", und die wahren Christen fand er zuletzt in dem Kreise der Frommen in Westphalen, in der Umgebung der Fürstin v. Gallitzin zu Münster, wo er 1788 starb. Der Garten dieser berühmten Apostatin der Philosophie umfaßt dort sein Grab. — Von seinem biblischen Prophetismus ging Vieles auf Herder und noch mehr auf Lavater über.

Wie in Sachen der Religion, so galt ihm auch in Absicht auf Literatur intuitive Unmittelbarkeit mehr als kritische Besonnenheit, titanisches Hinausstreben mehr als pedantische Sichtung, prometheische Kühnheit stand ihm höher, als gelehrte Kleinkrämerei und luxuriöser Aufwand der Wissenschaft. Die Originalität der Natur und die Inspiration der Genialität sollen die literarische Schulweisheit verdrängen. „Was ersetzt", sagt er in den „Sokratischen Denkwürdigkeiten, „bei Homer die Unwissenheit der Kunstregeln, die ein Aristoteles nach ihm erdacht, und was bei einem Shakspeare die Unwissenheit oder Übertretung jener kritischen Gesetze? — Das Genie, ist die einmüthige Antwort." Selbst die Alten sind ihm noch nicht natürlich genug, haben das „Urkundliche der Natur" nicht rein dargestellt. Die Poesie erscheint ihm als die eigentliche Urstimme des menschlichen Geistes, den er in der Weise der Kindlichkeit vernehmen und auffassen mochte. Wie Herder, wies er daher auf den Orient hin. „Wodurch sollen wir", so fragt er in den „Kreuzzügen eines Philologen", „die ausgestorbene Sprache der Natur von den Todten wieder auferwecken? — Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern und durch die Wiederherstellung ihrer Magie." — In Moses fand er daher, was ihm Homer nicht bieten konnte. Die Bibel galt ihm auch hier statt aller Bücher.

So steht uns also Hamann an dem Anfange „der Revolution der Geister", wie er es selbst ausdrückt, eben mehr verkündend und erweckend, als bildend und konsequent gestaltend. Wir haben schon gehört, wie er Herder antrieb und gleichsam als seinen Jünger ansah[2]; wir wissen von Goethe, der ihn

1) Vgl. seine „Biblischen Betrachtungen eines Christen".

2) „Es ist wahr", schreibt er an Hartknoch, „einige meiner Samen-

durch Herder kennen lernte, wie er auch ihn sammt der ganzen Straßburger Genossenschaft aufregte; wir sehen Fr. Jacobi in voller Hingebung an seinen literarischen Genius; wir vernehmen von J. Paul die Stimme persönlichster Verehrung; wir können endlich nicht verkennen, daß selbst bis in die neuere Romantik hinab sein Geist und Wesen fortgewaltet haben.

Am besten schließen wir die Charakteristik dieses „Phänomens“ in unserer Sprache und Literatur mit Goethe's Worten über ihn: „Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden; so wird er uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren.“

An Hamann's Hand tritt uns nun Herder entgegen. Er gehört zu den Männern in unserer Literatur, an denen sich der deutsche Enthusiasmus vielfach erschöpft hat, und den noch jetzt die Phrase oft mit ihren schönsten Federn schmückt. Wir haben für unsere Darstellung mit der geschichtlichen Orientirung zugleich das Amt der Kritik übernommen und dürfen daher der Begeisterung nicht im voraus das erste Wort gestatten. Herder steht übrigens, auch den strengsten kritischen Berührungen gegenüber, so fest auf dem Grundsteine seines national-literarischen Ruhms, daß die Entfernung alles vergänglichen Zierats nur dazu dienen kann, diesen der richtigen Anschauung näher zu stellen, nicht aber ihn zu verdunkeln. Was nun zunächst Herder's literarisches Verhältniß zu Hamann angeht, so sehen wir in ihm zu einem zwar üppigen, aber doch wohlgewachsenen Baume sich bilden, was jener in wilden Sprossen hervortrieb. Mit Herder eröffnet sich uns der Kreis einer national-literarischen Wirksamkeit, die sich, wenn auch mit ähnlicher Drängniß, doch in größerer Fülle und

---

körner scheinen sich durch Herder's Fleiß und Feder in Blumen und Blüten verwandelt zu haben; ich wünschte aber lieber Früchte und reife.“

Bedeutsamkeit der Leistungen auf der neu betretenen Bahn fortbewegt.

Herder erscheint, wenn wir vergleichen dürfen, so recht als der Paulus des reformirten literarischen Glaubens; er verbreitet den Geist desselben über die Nation und predigt seine Lehren mit dem Feuer echter und tiefer Überzeugung. Er bezeichnet vorzugsweise den Übergang der reformatorischen Ideen in die Lebendigkeit des nationellen Triebes. Die kritische und polemische Taktik sucht er mit der Energie der Genialität zu vermitteln, Lessing und Hamann in die junge und jugendliche Generation der folgenden Epoche hinüberzuführen. Ebenso verständigt er das größte Genie dieser neu hereinbrechenden Zeit mit jenen Vorgängern; er stellt sich zwischen sie und Goethe, zwischen die Kritik und die produktive Originalität, deren Leben er weckt, deren Richtungen er signalisirt und zu deren Wirken und Werken er vielseitige Anregungen giebt, indem er ihr theils neue Gebiete öffnet und zugänglich macht, aus denen sie Stoff und Weise des Bildens entnehmen kann, theils auch mannigfache Ideen ausstreut, die wie fruchtbare Saatkörner auf jungem Boden reichlich emporsprossen sollten. Und dieses nun ist eben seine rechte Stellung in der Geschichte unserer Nationalliteratur, wornach seine Bedeutung und sein Werth beurtheilt und gewürdiget werden muß. Für die eigentlichen Konsequenzen der neuen Drangstrebungen hatte Herder fast so gut wie keinen Sinn. Er regte an, fürchtete sich aber vor der Bewegung; er säete, so zu sagen, Wind, mochte aber den Sturm nicht ernten. Goethe's Meisterwerke, wie Schiller's kraftvolle Produktionen, fanden keinen rechten, offenen Zugang in seine Seele, so wenig als ihm die philosophischen Ideen Kant's und seiner Nachfolger verständlich waren. Wenn er später mit J. Paul sympathisirte, so geschah es weniger im Geiste der Zeit, der dieser angehörte, als auf dem Grunde persönlich-verwandter Stimmungen und empfindsamer Idealität, für die Herder stets größere Empfänglichkeit erwies, als für die heitere Ruhe und plastische Bewegung des denkkräftigen Geistesstrebens. Mit jener Stellung steht er nun, wie wir gleich am Eingange dieses Kapitels bemerkt haben, eigenthümlich in dieser Epoche, in ihr hat er seine wesentliche Bedeutung für unsere nationale Literatur, von ihr

aus wollen wir deshalb auch sein Streben und Wirken übersehen und den Mittelpunkt für seine gesammte literarische Thätigkeit zu gewinnen suchen [1].

Joh. Gottfried Herder wurde als der Sohn eines armen Schulmeisters 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren und starb als Präsident des Konsistoriums, als erster Geistlicher des Landes, in Weimar 1803, nachdem er eine lange Reihe von Jahren in seinem Amte mit Eifer und Erfolg viel Treffliches erstrebt und viel Gedeihliches gefördert hatte. Bei einer so bedeutsamen, reichbegabten Persönlichkeit, wie die seinige war, darf man wohl einen fragenden Blick auf Ursprung und geschichtliche Entwickelung werfen. Was den ersteren angeht, so schienen sich der kalte Ernst des Vaters und die milde Gemüthsstimmung der Mutter in dem Sohne zu jener Doppelseitigkeit des Temperaments und Charakters vereinigt zu haben, welches durch sein ganzes Leben hin kundbar ward. Eine eigenthümliche Paarung von reizbarer Empfindlichkeit und moralischer Energie, von liebevoller Sanftmuth und anmaßlichem Trotze, von hypochondrisch-melancholischer Launenhaftigkeit und humaner Begeisterung, von selbstgenügsamer Isolirung und liberaler Umgänglichkeit, endlich in Absicht auf geistige Begabung eine unentschiedene Wechselseitigkeit zwischen Verstand und Phantasie, wodurch in seinen Schriften die unsichere Haltung, das Hinüber- und Herüberspringen aus der Nüchternheit des Gedankens in die Bilderwelt der Poesie begründet werden wußte, — dieser Zwiespalt seines Wesens war das Erbtheil seiner Geburt.

Seine Jugendschicksale, wie einfach sie sein mochten, waren doch geeignet, ein so regsames und empfängliches Gemüth eindringlich zu bestimmen. Zu harten Entbehrungen gesellte sich Vereinsamung und Druck eines despotischen Schulzwangs, der dem vielbefähigten Knaben lange Zeit hindurch außer Bibel und Gesangbuch keine andere Geistesnahrung erlaubte. Väterliche Strenge

1) Der Herausgeber erlaubt sich auf eine umfangreiche Arbeit über Herder und seinen Einfluß zu verweisen, welche er in der Bostoner Vierteljahrsschrift „The Northamerican Review“ (October 1872, Januar u. April 1873) veröffentlicht hat, obschon er darin von seines Vaters Urtheil vielfach abweicht.

und mütterliche Weichheit wechselten in seiner häuslichen Erziehung und trugen dazu bei, neben jenen Einflüssen die angeborene Zwiespaltigkeit zu befestigen. Schon frühzeitig äußerte sich bei Herder, wie sein nachheriger Lehrer, der Pfarrer Trescho, bemerken wollte, die trübselige Entfremdung von aller jugendlichen Geselligkeit, wobei ein drangvoller Lern- und Arbeitstrieb die Zurückgezogenheit auf das Selbst steigerte und gleichsam verdichtete. Diese Anstrengung des einsamen in sich gesammelten Geistes aber machte es möglich, daß Herder auf dem Grunde so beschränkter Vorbildung, als sie ihm nach eigener Bemerkung das „pedantische" Mohrungen und sein väterliches Haus nebst dem spärlichen Unterrichte des „einseitigen Trescho" geben konnten, so rasch und erfolgreich in der Wissenschaft fortschritt, daß er, durch eine zufällige Bekanntschaft mit einem russischen Militärchirurgus veranlaßt, die Königsstadt zu beziehen im Stande war. Während seines kurzen dortigen Aufenthaltes, den er selbst „als Galgenfrist" bezeichnet, bereicherte er sich mit mancherlei Kenntnissen, theologischen, philosophischen und philologischen, wobei Kant ihm besonders als Leitstern diente. Nachdem er bereits in Königsberg am Fridericianum gelehrt hatte, erhielt er durch Hamann's Vermittelung in seinem einundzwanzigsten Jahre ein öffentliches Lehramt in Riga, wo er alsbald auch in bedeutender wissenschaftlicher Thätigkeit erschien. Freilich fühlte er noch das Vorzeitige und Frühreife seiner Bildung und bedauerte, daß er außer Kant, der ihn begeistert und angeregt, nicht noch einige Pedanten hören konnte, die seine Hitze abgekühlt hätten. „Ich bin noch immer unreif", schreibt er an Hamann, „ein pomum praecox zu einem Amte, zu einer Schulstelle, zu einem gesetzten Umgange und Styl. — — — — Meine Studien sind wie Zweige, die durch ein Ungewitter mit einem Male ausgetrieben werden. Aber wissen Sie auch, daß ich noch nicht im Alter der Reife, sondern der Blüte bin?" Diese Früh- und Unreife, diese Blütentaumelei blickt denn auch noch vielfach aus seinem ersten Jugendwerke, den „Fragmenten zur deutschen Literatur" (1767), hervor.

Ein nicht geringer Fortschritt in der Reife sollte ihm jedoch bald dadurch möglich werden, daß er pädagogischer Zwecke halber eine Reise nach Frankreich machen durfte, die ihm außer Anderem

die Bekanntschaft mit mehreren berühmten französischen Schriftstellern, unter denen auch Diderot, verschaffte. Als er eben in Paris war, ward er berufen, den jungen Prinzen von Holstein-Eutin auf einer weiteren Reise zu begleiten. Obwohl diese Verbindung nicht lange dauerte und nach kurzem Aufenthalte in Darmstadt, wo er sich mit Merck verband und mit Carolina Flachsland verlobte, bereits in Straßburg aufgelöst wurde; so hatte sie dem aufstrebenden jungen Manne doch mehr als Eine Gelegenheit geboten, Menschen und Welt, deutsches Volk und deutsche Sitte näher kennen zu lernen. Daß er in Straßburg mit mehreren jugendlichen Talenten des Vaterlandes, vorzüglich mit Goethe, gleichsam mit dem Kern des jungen, literarischen Deutschlands, in Verhältniß kam, mußte wohl dazu beitragen, ihn, den von Natur Feurigen, „zur Wirksamkeit zu elektrisiren" [1]. Als er dann in Bückeburg ein geistliches Amt übernahm, Hofprediger und Superintendent zugleich wurde, konnte es nicht fehlen, daß einerseits die dortige vornehme, gebildete Hofgesellschaft, andererseits die praktische Pflichtthätigkeit ihn in jenem Feuereifer nachgerade ermäßigte; wie er denn an Merck schreibt, daß seine damalige Lage ihn äußerst verändert habe, und daß der „theologische Libertin" weg sei. Indeß vermehrte sich der Ruf seines schriftstellerischen Wirkens in beschleunigtem Fortschritte, so daß selbst das gelehrte Göttingen sich zu dem Versuche bestimmen ließ, ihn in den Kreis seiner akademischen Berühmtheiten herüberzuziehen. Wir übergehen die Umstände, welche seiner wirklichen Anstellung an der vornehmen „Georgia Augusta" verzögernd entgegentraten (unter denen das geforderte Kolloquium zur Konstatirung seiner doktoralen theologischen Kenntnisse und seiner Rechtgläubigkeit besonders zu bemerken ist), um sofort zu erwähnen, daß er in dieser kritischen Lage eine durch Goethe vermittelte Einladung zu der Hofpredigerstelle und Generalsuperintendentur nach Weimar erhielt, wohin er sich im Sommer 1776 begab, und wo er von da an bis zu seinem Ende verblieb. Obgleich mit seinem Leben nicht sehr zufrieden, schied er doch ungern aus ihm

1) „Briefe an Merck."

(1803). Sterbend sehnte er sich noch nach idealer Erhebung, die ihm stets Bedürfniß gewesen war [1]).

Herder's persönliche und schriftstellerische Charakteristik mag nach den obigen biographischen Andeutungen nur noch mit wenigen Zügen ergänzt werden. Im Ganzen bietet sich ein Unterschied dar zwischen der ersten und zweiten Hälfte seines Lebens, worüber er sich selbst mehrfach ausspricht [2]). In seinen jüngeren Jahren, besonders unter dem Drucke eines schweren Augenleidens, dem er seit seinem fünften Jahre unterworfen war, und bei den Qualen einer spätern schmerzlichen Operation in Straßburg, die er nach Goethe's Bericht und eigenen Äußerungen [3]) mit bewundernswerther Standhaftigkeit ertrug, außerdem von mancherlei Hindernissen auf seinem ersten Lebenspfade umgeben, neigte er sehr der Trübsinnigkeit zu, wie dies außer Anderm auch mehrere seiner Gedichte bekunden. Wie traurig klingen z. B. die Worte in dem Liede „Des Einsamen Klage“:

„Der Lenz verblüht, die Freude flieht!
Mein Leben hat die Nacht umhüllt,
Und meine Seel' ein Schmerz erfüllt,
Der ewig in mir glüht.“

Wie düster malt er noch 1770 seine Stimmung in dem Gedichte „Mein Schicksal“, worin er klagt, daß „seines Lebens verworrene Schattenfabel“ schon früh dunkel begann, und die Schicksalsschwestern darüber zur Rede stellt, daß sie „sein Tageloos warfen unhold stets irrhinüber“. Selbst noch in Bückeburg, wo er in

---

1) Vgl. Karoline v. Herder's (seiner Wittwe) „Erinnerungen aus dem Leben J. Gottfr. v. Herder's“ (Tübingen 1820). Desselben „Lebensbild“ von seinem Sohne (3 Bde., Erlangen 1846 ff.). „Aus Herder's Nachlaß“, herausgegeben von H. Düntzer (Frankfurt 1856—57). „Von und an Herder“, herausgegeben von demselben und Herder's Sohne (3 Bde., Leipzig 1861—62), sowie „Herder's Reise nach Italien“ (Gießen 1859).

2) „Briefe an Merck“, Bd. I, S. 16 ff.

3) Mehr als Andere, mehr als nöthig, hat auch H. Hettner in seiner sonst unübertrefflichen „Charakteristik Herder's“ (Bd. III, III. 1. S. 25—101) diesen Kontrast zwischen dem jungen und dem alten Herder betont. Er datirt den Umschwung von 1780 ungefähr.

eine ruhigere Epoche überzutreten begann, „lag“, wie er an Merck schreibt, „seine Seele oft in einem Zustande, wo es in ihr mehr gedröhnt, als geklungen“. Damit verbindet sich die Klage über Eitelkeit und Schein, über eigene Mangelhaftigkeit und vergebenes Streben. Die Erschlaffung der Fibern ist für ihn der elendeste Beweis, daß wir hier für nichts da sind.“ Er wünscht, „ein anderer Mensch zu sein, ein bischen mehr Lebenskraft, als er hat, diese ein bischen reiner und lichtmäßiger, als sie ist“ (an Merck). In solche Mißtöne klingt aber auch nicht selten die sanfteste Melodie der Freundschaft und Liebe. Er nennt es eine „selige Stunde“, wenn er seinem Hamann sein Herz geöffnet; er wünscht, daß ihm der Himmel einen Freund geben möchte, wie Merck, „in welche Wüste er ihn auch hinwerfe“. Dann wieder die innigsten Gefühle für seine Geliebte, die er in Darmstadt gefunden, die er in den rührendsten Accenten preist und der Sorge des theueren Freundes empfiehlt. Allein selbst in sein Verhältniß zu Merck scheinen sich bald genug die abstoßenden Mächte unangenehm einzudrängen, und schon in den früheren Briefen an ihn lassen sich Spuren des Mißverständnisses bemerken [1]). Vergleicht man, was später (1777) Wieland an Merck schreibt, daß nämlich Alles, was dieser über Herder'n prophezeit habe, von Wort zu Wort in Erfüllung gegangen, womit er besonders auf das zu starke Selbstgefühl desselben, auf seine Überhebung und Neckerei hinzudeuten scheint; so darf man in solchen Äußerungen wohl eine Bestätigung des Vorausgesetzten finden.

Daß bei dieser Stimmung des Gemüths und bei der ganzen jugendlichen Drängniß in geistiger Hinsicht nicht sowohl die Macht der Vernunft als die Beweglichkeit und der Flug der Phantasie in ihm herrschten, läßt sich leicht begreifen, selbst wenn die früheren Schriften, von den „Fragmenten“ an bis zu der „ersten Urkunde des menschlichen Geschlechts“ hinab (1774), davon nicht Zeugniß gäben. Hierbei muß nun aber auch sogleich wieder der ernsten Bestrebungen gedacht werden, welche Herder aufbot, um

1) Vgl. z. B. „Briefe an Merck“, Bd. II. S. 32 ff. (von 1771). Unter Anderem schreibt Merck an Höpfner, daß „das Bissige immerhin einen Bestandtheil von Herder's Wesen“ bilde.

sich der besseren und ruhigeren Lebensseite möglichst zuzuwenden. Er will suchen, „jeden Zug der Eitelkeit und Selbstsucht auszubrennen“, und versichert, „daß die Wandlung, die bei ihm vorgeht, nicht bloßes Phänomen sei, sondern auf seine innere Natur wirken müsse“ [1]). Er hofft, daß unter den Wehen, wovon er an Hamann schreibt, „sein besserer Mensch geboren werde“, er will (an Merck), „da er vorher nichts als Schaum und Eitelkeit, Sprung und Laune gewesen, mit aller brausenden Hitze kalt zu werden suchen“. Daß ihm übrigens trotz aller ernsten Bemühung der eifersüchtig neckende Dämon auch späterhin (in der zweiten Hälfte seines Lebens in dem weimarischen Kreise) nicht ganz verlassen, geht aus der Art und Weise hervor, wie er sich hier neben Goethe und Schiller, deren unverkennbare Größe ihm keine rechte Huldigung abgewinnen konnte, benahm, wie er dem freundlichen Entgegenkommen des milden Wieland mit anmaßlicher Ablehnung [2]) begegnete, wie er sich gegen Kant in starrer Polemik stellte und überhaupt das Große um sich her vielfach mißlaunisch verkannte. So sehr er nun in dieser Hinsicht geirrt haben mag, so glauben wir doch, daß jedes zu starke Urtheil über einen Mann, der wie Herder sich das Hohe und Wahre im Leben stets mit Eifer angelegen sein ließ, an Unge-

---

1) „An Merck“, Bd. I, S. 40.

2) Unter Anderem schreibt Wieland an Merck über Herder: „Ich kann das ewige Verachten Anderer und Hadern mit Anderen und Vergleichungen zum Vortheil des Einen und Nachtheil des Anderen auch an Ihrem Götzen Herder nicht vertragen. Freilich ist Herder auch ein Potentat darnach! Aber eben darum soll er gut sein. Ein großer baumstarker Kerl, der noch böse dazu ist und jedermann neckt, der bei ihm vorbeigeht, ist ein unleidliches Geschöpf.“ — Niebuhr in den „Lebensnachrichten“ nennt Herder „stolz und herrschsüchtig“. Noch spät schreibt Goethe über ihn („Nachgel. Werke“, Bd. LX, S. 263), „daß sein mißwollender Widerspruch seine Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit überdüstere“. Nach Schiller (der in dem Briefwechsel mit Goethe wohl etwas zu derb über ihn urtheilt), nahm er zuletzt den „Ton eines vornehmen katholischen Prälaten“ an. Immerhin muß durch solche Stimmen das ungemessene, enthusiastische Lob gemäßigt werden, was Viele, z. B. J. Paul, ihm spenden, der ihn „als den größten Menschen der Erde über jede Vergleichung, auch mit einem Sokrates“ stellt („Vorschule der Ästhetik“).

rechtigkeit streifen muß. Wir hören daher gern auf Goethe, der, obwohl Herder's Empfindlichkeit keineswegs verkennend, doch mit schöner Humanität ihre Vertheidigung führt. „Man beurtheilt", sagt er in Beziehung auf Herder, „manche Charaktere sehr ungerecht, wenn man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solchem Maße betragen sollen". „Man kam nicht zu ihm", schreibt er ein anderes Mal, „ohne sich seiner Milde zu erfreuen; man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein". Daß auch der hypochondrische Trübsinn Herder'n in dieser andern Hälfte seines Daseins nicht ganz verließ, geht aus vielen Andeutungen hervor. Es klingt beinahe tragisch, wenn er noch im besten Mannesalter (1787), nachdem der Austritt aus der Taumelzeit, aus der Zeit der „Freigeisterei, des theologischen und astrologischen Wahns" (an Merck) längst und vor vielen Jahren geschehen, an Hamann schreiben konnte: „Die Blüten der Phantasie fallen mir von Tage zu Tage mehr herunter. — — Mein Morgen war unbedachtsam, mein Mittag ist lastvoll; Gott gebe mir einen zwar nicht müßigen, aber ruhigen Abend. Alles ist eitel hienieden, und das Schema dieser Welt vergeht."

In Weimar war von Anfang an seine Stellung in mehr als einer Hinsicht schwierig. Von Haus aus dem lauten weltlichen Humor nicht geneigt, forderte hier auch sein geistlicher Beruf mehr Würde und Haltung, als damals in der lustigen Genialitätsgesellschaft des Weimarer Hoflebens Mode war. So kam es denn wohl, daß er ohne Theilnahme sich den Anführern der Lust oft entfremden mußte, daß er überhaupt seiner hypochondrischen Mißstimmung nicht selten über Gebühr anheimfallen und damit Anderen lästig werden mochte. — Wie unsicher aber auch seine damalige Gemüthslage war, welche Wieland neben ihm in Weimar „als eine elektrische Wolke" bezeichnet, er verlor darüber den eigentlichen Stern seines Lebens niemals aus den Augen. Die Menschheit und ihr höheres Gedeihen blieb das unverrückte Ziel, dem er stets mit heiligem Eifer zustrebte.

„Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil" —

diese eigenen Worte sprechen seine wahrste Gesinnung aus, und

man könnte sie nebst denen, die wir in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität“ lesen, daß „das Göttliche in unserm Geschlecht die Bildung zur Humanität“ sei, zum Motto seines ganzen Strebens und Wirkens machen. Hierin wandelte er mit Lessing auf gleicher Bahn; die Humanität war ihm wie diesem die eigentliche Religion — der innerste Kern des Christenthums selbst. „Sich der Menschheit annehmen“, sagt er, „wo und wie sie gefangen liege, darbe, geistig oder leiblich, in Sachen des irdischen oder ewigen Lebens — das ist Christenthum, das ist Geist seiner Lehre, seines Lebens.“ In dieser Thätigkeit für Andere fand er „Ruhm, Trost und Evangelium“. Sein vorzüglichstes Werk, womit er gleichsam seine schriftstellerische Wirksamkeit krönte, „die Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“, bezeugt in seiner Art und von seinem Standpunkte aus, wie des strebenden Mannes Dichten und Trachten auch in der Wissenschaft nach jenem Mittelpunkte gravitirte.

Der bezeichneten moralischen und socialen Gemüthspolarität entsprach nun, wie bereits oben angedeutet worden, eine ähnliche intellektuelle und literarische. Phantasie und Verstand durchkreuzen sich mit ihren Thätigkeiten, Anschauung und Begriff, inspirativer Drang und wissenschaftliche Besinnung wechseln in unsteter Bewegung mit einander. Im Ganzen aber überwiegt die intuitive Genialität den bedächtigen Syllogismus. Dieser war ihm bloß „der Pfeil zum fernen Ziel“. Nur der hat nach ihm Gewißheit, der mit der Gottheit sich innig „selbst erfüllt“ [1]). So wurde er denn, wie J. Paul von ihm sagt, „auf Flügeln über die papiernen Weltgloben der Verbalweisheit hinweggetragen“, darin mit den anderen Kämpfern seiner Zeit zusammentreffend, daß er den Despotismus der Schule und ihrer Form zu brechen suchte. „Die Mischung von Empfindung und Philosophie“, die, wie er an Merck schreibt, in ihm dichtet, zieht im Allgemeinen durch seine sämmtlichen Werke hin und giebt ihnen das Gepräge der Unruhe und sprungweiser Behandlung. Vergebens sucht man eine sichere Haltung, eine feststehende Überzeugung. Der Philosoph, der Dichter und Gelehrte streiten sich eben bei ihm, und

1) Vgl. das Gedicht „Die Menschenseele“.

selten gelingt es dem Einen, die Andern zu beschwichtigen. Meint doch W. v. Humboldt sogar („Briefe an eine Freundin"), daß die Herder'schen Räsonnements „nicht nur keine eigentlich gediegenen Überzeugungen hervorbringen", sondern daß man nicht einmal das sichere Gefühl hat, daß das, was er ausspricht, seine eigene rechte, feste Überzeugung" sei. Er stellt sich mit dieser Eigenschaft näher zu Hamann als zu Lessing, obwohl er Beide gewissermaßen in sich vereint und, was sie eingeleitet, mit weltapostolischer Universalität weiter zu führen und lebendig zu machen sucht.

Von Hamann überkam er die prophetische Inspiration und den Eifer gegen den Berliner Rationalismus, von Lessing den philosophischen Freigeist, die Achtung der Vernunft und die kritisch-polemische Geschäftigkeit [1]). Auf die Schriften des Ersten legte er nach Goethe einen sehr großen Werth, die sibyllinischen Blätter desselben setzten ihn in Begeisterung. In mehreren Briefen spricht er eine fast überschwängliche Sympathie für Hamann aus, den er „zu umarmen brennt", auf dessen Wiedersehen er wie „in Kindesnöthen" denkt und nach dessen Schriften er „dürstet Tag und Nacht". An Hamann hatte er auch seinen ersten Gönner. Dieser führte ihn, wie wir gehört, nach Riga in Amt und Leben, belehrte und erweckte ihn durch seine Briefe und zeigte ihm das Ziel, wofür er berufen war. Mit Hamann theilte er die Flucht aus der Gegenwart in die Zukunft, gleich ihm suchte er die Welt mit dem Blicke des Kindes und der hoffenden Jugend zu fassen, gleich ihm die Forderungen der Natur gegen die Ansprüche der Kultur zu vertreten und beide in den Stand rechtlicher Gegenseitigkeit zu bringen, ein Unternehmen, welches freilich erst dem jüngeren Genius, den er selbst auf die Bahn gewiesen, mit klassischer Freiheit gelingen sollte. Wegen dieser Gemeinschaft der persönlichen Stimmung und natürlichen Begabung, woraus sich dann ein verwandtes Streben, eine ähnliche Stellung zu Zeit

1) Über die echte und rechte Bedeutung der sogenannten Freigeisterei hat Herder im 4. Bande der „Adrastrea" beherzigenswerthe Worte gesprochen. Die Vernunft blieb ihm immer „ein göttlich Selbst", das er pflegen wollte. (Gedicht „Selbst".)

und Leben ergab, blieb Herder, wie wir schon bemerkt, dem nordischen Magus, der sich allmälig mit fast Allen verfeindete, bis an's Ende ergeben.

Weniger konnte er Lessing's Weise sich aneignen. Dieses hinderte ihn aber nicht, bei ihm in die Schule zu gehen, um hier die echten Grundsätze einer wahren nationalklassischen Literatur zu erfahren; wie er denn, was schon Gervinus richtig bemerkt hat, beinahe alle Aufgaben desselben zu den seinigen machte. Was jedoch Beide sogleich wesentlich von einander unterscheidet, ist die subjektive Beweglichkeit des Einen und die objektive Bestimmtheit des Anderen, die nebelnde Romantik dort, die klare Plastik hier, die prophetische Mystik des Theologen und die scharfe Verständigkeit des kritischen Philosophen. Was daher in Lessing's literarischem Jugendstreben sich als einleitende Versuche kundgiebt, als Orientirung über das Falsche und Wahre, über das Alte und Neue, über das, was die Zeit bedarf und was ihr widerspricht, das charakterisirt sich in Herder sofort als sprudelnde Bewegung, als hinausstrebende Zukunft. „Was in einem solchen Geiste", sagt Goethe von ihm, „für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung müsse gewesen sein, läßt sich weder fassen, noch darstellen." Herder suchte in Allem die Poesie, und Friedr. Schlegel hat nicht Unrecht, ihn den „Mythologen unserer Literatur" zu nennen; dagegen war es für Lessing gerade hauptsächlichstes Streben, die Grenzen zwischen Poesie und Wissenschaft genau zu bestimmen und festzustellen. Wenn wir daher bei diesem in Entwickelung und Darstellung überall Form und Gründlichkeit finden, schwankt jener meist in bildernder Rhetorik und überstürzender Hast vor uns hin [1]). „Ich rede oft", schreibt Herder selbst an Merck, „als wenn kein Mensch Deutsch verstünde, und da mir überhaupt das schöne Runde fehlt, mit dem ihr Leute die Welt betrügt, so ist allemal die Zeit, wenn ich mich lese, mir Ärgerniß und Zwist." Dagegen

1) „Herder", schreibt Goethe in den „Jahrs- und Tagesheften", „war von Natur weich und zart, sein Streben mächtig und groß. Er mochte daher wirken oder gegenwirken, so geschah es immer mit einer gewissen Hast und Ungeduld."

behauptet er selbst von Lessing: „Jedes Urtheil dieses scharfsinnigen Weisen hat Form und ist Form“ [1]). Während nun Herder in unruhiger Zwiespaltigkeit bald dem Homer sich gänzlich ergiebt, bald dem Ossian die Palme reicht, heute den klassischen Griechen huldigt, morgen das Glockengeläute des Mittelalters vernehmen möchte, bewegt sich Lessing mit fester Kraft um die Angel der Gegenwart und weiß, mit sicherem Takte den Geist des Alterthums zu fassen und ihn in das Herz des nationellen Lebens zu verpflanzen. Herder ist der Pathe J. Paul's wie der Ahn der Romantik, aus Lessing's Händen empfing Goethe den Ton für seine „Iphigenie“. Schiller weist auf Beide hin, er mahnt an Herder durch seinen kosmopolitischen Humanismus, so wie er durch seine dramatische Energie sich an Lessing schließt.

Wie Herder und Lessing sich in der literarhistorischen Wirksamkeit begegnen, so stellen sie sich nicht minder als Dichter nebeneinander, und hier spiegelt sich ab, was in jener Beziehung angedeutet worden. Bei Herder meist unplastische Dunkelheit, Klopstock'sche Dämmerung, welche schon Merck an ihm witterte [2]), neben prosaischer Ernüchterung; bei Lessing ebensowohl keine reine poetische Melodie, aber doch gehaltener Ton, reiner Klang, saubere Form. Obgleich wir nun Gervinus nicht beistimmen mögen, wenn er sagt, daß Herder's Poesien sämmtlich vergessen seien [3]), indem in der That fast jede Anthologie sich ihrer noch erinnert, und manche von ihnen gewiß auch das Recht der Erinnerung ansprechen können; so wollen wir doch gern gestehen, daß selbst in der Dichtung Lessing mehr Aussicht auf Unsterblichkeit hat, als Herder, zumal wenn die dramatische Seite in Erwägung kommt, wo sich Herder gleich Klopstock, den er als das größte Genie Deutschlands preist, unglücklich ge-

1) „Werke“, Bd. VII. S. 398.

2) „Sie thun mir viel Ehre an, die Dämmerung mit etwas Klopstock'schem zu vergleichen.“ „Briefe an Merck.“

3) „Geschichte der deutschen Dichtung“, Bd. IV, S. 463. Die dort gegebene Betrachtung der literarischen Verhältnisse Herder's überhaupt ist höchst anziehend, sowohl durch die meistens zutreffende Richtigkeit, als die Fülle der Bemerkungen.

nug versucht hat [1]). Sowie Herder indeß die literarischen Ziele Lessing's zu den seinigen macht, so theilt er mit ihm auch die Mißstimmung über den Mangel an deutsch-nationaler Gesinnung. Manche seiner Strafreden enthalten leider noch immer eine traurige Wahrheit [2]). „Wir bleiben, die wir waren", sagt er, „wenn man uns verlacht und auslacht, ja, wenn man uns verspottet und verachtet, danken wir unterthänig und lachen mit." Oder: „Eben diese gleichgültige Gutmüthigkeit, d. i. duldsamträge Eselei, ist unser Grundfehler. Wir zeichnen an, womit sich andere Nationen beschäftigen, räsonniren auch für und wider, und damit genug." [3]) Gleichfalls paßt es noch, wenn er an einer anderen Stelle sagt: „Jedem Landesherrn und seinem Lande muß daran gelegen sein, daß dieses Mißverhältniß der Provinzen Deutschlands gehoben werde. Es muß ihnen daran gelegen sein, daß allenthalben, wo man in Deutschland lebt, man auch zu Deutschland gehöre." [4]) — Herder hat nun das Seinige gethan, wenigstens die literarische Ehre Deutschlands zu retten, wobei es außer Anderm nicht zu seinen geringsten Verdiensten gehört, daß er die ältere vaterländische Literatur wieder in ihre Rechte zu setzen suchte und die Minnesänger mit eben der Liebe anpries, als er die Kraft Luther's und Anderer jener Zeit mit ernster Mahnung der Nachahmung empfahl.

Nachdem wir uns so das Bild des vielbedeutenden Mannes vorläufig vergegenwärtiget haben, mögen nunmehr seine wichtigeren schriftstellerischen Leistungen an uns vorübergehen. Nicht leicht hat ein Schriftsteller sich vielseitiger und fruchtbarer bethätigt, als Herder. Schon an der Grenze der Jugend und des ersten Mannesalters begegnet er uns mit seinen „Fragmenten zur deutschen Literatur", und von da an bis gegen das Ende seines

---

1) Es gehört zur Charakteristik Herder's, daß er Lavater nächst Klopstock für das größte Genie Deutschlands halten mochte. So schreibt er 1772: „Lavater ist nach Klopstock vielleicht das größte Genie von Deutschland, das jede alte und neue Wahrheit mit einer Anschauung erfaßt, die selbst alle seine Schwärmereien übersehen macht."

2) Geschrieben 1850.

3) „Adrastea", Bd. VI.

4) Ebendas.

Lebens finden wir ihn fast zu jeder Zeit und auf jedem Schritte in der Bahn literarischer Betriebsamkeit. Dabei spiegeln sich in seinen Schriften die mannigfaltigsten Bezüge zu der Kultur und Literatur fast aller civilisirten Völker ab. Sie führen uns mit gleicher Leichtigkeit bald in das Alterthum, bald in die neueste Zeit, hier in das Mittelalter, dort in das Jahrhundert der Reformation, von dem Oriente in den Occident und hier zu den Spaniern wie zu den Engländern, nach Frankreich und Italien, um die Stimmen aller Völker für Deutschlands geistige und literarische Erhebung in einem erwecklichen Chore zu vereinigen. Wie sehr es ihm zugleich auf die Neubelebung der Sprache ankam, dessen geben seine Werke ebenfalls rühmlichste Beweise. Herder versuchte sich in fast allen Arten der Dichtkunst und arbeitete fast auf allen Gebieten der Wissenschaft. Für diese mehr als für jene berufen, gründet seine nationalliterarische Bedeutung tiefer in dem, was er im Wege wissenschaftlicher Strebungen gefördert, angeregt und eingeleitet hat, als in seinen poetischen Erzeugnissen, denen meistens die Weihe der Kraft abgeht. Dort ist sein Rhodus. In der Literaturgeschichte überall heimisch und herumführend, in der Ästhetik Kritiker und Theoretiker, bereicherte er die Theologie mit einer Reihe von bedeutenden Schriften, während er zugleich auch der Philosophie seine Thätigkeit zuwandte. Er producirte und übersetzte mit gleicher Rüstigkeit, wußte in der einen wie der anderen Art mit glücklichem Takte das zu treffen, worauf es in der Zeit ankam, so daß beinahe jedes seiner Werke nach einer bestimmten Seite hin die neuen Principe geltend macht, neue Ziele anweist, neue Verbindungen anknüpft, reiche Aussichten öffnet und den deutschen Geist in seinem kosmopolitischen Universalismus orientirt und zugleich eigenthümlich repräsentirt.

Im Ganzen tragen alle Schriften Herder's dasselbe Grundgepräge, die Signatur seines individuellen Wesens. Leidenschaftlichkeit und Kälte, verständige Nüchternheit und gefühlselige Begeisterung, der Drang der Sympathien und Antipathien, welche sein persönliches Behaben charakterisirten, finden ihr Echo in seinen Werken. Läßt sich hier auch der bereits bemerkte Unterschied zwischen der ersten und zweiten Hälfte seines Lebens allerdings nicht ganz verkennen; so geht doch derselbe Typus von Anfang bis zu

Ende durch. Dieselbe Hast und chaotisch-sprungweise Aphoristik, welche in den „Fragmenten" (1767) drängt, treibt auch noch in der „Adrastea" (1801—3) ihr eilfertiges Wesen. Ein unsicheres Schwanken zwischen poetischer Anschauung und logischer Haltung, ein unbestimmtes Hinüber- und Herüberspringen aus dem Gefühl in den Gedanken und aus diesem in jenes, ein unstetes Schweben zwischen romantischer Willkür und klassischer Beschränkung bemerkt man eben so sehr in seinen Poesien, als wissenschaftlichen Ausführungen.

Lassen wir nun vorab Herder's poetische Versuche vor unsere Betrachtung treten, so müssen wir zunächst wiederholen, daß die Muse der Dichtkunst ihn bei seiner Geburt nicht mit gefälligem Blicke angeschauet hat. Abgesehen von dem Mangel ursprünglicher genialer Produktivität, fehlt es seinen Poesien fast durchweg an Klarheit und formeller Harmonie, an leichter gefälliger Bewegung und metrischer wie sprachlicher Melodie. Was er selbst als Wesen der Ode lehrt, nämlich „lebendige Bewegung und beseelten Fortgang der Idee", geht den seinigen beinahe gänzlich ab. Klopstock's Vorbild, den er als Meister des Gesanges pries (namentlich in seinen früheren Schriften), verleitete ihn zu dithyrambischen Verstiegenheiten, in denen hinaufgetriebenes Maschinenwerk den natürlichen Schwung ersetzen muß. Die Nüchternheit der Reflexion liegt überhaupt schwer auf den Flügeln seiner lyrischen Phantasie, die den Flug wohl versucht, aber nicht vollführen kann. Doch trifft man unter seinen Liedern manche Gabe, woran der Finger der Muse mit freundlicher Liebe gearbeitet hat [1]). Am schwächsten erweiset sich das poetische Talent Herder's in seinen dramatischen Versuchen, die schon durch ihr vorherrschendes Zurückgreifen in die Welt antiker Stoffe sich dem Nationalen mehr oder minder entfremden. Sieht man nun aber die Behandlung selbst etwas näher an, so ist Alles fast nur dramatisirtes Begriffswesen ohne lebendige Begebenheit und charakte-

---

1) Hierher gehören z. B. „Des Einsamen Klage", „Träume der Jugend", „Der Regenbogen", „Das Wiegenlied", „Der Eistanz", „Das menschliche Herz", „Das Flüchtigste", „Der Wald und der Wanderer", „Der Wanderer". — Herder's „Paramythien" und „Legenden" sind vom Standpunkte der poetischen Geltung oft überschätzt worden.

ristische Sitten, ein frostiges Kapituliren zwischen Empfindung und Gedankenthum, ein schwerfälliger Mechanismus in Bewegung und Ausdruck. Will man sich's anschaulich machen, wie sehr Herder in seinem literarischen Standpunkte und Charakter von Lessing unterschieden ist, so muß man Beide eben im Gebiete des Drama's vergleichen. Daß und wie Herder das Drama auch als Allegorie gebrauchte (z. B. in Äon und Äonis), beweist am meisten, wie wenig Sinn er für die Sache hatte.

Erfreulicheres bietet sich in Herder's wissenschaftlichen Arbeiten [1]). Es ist bekannt, daß er dreiundzwanzigjährig mit den „Fragmenten zur deutschen Literatur" auf den literarischen Schauplatz trat. Vielseitig vorbereitet durch rastlose, wenn auch mitunter flüchtige, Studien in fast allen Reichen der in- und ausländischen, der alten und neuen Literatur, mit Homer und Sophokles so befreundet als mit Ossian und Shakspeare, von Kant gehoben, von Hamann angeregt und begeistert, sandte er in diesen kritischen und literarhistorischen Versuchen leuchtende Strahlen und treffende Pfeile in die Mitte der damaligen Kreisungen und Gährungen unserer Literatur. Diese Fragmente, welche mit glücklicher Hand an die Literaturbriefe angeknüpft werden, zu denen sie „Beiträge und Beilagen" bilden sollen, versetzen den jungen Literator sofort an den Platz und in die eigenthümliche Stellung, die er im Ganzen, wenn auch mit unwesentlichen Veränderungen, fortwährend behauptet hat. Wir finden ihn hier sogleich in dem oben berührten Verhältnisse zu Lessing und den Berlinern, das er in seinen folgenden Schriften nur positiver hervorstellte. Schon merken wir die unruhige Vielbewegung, womit er sich stets den mannigfaltigsten Zielpunkten zudrängte. Dieselbe prophetische Sprache, dieselbe divinatorische Phantasie und rhetorische Breite, dieselbe Flüchtigkeit in der Untersuchung und Charakteristik der Sachen und Personen, der Zustände und der Verhältnisse, welche ihm Lessing's Schärfe, Sicherheit, Gründlichkeit, Konsequenz und Präcision gegenüber

1) Die Ausgaben von Herder's Werken betreffend, mag hier auf die ältere seiner „Sämmtlichen Werke" von Heyne u. s. w. (1805 ff.), eben so auf eine neuere in 60 Bänden (1827—30), endlich auf die „Ausgewählten Werke" in einem Bande (1844) hingewiesen werden.

stets eigen blieb, tritt bereits hier zu Tage, freilich um so auffallender, je frischer noch die Jugend in dem Verfasser selbst waltete und trieb. Kurz, er steht ganz auf der Spitze der genialischen Individualität. Charakteristisch genug deutet er diesen Standpunkt und diese Richtung selbst an, indem er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe sagt: „Was gehen meinen Stand und meine Denkart alle Schulen der Ästhetik, alle Sekten der Journale, alle Klassen des Modegeschmacks in und außer Deutschland an? — — Ich habe meinen Geschmack aus mehr als einer Nation, Zeit und Sprache selbst zu bilden gesucht, und durfte also für meine Nation, für meine Zeit und Sprache schreiben, wie ich wollte.“ Schon hier gefällt er sich in mancherlei Idiotismen, um dem Ausdrucke lebendige Frische zu verschaffen. Er nennt sie „Reize, welche wie der Busen der Phryne durch einen seidenen Nebel schimmern“ („Fragmente“, 1. Sammlung). Auch was er im Anfange der zweiten Sammlung bemerkt, daß „der erste Kunstrichter nichts mehr als ein Leser von Empfindung und Geschmack“ gewesen, läßt sich so ziemlich auf ihn selbst in dieser jugendlichen Drangschrift anwenden. Während die Literaturbriefe vorzugsweise gegen Einzelnes ihre kritischen Waffen richteten und geradezu auf die Mittelmäßigkeit und das Verfehlte und Veraltete losdrangen, nebenbei die besseren Talente und Werke herauswitternd, hielt sich Herder an die allgemeinen Standpunkte, suchte auf dem Wege der Vergleichungen das Gute und das Schlechte zu bezeichnen, dabei auf die Bedingungen hinzuweisen, die dem Fortschritte nothwendig waren, Andeutungen und Winke nach allen Seiten hin ertheilend und die kosmopolitische Vielseitigkeit unserer Literatur an Altes und Neues, Antikes und Morgenländisches werkthätig anknüpfend. Den Literaturbriefen, welchen er eben so oft polemisch und berichtigend als zustimmend und erweiternd sich zugesellte, gesteht er das Verdienst zu, „stumpfes Eisen gewetzt“ und „wenn auch nicht das Füllhorn der Grazie ausgeschüttet, so doch Blumen um den Altar der Göttin Literatur gestreuet, die Quelle des guten Geschmacks geöffnet zu haben“ [1]). Wie sehr nun auch diese schriftstellerische Erstgeburt Herder's

1) „Fragmente“, 2. Sammlung.

noch die Spuren der Früh- und Unreife tragen mag, immer ist sie als ein bedeutsames Phänomen, ja selbst als ein Ereigniß in der Geschichte unserer Literatur anzuerkennen. Der Kampf gegen das Franzosenthum, das Dringen auf eigenen nationalen Geist, die Anschaulichkeit, womit das Fremde vorgeführt, der richtige Takt, mit dem die neueren deutschen Schriftsteller und ihre Werke aufgefaßt, meistens unter ihre wahren Gesichtspunkte gestellt und den alten Principien und Traditionen gegenüber beurtheilt werden, die aphoristische, sprungweise Lebendigkeit, in welcher hier und dort dieses und jenes berührt, hervorgehoben und mit schlagenden Lichtern beleuchtet wird, Alles dieses diente, daß der Schrift die ganze Aufmerksamkeit der Nation sich zuwendete und daß sie mit der Kraft gewitterlicher Befruchtung wirken mochte. Winckelmann, das Geniale der Produktion alsbald bemerkend, meinte sofort, daß in dem Verfasser „ein neuer Pindar" unter den Deutschen aufgestanden sei.

Wir übergehen, wie bald hernach in den „Kritischen Wäldern" die Tendenz der Fragmente sich auf besondere Punkte, namentlich auf Lessing's „Laokoon" und die Klotz'schen antiquarischen Ansichten, richtet, dort gegen, hier für den großen Kritiker Partei nehmend, und berühren dagegen die „Blätter für deutsche Art und Kunst" etwas näher, die Herder 1773 mit Goethe herausgab, und woran auch J. Möser Theil nahm. Schon der Zusammentritt gerade dieser drei Männer, die, jeder in seiner Weise, den Geist der neuen Zeit in Wahrheit und Liebe erkannt und umfaßt hatten, ist höchst bedeutsam. Herder betonte hier mit größerem Nachdrucke, als in den „Fragmenten" das eigentliche Princip, worauf nach seiner Ansicht die nationale Literatur zurückzuführen war, wir meinen das Princip der Naturunmittelbarkeit und genialen Originalität. Mit Begeisterung preist er Ossian und seine naturtönenden Gesänge, mit kühner Sprache werden die Urstimmen der Volkspoesie, gegenüber der nüchternen Kunstmäßigkeit, angerühmt; besonders aber erscheint hier Shakspeare zum ersten Male in der vollen Glorie dargestellt, welche seinem Genie und seinen Werken gebührt. Vorher war noch Niemand so tief in Shakspeare's Wesen eingedrungen. Erst mit dieser Beleuchtung des großen Dichters trat dessen Genius

in seiner vollen Belebungskraft in die deutsche Dichterwelt und ergriff mit all seiner Macht unsere drängenden Jünger der neuen Kunst und Dichtung. Goethe zumal orientirte sich an jenem strahlenden Lichte. Wie vielfach sich nun auch Andere in unverständiger Nachahmung der genialen Weise des Briten zu abgeschmackten und muthwilligen Übertreibungen verleiten lassen mochten —, immerhin bleibt Herdern das Verdienst, das Verständniß des ideenreichsten Dichters uns zuerst in seiner Tiefe erschlossen zu haben [1]).

Die „Stimmen der Völker", welche einige Jahre später (1778) erschienen, sollten gleichsam in Beispielen die poetische Berechtigung der Volksdichtung wider die Anmaßung der gelehrten Schulweise zur Anschauung bringen und so auch dem ästhetischen Naturprincipe seine Geltung in den weiteren Kreisen der Nation erringen. Nur einem Manne wie Herder, der mit der deutschen Vielseitigkeit die Gabe verband, sich in den Geist des Fremden hineinzufühlen und die poetische Substanz in den Gesängen aller Völker zu erfassen, den bei der Universalität seines Wissens die Wärme und Lebendigkeit genialer Begeisterung erfüllte, konnte es gelingen, die verschiedensten Stimmen der verschiedensten Nationen und der verschiedensten Stufen der Bildung in dem Sprechsale unseres deutschen Vaterlandes zu einem Tone vaterländischer Melodie zu verbinden [2]).

In Herder's späteren Schriften über Literatur und Kunst

---

1) Herder war indeß damals so von Shakspeare eingenommen, daß er selbst solche Auswüchse der Nachahmung hochhielt. So meint er (an Hamann), daß sogar Schriften wie die von Lenz (dem Hauptdichter Shakspeare'schen Unsinns) „tiefer, als der ganze berlinische Literaturgeschmack reichen". Übrigens liegt in dieser Behauptung doch auch einige Wahrheit.

2) Alle folgenden Bemühungen ähnlicher Art ruhen auf der Herder'schen Arbeit. So bildet auch Herder's „Blumenlese aus morgenländischen Dichtungen" die eigentliche Vorschule zu Goethe's, Rückert's und Anderer Versuche, die orientalischen Dichtungen zu germanisiren. Die Romantiker, vornehmlich Achim v. Arnim, knüpften an ihn an; und der von ihm ausgegangene Anstoß dauert auf diesem, wie auf vielen anderen Gebieten, noch immer fort. Seine „Griechische Anthologie" reihet sich gewissermaßen an die „Stimmen der Völker" an.

begegnet man vielfachen Variationen der Grundansichten, welche er in den bisher berührten Werken hingeworfen; so über Shakspeare (in der Abhandlung über das Drama in der „Adrastea") über Ossian (in den „Horen"), so in seinen späteren Betrachtungen über die „Griechen und Homer" u. s. w., wobei freilich im Vergleich mit Früherem ein verschiedenes Maß der Betonung und der Belebung nicht zu verkennen ist.

So wie Herder über die eigentliche Literatur in dem raschen Glanze eines Meteors hinfuhr und die dunkeln Stellen derselben in urplötzlicher Beleuchtung aufhellte, so zündete er auch in verschiedenen eigentlich wissenschaftlichen Gebieten alsbald das Feuer eines neuen Geistes an. Besonders war es die Theologie, in deren noch vielfach verdüstertes Reich er mit gleicher Überraschung strahlende Lichter sandte. Hier suchten, wie wir gesehn, damals zwei Parteien die Herrschaft zu theilen; die schuldogmatische Orthodoxie und der prosaische Rationalismus standen mit gewaffneter Hand einander gegenüber und verfochten mit gleicher Hartnäckigkeit usurpirte Rechte. Herder stellte sich zwischen Beide in die Mitte, der theologischen Sophistik eben so abhold, als der pragmatischen Seichtigkeit des deistischen Räsonnements. Dahin zu wirken, daß „die Offenbarung Gottes, über Kritik und Polemik hinaus, simple Geschichte und Weisheit unsres Geschlechts werde" (an Hamann), war sein Absehn und Ziel. Wir finden ihn von dieser Seite her ungefähr auf demselben Standpunkte mit Lessing, von dem er sagt, daß „die genialischen Blicke", die er auf die damaligen theologischen Streitigkeiten warf, „die allgemeinen Grundsätze", welche er dabei aufstellte, „ein Erstes in ihrer Art seien, Gewinn und Regel für die kommenden Zeiten" [1]). Man soll es „wie die Pest fliehen, über Religion zu streiten, denn über das, was Religion ist, läßt sich nicht streiten. Weder wegstreiten, noch erstreiten läßt sich's, so wenig man den Geist malen, das Licht hören kann". Dabei ruft er denen Wehe zu, „welche die Religion nicht anders zu vertheidigen wissen, als durch Worte, zumal durch Scheltworte". Wir hören hier die Stimmen aus Nathan, von dem Herder ausdrücklich sagt, daß „die Menschen-

1) „Adrastea" Bd. IV, S. 227.

vernunft und Menschengüte, welche die höchsten Schutzgöttinnen der Menschheit bleiben, sich darin die Wage halten" [1]). Das Christenthum will er, wie schon oben angedeutet worden, in der thätigen Menschenliebe sehen, nicht in dem todten Buchstaben. Wenn er hierin anfangs mit stürmender Hast sogar über Hamann hinauseilte, wenn er sich selbst als einen bisherigen theologischen Libertin gegen Merck bekennt und dann im späteren Alter mit einer Art gleichgültigen Ruhe die Sache des positiven Christenthums behandelt und sich mit seinem religiösen Bewußtsein näher an die Natur wendet; so bleibt doch sein bezüglicher Standpunkt dem Wesen nach derselbe. Keine Religion ohne Vernunft, kein Dogma ohne Überzeugung, keine schulmäßige Theologie ohne freien Fortschritt [2]).

Wie Hamann stand Herder zunächst auf dem Boden der heiligen Schrift und im Gebiete der hebräisch-orientalischen Weltanschauung, namentlich des Prophetismus. Die alte Bibel ist ihm meistens Poesie. Die Schrift „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts" (1774 ff.) war der erste Blitzstrahl, den er in die damalige theologische Welt schleuderte, und vor dem die eine wie die andere Partei geblendet zurückfuhr [3]). In dem Tone halbtaumelnder Begeisterung, in abgebrochenen, interjektiven Sätzen mit den Früchten einer vielseitigen Belesenheit siegreich schaltend, sprudelte der Genius „des himmlischen Menschen", den er an Lavater rühmt, Empfindungen, Anschauungen und Ideen in überstürzendem Wellendrange heraus, um damit der orthodoxen Vornirtheit wie der profan-rationalistischen Exegese und dem biblischen Prosaismus, gleichmäßig den Kampf zu bereiten. Man soll „alle Metaphysiken der Aufklärung" verbrennen, denn „in der Morgen-

1) „Adrastea", Bd. II, S. 363.

2) Niebuhr („Lebensnachrichten") meint (freilich von seinem frommen Standpunkte aus), daß Herder in späterer Zeit aufgehört habe, religiös zu sein, daß er sich seitdem nicht mehr ähnlich gewesen, daß er poetisch-religiöse Wortspiele gemacht u. s. w. Wir können weder einen so starken Kontrast zwischen der ersten und zweiten Hälfte von Herder's Leben und seinen bezüglichen Ansichten finden; noch weniger mögen wir glauben, daß er je aufgehört habe, religiös zu sein.

3) Diese Schrift war anfangs bestimmt, die 4. Sammlung der „Fragmente" zu bilden.

luft webt der göttliche Kommentar über der mosaischen Urkunde". Mit dem Geiste orientalischer Divination will er die Schöpfungsgeschichte erklären, gleich sehr Feind der deistischen Aufklärungstheorie der Engländer, wie dem historisch-philologisch-geographisch- und ethnographischen gelehrten Bibelthum der Michaelis'schen Schule, wodurch ihm „das Erhabene des hohen Alterthums, das Heilige und Göttliche in der Bibel" nur herabgewürdiget erscheint. Hamann findet sich selbst in dieser Schrift seines Jüngers wieder. Er meint desfalls, „die Herren Polonii des Jahrhunderts, die nichts als philosophische und politische Geigen liebten, würden wohl sagen, daß Herder den alten Hamann aushamannisirt habe — — und daß die romantischen animalcula des Letztern und die Räder der eigenen Sprüchwörter für einander gemacht zu sein scheinen". Er nennt das Buch „ein monstrum horrendum", was es freilich in mancher Hinsicht ist, namentlich in der Art und Weise, wie es in formloser Bewegung hierhin und dorthin springt und mit kecker Dreistigkeit gegen alte und neue Vorurtheile anrennt, ohne sich selbst über die eigenen Behauptungen Rechenschaft zu geben. Es verhält sich zur damaligen Theologie, wie die Fragmente zur Literatur, wirkte in seiner Art wie diese, brachte Umschwung in das Gebiet, worauf es gerichtet war, und belebte namentlich die jüngere Generation der Drangvollen, deren Standpunkt es behauptet und deren Sturm es theilt. Die nachhaltigste Wirkung der Schrift ist aber darin anzuerkennen, daß sie zuerst einen richtigen Blick in die orientalische Weltanschauung und in den Geist orientalischer Poesie warf und der modernisirenden Auffassung wie der dogmatischen Interpretation jener alten Urkunden des menschlichen Geschlechts den Gesichtspunkt ursprünglicher Kindlichkeit und poetischer Erklärung entgegensetzte [1]. Von ästhetischer Bedeutung in Absicht auf Sprache und Styl kann freilich da wenig oder gar nicht die Rede sein, wo es darauf ankommt, den genialen Naturstand für die Wissenschaft zu erobern, nichts zu erschöpfen, den Gedanken durch die Empfindung

---

1) In der Hervorhebung des volkspoetischen Moments vor dem rein theologischen war ihm der berühmte englische Schriftsteller Lowth („De poesi asiatica") bereits theilweise vorangegangen.

zu betäuben und in bunter Mischung Mystik und Verstand, Poesie und Prosa, Romantik und Gelehrsamkeit, Bilder und gewöhnliche Ausdrücke durcheinanderwirbeln zu lassen, um den Effekt neuer Erweckung nicht zu verfehlen. Wie sehr Herder indeß mit diesen biblischen Ansichten sich dem Ziele der rationalistischen Bibelstürmer, die er doch bekämpfen wollte, wenn auch von anderer Seite her näherte, ließ schon Goethe merken, der unter Anderm auch die Herder'sche Schrift (an Schönborn) als „ein mystisches weitstrahlsinniges Ganze" bezeichnet.

Die folgenden theologischen Schriften Herder's wenden sich insgesammt mit größerer oder geringerer Bestimmtheit auf das Ziel hin, welches ihm überall vorlag, nämlich auf die Vermittelung der wahren Humanität durch die Vereinigung der poetisch-idealen und vernünftigen Weltanschauung mit dem Geiste der christlichen Religion. Hier haben wir vornehmlich das Buch über den „Geist der hebräischen Poesie" zu erwähnen. Dieses Werk (1782), womit er neben der ältesten Urkunde eine neue Epoche des biblischen Studiums einleitete, und worin die orientalische Dichtung durch Charakteristik und Übersetzung uns vertrauter und nach ihrer Eigenthümlichkeit kenntlicher gemacht wird, steht der Behandlung nach im Wesentlichen auf derselben Stufe mit jener früheren Schrift, indem auch hier, wenngleich etwas gemäßigter, doch im Ganzen eben so vernehmlich der poetisirende Ton hindurchklingt und die wissenschaftliche Gründlichkeit, welche begriffliches Verständniß, nicht bloß augenblickliche Anregung sucht, nicht zu ihrem vollen Rechte gelangen läßt. Herder sucht darin für die poetische Bedeutsamkeit der Hebräer, wie sie eben in der Bibel ausgesprochen vorliegt, möglichst zu begeistern. „Welch ein Volk", fragt er, „hat in der früheren Zeit eine Reihe so mächtiger, so reiner Stimmen gehabt, als Israel in seinen Propheten? Welche Dichter Griechenlands oder Roms wagen wir in Ansehung der erhabenen und reinen Moral und des umfassenden Nationalgeistes neben einen Jesaias zu stellen?" [1]) Das

1) In ähnlichem Tone des Enthusiasmus für hebräische Dichtung und Weisheit spricht sich schon Hamann aus. So sagt er z. B. in der Schrift „Golgatha und Scheblimini" hinsichts der mosaischen Urkunde: „Was sind alle miracula speciosa einer Odyssee und Iliade und ihrer Helden gegen die

Buch Hiob erfährt dann besondere Beachtung und wird als eine dramatische Dichtung aufgefaßt. Das Salomonische „Hohe Lied“ hatte Herder schon früher (1778) in ähnlicher Weise gewürdigt und es als eine Sammlung der ältesten und schönsten Liebeslieder des Morgenlandes dargestellt. — Unter seinen übrigen theologischen Schriften sind, außer den „Briefen über das Studium der Theologie“, seine „Christlichen Schriften“ sowohl an und für sich, als auch insbesondere hinsichtlich der theologischen Ansichten Herder's selbst die bemerkenswerthesten. In seinen „Christlichen Reden“ waltet der ethisch-praktische Geist im Ganzen vor. Sie sind beredt durch die Wärme der Liebe, welche sie predigen.

Herder's eigenstes Denken und literarisches Wollen nach Ziel und Ton, nach Inhalt und Form liegt in dem Werke: „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784) vor uns ausgebreitet. Es faßt diese berühmte (unvollendete) Schrift, die mit ihren ersten Anfängen auf der Grenze zwischen den beiden Epochen der Herder'schen Bildung steht [1]) und sich in ihrer allmäligen Weiterführung bis in die spätere Reife des Verfassers erstreckt, die wesentlichen Punkte und Resultate seines gesammten Strebens in einer großen Totalität zusammen und centralisirt, was er in peripherischer Vielseitigkeit vom Anfange bis zum Ende seiner literarischen Laufbahn behandelt, angedeutet und ausgesprochen hat. Herder tritt mit ihr auf den Boden der Geschichte und Philosophie zugleich, ohne jedoch für beide Fächer die entsprechende Weihe zu haben. Für jene fehlte ihm die Ruhe des Verweilens bei dem Thatsächlichen,

einfältigen, aber bedeutungsreichen Phänomene des ehrwürdigen Patriarchenwandels, was die sanfte, liebevolle Seele des blinden mäonischen Bänkelsängers gegen den von eigenen Thaten und hohen Eingebungen a priori und a posteriori glühenden Geist eines Moseh?“

1) Abgesehen von andern Abhandlungen, in welchen Herder das Thema zu seinem obigen Hauptwerke vorspielt, z. B. in der Preisschrift „Über den Ursprung der Sprache“ (1770) und in der Abhandlung „Tithon und Aurora“, ist es namentlich die Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte“ (1774), worin die bezügliche Frage nach ihren Grundlagen schon deutlich vorgezeichnet erscheint. Doch ist hier noch der Einfluß der umgebenden Natur auf die Menschengeschichte weit weniger stark betont.

während der Drang der Kombination und Konstruktion ihn über die historische Begrenzung und Unterscheidung der Begebnisse rasch hinausführte. Auch die Gründlichkeit der Studien ging ihm ab, und konnte durch eine flüchtige Belesenheit nicht ersetzt werden. Was aber die Philosophie angeht, so mangelte ihm hier vollends das eigenthümliche Organ, wie sich dies außer Anderm am deutlichsten offenbarte, als er es unternahm, sich (wie wir hernach berichten werden) in den Kampf mit der neuen Philosophie, welche durch Kant eingeführt worden, einzulassen. Obwohl Goethe ihm „dialektischen Geist" zuschreibt, so eignet ihm dieser doch mehr nur dem Scheine, als der Wahrheit nach. Vielmehr ließ ihn „die Mischung von Empfindung und Philosophie", welche er selbst als etwas seinem Wesen Eigenthümliches bezeichnet, zu keiner dialektischen Schärfe und Entwickelung kommen. Er stand daher der intuitiven Glaubensphilosophie Jacobi's näher, als der kritischen Wissenschaft Kant's.

Berücksichtigen wir nun nicht des Weiteren, wie viel die wahre Geschichtsauffassung an dem Werke mit vollem Rechte zu tadeln hat, wie sehr darin die Phantasie nach allen Seiten hin der gründlichen Erwägung das Wort abnimmt, und der Ton des Orakels die Stimme der Prüfung überlautet [1]); so gebührt, denken wir, ihm doch das Verdienst, daß es zuerst wenigstens mit Bestimmtheit das Princip geltend machte, die verschiedenen Zeiten und Völker nicht nach einem abstrakt allgemeinen Maßstabe zu beurtheilen und zu würdigen, sondern nach den jedesmaligen eigenthümlich bedingten Standpunkten und Verhältnissen ihre historisch-menschheitliche Stellung zu bestimmen und abzuschätzen.

Wie Herder stets der Mensch und die Menschheit Alles war, wie er ihre Zwecke und Bildung als das Wesen der Wissenschaft und Religion betrachtete, in Dichtung und Geschichte ihre Offenbarung finden wollte; so verflocht er in jenem Werke alle

---

1) Besonders hat Schlosser die geschichtlichen Mängel des Werks scharf hervorgehoben, was uns übrigens bei aller Anerkennung der Richtigkeit der betreffenden Bemerkungen nicht abhalten kann, die Bedeutung, welche das Buch trotzdem ansprechen darf, ebenfalls anzuerkennen. Vgl. Schlosser, „Geschichte des 18. Jahrhunderts", Bd. IV, S. 226 ff. (3. Ausg.).

bezüglichen Fäden zu einem Gewebe in einander, um daraus das Bild der menschlichen Gesammtheit anschaulich zu gestalten. „Das Schicksal der Menschheit aus dem Buche der Schöpfung zu lesen", ist seine Aufgabe. Um diese zu lösen, läßt er zunächst seinen Blick aus der Geschichte in die Natur hinüberschweifen und zeigt, wie die Humanität eben so sehr in dem Boden des natürlichen Lebens wurzelt, als sie in dem Lichte des freien Geistes ihr höheres Wachsthum gewinnt. Aus dem „Gange Gottes in der Natur, aus den Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat", soll der Mensch erkannt werden [1]). Mit kühnem, wohl allzu kühnem Fuße stellt er sich in die Mitte der Beziehungen, welche die Naturwissenschaft nach allen ihren Seiten zu dem menschlichen Standpunkte haben kann, und überschaut in rascher, freilich oft auch zu flüchtiger Eile den Zusammenhang der Wesen und ihrer Entwickelungsstufen bis zum Menschen hinauf, der ihm dann als das mikrokosmische Resultat der makrokosmischen Weltdarstellungen erscheint. „Vom Himmel", sagt er, „muß die Philosophie der Geschichte des menschlichen Geschlechts anfangen", denn die Erde, der Wohnsitz der Menschen, läßt sich nur „im Chor der Welten" richtig betrachten. Auf der Basis der Natur steigt ihm die Menschheit empor, und wir sehen, wie sie durch ihren eigenen Trieb zu ihrer Höhe allmälig hinaufstrebt. Wie nun eben die Naturbezüge des Menschen Dasein bedingen und ihn in seiner Humanitätsentwickelung eigenthümlich modificiren, wird bald in dichterischem, bald in wissenschaftlichem Tone, bald prophetisch und theologisch-rhetorisch, bald mit gelehrten Mitteln theils angedeutet, theils ausgeführt. Mögen, wie wir schon zugestanden, weder die Ansprüche der Geschichte, noch die der Philosophie in dem Buche ihre Befriedigung finden [2]), mögen die darin dargelegten Aus- und Ansichten von den Gipfeln betrachtet, welche die Gegenwart in den Naturstudien, in Geschichte

1) Vorrede. Daß der berühmte französische Kunst- und Literarhistoriker, H. Taine, ausschließlich Herder's geschichtsphilosophische Ideen amplificirt und illustrirt hat, mag hier nur Erwähnung finden, um zu zeigen, wie weit sich die Einflüsse Herder's erstreckt haben.

2) Kant meinte (Kritik des 1. Theils desselben), „daß darin von Philosophie kaum die Rede sein könne".

und Völkerkunde erstiegen hat, unzureichend, beschränkt und vielfach umdunkelt erscheinen — immer bleibt es ein Ehrendenkmal des deutschen Geistes, ein rühmlicher Versuch in einem Zweige der Wissenschaft, welcher von G. B. Vico an bis auf unsere Tage noch seinen Kolumbus erwartet [1]).

Entschiedener wagte sich Herder auf das Feld der Philosophie mit der Schrift: „Gott! Gespräch über Spinoza" (1787), worin er sich an dem zwischen Jacobi und Mendelssohn in Beziehung auf Lessing's vorgeblichen Spinozismus entstandenen Streite betheiligte. Er sucht die Beschuldigung Jacobi's, daß Spinoza von Gott nichts wissen wolle, damit zu widerlegen, daß er zeigt, wie bei demselben vielmehr Alles Gottheit sei auf Kosten der Welt. Jedenfalls hat die Schrift das Verdienst, beigetragen zu haben, daß jener treffliche, viel verleumdete Denker bei uns wieder mehr beachtet und geschätzt worden ist.

Wie Herder indeß hier für einen Philosophen in die Schranken trat, so ergriff er ungefähr ein Jahrzehnt später gegen einen andern, nicht minder großen, zu den Waffen. Kant, früher sein vielgeachteter Lehrer, wurde das Ziel seiner heftigsten Angriffe [2]), die theils durch die Richtung, welche die Kant'sche

---

1) Vico's „Scienza nuova", in der auch F. A. Wolf's und Niebuhr's Ansichten, wennschon unklar, vorgezeichnet sind, erschien 1727. Die günstige Berücksichtigung, welche Herder's „Ideen ꝛc." bei der jüngeren französischen literarischen Generation gefunden haben, scheint der Neigung dieser letztern zu der deutschen Romantik nicht ganz fremd zu sein, deren Geiste die berühmte Schrift allerdings zum Theil vorgearbeitet hat. Gegen die großartigen Grundsätze Herder's, denen man in diesem Hauptwerke begegnet, stechen die reaktionären Ansichten bedeutend ab, die man in der „Adrastea" findet, welche die letzten Jahre seines Lebens ausfüllt. Geht er hier doch so weit, daß er polizeiliche Maßregeln hinsichtlich der Lehre und Lektüre beantragt, die Religionspolemik unter die Staatskontrole gestellt wissen will und überhaupt eine Art chinesische Bildungspolizei wünscht. Doch fällt er zuweilen auch aus seinem reaktionären Tone wieder in den alten früheren, indem er hier und da der Denkfreiheit nachdrücklich das Wort redet, so z. B. in der Abhandlung über die „Freidenker", welche sich im 4. Bande findet. Friedr. Schlegel's „Philosophie der Geschichte" kann eben so wenig als die Hegel's Anspruch machen, über Herder's Werk hinauszureichen.

2) Schon in der Schrift „Gott u. s. w." hatte Kant von ihm zu leiden, dem es Herder einerseits nicht vergeben konnte, daß er die Grenzen

Philosophie (besonders unter Fichte's Führung) der Theologie gegenüber nahm, theils auch durch die mit dem Alter sich steigernde Mißlaune des sonst vorzüglichen Mannes herbeigeführt wurden. Er konnte es nicht wohl verschmerzen, von der Zeit und ihren literarischen Vertretern überholt zu werden; weshalb er denn auch gegen Goethe und Schiller in antipathische Stellung trat und sich von ihren Meisterwerken ab dem Lobe der Mittelmäßigkeit zuwandte. Wie er in der „Metakritik" (1799) und „Kalligone" (1800) gegen Kant's transcendentale Spekulation und ästhetische Theorie auftrat und sich das Verdienst erwerben wollte, dort „die Nußschalen leerer Worte aus der Philosophie wegzukehren", hier „den begrifflosen Mysticismus" der neuen Lehre an's Tageslicht zu ziehen; so ergeht er sich in seiner „Adrastea" (seit 1801 ff.), welche Schiller „ein bitterböses Buch" nennt, „das ihm wenig Freude macht", in allerlei Sympathien für veraltete, abgelebte Literatur, „um nur", wie Schiller weiter sagt, „die Gegenwart zu ignoriren oder hämische Vergleichungen anzustellen" [1]). Daß er in beiderlei Hinsicht den Kürzeren ziehen mußte, läßt sich leicht begreifen, wenn man erwägt, welchen philosophischen Herkules er dort und welche literarische Helden er hier sich gegenüber hatte. Hohn und Spott, welche er sich, namentlich gegen Kant, als den „Archischolastiker von Königsberg", erlaubte, waren schlechte Mittel in einem so ernsten Kampfe, als dessen Resultat sich ergab, daß Herder's philosophische und ästhetische Urtheilskraft als gänzlich unebenbürtig mit jener des großen Königsbergers erschien.

---

der Erkenntniß des Göttlichen feststellen wollte, und dessen logisch-metaphysische Schärfe andererseits seiner eigenen phantasirenden Popularität wenig zusagen konnte. — An Hamann schreibt er in Beziehung auf Kant (Hamann, „Sämmtl. Werke", Bd. VII, S. 227), „daß derselbe und die Metaphysiker keine Geschichte wollen und sie mit dreister Stirn so gut als aus der Welt leugnen". Obgleich er früherhin selbst vor allem Weissagen gewarnt hatte, schrieb er später (bei wachsender Verstimmung über die Zeit und seine geniale Umgebung), „daß die kritische Philosophie und die französische Revolution uns um ein Jahrhundert zurückbringen werden". Das Wahre in dieser Prophezeiung ist allein die Zusammenstellung dieser beiden welthistorischen Erscheinungen, welche, jede in ihrer Art, wesentliche Faktoren in dem Fortschritte der Menschheit während des 19. Jahrhunderts geworden sind.

1) Schiller, in dem „Briefwechsel mit Goethe", beklagt sich an

Auch in den „Briefen zur Förderung der Humanität" (1793) hatte er bereits hier und da zum Rückzuge geblasen, wie denn Goethe sich darüber sehr bitter beklagt[1]). Sonst findet man in diesem letztern Werke die ursprüngliche Richtung Herder's wieder, welche eben wesentlich dahin ging, den Humanismus und reinen Christianismus in dem Lichte der Vernunft auszusöhnen und zu vermitteln.

Wir erwähnen nur noch des „Cid" (1801), womit Herder, nachdem er bereits 1791 durch die Übersetzung der „Sakontala" den Blick auf die indische Literatur gewendet, seine Germanisirungsversuche fremder Völkerstimmen in einem umfassenden Schlußtone endet und überhaupt sein eigentliches literarisches Tagewerk beschließt. Es ist hier nun zuvörderst das Verdienst anzuerkennen, durch diese Arbeit die spanische Romantik uns näher gebracht und so die Literatur des äußersten Westen mit der des fernen Osten auf deutschen Boden zusammengepflanzt zu haben, eine Verbindung, welche unserer neuen Romantik, mit der der „Cid" gleichzeitig

---

mehreren Stellen über Herder's literarische Mißlaune, wie sie besonders eben in dieser Altersschrift sich bekundet, die allerdings in einem bunten Durcheinander neben vielen guten Bemerkungen aus dem Gebiete der Literatur und Geschichte sehr viel Schwaches und Mittelmäßiges enthält. In Beziehung auf dieses Letztere wirft er z. B. Herder'n (Bd. VI) „außer der Kälte für das Gute auch die sonderbare Art von Toleranz gegen das Elende, die Verehrung gegen das Vermoderte und Verstorbene, die Kälte gegen das Lebendige" vor. Weiter heißt es ebendas.: „Herder verfällt wirklich zusehends und man möchte sich zuweilen im Ernste fragen, ob Einer, der sich jetzt so unendlich trivial, schwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich gewesen sein könne." — Charakteristisch ist es übrigens für Herder's damalige Stimmung, daß er, wie Wachsmuth in dem „Weimarer Musenhof", S. 144, berichtet, erkrankte aus Verdruß über die Aufführung von „Wallenstein's Lager" (wegen der Kapuziner-Predigt), während er die Abendmahlsscenen in der „Maria Stuart" für religiös-erbaulich hielt.

1) „Eine Parentation kann nicht lahmer sein" (sagt Goethe), „als das, was in gedachter Schrift" (eben in den „Humanitätsbriefen") „über deutsche Literatur gesagt wird. Eine unglaubliche Duldung des Mittelmäßigen, eine rednerische Vermischung des Guten und Unbedeutenden u. s. w." (bei Riemer, Bd. II, S. 658). Aber auch Goethe wurde in seinem Alter sehr duldsam gegen das Mittelmäßige, so z. B. in „Alterthum und Kunst am Rhein und Main".

zusammentraf, fruchtbare Förderniß gewährte. Die Gabe, das Fremde in seinem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu unserem deutschen Geiste richtig herauszufühlen, bethätigte Herder auch hier, indem er einen glücklichen Griff in die reiche altspanische Lieder- und Romanzenwelt that, deren ferne Töne den damals nach der mittelalterlichen Vergangenheit hinlauschenden Ohren der deutschen Dichter angenehm entgegenklangen. Dabei ist noch insbesondere die sinnige Kunst anzuerkennen, womit er es verstanden, die zerstreuten Gesänge, in denen eine tapfere und phantasiereiche Nation ihren ersten Helden feierte, zu einem epischen Kranze in der Weise eines bestimmten Gedichts zusammenzuflechten und so aus den Gaben der Fremde gleichsam ein vaterländisches Literaturwerk zu bilden. Wenn uns aus dem Ganzen die poetische Frische nicht überall gleich lebendig entgegenweht, so darf man nicht übersehen, daß die Einförmigkeit der Originalgesänge in dieser Zusammenstellung schwer zu überwinden war. Jedenfalls athmet der Geist spanischer Nationalität und mittelalterlicher Ritterlichkeit in den so verbundenen Rhapsodien, und die Arbeit bildet einen würdigen Schlußpunkt in den Geistesthaten, welche Herder für die Bildung seiner Nation und Zeit in vielseitigem Drange und Wirken vollführte, dem ritterlichen Helden vergleichbar, dessen wackeren Kämpfen für Religion und Vaterland jener poetische Blumenkranz von ihm geflochten wurde [1]).

Nachdem wir so das literarische Thun und Streben Herder's der Anschauung vorgeführt, wollen wir seine Charakteristik mit einem flüchtigen Blicke auf das schließen, was er für unsere nationalliterarische Zukunft in seiner Zeit geleistet. Nach allen Richtungen hin hat er hier Samen ausgestreut, der früher oder später aufging und befruchtend in die Strebungen der neuen Generationen einwirkte. Daß das junge Deutschland der Sturm- und Drangperiode an ihm wesentlich seinen „Messias" hatte, ist hinlänglich dargethan. Auch daß die neue Romantik ihn als ihren Propheten anerkennen muß, haben wir erwähnt und gelegentlich

1) Doch darf nicht vergessen werden, daß Herder's „Cid" nicht direkt aus dem Spanischen übertragen, sondern die poetische Übersetzung eines französischen Romanes ist; wenigstens gilt dies von der Mehrzahl der Romanzen.

nachgewiesen. Aber noch weiter herab bis in die Gegenwart reicht sein Wirken. Bedarf es der Hindeutung auf die Kultur der orientalischen Literatur, die er bei uns vornehmlich eingeleitet? Lebt er nicht fort in Rückert und Hammer, in Goethe's „West-östlichem Divan", wie in Platen's „Ghaselen"? Weist nicht der deutschgewordene Shakspeare mit allen an ihn sich knüpfenden Studien auf Herder's kühnen Griff in den Geist jenes mächtigen Genius zurück? Sollen wir endlich noch daran gemahnen, daß er durch sein Verhältniß zur altdeutschen Literatur und Sprache eingreift in die ruhmvollen Bemühungen um deutsche Sprachkunde und alterthümliche nationale Literatur, wie sie unsere Grimm's und mit ihnen die große Schaar ihrer Schüler und Genossen vertreten? Herder bleibt, was auch die Kritik an seinen Werken anzustreichen haben mag, in seinem Gesammtwirken ein außerordentlicher Mann, dem die Geschichte unserer Literatur und Kunst ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat.

An die Herder'sche „Fragmentenkritik" reihen sich nach Ton und Tendenz Gerstenberg's „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur", die ganz gleichzeitig mit den „Fragmenten" erschienen (1767) und ebenfalls, wenn auch nicht so nahe, an die „Berliner Literaturbriefe" lehnten. Gerstenberg (ein Schleswiger von Geburt), der zuerst, wie oben schon erwähnt worden, in Wieland-Gleim'scher Weise mit den Grazien Anakreontisch-leichtfertig getändelt hatte, wurde bald ein Jünger des Klopstock'schen „Bardengesanges", ein Priester des nordischen Skaldenthums („Gedicht eines Skalden") und schritt von diesem Standpunkte leicht und unvermerkt in die naturalistische Genialitätssphäre hinüber. Die Briefe geben von dieser letzten Metamorphose Zeugniß und zwar zunächst durch ihr keckes Auftreten selbst, dann im Besonderen dadurch, daß nicht bloß die altnordische Literatur behandelt, sondern auch nebenher deutsche Literaturverhältnisse (z. B. in der Polemik gegen Wieland) scharf berührt, „Shakspeare's Werke und Genie" (2. Samml., Br. 14—18) mit eigenthümlicher Betonung besprochen werden und die Bedeutung des Genie's überhaupt (3. Samml., Br. 20) näher in Erwägung kommt. In dem Trauerspiele „Ugolino" suchte Gerstenberg sofort (1768) seine Theorie praktisch zu machen, und der wilde Originalitäts-

drang bricht hier bereits mit aller Formlosigkeit und in voller Shakspearomanie hervor, ein Signal der bald erfolgenden Sturmtragödien, welche auf gleichen Principien ruhten und in ähnlicher Bewegung vorschritten. Als Verehrer Klopstock's hatte er sich auch zu dem Göttinger Dichterbunde in ein gewisses Verhältniß gesetzt, ohne jedoch eigentliches Mitglied desselben zu werden.

Drittes Kapitel.

Die kraftgenialische Dichtung.

Kaum hatte Lessing durch seinen „Laokoon" und die „Dramaturgie" die Grundsätze der literarischen Reformation entwickelt und verkündigt, und kaum waren dann von Königsberg her die im vorhergehenden Kapitel bezeichneten ersten Signale zu der neuen Bewegung gegeben worden, als sofort der Wettlauf der jungen Genialitäten begann, deren Ziel und Princip wir bereits oben in übersichtlicher Charakteristik angedeutet haben. Während des Fortschritts selbst traten neue Anregungen und treibende Motive hinzu, welche theils von der fortdauernden Herder'schen und Lessing'schen literarhistorischen Wirksamkeit herrührten, theils durch die Träger der Produktivität selbst gegeben wurden, wohin z. B. besonders die von mehreren Theilnehmern des Göttinger Bundes versuchte Übersetzung des Homer zu rechnen ist.

Wie in Deutschlands Kulturverhältnissen überhaupt, so hat sich auch in der Literatur der Unterschied zwischen dem Norden und Süden stets mit größerer oder geringerer Kenntlichkeit bekundet und bethätigt. Das nationale Doppelprincip charakterisirt sich aber im Allgemeinen als der Ernst der persönlichen Innerlichkeit und als die Beweglichkeit des der äußeren Welt mehr zugewendeten Sinnes. Es zeigt fast eine Analogie mit dem dorischen und jonischen Elemente bei den Griechen, nur daß hier diese Unter-

schiedlichkeit sich einerseits schärfer ausprägt, andererseits auch durch die ganze nationale Entwickelung in größerer Bestimmtheit hindurchging, Staat, Kunst, Literatur und selbst die Wissenschaft (Philosophie) eigenthümlich bedingend. Sehen wir indeß von solcher Ähnlichkeit ab und unterlassen wir überhaupt ein näheres Eingehen auf jenen angedeuteten Unterschied in unserem deutschen Volke, so bietet sich uns jedenfalls in den national-literarischen Erscheinungen dieser Epoche eine unverkennbare Eigenthümlichkeit dar, je nachdem sie mehr dem Norden oder dem Süden unseres Vaterlandes angehören. Während nämlich auf jener Seite das lyrische Moment, eben vorzugsweise der Ausdruck der innerlichen Lebenssammlung und Lebensstimmung, vorherrscht, macht sich auf der andern das dramatische überwiegend geltend, welches seiner Natur nach der objektiven Lebensthätigkeit zugewandt ist. Es liegt daher im Gange der Sache selbst, beide Seiten für sich historisch zu verfolgen und ihr etwaiges Verhältniß nur da, wo es sich besonders aufdringt, nebenbei zu bezeichnen. Sehen wir auf lokale Anhaltspunkte, so finden wir für die nördliche Partie Göttingen, für die südliche hauptsächlich den Rhein und seine Filiale, den Main und Neckar, dort einen engeren Dichterbund, hier eine weitere Genossenschaft verwandter Talente [1]).

Der Göttinger Dichterbund.

Wenn man annehmen darf, daß der Rhein und seine Umgebung auf die Stimmung der jungen Dichter, welche von dorther in produktiver Drängniß vortraten, erweckend und treibend einwirkte; so berechtigt uns nichts, Ähnliches von Göttingen zu erwarten, wo vielmehr bei der entschiedensten Achtung des realistischen Empirismus und dem ziemlich ausschließlichen Kultus des Nützlichkeitsprincips die idealistischen Strebungen mehr oder minder für Thorheit galten, mochten sie in der Wissenschaft als spekulative Philosophie oder in der poetischen Literatur als Offenbarungen genialer Inspiration erscheinen, und man konnte sich wohl mit Gersten-

---

1) Daß Schiller vom Neckar her sich alsbald an die rheinische Lokalität (durch seinen Aufenthalt in Mannheim) und an die rheinische Dichtung (z. B. an Klinger's Weise) anschloß, ist bekannt und mag hier nur vorläufig erinnert werden.

berg wundern, „wie Deutschland nach Göttingen gekommen sei“ [1]). Freilich hatte hier ein Haller, der vielgerühmte Dichter, zu dem ersten Glanze der noch jungen Universität mitgewirkt, freilich hatte hier die prorektorale Autorität aus privilegirter akademischer Machtvollkommenheit manche Dichterkrone ausgetheilt, freilich lagerte hier eine sogenannte deutsche Gesellschaft für Literatur und Sprache: aber Haller war ein Dichter ohne Genie, die Dichterkrönung war eine todte Form ohne Objekt, und die deutsche Gesellschaft hatte den Namen ohne die That [2]). Daß sich dennoch gerade an Göttingen der eine Flügel der neuen jungdeutschen Literatenschaar anlehnen mochte, kam hauptsächlich daher, weil die dortige Universität, trotz ihrer realistisch-positiven Richtung, doch vor ihren damaligen Schwestern ihre Jugend voraus hatte, womit sie lebendiger als jene im Geiste der Neuzeit stand und dem 18. Jahrhunderte selbst nach Ursprung und Form näher angehörte. Diese moderne Farbe zeigte sie auch besonders darin, daß sie sich der neueren europäischen Literatur zuwandte, welche in einem reichen bibliothekarischen Apparate vertreten wurde. Außerdem stand die Universität damals in frischer Blüte, welche das Zusammentreffen ausgezeichneter Talente veranlaßte.

An sich wurde indeß die neupoetische Jugend hier eher bemitleidet und ignorirt, als aufgemuntert und gefördert. Schreibt doch Boie (1775), den man im Ganzen der Überschwänglichkeit nicht eben zeihen konnte, an Merck: „Bedauern Sie mich doch ein wenig! Ich habe ein Herz und muß hier auf einer Akademie leben, wo ich's nicht haben, nicht brauchen darf.“ — Was Andere, z. B. Voß, über die Abneigung der dortigen Professoren gegen den Bund äußern, wollen wir übergehen. Wie konnte es aber auch bei der Selbstständigkeit, womit sich diese Jugend im

1) Voß an Brückner.

2) Wir verweisen in dieser wie in mehreren anderen Beziehungen auf Prutz, „Der Göttinger Dichterbund“ (Leipzig 1841). Daß im Anfange des 16. Jahrhunderts ein ähnlicher Verein junger, für die vaterländische Literatur begeisterter Männer in Erfurt sich gebildet, ist schon von Anderen bemerkt worden. Coban Heß, Crotus, Cäsarius und Andere, mit denen Ulrich von Hutten in Verbindung stand, erinnern allerdings an manche Mitglieder unseres Göttinger Bundes

Eifer für die nationale Idee über die selbstgenügsame Geschichtlichkeit und den gelehrten Quietismus der privilegirten Lehrherren emporhob, anders sein? Doch kam ihr dort Eins gleichsam wider Willen fördernd entgegen, wir meinen Heyne's ästhetisch-philologische Behandlungsweise der alten Literatur. Denn, wie niedrig und gewöhnlich diese sich auch halten, wie wenig sie die Schwungkraft jener Strebenden zu idealem Fluge begeistern mochte, immer befreite sie dieselbe doch von dem Drucke leidiger Schulpedanterie und der Last trockner Grammatikalformalität. Ebenso leistete der auch als Dichter damals berühmte Professor Kästner den Musenjüngern einigen Vorschub, obwohl die Förderniß von seiner Seite mehr nur von indirekter Bedeutung war, insofern er nämlich, wenngleich aus anderen Gründen, der damaligen Göttinger Gelehrtenzunft widerstrebte und mit seinem Witze selbst seine verehrten Kollegen und akademische Verhältnisse nicht verschonte. Immerhin blieb er zu sehr, man möchte sagen, Professor der Mathematik und in der verständigen Selbstbewußtheit befangen, um sich dem Enthusiasmus der beschwingten Jugendumgebung allzu freundlich zu erweisen. Von Leipzig, seiner Vaterstadt, hatte er die Gottsched'sche Glattheit mitgebracht, die er auch in Göttingen, als sächsische Mitgift treu bewahrte. Sehen wir zunächst noch ab von seinen Epigrammen, so bewegt er sich in den anderen Gedichten ganz und gar innerhalb der Sphäre „der Belustigungen des Verstandes und Witzes", worin Meister Gottsched geherrscht hatte. Auch seine philosophirenden Abhandlungen (von seinen mathematischen und physikalischen Schriftverdiensten kann hier nicht die Rede sein) liegen noch durchaus jenseits der reformatorischen Grenze und wachsen dort auf rein Wolf'schem Grund und Boden. Was nun aber eben seine Epigramme angeht, welche ihm in der Dichterwelt eigentlich Namen gemacht haben, so muß man ihnen allerdings die Eigenschaft zugestehen, daß sie, großentheils auf gegebene Wirklichkeit gerichtet und diese meist mit sicherer Bestimmtheit treffend, eine Art historische Miniaturbibliothek für jene Zeit und Verhältnisse bilden. Will man aber das poetische Wesen in Anschlag bringen, so herrscht darin, so zu sagen, die rein mathematische Charakteristik und die geometrische Linearzeichnung allzusehr vor, als daß sie belebend auf die Phantasie

wirken und ein wahrhaft ästhetisch-freies Wohlgefallen gewinnen können. Daß sie hin und wieder recht nahe an das Gebiet der Waschweiberei streifen, kann nicht dazu beitragen, ein erhöhtes Interesse an ihnen zu erzeugen. Wenn Kästner sein epigrammatisches Schwert oft selbst gegen den Genialitätsdrang der ihn umgebenden Dichterjugend (wie auch später gegen die neue Spekulation von Kant und Fichte) ziehen zu müssen glaubte, so beweist dies jedenfalls, daß er nicht gesonnen war, in der Richtung, welche sie verfolgte, mit ihr vorzugehen. Doch darf nicht unbemerkt bleiben, daß Kästner den Boie'schen Musenalmanach, an den sich der Dichterbund mit den ersten Fäden knüpft, mit seinen Epigrammen gleichsam einleitend vorzugsweise empfahl [1]), sowie, daß er es eigentlich war, der den Hauptträger des Vereins, Voß, mit Boie in Verbindung brachte und die Übersiedelung desselben nach Göttingen zum Behuf akademischer Studien zunächst vermitteln half. Auch hat er, wie Voß noch spät im Leben Hölty's rühmt, sich trotz seiner auch wider den Bund mitunter gerichteten satyrisch-epigrammatischen Laune niemals eigentlich unfreundlich gegen denselben erwiesen. Er nahm sogar Glieder aus ihm in die Göttinger deutsche Gesellschaft auf, deren Vorsteher oder Ältester er geworden war.

Unter den genannten Umständen nun, die mit Gunst wie Ungunst einwirkten (welche letztere indeß selbst dadurch, daß sie die Energie der frischen Talente durch Widerspruch reizte, in Gunst sich verwandelte), schloß sich in allmäligem Bildungsgange der Bund zusammen, welcher in der Geschichte unserer Literatur unter dem Namen des „Göttinger Dichterbundes" (auch wohl „Hainbund" genannt) immerhin Wichtigkeit genug erlangt hat, um eine besondere Charakteristik ansprechen zu können [2]).

1) Kästner wurde von Vielen und namentlich auch von Voß anfänglich sogar für den Redakteur selbst gehalten. — Seine „Vermischten Schriften" erschienen schon 1755. Im Jahre 1841 ist eine Ausgabe seiner „Gesammelten schönwissenschaftlichen Werke" veranstaltet worden.

2) Freilich meint ein Recensent in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" (1842), daß Prutz durch sein Buch über den „Göttinger Dichterbund" aus einer Mücke einen Elephanten gemacht habe. Es ist das nun eben eine Ansicht, welche man als eine subjektive, wie so viele ähnliche, sich selbst überlassen muß.

Um Boie, der im Jahre 1770 nach einer vorübergehenden vorbereitenden Verbindung mit Gotter [1]) den „Göttinger Musenalmanach", den ersten in Deutschland überhaupt, herauszugeben anfing, sammelten sich, angezogen von dieser zeitgemäßen Unternehmung, nach und nach mehrere aufstrebende junge Talente, welche sich bald zum Zwecke der Förderniß rein nationaler Poesie in patriotischer Gesinnung zu einem bestimmten Vereine persönlich um so hoffnungsvoller verbanden, als sie dort ein bereites und entsprechendes Organ ihres frischen Dichtungstriebes fanden. In rascher Folge traten hier nun dichtend auf zunächst Bürger, der freilich nie eigentlich persönliches Mitglied des Bundes wurde, dann, um weniger bekannte Namen zu übergehen, Hölty, J. M. Miller, J. H. Voß, K. F. Cramer, Hahn und die beiden Stolberge. Sonst hielten sich näher oder entfernter noch Andere, wie z. B. Gerstenberg, Claudius, Leisewitz, zu dem Vereine; dieser Letztere war selbst auf einige Monate Mitglied. Mit den Rheingenialitäten kam der Bund in keine bedeutende Wechselbeziehung, wenn man eine gewisse Annäherung Goethe's ausnehmen will [2]). Dieser war aber seiner ganzen

---

1) Fr. Wilh. Gotter (1746—97), aus Gotha gebürtig, lebte hier zuletzt als geheimer Sekretär, nachdem er früherhin außer anderen Beschäftigungen besonders die Leitung des herzoglichen Hoftheaters geführt hatte, welches sich damals (in den siebenziger Jahren) als eins der ersten in Deutschland hervorthat und die Schule der berühmtesten Schauspieler war. (Eckhof, Iffland, Beck, Beil, Großmann, Frau Seyler u. A. trafen hier zu einem schönen Kunstwirken zusammen.) Gotter, durch seinen Geschmack ausgezeichnet, mit großer literarischer Belesenheit gerüstet, dazu durch höhere Gesellschaft und Reisen gebildet, darf als der eigentliche Gründer jener Gothaer Bühne betrachtet werden. Er übersetzte und dichtete selbst, vorzüglich im dramatischen Fache (namentlich in der Oper). Wenngleich keinerlei Originalität in seinen Produktionen sich bethätigt, so empfehlen sie sich doch meistens durch Leichtigkeit, Korrektheit und Eleganz. Mit seinen ästhetischen Principien stand Gotter in der Mitte zwischen den Franzosen und Lessing, blieb aber dem kraftgenialischen Treiben und Streben immer abgewandt. Die neuerdings von G. Waitz unter dem Titel „Caroline" (Leipzig 1871) herausgegebenen Briefe von Frau Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schilling verbreiten viel Licht über die Beziehungen Gotter's zu den Göttinger Kreisen.

2) Goethe lieferte, durch Gotter von Wetzlar aus mit den Göttingern vermittelt, eine namhafte Zahl von Gedichten in den Boie'schen

poetischen Individualität nach jenem Kreise zu wenig verwandt, als daß ein ernstliches und nachhaltiges Anschließen möglich gewesen; wie denn der scharfsichtige Goethe-Mentor Merck dieses seinem Schützlinge alsbald zu Gemüthe führte, indem er ihm vorstellte, daß sein Streben, seine „unablenkbare Richtung" sei, „dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben", während die Anderen (eben besonders die Göttinger) suchten, „das sogenannte Poetische, das Imaginative", zu verwirklichen, was denn nichts „als dummes Zeug" geben könne. In dieser Aussage liegt aber auch sogleich die allgemeine und wesentliche Eigenthümlichkeit des poetischen Standpunktes jener Genossenschaft selbst angedeutet, welche, ihren Hauptelementen nach, wie gesagt, nordischer Art und Abkunft, mit dem subjektiven Wollen Ernst machte, und den Drang der Zeit wie die gewöhnlichen Bedürfnisse des Tages von der Spitze ihrer abstrakten Idealität auffaßte und behandelte. Man war zu jung, um das Wirkliche zu begreifen, zu enthusiastisch, um gründlich zu sein und zu fühlen, zu sehr noch dem akademischen Freiheitsschwindel anheimgegeben, um die Ansprüche der Gegenwart zu achten. Die pedantisch-vornehme Schularistokratie der gelehrten Georgia Augusta mochte den luftigen Idealismus nur noch höher spannen und ihn endlich dahin treiben, eine absolut poetische Welt für sich zu bauen, in welcher die wirkliche aufzugehen hatte. Die jugendliche Begeisterung fing daher mit sich selber an und endete mit sich selbst, d. h. sie schwebte und webte in den Wolken subjektiver Überschwänglichkeit. Bezeichnend genug ist es, daß die Hauptenthusiasten, die Stolberge, in einem eigenen Aufsatze „Über die Begeisterung" diese schaumblasige Exaltation als die Quelle der höchsten Ideen darstellen wollten. Auch klingt es wohl sehr charakteristisch, wenn Hahn in einem Briefe an Klopstock die Genossen bezeichnet „als thatenlose, aber thatendürstende Jugend,

„Musenalmanach", wurde aber dem Bunde selbst hauptsächlich durch seinen „Götz von Berlichingen" ein leuchtender Stern, dem man sich mit schwärmerischem Blicke zuwandte. Fand man doch hier, wie man meinte, die rechte Wahlverwandtschaft in Ton und Inhalt: Deutschthum, Freiheit, Naturdrang, Regelhaß, kurz Alles, was man selbst für das Höchste hielt, und warum die vaterländische Muse sich zu bemühen haben sollte.

die zur Zeit nur noch Büsche tragen darf", die sie „der Eiche des Bundes" entnahm. Religion und Vaterland, Freundschaft und Tugend waren nun die großen Aufgaben, denen sich der Bund weihete, und welche bald mit Pindar'schem Pathos und Klopstock'scher Verstiegenheit, bald mit Kleist'scher Elegie und Ossian'scher Traumseligkeit besungen wurden. Daß diese Musenjünger sich eben Klopstock zu ihrem eigentlichen national-poetischen Messias wählten, kann bei solcher Stimmung nicht Wunder nehmen. Hatte er doch jene Dinge mit der reinsten und abstraktesten Geisteserhabenheit gefeiert! Ihm nachzueifern, war ihr heiligster Dienst, unter seinem Panier die Frivolität des Voltairismus und der voltairisirenden Poesie zu bekämpfen, ihr ehrendster Beruf. „Der größte Dichter" (nämlich Klopstock), „der erste Deutsche von denen, die leben, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann wollen wir den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen." So schreibt Voß, der eigentliche Gründer und die Seele des Bundes; und Goethe bemerkt: „Sie (diese Jünglinge) waren im Glauben und Geiste um Klopstock versammelt." [1]) Daher wendete sich dann auch ihr ganzer patriotisch-moralischer Zorn gegen Wieland, als dem pseudo-deutschen Dichter, den Priester im Tempel jenes fremden (französischen) Baals und seiner Religion der lüsternen Sinnlichkeit.

Wenn nun in diesen kurz angedeuteten Punkten der allgemeine Grundton des Konzertes sich ausspricht; so darf doch nicht übersehen werden, daß in den verschiedenen Weisen, welche je nach der Stimmung der einzelnen Theilnehmer aus dem Ganzen eigenthümlich hervordringen, oft auch Töne vernommen werden, die heimischer klingen, der echten Menschenstimmung näher angehören und wirkliche Verhältnisse in idealer Melodie freundlich zurückgeben. Verweilen wir indeß noch einen Augenblick bei der allgemeinen Charakteristik, so wäre weiter darauf aufmerksam zu machen, daß durch diese Bündlerpoesie, die ihrer ganzen Art nach lyrisch ist [2]), die Doppelrichtung der Epoche überhaupt hindurch-

1) a. a. O., Bd. III, S. 149.

2) Leisewitz, welcher dem Vereine nicht recht innerlich angehörte, steht

zieht, der titanische Sturm nämlich und die sentimentale Schwärmerei, der Drang positiver Erhebung wider die Gegenwart und die krankhafte Empfindsamkeit der mit der Welt zerfallenen, aber mit sich selbst herzinniglich liebepflegenden Persönlichkeit. Diese Doppelrichtung äußerte sich in unterschiedlichen Erscheinungsweisen. Der Sturm zunächst brauste hier im „Bardengesange", dort fuhr er in dithyrambischem Pathos daher, bald hören wir ihn von des Deutschthums Höhen herübersausen, bald bringt er uns Botschaft aus Freiheitslanden, oft ist seine Stimme drohend wild, oft klingt sie in freudeberauschter Heiterkeit oder gottentzückter Erhabenheit. Gleich verschieden läßt sich die sentimentale Drängniß vernehmen, indem bei den Einen die idyllische Naturliebe vorwaltet, während bei den Anderen die Melancholie nordischer Gemüthsvertiefung die Farben mischt, bei diesen das Herz die Sprache süßer Schwärmerei redet, bei jenen den Ausdruck unbefriedigter Sehnsucht und wehmüthiger Trauer wählt. Auch in die Spielerei des Minnesanges klingen die Saiten der Bundesleier mehrfach hinüber.

Das literarische Princip des Bundes war das der revolutionären Literaturstrebungen der ganzen Epoche: die Natur, gegenüber der Schule, bildete das Losungswort. Klopstock hatte in Praxis und Theorie zu diesem Principe sich bekannt, seine „Gelehrtenrepublik" sprach geradezu der bisherigen Regelmacht ihre Berechtigung ab und, was noch mehr war, sprach von einer Art deutsch-literarischem Bunde, der in kecker Stürmung Alles, was nicht deutsch erscheint, niederwerfen soll, legt der Jugend die Sache dieses Bundes an's Herz, bezeichnet sogar eine Schaar auserlesener Jünglinge, die sich dafür besonders begeistern, und in der Voß „seinen Bund" erkannte [1]). Auf solche Autorität gestützt, ließ man in muthwilliger Weise das Verdammungsurtheil gegen Alle

---

mit seinem „Julius von Tarent" in der Sphäre der Lessing'schen Dramatik. Der Miller'sche „Siegwart" aber, welcher so recht aus der Mitte des Bundes hervorging, ist seiner ganzen Haltung nach mehr Lyrik als Roman.

1) Klopstock's „Gelehrtenrepublik", Thl. 1 (das Werk ward nicht vollendet) am Ende. Vgl. Voß, „Briefe", Bd. I.

ergehen, welche an das Naturevangelium, das mit dem der absoluten Berechtigung des genialen Individuums zusammenfallen sollte, nicht schlechthin glauben wollten. Darum richtete man die Polemik besonders gegen solche, die damals zum Theil noch als namhafte Vertreter der Regel betrachtet werden durften. Nicolai und seine Genossenschaft konnten die Gunst dieser Jugend nicht erlangen, Weiße und Gellert (dieser eigentliche Vertreter des spießbürgerlichen Standpunktes und Bewußtseins in unserer Literatur) wurden entschieden befehdet und zwar von Seiten Voß unter ausdrücklicher Berufung auf Klopstock, mit dem er überhaupt eine Art Abgötterei trieb und von dem er sogar meinte, daß er „ihre Anbetung verdiente, wenn sie nicht Christen wären“[1]); der, „wie ein Prophet, ein Engel Gottes, die Seelen durchbohrt“.

Indem man nun einerseits auf die Regeldichter wenig hielt, so beschenkte man solche, bei denen eben der Naturdienst vorherrschte, mit besonderer Gunst, selbst, wenn sie sonst keineswegs durch hohe Originalität musterhaft waren. Kleist, der Sänger des Frühlings, war ein bevorzugter Liebling; Voß und Hölty besonders lasen ihn, um ihre Frühlingsempfindungen möglichst zu beleben. Auch Geßner, insofern er die Natur schilderte, wurde geliebt. Geringeres Ansehen dagegen genossen Gleim und seine literarischen Freunde, unter denen J. G. Jacobi von Voß geradezu ein „dichterischer Stutzer“ und mit Nicolai's Ausdrucke (im „Sebaldus Nothanker“) ein „Säugling“ genannt wird. Doch bewahrte man für Gleim immerhin eine gewisse Hochachtung und Verehrung, die indeß mehr dem Menschen als dem Dichter gelten sollte. Daß Goethe mit seinem „Götz“ mächtig bewegend einschlug, haben wir schon bemerkt. Die „Frankfurter Anzeigen“, in denen der Sturm wehte, waren willkommene Boten des höheren Geistes. Auch der „Hofmeister“ von Lenz, den Voß anfänglich Goethe zuschrieb, wird lobpreisend erwähnt, denn er ist „ebenso empörerisch gegen das Regulbuch, als ‚Götz von Berlichingen‘, und eben so nackte Natur“. Herder wurde geachtet und als eine literarische Autorität anerkannt. Daß

1) Voß, „Briefe“, Thl. I, an mehreren Stellen.

Klopstock mit diesem zufrieden war, konnte seiner günstigen Aufnahme nur noch mehr Nachdruck geben. Im Übrigen galt, wenigstens ursprünglich, der Satz: „Der Schotte Ossian ist ein größerer Dichter, als der Ionier Homer“, für ein bündlerisches Axiom [1]).

Wie sehr nun auch ein solcher Enthusiasmus diente, manches treffliche Gedicht in diesem Kreise talentvoller junger Männer hervorzutreiben; so war er doch in seinen Strebungen dem Ganzen nach zu sehr auf jugendliche Stimmung, auf beschränkte Lebens- und Naturbeziehungen angewiesen, zu sehr verloren in dem Eifer der Poesie selbst, überhaupt, wie wir bereits hervorgehoben, zu abstrakt und grundlos, als daß er nachhaltig dauern oder überall in natürlicher Wahrheit sich darstellen mochte. In letzterer Hinsicht begegnet man gezwungener Erhabenheit, gezierter Zärtlichkeit, koketter Naturliebschaft, kurz Affektationen aller Art, wodurch das ästhetische Interesse gestört und gemindert wird. Auch konnte nicht fehlen, daß die beiden Endpunkte, welche die Stimmungen des Bundes charakterisiren, der kolossale Freiheitsdrang nämlich für die höchsten Ideen und die enge, spießbürgerliche Lebensgewohnheit sich wie positive und negative Pole verhielten und nicht immer zu rechter ästhetischer Ausgleichung kommen wollten; weshalb denn das Gemeine oft auf Odenstelzen daherschreitet, während das Erhabene nicht selten im Soccus vorüberzieht. Wie wenig aber der Bund in seiner Dauer auf jenen Enthusiasmusboden sich verlassen konnte, zeigte die baldige Auflösung desselben nicht nur, sondern auch der vielseitige Abfall von seiner idealen Begeisterung, in welcher Hinsicht die Stolberge, namentlich Friedrich, frühzeitige Sinnesänderung merken ließen.

Von der erzwungenen Überschwänglichkeit waren auch Einrichtung und Formen des Vereins bedingt. Unter feierlichem Schwure, im Ringeltanze um eine deutsche Eiche in einem Eichengrunde ward er am 12. September 1772 im Zwielichte des Abends geschlossen, nachdem er sich bisher an dem Altare des Musenalmanachs durch allerlei poetische Opfergaben zu gemeinschaftlichem Dienste zusammengefunden und vorbereitet hatte. Ewige

1) Voß a. a. O., Th. I.

Freundschaft wurde gelobt, Mond und Sterne als Zeugen des Bundes angerufen und die jährliche Feier der Stiftung verordnet. Das Bundesgelübde lautete „auf Religion, Tugend, Empfindung und reinen, unschuldigen Witz". Voß stand in seiner Mitte gleichsam als der Hohepriester; er gab Weihe und Heiligung dem Ganzen. Klopstock ward bald als der Heiland verkündigt, seine Werke als die Bibel des Bundes verehrt und eine Aftervergötterung mit ihm getrieben, die in der That eben so läppisch als gezwungen erscheint [1]). Voß suchte ihn in seinen Oden nachzubilden, Friedrich Leop. v. Stolberg aber steigerte die Klopstock'sche Praxis bis zum Abenteuerlichen. Ihn kann man eben so sehr „eine Karikatur Klopstock's" nennen, als Voß, von dem W. Menzel (in seiner „Deutschen Literatur") dieses Prädikat gebraucht. Wie das Fest eines Heiligen feierten die Jünger den Geburtstag ihres Schutzherrn und Meisters. Bedeutsam genug erinnert Voß daran, daß dieser Tag auf ein früheres Marienfest falle, welches, nunmehr im Hannover'schen abgeschafft, von dem Klopstocksfeste gewissermaßen ersetzt werden soll. Auch will er sich ein neues Kleid machen lassen, um es an diesem Feiertage zuerst anzuziehen. Zugleich fordert er „seine deutschen Freundinnen" auf, an diesem großen Tage „des unsterblichen Mannes zu gedenken". Der Verlauf der Feier selbst, auf Hahn's Stube, war bezeichnend genug für die eigenthümliche Begeisterung und Stimmung der Theilnehmer, die, sämmtlich in Festkleidern, an langer blumengeschmückter Tafel saßen, worauf der Rheinwein blinkte, und an welcher ein Lehnstuhl hingestellt worden für Klopstock, dessen Abwesenheit seine sämmtlichen Werke vertreten mußten. Wieland dagegen wurde unter dem Stuhle in seinem „Idris" figürlich und wirklich zugleich zertreten und zuletzt sogar im Bildniß, aus dem „Leipziger Musenalmanach" gerissen, förmlich verbrannt. Jubel begleitete die lodernde Flamme. Die Toaste galten vorzugsweise Klopstock und Hermann, welche Namen den Bündlern gleich-

---

1) Es erregt beinahe Ekel, wenn man die Briefe von Voß, Hahn und Anderen der Genossenschaft über Klopstock liest. So viel sentimentalisirenden Schwulst haben sich kaum die Freundschaftler der Gleim'schen Sippe zu Schulden kommen lassen.

klangen, denn beide führten ja auf Deutschlands keusche Urwelt und ihre hehren Schauplätze, die Urwälder, zurück[1]). Weiter waren nun bestimmte Zusammenkünfte angeordnet, die jeden Sonnabend gehalten werden sollten. Eine Klopstock'sche oder Ramler'sche Ode wurde vorgelesen und gab Stoff zu ästhetischen Bemerkungen und deklamatorischen Übungen. Man theilte die selbstverfaßten Gedichte mit und überließ sie, nach allgemeiner Besprechung, der Kritik eines Mitgliedes, die dann in der folgenden Sitzung vorgetragen werden mußte. Ein in schwarzes Leder gebundenes und vergoldetes Buch war bestimmt, die bundesgesetzlich gebilligten Gedichte aufzunehmen. Es hieß das „Bundesbuch". Auch sonst kam man wohl zu Bundesgelagen zusammen, wenn passende Gelegenheit, z. B. Willkommen oder Abschied, sich darbot. Da saßen dann die „Bardenschüler, mit Eichenlaub bekränzt", tranken „in heiligem Stillschweigen" Klopstock's Gesundheit und brachten ein pereat „dem Sittenverderber, Wieland", und seinem französischen Patrone, dem verrufenen Voltaire.

Man sieht, wie sich Spiel und Ernst mischen und in Allem der subjektive Enthusiasmus das Princip ist. Daß nun der rasch gebaute Freundschaftstempel auf so hohlem Grunde nicht lange stehen mochte, läßt sich leicht ermessen. Die Auflösung des Bundes erfolgte aber um so eher, als derselbe zunächst eine bloße Studentengenossenschaft war, die an und für sich keine Dauer haben konnte. Bereits ein Jahr nach der Stiftung zogen die Stolberge fort; nicht lange darauf reisten Andere ab, endlich seit 1775 trennten sich in rascher Folge die Grundpfeiler selbst; Boie und Voß verließen Göttingen, jener, um in Hannover nach einer praktischen Stelle sich umzuthun, dieser, um von Wandsbeck aus die Fortsetzung des „Boie-Göttinger Musenalmanachs" unter dem Titel des „Hamburger" zu besorgen, während in Göttingen selbst ein neuer „Göttinger" unter der Redaktion von Göckingk (welcher, dem Gleim-Halberstädter Kreise verwandt, sich vielseitig

1) Voß' „Briefe", auch im „Leben Hölty's (vor der Ausgabe der Gedichte [illegible]).

in Dichtung und Prosa versucht hat) erschien [1]). Mit der Trennung der Glieder des Bundes wurde freilich ihre Beziehung zu einander nicht sofort abgebrochen, diese dauerte wenigstens unter mehreren noch längere Zeit hindurch fort und bekundete sich hauptsächlich in der Theilnahme an den Musenalmanachen, namentlich an dem Vossischen und an dem oben schon angeführten von Boie und Dohm 1776 gegründeten „Deutschen Museum“. Nach und nach änderte sich jedoch das Verhältniß wesentlich, indem zunächst der akademische Enthusiasmus sich abkühlte, und die Ansprüche der Wirklichkeit bei den Meisten eine Herabstimmung der Idealität und eine größere prosaische Besonnenheit hervorbrachten, weiter allerlei andere Interessen, wie z. B. die Almanachs-Konkurrenz zwischen Bürger und Voß, später die Amts- und Religionspunkte zwischen diesem und Stolberg, erkältend einwirkten und theilweise an die Stelle alter Freundschaft sogar Zwietracht und feindselige Gesinnung treten ließen. Übrigens suchte Voß die Erinnerung an den Bund, dessen eigentlicher Träger er gewesen, am lebendigsten und bis in die späteren Tage hinab zu bewahren. Auf die mehrseitige Ähnlichkeit zwischen der Gesellschaft der Bremer Beiträger und dem Göttinger Bunde, besonders auf die fast gleiche Zerstreuungsweise ist schon oben aufmerksam gemacht worden.

Hat nun auch der Bund in seiner Unmittelbarkeit seine hohen Zwecke nicht erreicht, hat er die Hoffnung Klopstock's, Kern seines projektirten deutschen Literaturbundes zu werden, nicht erfüllt; so darf seine Wirksamkeit nichts desto weniger eine bedeutsame in unserer Nationalliteratur genannt werden, insofern nämlich nicht bloß auf das gesehen wird, was diese Talente in ihrem akademischen Jugenddrange geboten, sondern was sie überhaupt

1) Seit 1778 übernahm Bürger die Redaktion desselben, nach dessen Tode (1794) Karl Reinhard, welcher sie bis 1804 fortführte, wo das Unternehmen aufhörte. Voß hatte bereits 1800 den „Hamburger Almanach“ aufgegeben. — Unter Göckingk's Gedichten wurden zu ihrer Zeit (in den siebenziger und achtziger Jahren) die „Lieder zweier Liebenden“, welche 1777 erschienen, besonders geschätzt. Im Ganzen charakterisiren sich die Produktionen dieses fruchtbaren Schriftstellers durch die vor-lessing'sche Redseligkeit und farblose Gefühlsreflexion.

später noch geleistet, als dessen Urquell doch immer ihre erste Bundeseinheit zu betrachten ist. Nicht nur ist durch sie die deutsche Lyrik trotz manchem Mißtone wesentlich besser gestimmt worden und in vielfacher Weise zu freierem Ausdrucke gekommen, nicht nur haben sie einzelne Seiten der Dichtung, wie z. B. die idyllische, zu neuem Ansehen erhoben, sondern es gebührt ihnen auch das Verdienst, das deutsche Lied dem Volke inniger befreundet, die lyrische Muse tiefer und verständlicher in die Mitte der Nation geführt zu haben. In diesem Bezuge ist der erste „Göttinger Musenalmanach" noch einmal besonders hervorzuheben, der sich unter Boie's Leitung als eine höchst werthvolle literarische Erscheinung geltend machte. Nach dem Muster des ersten aller solcher Almanache, des französischen „Almanach des Muses" (Paris 1765), gestiftet, eröffnete er die Reihe der deutschen literarischen Taschenbücher (1770), und zog alsbald ähnliche Unternehmungen nach sich. Dieser deutsche Uralmanach nun bot sich, wie schon erwähnt, hauptsächlich als Organ für die jugendlichen Poesien des Bundes, indem er zugleich auch Anderen für gleiche Zwecke offen stand; wie denn frühere Barden, Klopstock selbst, Kästner und die meisten lyrischen Notabilitäten der älteren Generation, sich, besonders gleich anfangs, daran betheiligten. Daß Goethe ziemlich fleißig mitarbeitete, mag hier gleichfalls noch einmal wiederholt werden. Wie sehr aber das Unternehmen an der Zeit war, bewies die außerordentliche Gunst, mit der es vom Publikum empfangen wurde.

Übrigens beruhte die Wirksamkeit des Bundes nicht bloß auf den eigenen Produktionen seiner Mitglieder, sondern auch vornehmlich noch darauf, daß aus seiner Mitte eine nähere und innigere Bekanntschaft mit der altklassischen Literatur für das gebildete Publikum hervorging. Es genügt hier, vorläufig an die Übersetzungsversuche von Bürger und Stolberg zu erinnern, wodurch namentlich Homer der deutschen Lesewelt zuerst näher gebracht wurde[1]), sowie an die konsequenteren und umfassenderen

---

1) Ungefähr gleichzeitig (1778) mit diesen Versuchen von Übersetzungen des Homer erschien die Verdeutschung desselben von Bodmer, die wohl an Treue vor jenen hier und da etwas voraus haben mochte, dagegen Geist und Sinn des alten Sängers nicht so frisch wiedergab.

Arbeiten gleicher Art von Voß, dessen deutscher Homer fast das Ansehen einer anderen Luther'schen Bibelübersetzung erhalten hat, wovon alsbald einige weitere Worte geredet werden sollen.

Nachdem wir nun die allgemeinen Verhältnisse des Bundes dargelegt und seinen Ursprung wie Verlauf, seine Beziehungen und Ansprüche in übersichtlicher Kürze angedeutet haben, wollen wir noch versuchen, die literarische Physiognomie der hauptsächlichen Theilnehmer in einigen wesentlichen Zügen zu zeichnen.

Wir beginnen mit Boie (1744—1806), insofern er nächste Veranlassung und Vermittelung des Bundes und seiner Strebungen war. Ein Schleswiger von Geburt, signalisirt er auch hiermit sofort die nördliche Sphäre dieser literarischen Gesellschaft. Obwohl selbst ohne produktives Talent, besaß er doch alle Eigenschaften, um produktive Talente zu beleben und zu fördern. Vielseitig bewandert in einheimischer und fremder Literatur, gebildeten Geschmacks bei großer Toleranz, geschäftsthätig und geschickt, nahe und ferne Bekanntschaften anzuknüpfen, die seinen literarischen Zwecken dienen konnten, vor Allem ehrenhaft bei besonnener Umsicht und Liebe zur Sache, erschien er wie berufen, der Mittel- und Stützpunkt der jungen und strebsamen und produktionslustigen Literaten zu werden. Wir haben schon erwähnt, wie er durch die Herausgabe des „Göttinger Musenalmanachs“ seit 1770—75 jener Lust Gelegenheit und vielseitige Wirksamkeit zu geben suchte. Anfangs ohne bestimmte ästhetische Überzeugung in weitem Umkreise literarische Verbindungen anstrebend, zog er sich gemach in immer engere Grenzen zurück, bis er sich endlich auf dem Standpunkte der Dranggenialitäten feststellte und in Klopstock's Dichtung das eigentliche Princip der neuen Literaturepoche finden wollte. Seitdem schloß sich nun um ihn her der eigentliche Dichterbund, dessen Pfleger und gewissermaßen literarischer Vormund er wurde, und dessen Dauer auch an seinen Aufenthalt in Göttingen im Ganzen geknüpft war. Denn, wie wir gesehen, fiel die Auflösung mit Boie's Weggange und seiner Zurückziehung von der Redaktion des „Musenalmanachs“ (1775), die 1776 in Vossens Hände überging, so ziemlich zusammen. Manche Verlegenheiten, die ihm der jugendliche Drang seiner raschen Genossen bereitete, und deren er unter Anderem in einem

Briefe an Merck gedenkt [1]), dabei der Wunsch, allmälig in die Praxis des Lebens thätig einzutreten, bestimmten ihn zu beiden Schritten. Er wanderte aus, suchte und fand Anstellung, wirkte als Landvogt bei den Dithmarsen mit Lust und Erfolg und starb 1806 mit dem Rufe eines biederen und menschenfreundlichen Mannes. Seine Schwester Ernestine war Vossens Frau geworden [2]), und hierdurch, sowie auch durch literarische Bezüge, z. B. durch das „Deutsche Museum", blieb er mit den Bundesfreunden, die zum Theil noch nach der lokalen Trennung zu einander hielten, in gewisser Hinsicht ununterbrochen verbunden. Seine eigenen Gedichte bieten in gefälliger Form freundliche Gemüthsstimmungen, ohne jedoch den vollern und kräftigeren Ton der Epoche selbst, der er diente, wiederzugeben [3]).

Da die ersten Anknüpfungspunkte des Göttinger Bundes sich in der Annäherung zwischen Boie und Bürger bieten, dem jener (1771) seinen Almanach freundlichst öffnete und ihn damit zuerst als Dichter in die Welt einführte: so leitet uns dieses in unserer geschichtlichen Darstellung wie von selbst auf den letzten hin. Denn, obgleich Bürger niemals engeres und unmittelbares Mitglied des später konstituirten Vereins wurde, so trat er doch mit demselben in sehr nahe Verbindung und stand gleich anfangs in Göttingen, wo er sich seit 1768 Studien halber aufhielt, mit den Bundesgenossen in mehrseitiger akademischer Wechselbeziehung. Er muß daher auch dem Wesen und ganzen Verhältnisse nach als ein Sproß jener Musengesellschaft betrachtet und in der Geschichte von dieser Stellung aus vorgeführt werden.

Gottfried August Bürger (1748—94), aus Wolmerswende im Fürstenthume Halberstadt gebürtig, steht nun über dem Eingange dieser jungdeutschen Literaturepoche als ein schöner Stern, der aber, auf seiner Bahn durch Nebel und Wolken vielfach getrübt, sein Licht nicht in voller Klarheit entfalten und zu reiner

1) „Briefe an Merck", Bd. I. S. 56 ff.

2) Vgl. die Korrespondenz dieser ausgezeichneten Frau (Leipzig 1870).

3) Vgl. K. Weinhold's inhaltreiche und gediegene Schrift über Boie (Halle 1868), welche über den ganzen Hainbund und seine Thätigkeit interessante Notizen giebt.

Ausstrahlung kommen lassen konnte [1]). Auch an ihm bewährte sich, wie an Günther, Schubart und so manchen Anderen, daß der Preis der Musen nur da vollkommen errungen wird, wo sich der Genius mit der Sitte, die Sinnesfreude mit der Geistesbildung paart, und die Sorge um das Leben nicht des Lebens frische Wurzeln tödtet. Denn wie begabt Bürger auch erscheinen mag, es läßt sich nicht verkennen, daß er eben so sehr unter dem Drucke seiner sinnlichen und leidenschaftlichen Individualität stand, als er von der Ungunst äußerer Umstände und des Schicksals verfolgt wurde. Beides scheint sich in seinem Leben wechselwirkend bedingt zu haben, so daß der Leichtsinn und die Haltungslosigkeit seines Charakters sein Unglück vielfach veranlaßt, und dieses hinwieder auf seine persönliche Stimmung verbitternd und störend zurückgewirkt hat. In der Knabenzeit vernachlässigt, ohne Ernst und Konsequenz in Erziehung und Unterricht behandelt, mußte er mit seinem überwiegend sinnlichen Temperamente und seiner phantasirenden Gefühligkeit schon auf dieser ersten Stufe des Lebens den feindseligen Mächten über Gebühr anheimfallen, die ihn durch sein ganzes Dasein hin verfolgten. Das Jünglingsalter verging ihm in der Abhängigkeit von einem Großvater, welcher, obgleich wohlmeinend gegen ihn gesinnt, doch von seinem bäuerlichen Standpunkte aus nicht geeignet war, das unsichere und leichtfertige Gemüth des jungen Menschen in die angemessenen Verhältnisse zu bringen. Die Zucht der Schule konnte die bereits zu hoch aufgeschossene Neigung zu Allem, was den Sinnen gefiel, nicht zurückdrängen. Die Spiele der Phantasie beschäftigten den Gymnasiasten mehr als das Lernen, die Lust an epigrammatischen Neckereien und Versemachen nahm die Zeit hinweg, die dem

---

1) Außer H. Döring's „Biographie Bürger's" (1826) sind besonders Dr. Althoff's „Nachrichten u. s. w." (1798) zu berücksichtigen. Auch mag an Müller's Roman „Bürger" erinnert werden, der des Dichters Leiden und Freuden anschaulich schildert. Vgl. dazu H. Pröhle's „G. A. Bürger" (1856), K. Goedeke's „Leben Bürger's" (Hannover 1873) und Tittmann's neue Ausgabe von Bürger's Gedichten (1869). Über Bürger's Amtsverhältnisse ist jüngst (1873) eine interessante Schrift von Goedeke erschienen. Sehr inhaltsvoll erscheinen auch die jüngst (Berlin 1871) von Strodtmann in vier Bänden veröffentlichten „Briefe von und an Bürger" zu sein, deren Herausgeber auch eine neue Biographie in Aussicht stellt.

Studium der Grammatik und der ernsten Lektüre der Alten gewidmet sein sollte. Hierzu kam, daß der ungezügelte Jüngling bereits im 16. Jahre die Universität betrat, daß er hier (in Halle) in die Fluth eines maßlos-wilden Treibens gerieth, wogegen der nähere Umgang mit dem bekannten Professor Klotz kein Gegengewicht bilden konnte, indem vielmehr durch ihn, der selbst der freien Sitte opferte und die ästhetische Liebhaberei nicht immer mit dem Ernste der philologischen Wissenschaft in Einklang hielt, Bürger's Hang zu unwissenschaftlichen Beschäftigungen und regelloser Lebensweise nur begünstigt und vermehrt wurde. Doch dürfte ihm aus dieser Quelle immer wohl eine nähere Befreundung mit dem Alterthume zugekommen sein, wodurch sein technisches Talent, sein Sinn für plastische Form und Bestimmtheit, deren er sich selber rühmt [1]), allerdings gebildet und geleitet sein mag. Von seinem Großvater aus diesem Strudel herausgezogen und nach Göttingen geschickt, um hier in besserer Umgebung das Versäumte nachzuholen und, was er in Halle gesündigt, durch gründliche Besserung wieder gut zu machen, that er anfangs einige Schritte auf dem Wege des Guten, gerieth aber bald in neue Verwickelungen, welche ihn in sittliche und ökonomische Verlegenheiten brachten und ihn bald auch der Stütze großväterlicher Fürsorge beraubten, an deren Stelle für längere Zeit gänzliche Nichtberücksichtigung trat. Daß ihm ohnedies die Aristokratie der Göttinger Gelehrten keine Ermunterung bieten konnte, indem sie ihn sogar mit der Verachtung eines gesellschaftlich Geächteten behandelte, braucht wohl nicht erinnert zu werden. August W. Schlegel, der ihm später als Student in Göttingen befreundet war und mit ihm vielfach poetischen Verkehr hatte, spricht „von dem beständigen Ringen seines (Bürger's) beleidigten Selbstgefühls gegen den Übermuth von Gelehrten, die sich in geistlosem Sammlerfleiß zur Verachtung alles Schönen und Edlen verhärtet hatten", eben so, daß es diesen Herren „ganz unerträglich schien, einen Dichter in Göttingen zu dulden" [2]). Doch wollte ihm das Schicksal wenigstens eine Gunst erweisen, die seinem Ta-

1) Vgl. Vorrede zur 2. Ausg. seiner Gedichte.

2) A. W. Schlegel, „Kritische Schriften", Bd. II. S. 5 u. 6.

leute freundliche Gelegenheit eines ersprießlichen Wirkens bieten konnte. Denn, wie gesunken in der öffentlichen Meinung er auch sein mochte, und wie nahe oft selbst seine Freunde daran waren, seinen Umgang zu meiden, sollte es ihm doch gelingen, eben dem Kreise der dortigen jungen Männer näher zu kommen, die, wie wir gesehen, hauptsächlich unter Boie's Auspicien der Pflege vaterländischer Literatur sich widmeten und später in dem dortigen Dichterbunde sich vereinten. Besonders war es Boie selbst, der, wenngleich allem sittlichen Liberalismus abhold, sich doch allmälig durch Bürger's unverkennbare poetische Begabung bestimmen ließ, ihm sich zuzuwenden und seine Betheilung an dem neuen Musenalmanache zu ermöglichen. Das bekannte Lied vom Bacchus („Herr Bacchus ist ein braver Mann"), das im „Musenalmanache" vom Jahre 1771 erschien, eröffnete gewissermaßen Bürger's eigentliche poetische Laufbahn. Zugleich zog ihn diese neue edlere Verbindung von seiner bisherigen Lebensunordnung einigermaßen ab und leitete ihn auf gediegenere Sitte und Beschäftigung hin. Bald erhielt er sogar (gleichfalls durch Boie's Vermittelung) eine Anstellung als Justizamtmann, womit ihm auch die Gunst seines erzürnten Großvaters wieder zugewendet wurde. Allein verdrießliche ökonomische Verhältnisse begleiteten ihn in seine neue Stellung, die ihm an sich mehr Muße als Reichthum gewährte, und eine baldige Heirath verringerte diese Verlegenheit nicht. Dazu kam nun die gesellschaftliche und literarische Isolirung auf dem Lande, eine leidenschaftliche Liebe zu seiner Schwägerin (als „Molly" in seinen Gedichten vielgefeiert), später eine mißlungene Pachtspekulation und endlich der frühzeitige Tod auch seiner lang ersehnten Molly, die er nach dem Absterben seiner ersten Frau geheirathet. Kurz zuvor hatte er, einer schweren Verleumdung wegen, sein Amt aufgegeben, um in Göttingen der literarischen Beschäftigung ganz zu leben. Wie wenig ihm aber hier das Glück entgegenkam, soll nicht weiter bemerkt werden und nur noch Erwähnung finden, daß er sich auf eine ziemlich abenteuerliche Weise mit dem nachmals unter dem Namen Elise Bürger bekannt und berüchtigt gewordenen Mädchen aus Schwaben [1])

---

1) Es ist bekannt, daß sich dieselbe in einem Gedichte Bürger'n selbst

vermählte, freilich nur, um sich eine neue Quelle der bittersten Erfahrungen zu bereiten. Als er nach wenigen Jahren durch Scheidung den Ärgerlichkeiten aller Art, wozu diese Ehe Stoff und Veranlassung gab, ein Ende gemacht hatte, lebte er gedrückt und gebrochen an Geist und Leib ein kummervolles Leben, bis den Einsamen und Verlassenen die milde Hand des Todes, wenn auch frühzeitig, doch für ihn nicht zu früh aus der Welt der Irrungen und Leiden befreite (1794).

Wir haben Bürger's biographische Verhältnisse etwas näher berührt, weil Haltung, Charakter und Ton seiner Dichtung wohl nicht leicht bei einem Anderen, wenn wir Schubart und Günther, seine Doppelgänger in persönlicher und poetischer Eigenthümlichkeit, wie in Sitten und Schicksalen, ausnehmen, mehr von individuellen subjektiven Stimmungen und Lebenseindrücken bedingt worden sind, als bei ihm. Nicht mit Unrecht hat Schiller in der bekannten Recension der Bürger'schen Gedichte auf diesen Einfluß hingewiesen, so wenig auch A. W. Schlegel in den Charakteristiken und Kritiken solches Recht Schiller'n zugestehen will, wobei er freilich die Sache zu sehr in's moralische Gebiet hinüberzuspielen sucht, was Schiller in der That nicht eigentlich bezielte[1]). Bürger's Gedichte haben nun zunächst das Eigene, daß sie, aus der Ferne und flüchtig besehen, durch eine gewisse Kunst der Belebung und des Kolorits ein besonderes Interesse erregen und dem ästhetischen Urtheile sich vortheilhaft darstellen: und wir müssen, sollen wir uns zuvörderst ganz im Allgemeinen aussprechen, das

als Frau antrug. Vgl. Ebeling, „Bürger und E. Hahn" (Leipzig 1868).

1) Vgl. „Charakteristiken und Kritiken", Bd. II. auch A. W. Schlegel's „Kritische Schriften", Bd II. S. 1 ff. Übrigens hat Schlegel selbst im Wesentlichen so ziemlich dasselbe über Bürger's Gedichte geurtheilt, wie Schiller, nur daß er näher auf die Sache eingeht und, genau besehen, Bürger'n in mancher Hinsicht schärfer trifft als Schiller, welcher, wenn auch immer etwas zu hart, doch offener, um nicht zu sagen, ehrlicher zu Werke ging. — Bürger's Schriften sind in der neueren Zeit mehrfach wieder herausgegeben worden, so 1835 in Göttingen in einem Bande, dann 1844 in vier Bänden und endlich 1869, in der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts", Bd. XXI u. XXII.

Wesentliche der gesammten Bürger'schen Poesie vornehmlich, wenn auch keineswegs ausschließlich, in dieser Schimmerseite finden. Tritt man näher hinzu, so bemerkt man alsbald Allerlei, wodurch die poetische Innerlichkeit und Einheit entweder in ihrer reinen Ursprünglichkeit getrübt erscheint oder in ihrem freien Fortschritte gehemmt, unterbrochen und gestört wird. Zweierlei drängt sich in dieser Hinsicht vornehmlich auf, die Oberflächlichkeit der Auffassung und das kritische Bewußtsein der Technik. Hieraus entstand in nothwendiger Folge ein durchgreifender Zwiespalt in Komposition und Darstellung, der sich nur selten, am meisten in denjenigen lyrischen Ergüssen aufhebt, die aus der Unmittelbarkeit einer individuellen Leidenschaft hervordrängen. Nach Maßgabe des Verhältnisses zwischen jenen beiden Grundelementen tragen Bürger's Dichtungen meistens in größerem oder geringerem Grade das Gepräge flüchtiger Anschauung, unsicherer Ausführung, selbstgefälliger Koketterie mit der Kunst der Form, überhaupt mehrfacher Spuren der Unebenheit im Ausdruck und in gesammter Behandlung. Das Hohe und Gemeine, das Innigempfundene und Frivole, der Ernst der Idee und der Leichtsinn witzelnder Ironie, die Wahrheit der Natur und die gesuchte Künstlichkeit, Lebendigkeit, Frische und matte Atomistik in Komposition und Form begegnen sich fast überall. Nicht selten erinnert Bürger in diesen Beziehungen an Heine, nur daß Letzterer dabei den Vorzug größerer Feinheit und Originalität behauptet. Neben dem finden sich Tugendbegeisterung und Lust an der Sünde, Geschmack und Ungeschmack, Freudigkeit und Verbitterung zu oft und zu auffallend mit einander im Streite, und die lyrische Empfindung geräth zu leicht und zufällig aus dem ästhetischen Gleichgewichte, als daß eine Erhebung in das Reich der wahren dichterischen Freiheit überall gelingen möchte. Bereits hat Schiller nachgewiesen, wie Bürger, statt wahrhaft zu idealisiren, was nur durch die Zurückführung der endlichen Wirklichkeit auf das freie Bewußtsein des Unendlichen, das den Dingen inwohnt, geschehen kann, meist eine Menge von allerlei Formen, Farben und Bildern zusammenbringt, die wohl durch Schimmer blenden, aber den feineren ästhetischen Sinn nicht befriedigen können. Wir haben daher oft mehr ein Prachtstück vor uns, als gediegene

Arbeit musterhaft bildender Kunst. Was er unter günstigeren Umständen geleistet, ob er die Palme lyrischer Vollendung erreicht haben würde, läßt sich nicht sagen. Daß ihm die Gabe der Dichtung in nicht geringem Grade verliehen war, beweisen seine Leistungen auf den ersten Blick, aus denen selbst bei der gerügten Mangelhaftigkeit ein neuer, frischer Ton, wie man ihn bis dahin nicht gewohnt gewesen, hervordringt. Auch finden sich darunter nicht wenige, welche in klassischer Reinheit die Sprache der Muse reden, und man darf wohl annehmen, daß jedenfalls eine größere und gleichmäßigere Kunstbildung seine Werke auszeichnen würde, hätte sein Lebenskeim bei freundlicherer Witterung sich entfalten und reifen können.

Sieht man nun auf die eigenthümliche Richtung der Bürger'schen Lyrik, so hat man ihn wohl vorzugsweise als Volksdichter charakterisirt, und von diesem Standpunkte faßte ihn auch Schiller in der berührten Beurtheilung vornehmlich auf. Er selbst hat von sich ausdrücklich gerühmt, den Volkston in seinen Dichtungen besonders angestrebt und so ziemlich getroffen zu haben [1]). Wenn nun Schiller Bürger'n diesen Ruhm streitig macht, so müssen wir ihm im Wesentlichen beistimmen; wie denn auch Schlegel nicht unterläßt, den bezüglichen Kranz, den Viele ihm aufgesetzt, recht eigentlich zu zerpflücken. Es ist hier nicht der Ort, in's Einzelne zu gehen, und es kann unser Urtheil nur das Resultat vielseitiger Vergleichung kurz aussprechen. Der Volksdichter soll dem, was in dem Volksbewußtsein, sei es überhaupt oder nach einzelnen Volkskreisen, in Beziehung auf Sitten, Gebräuche, Ansichten und Ereignisse gelegen ist, einen entsprechenden poetischen Ausdruck geben. Das Wesen der Volkspoesie beruht somit allerdings auf dem Momente der Volksmäßigkeit (Popularität) sowohl dem Inhalte als der Form nach, allein in beiderlei Hinsicht muß die Dichtung der Popularität das Gepräge der freien Wiedergeburt aufdrücken und sie so aus ihrer reinen Unmittelbarkeit auf die Höhe der idealen Rückspiegelung erheben, damit das Volk sein Eigenthum in geistiger Beleuchtung anschauen und wiedererkennen könne, ihm also gleichsam die Idee seines eigenen Lebens vorgehalten werde. Diejenige Popularität, welche Bürger angestrebt, ist

1) Vorrede zur 2. Ausg. seiner Gedichte.

diesem gemäß nicht das rechte Ziel der wahren Volksdichtung, d. h. es kommt nicht, wie er meinte, darauf an, daß man bloß volksmäßig deutlich ist, oder daß „dem Leser sogleich Alles unverschleiert, blank und bar in das Auge der Phantasie springe". „Durch solche Popularität", schreibt er, „muß die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat." Freilich ist Faßlichkeit hier eine wesentliche Eigenschaft; allein es kann etwas volksmäßig sehr faßlich sein, ohne volksgemein zu sein. Auf dieses Letztere ging aber Bürger zu sehr hinaus, und es ist fast keines seiner Volkslieder von dem Zuge populärer Gemeinheit ganz frei, selbst die vielberühmte „Lenore" nicht. „Herr Bürger", sagt Schiller, „vermischt sich nicht selten mit dem Volke, zu dem er sich nur herablassen sollte, und, anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen." Am meisten hat man seine Romanzen und Balladen von Seiten der Volksdichtung belobt. Bürger selbst hielt dafür, daß dieselbe in jenen beiden Formen ihren rechten Ausdruck habe. Von der Muse der Romanze und Ballade erwartete er noch einmal „die allgemeine Lieblingsepopöe aller Stände von Pharao an bis zum Sohne der Magd". Wollte man bei Bürger's früheren mythologischen Travestirungen, die man wohl für Romanzen ausgab, und in denen er mit Anderen zusammentraf, stehen bleiben; so würde sein Dichterruhm schwerlich dadurch gewinnen, wofern man es nicht als Verdienst anerkennen mag, der Blumauer'schen Witzküche allerlei starkduftende Ingredienzien zu weiterem Gebrauche zu entlehnen. Anders verhält es sich mit den meist späteren, dem modernen Volksleben näher liegenden Bürger'schen Dichtungen dieser Art, an deren Spitze die „Lenore" steht, obwohl sie noch in die Zeit jener ersten ironisirenden Produktionen fällt. Bürger war theils durch die Percy'sche englische Balladensammlung, theils durch Herder's neue Theorie dieser Dichtart auf den besseren Weg geleitet worden, und er sollte hier bald eben vorzüglich durch die „Lenore" zu so großer Anerkennung gelangen, daß er sich dem Göttinger Bunde gegenüber mit stolzem Bewußtsein selbst den „Dschengis-Chan der Ballade", den „Condor des Hains" nennen mochte, während er die Bündler nur als Rohrdommeln in

Vergleich mit sich bezeichnete[1]). Auch meint er, „daß Alle, die nach ihm Balladen machen dürften, nur seine Vasallen sein und ihren Ton von ihm zur Lehn tragen werden". Wir wollen nun nicht in Abrede stellen, daß er hier in der That häufig den rechten Ton volksthümlicher Anschauung und Empfindung getroffen und diejenigen Kreise berührt hat, in denen die deutsche Volksgesinnung sich heimisch findet, auch wollen wir ihm seine poetische Originalität nicht darum verkümmern, daß er zu den meisten dieser Gedichte sich nur als Umdichter verhält, indem vorzüglich die englischen Balladen und hier wiederum jene Percy'sche Sammlung[2]) ihm Quelle und Stoff geboten haben, wie außer Anderen auch Schlegel des Weiteren nachgewiesen hat[3]); nur dies wollen wir hervorheben, daß er in der Aneignung des Fremden nicht verstand, gleich Herder sich in die Eigenthümlichkeit des Nationalen sich zu versetzen, daß er daher oft mehr nur umarbeitete als umdichtete, den Ton der Unbefangenheit, die doch Haupteigenschaft solcher Lieder sein sollte, nicht immer trifft, dagegen die Absicht, recht volksmäßig zu erzählen, uns mehr als billig fühlen läßt, endlich

1) Überhaupt kam ihm das Blümchen „Wunderhold", welches er selbst rhetorisch genug preist, oft abhanden. Wie selbstgefällig klingt z. B. der Eingang des Sonetts an A. W. Schlegel:

„Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug,
Kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden,
Darf ich Dir ein hohes Wort verkünden,
Das ich längst in meinem Busen trug."

Daß er sich auch Goethe'n wohl ebenbürtig halten mochte, darf aus der Art, wie er denselben bei seinem ersten Besuche begrüßte, geschlossen werden. „Sie sind Goethe, ich bin Bürger", so lautete dieser Gruß, über den der Meister doch etwas stutzte.

2) Percy, „Reliques of ancient english Poetry". 3 Voll., London 1765.

3) Bürger gesteht selbst zu, daß er den Stoff zu seinen Gedichten theilweise aus der Fremde entlehnt hat; s. Vorrede zur 1. Ausgabe der Gedichte. Übrigens hat A. W. Schlegel in der berühmten Recension das Verhältniß der Bürger'schen Romanze zu den fremden, namentlich englischen Mustern, mit treffenden Zügen und nicht ohne ästhetisch kritische Schärfe nachgewiesen. Hiermit vgl. man Valentin Schmidt, „Balladen und Romanzen der Dichter Bürger, Stolberg und Schiller, erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt" (Berlin 1827).

wohl gerade wegen dieser Nebenrücksichten in die Weise rhetorischer Breite und unzeitiger Motivirung geräth, wodurch denn das eigenthümliche Kolorit naiver Unmittelbarkeit und Einfachheit nur zu häufig verwischt erscheint. Er steht in dieser Hinsicht gewissermaßen auf derselben Linie wie Musäus in seinen Volkssagen. Selbst „Lenore“, welche seinen Namen durch ganz Europa trug, und die sich hauptsächlich durch dramatische Lebendigkeit, durch die wirksamsten Kontraste und eine angemessene Steigerung des Furchtbaren und Grauenvollen auf eine hohe Stufe poetischer Bedeutsamkeit erhebt, zeigt doch mehrfache Spuren unnützer rhetorischer Bilderei und gesuchter Effektmacherei [1]. In den meisten seiner Volkslieder kann Bürger den reinen Ton der Dichtung nicht behaupten, verfällt dagegen gar leicht in den Ton überkräftiger Derbheit, burschikoser Freiheit und gemeiner Wirthshaussprache, worin denn freilich das gemeine Volk sich selbst recht ähnlich finden mag.

Übrigens steht Bürger nach Princip und Darstellung an dem Eingang unserer neuen Lyrik. Er versuchte zuerst mit Erfolg den frischen Naturton der konventionellen und moralisirenden Weise gegenüber und stellte sich hiermit allerdings in die Reihe der jungen Dichtergenie's, so wenig er sonst deren regelloser Genialität ihr anmaßliches Recht zuerkennen wollte. Auch muß zugegeben werden, daß unsere lyrische Sprache durch ihn zunächst eine freiere Lebendigkeit gewonnen hat und zum Bewußtsein ihrer musikalischen Innigkeit und ihres melodischen Tonreichthums gelangt ist, daß er überhaupt diesem ganzen Gebiete eine größere Mannichfaltigkeit der Melodien und Formen vermittelt hat. Berücksichtigen wir dabei, daß er es in einigen Gedichten selbst bis zur lyrischen Meisterschaft gebracht hat, so dürfen wir wohl gestehen, daß er, um mit Schiller zu reden, „werth war, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten“.

Was Bürger's sonstige schriftstellerische Arbeiten angeht, so sind darunter hauptsächlich einige Übersetzungsversuche zu erwähnen, indem er dadurch auch in diesen Zweig unserer Literatur

1) Auch den Stoff für die „Lenore“ hat Bürger nicht erfunden, sondern aus dem Munde eines Dienstmädchens vernommen.

nicht nur ein neues Leben brachte, sondern zugleich einen angemesseneren, mit dem Fortschritte der Zeit und Sprache mehr übereinstimmenden Geist einführte. Freilich ist er auch hier keineswegs überall frei von der Manier, das Einfache in allerlei Luxus einzukleiden und die Sache mit dem Flimmer mannichfaltiger Farben zu umgeben. Außer einigen Übersetzungen aus dem Englischen, unter denen die des „Briefes der Heloise an Abälard“ (von Pope) eigentlich eine freie, willkürlich und unpoetisch erweiterte Umarbeitung ist, bei der die ohnehin schon mehr als billig obwaltende Deklamation des Originals in elegische Redseligkeit verflüssigt wird, ist es vornehmlich der fragmentarische Versuch, die Homer'sche „Ilias“, theils in Jamben theils in Hexametern zu übertragen, durch den er sich in diesem Fache verdient gemacht hat. Es knüpft sich an diese Arbeit insofern ein besonderes Interesse, als die rhythmische wie sprachliche Behandlung vielseitige Punkte bietet, die ein sinniges Eingehen in die eigenthümliche Natur jener Dichtung bekunden und der nachfolgenden vollständigeren und vollkommeneren Ausführung des Übersetzungswerkes der Homer'schen Gedichte durch Voß, Wolf u. A. als treffliche Vorstudien gelten können. Daß Bürger sich auch an Virgil's „Aeneis“ übersetzend versucht hat und zwar noch vor der Homer'schen Arbeit, mag nur vorübergehend bemerkt werden [1].

Wenn sich unsere Betrachtung jetzt mit einstweiliger Umgehung aller anderen, zum Theil literarisch naherstehenden Mitglieder des Bundes sogleich zu Voß wendet: so geschieht es, um die Hauptfiguren der Genossenschaft, welche deren Bedeutung und Richtung am entschiedensten vertreten, in den Vordergrund zu stellen und die Gruppe der übrigen durch sie beleuchten zu lassen. Voß bildet aber mit Bürger und Friedrich Leopold v. Stolberg das eigentliche literarische Triumvirat in diesem Göttinger Kreise.

An den Namen Johann Heinrich Voß (1751—1826) knüpft derselbe seine genossenschaftliche Form und Haltung [2]. Mit

---

1) Das 4. Buch.

2) Voß legt sich dieses Verdienst selbst bei. In einem Briefe an Brückner schreibt er: „Daß ich der bin, der die [illegible] Freundschaft (unter den Mitgliedern) gestiftet.“

dem ernsten, festen Gepräge seines nördlichen Vaterlandes — er war aus Sommersdorf in Mecklenburg gebürtig — erschien der junge Mann in der Mitte der begeisterten Talente, welche sich um Boie und seinen „Musenalmanach" versammelt hatten, und deren Streben er alsbald mit derjenigen Entschiedenheit und Bestimmtheit erfaßte, die ihn fortwährend in der ganzen Gesellschaft auszeichnete und überhaupt bis an die Grenze seines Lebens begleitete. An Voß reihen sich so mannichfaltige Beziehungen unserer Literatur, er selbst steht so aufrecht fest in den verschiedenen Umwandlungen derselben, welche er in seinem langen Leben erfahren sollte, daß wir schon dieser Verhältnisse wegen seiner Person unsere Aufmerksamkeit etwas näher zuwenden müssen. Dazu kommt, daß er zu den Schriftstellern gehört, über welche die Einseitigkeit des Geschmacks wie Liebe und Haß der Parteien mit gleich unberechtigtem Eifer Gericht gehalten, und denen, nachdem sie längst der Geschichte verfallen sind, selbst die Gegenwart noch nicht den Spruch der Gerechtigkeit zu sprechen geneigt scheint. Vergleicht man zuvörderst die Urtheile aus der früheren Zeit, so fehlt wenig, daß sie aus Voß einen Stern erster Größe an unserem literarischen Himmel machen, während die Sentenzen mancher neueren Kritiker ihm kaum noch ein Plätzchen an demselben lassen wollen. Wenn Wieland ihn (1791) mit allen Attributen der Vollkommenheit unter die ersten nationalen Dichternotabilitäten stellt, so spricht ihm W. Menzel (1828) jedes Merkmal ab, was den Dichter zum Dichter macht; wenn jener ihn als eine „Genialität" begrüßt, steht dieser nicht an, ihn als den „seltsamsten aller literarischen Pedanten" zu bezeichnen [1]). Hören wir aus dem Kreise seiner Jugendfreunde vielseitig Stimmen herübertönen, die den Dichter der „Luise" selbst über den Sänger von „Hermann und Dorothea" erheben wollen, so weiß dagegen im Namen der vorstrebenden Romantik A. W. Schlegel mit solchen Dämpfungsmitteln einzugreifen, daß in des Gepriesenen Liedern kaum ein Ton der Dichtung übrig bleibt [2]). Wir übergehen indeß billig eine weitere

1) Wieland, „Neuer deutscher Merkur", April 1791. Menzel, „Die deutsche Literatur", Thl. II. S. 79 (1. Ausgabe).

2) A. W. v. Schlegel, „Athenäum", Bd. III. „Kritische Schriften",

Bekundung ähnlicher Richterwidersprüche, denen die Ansichten des größeren Publikums ebenmäßig zur Seite stehen. Die kritischen Institute und literarhistorischen Werke bieten dessen einen überflüssigen Vorrath; doch wiegt im Ganzen die lobpreisende Partie vor, und nicht leicht ist ein anderer Dichter zu seiner Zeit mit dem Worte „klassisch" mehr beehrt worden als Voß.

Voß, wie wir gesehen haben, ein Sohn des äußersten deutschen Nordens, herstammend von wenig bemittelten Eltern, denen ländliche und ähnliche Beschäftigungen Beruf waren, von der ersten Kindheit bis zum männlichen Alter hinauf mehr oder minder im Kampfe mit der Ungunst des Glückes und als Niedriggeborner mit den Vorurtheilen eines höheren Standes, seine bescheidene Stellung im Leben fast nur sich und seiner ausdauernden Strebsamkeit dankend, dabei von Natur trotzigen Sinnes, verständig-derb und mit intensiver Willenskraft begabt, stellt sich in die Reihe der Arbeiter an dem vielseitigen Baue unserer Literatur wie ein Mann, der im Bewußtsein ernster Zwecke und selbst-

Bd. II. S. 97 ff. In der Anmerkung zu dem neuen Abdrucke obiger Recensionen in den „Kritischen Schriften", Bd. II. S. 112 steigert Schlegel sein Urtheil zur äußersten Bitterkeit. „Er (Voß) hatte eine ganz eigene Gabe" — heißt es —, „jede Sache, die er verfocht, auch die beste, durch seine Persönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Weltbürgersinn wie ein Kleinstädter, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter, die künstlerische und gesellige Bildung der Griechen endlich wie ein nordischer Barbar." — Es ist anziehend und wohlthuend zugleich, mit solchen, wenn auch zum Theil treffenden, kritischen Härten das Urtheil Goethe's zu vergleichen, welches er in der „Jenaischen Allgemeinen Literatur Zeitung" vom Jahre 1804 (April) abgegeben und später in die Ausgabe seiner Werke aufgenommen hat. (Bd. XXXIII. S. 146 ff.). Schlegel vermuthet, die milde Beurtheilung, die Voß hier erfährt, sei mehr schalkhafte Ironie als aufrichtige Meinung. Allein wenn man die Sache genauer ansieht, mochte Goethe das Gesagte mit voller Überzeugung sagen, indem ja auch die poetische Mangelhaftigkeit Vossens mehrfach, wenn auch nur leise, von ihm angedeutet wird, während Schlegel's Urtheil wohl mehr als billig durch seine Sympathien für Vossens Gegner in dessen Streite mit Stolberg motivirt sein dürfte. Vgl. auch in der Gesammtausgabe von Voß (Leipzig 1835) die Beurtheilung und Darstellung, welche Schmid über den Dichter giebt, sowie Herbst's jüngst erschienene Biographie desselben (Leipzig 1872).

errungener Tüchtigkeit auf seine Weise wirken und das ihm zugefallene Theil des Werkes nach seinem Plane vollführen will. Das Gefühl, sich aus den Fesseln der Nothdurft selber befreit zu haben, seine Bildung als seine eigenste Errungenschaft und sein eigenstes Verdienst betrachten zu dürfen, ließ ihn der Macht der Mächtigen trotzen und sich den höchstgebornen Söhnen vergleichen. In diesem Gefühle lebte und dichtete er.

Zwei Momente sind nun näher in Vossens Wesen und Streben zu unterscheiden, aus deren verschiedenen Stellungen zu einander nach Maßgabe der Lebensbegegnisse und Altersstufen die verschiedenen Stimmungen und Töne seiner literarischen Thätigkeit hervorgingen, die Fixirung nämlich des Persönlichen einerseits und der Trieb nach Betheiligung am Wirklichen andererseits. Mit dem Letzteren wollte er sich an Alles wagen, Allem sein Interesse abgewinnen; mit dem Ersten aber stellte er sich auf die starre Selbstheit und maß und behandelte Jegliches mit der Elle des Verstandes und der beschränkten einförmigen Lebensverhältnisse, in denen er erwachsen war und aus denen er nie wahrhaft herauskam. Wie konnte es nun anders geschehen, als daß er, obwohl mit Eifer sich den Beziehungen hingebend, welche Menschen und Natur in ihren mannichfaltigen Lagen und Formen darboten, doch selten die reine objektive Unmittelbarkeit beider in sich nachbildete und in ihrer eigenen Wahrheit wiederzugeben verstand? Wie konnte es anders geschehen, als daß bei ihm fast Alles zum Reflexe verständiger Ichheit wurde und in Absichtlichkeit ausging? Selbst das Gemüth erscheint in ihm mit dieser verständigen Abstraktion behaftet, d. h. es ist mehr nur sein Ich, das sich Farben und Züge der individuellen Unbefangenheit andenkt, als die reine Urinnerlichkeit eines mit den Dingen selbst sympathisirenden Gefühls. Sein Enthusiasmus ist meist entweder selbsttäuschende Gesuchtheit oder eifernde Schroffheit. Die enthusiastische Verstiegenheit zeigte sich, wie wir gesehen, überhaupt in der Sphäre des Bundes und war hier wegen der Klopstock'schen Beziehungen gleichsam Styl geworden, äußerte sich aber bei Voß in superlativer Steigerung, wie uns dessen unter Anderem besonders seine Briefe hinlänglich Zeugniß geben [1]). Auch trug Voß diese auf-

1) „Briefe von Joh. H. Voß". Herausgegeben von Abraham

getriebene Begeisterung am weitesten in das folgende Leben hinein; obwohl er zuletzt, als er endlich seinerseits davon genesen, tiefer als irgend Einer der Bundesgenossen in die Tendenzen und Principien des Nicolai'schen Pragmatismus einging und sich dem Tone der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ befreundete. Genau betrachtet, war er von Geburt mehr ein Nicolaite als ein echter Klopstockianer. Man hat ihn wohl mit Lessing zusammengestellt [1]); allein den Punkt abgerechnet, daß Beide stets wußten, was sie thaten und dem Verstande den Vorsitz in ihren Werken und Wirken gaben, ist die Vergleichung im Übrigen wenig motivirt. Lessing bewegte sich überall, in Krieg und Frieden, innerhalb der Freiheit der Idee, während Voß über die Pallisaden seiner Privatwelt nicht leicht hinauskam. Wenn Beide zeitlebens den Fortschritt wollten und für ihn redlich arbeiteten, so thaten es doch Beide nicht auf gleiche Weise. Auch hier finden wir Lessing stets im Dienste der Idee; es galt ihm, daß dem Geiste in allen Formen sein subjektives Urrecht bleibe, daß der Mensch Jeglichem zugänglich sei, was ihn frei menschlich bilden kann, indeß Voß das Menschenwesen auf den Ambos legte, um es mit der Schwere hämmernder Gewalt in gerader Linie und nach einer Seite hin auszudehnen. In der Religion standen Beide entschieden auf dem reinprotestantischen Standpunkte, dabei wollten Beide vor Allem praktische Religiosität, doch auch dies wiederum in verschiedener Weise. Lessing war Protestant überhaupt, weil er für alle Religionen gleiche Rechte forderte, weil er für jede aufrichtige Überzeugung Duldung wollte und übte, Voß aber war Lutheri-

---

Voß. Was kann affektirter lauten, als die sentimentalisirenden Expektorationen über Klopstock, eben so die überschwänglichen Beschreibungen des Naturgenusses (schreibt er doch später noch, „wie er mit Claudius in Wandsbeck oft den ganzen Tag im Walde oder in dessen Garten auf einem Grasstücke lag und die Nachtigall schlagen hörte“) oder gar z. B. die maßlose Übertriebenheit der Abschiedsscene bei dem Fortgange der Stolberge von der Universität? Wahrlich, man sehnt sich dabei ordentlich nach Gleim-halberstädt'scher Gefühlswechselei zurück! — Vgl. Voß, „Briefe“ im I. Band.

1) „Wo Lessing und Luther genannt werden“, sagt z. B. Schlosser, „da wird stets auch sein (Vossens) Name genannt sein“. Vgl. Paulus, „Lebens- und Todeskunde über Voß“ (1826).

scher Protestant, der sich nicht darüber trösten konnte, wenn Andere andere Wege suchten [1]).

Wenden wir uns indeß von den persönlichen Bezügen Vossens Schriften und namentlich zunächst seinen Dichtungen zu, so haben wir in diesen das treue Abbild dessen, was wir in seiner Person gefunden. „Jeder Schriftsteller", sagt Goethe im Anfange der schon berührten Recension der Vossischen Gedichte, „schildert sich einigermaßen in seinen Werken, auch wider Willen, selbst; der gegenwärtige (Voß) bringt uns vorsätzlich Inneres und Äußeres, Denkweise, Gemüthsbewegungen mit freundlichem Wohlwollen dar und verschmäht nicht, uns durch beigefügte Noten über Zustände, Gesinnungen, Absichten und Ausdrücke vertraulich aufzuklären." Wir haben in diesen Worten den allgemeinen Charakter der Vossischen Dichtungen, wenn auch nur kurz, aber doch klar und verständlich genug bezeichnet. Allerdings sind diese Dichtungen so ziemlich ohne Ausnahme Kinder der Absicht, eben des Vorsatzes, und stehen daher meistens vor uns wie leblose Bilder, denen man den Anzug lebendiger Personen umgethan hat. „Des Jovis seltsame Tochter und Schooßkind", die Phantasie, nimmt wenig Theil daran, und nur zu oft hat „die alte Schwiegermutter, Weisheit, das zarte Seelchen" beleidigt. Daß die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse und das ganze Naturdetail alle vier Jahreszeiten hindurch, daß die Speisekammer und der Keller mit allem Vorrathe bis zu den Kartoffeln herab besungen, daß selbst die Praxis der Küche ihren Reim erhält, mag an und für sich noch kein Beweis der Unpoesie sein oder uns berechtigen, den Sänger der „Luise" mit Immermann „einen knolligen Kartoffelpoeten" zu nennen [2]), oder mit Schlegel den größten Theil seiner Lieder mit einem „Noth- und Hilfsbüchlein" in eine Reihe zu stellen [3]). Allein es ist nicht zu leugnen und bleibt trotz der meisterhaften Beschönigung Goethe's [4]) wahr, daß im Ganzen Vossens

---

1) Daß auch bei Voß oft das höhere Bewußtsein religiöser Duldsamkeit durchbrach, wollen wir nicht leugnen. Besonders zeigt sich dieser mildere Sinn in seiner „Luise".

2) In dem Romane „Münchhausen".

3) A. W. Schlegel, in den andern Recensionen.

4) In der andern Recension.

sämmtliche Gedichte, die „Luise" und den „Siebenzigsten Geburtstag", in deren Preis Gervinus glaubt einstimmen zu müssen, nicht ausgenommen, zu sehr der gewöhnlichen Wirklichkeit nachgehen und in der Darstellung zu sicht- oder vielmehr fühlbar an das „Handwerk der Poesie" erinnern, um schön genannt werden zu können. Die unfügige Derbheit des Vossischen Wesens wie die Schwere seiner bildenden Hand liegen lastend auf den meisten seiner Produktionen, und wir wissen es kaum zu deuten, wenn Goethe dabei von „Zartheit der Natur" reden will [1]). Dagegen geben wir ihm gerne zu, wenn er das Wohlthätige hervorhebt, was solcherlei Gedichte, die sich meist auf Lebensbeschäftigungen gewöhnlicher Kreise beziehen, durch die poetisirende Behandlung für die Aufklärung und Erbauung der Menschen haben können. Wenn er zugleich bemerkt, daß sie „mehr die Reflexion eines Dritten, als das Gefühl der Gemeine selbst" darstellen, so hat er ohnedies ihren eigentlichen ästhetischen Werth deutlich genug bezeichnet. Kurz, es ist Voß nicht gelungen, „das Beschränkte auf ein Unendliches zurückzuführen", worin Schiller mit Recht das Wesen der eigentlich poetischen Behandlung findet. Einiges macht freilich eine Ausnahme, und man sieht, daß ein fleißiges Studium der Muster, ein eindringliches Hineinleben in gewisse Zustände, namentlich in solche, welche der engeren Lebenssphäre angehören, verbunden mit der Kunst der Sprache, auch ohne Genialität gedichtähnliche Werke zu vermitteln geeignet sein kann.

Obwohl nun Voß sich in allen Arten lyrischer Dichtung allseitigst versucht hat [2]), obwohl er hier bald der Häuslichkeit und dem friedlichen Geschäfte, bald dem Freiheitsdrange seine Stimme leiht, die milderen Regungen und Lebensansichten ausspricht, wie den Unmuth über die Anmaßung aristokratischer Vorurtheile hervorbrechen läßt, die Religion neben der Freude der Welt besingt, hier im Bardenjubelton emporsteigt, dort in der Weise des

---

1) Sich dies zu erklären, darf man wohl nicht vergessen, wieviel Goethe dem Poem dankte, durch das er sich zu seiner eigenen Lieblingsdichtung, „Hermann und Dorothea", anregen ließ.

2) Die Sammlung allein seiner lyrischen Gedichte (Königsberg, bei Nicolovius, 1802) befaßt 4 Bände.

Minnesanges seine Leyer zu gefälligem Liede stimmt; so bleibt doch die ländliche Natur und ländliches Leben der eigenste Stoff seiner Poesie und daher das Idyll die rechte Sphäre seiner Musenthätigkeit. Doch auch für diese Gattung schien ihm mehr Gewohnheit als ursprüngliche Anlage den Beruf zu ertheilen. Da ihn nämlich das Leben mit seinen widerstrebenden Härten vielfach auf die Wohlthat der freundlichen und friedlichen Natur- und Menschenverhältnisse aufmerksam gemacht, und durch die stillen bescheidenen Gaben, die es ihm bot, wie durch die ländlichen Scenen, in denen es ihm von Kindheit an entgegentrat, mit der zuthätlichen Milde und Wahrheit häuslicher und natürlicher Begegnisse näher befreundet hatte; so mußte es wohl geschehen, daß er dieser Seite besonders zugeneigt und auf sie zunächst hingewiesen war. Dazu kommt, daß das ganze norddeutsche Leben der stillen Zurückgezogenheit auf Familie, Haus und Natur, sowie der genügsamen Selbstbeschränkung zugewendet ist, womit denn unserem Dichter schon ein allgemeiner idyllischer Hintergrund gegeben war, aus dem er in persönlicher Eigenthümlichkeit entschieden hervortreten mochte. An sich konnte übrigens Voß, herbe von Natur, wie er war, nicht wohl in die freundlichen Mittellagen des Lebens eingehen, noch sich in die gemüthliche Friedlichkeit vertiefen, deren Bild uns das Idyll in freier, gefälliger Zeichnung vorstellen soll.

Vossens idyllische Poesie erscheint nun in der That auch keineswegs als die naive Tochter einer urdichterischen Auffassung, sondern als das wohlgezogene Kind einer sorgfältigen, umsichtigen Erziehung, und wir können Schiller's Meinung nicht theilen, wenn er uns z. B. die „Luise“, an der auch wir die freundlichen Züge schöner Beschreibung und treffender Schilderung friedlicher Lebensverhältnisse vielfach anerkennen müssen, als ganz naiv geartet und darum den griechischen Mustern auf's nächste verwandt darstellen will [1]). Denn, um bei diesem, auch von Goethe hochgeschätzten und vom Tage seiner Geburt an bis auf die Gegenwart vielfach überschätzten Gedichte für's Erste stehen zu bleiben, so theilt es seiner bezeichneten Vorzüge ungeachtet doch im Ganzen mit allen Gedichten von Voß zu sehr das Gepräge bewußter

1) „Über naive und sentimentale Dichtung“.

Natürlichkeit, als daß es mit der reinen, ungezwungenen Gestalt vor uns treten möchte, die wir bei dieser Art Dichtungen vornehmlich erwarten dürfen. Die Personen sammt ihrem Thun erscheinen als individualisirte Reflexionen über ein bestimmtes Verhältniß, welches sie uns mit vielem Selbstbewußtsein ihrer Rolle mehr vortragen, als vorleben. Der ehrwürdige Pfarrer von Grünau erinnert uns gar zu deutlich an sein Prädikat und tritt zu wenig aus seinem Amtsrocke heraus; die Pfarrerin-Mutter vergißt nicht, daß sie die besorglich-geschäftige Mutter sein muß; der Kandidat weiß zu sehr, wie ein Kandidat sich zu benehmen hat, und das Töchterchen kokettirt mit ihrem Brautstande mehr, als man von einem Kinde einfacher Lebensumgebung vermuthen sollte. Des Essens und seines Bereitens ist kein Ende, die Niederländerei in der Zeichnung auch des Geringsten wird bis zu mikroskopischer Gesuchtheit getrieben, das Alltägliche bleibt oft, was es ist, Alltäglichkeit und erwartet vergebens, von der poetischen Kunst geadelt zu werden. Dessen ungeachtet ist das Gedicht ein willkommenes Geschenk der nationalen Muse und bietet namentlich in Absicht auf deutsche Sitte und Art so manches treue Bild in Absicht, auf Sprache und rhythmische Behandlung so vielfache Bereicherung, daß wir es als eins der vorzüglichen Stücke in unserer poetischen Literatur überhaupt nicht missen möchten, am wenigsten aber in unserem Idyllenrepertoire, ohne es darum mit „Hermann und Dorothea" zu vergleichen, mit dem es nicht nur hinsichts der epischen Bedeutsamkeit nicht zusammengestellt werden kann, sondern auch sonst an reiner Unbefangenheit der Sitten, an Klarheit und Einfachheit der Beziehungen in Leben und Natur, an Kunst der Charakteristik und am wenigsten an Homerischer Objektivität und Harmonie der Darstellung auf Eine Linie gesetzt werden darf, so sehr auch Voß selbst und seine Freunde ihm den Vorrang über dieses klassische Meisterstück idyllisch-epischer Poesie zuerkennen wollen [1]).

1) Niebuhr meinte sogar, daß er wohl bereit sein könnte, dieses Gedicht für den Homer hinzugeben. Wie hoch Voß selbst darüber dachte, beweist er in einem Briefe an Gleim, worin er naiv genug gesteht, an seine Luise reiche die Dorothea nicht.

Was die anderen Vossischen Idyllen angeht, so haben sie mit der „Luise" das Verdienst gemein, die Geßner'sche Schäferidealität und empfindsame Tändelei zurückzuweisen und derselben gegenüber allerdings eine frischere und kräftigere, mehr antike Naturanschauung darzubieten, lassen dafür aber auch die Natur oft zu ungenirt auftreten. Wir wollen nicht an die „Pferdeknechtsidylle" erinnern, selbst die feineren, wie die „Kirschenpflückerin" oder der „Siebenzigste Geburtstag", leiden an forcirter Natürlichkeit; und so sehr namentlich in der letzteren die niederländische Technik zu bewundern ist, so haben wir doch des Naturdetails zuviel darin, um zu freier idealer Anschauung der Natur gelangen zu können.

Wenn wir nun in Absicht auf eigentlich poetische Bedeutung und Geltung der Vossischen Leistungen uns Denen nicht anzuschließen vermögen, die in ihnen überall klassische Bereicherungen unserer Nationalliteratur finden wollen; so geben wir doch gern zu, daß dieser Dichter mehr als irgend ein anderer die mittlere Region des deutschen Volks der Dichtung befreundet und überhaupt auf die echtdeutsche Gesinnung dieser Klassen durch die Vielseitigkeit seines volksthümlichen Liedes bildend und erfreuend gewirkt hat, ein Punkt, auf welchen, wie wir angeführt, Goethe in der mehr besagten Recension eben so anschaulich als wohlwollend hinweist.

Nur mit wenigen Worten mag noch Vossens Verhältniß zu unserer Sprache und Verskunst erwähnt werden. Auch hier, wo er im Allgemeinen am meisten Anerkennung gefunden, hat er nicht unangefochten bleiben sollen [1]). Auf doppeltem Wege aber begegnen wir ihm in dem Bemühen, in jener Hinsicht das Werk unserer Literatur zu fördern, indem er sowohl in seinen eigenen Dichtungen und in Übersetzungen aus der antiken Literatur, als auch

---

1) Wir wollen nur an Menzel's „Deutsche Literatur", Bd. II, S. 79 ff. erinnern. Goethe behauptet auch hier das entschiedenste Gegentheil. Vgl. die anderen Recensionen. Wenn er Vossens sprachliches und rhythmisches Verdienst bis zur „Unsterblichkeit" erhebt, so drückt Menzel dieses Verdienst auf die unterste Stufe herab oder vielmehr kehrt es in das gerade Widerspiel um, indem nach ihm Voß eigentlich ein Sprachverderber ist.

in theoretischen Ausführungen auf Beides gleichmäßig hinarbeitete. Der Sprache suchte er namentlich dadurch einen erweiterten Kreis zu öffnen, daß er den altdeutschen Sprachschatz, sowie das niederdeutsche Idiom zur Vermehrung und Erfrischung des Ausdrucks benutzte, zugleich neue Wandelungen und Zusammensetzungen vornahm, wobei ihm zum Theil die griechische Sprache als Muster diente. Daß er in diesem Geschäfte seine mechanische Verfahrungsweise mehr als billig eintreten ließ, und Formen wie Verbindungen oft mit gewaltthätiger Härte und im Widerspruche mit dem natürlichen Charakter unserer Sprache handhabte, kann nicht in Abrede gestellt werden; wiewohl wir darum nicht mit Wolfgang Menzel behaupten möchten, daß Voß überall „die deutsche Sprache am Spalier der griechischen aufziehen“ wollte.

Bedeutsam sind ferner Vossens Verdienste um die deutsche Rhythmik. In dieser Hinsicht kann ohne Bedenken die Behauptung ausgesprochen werden, daß er die deutsche Prosodik und Metrik aus ihren unsicheren Schwankungen zu gewünschter Festigkeit und möglichster Gewißheit geführt, die rhythmischen Formen bedeutend vermehrt und überhaupt die ganze bezügliche Technik zu durchgreifender Ausbildung gebracht hat. Wie unsere größten Dichter durch diese Resultate in der klassischen Formalität ihrer Produktionen gefördert wurden, haben sie zum Theil selbst gestanden, und ist sonst hinlänglich bekannt. Voß brachte die Bestrebungen in diesem Gebiete, welche mit Opitz zuerst bestimmter begannen, damals zu ihrem Abschlusse, zunächst an Ramler, besonders aber an Klopstock sich anreihend. Seine „Zeitmessung der deutschen Sprache“ hat diesen Abschluß fixirt und überhaupt das sichere rhythmische Gesetzbuch geliefert. Mögen auch in Theorie und Praxis späterhin manche Punkte anders bestimmt worden sein, im Wesentlichen blieben seine Grundsätze unverändert. Selbst Platen, der wiederum eine erweiterte und reichere Kunst deutscher Rhythmik einzuleiten begann, steht auf der breiten und festen Grundlage Vossischer Werke und Resultate.

Was Vossens Übersetzungen, namentlich die des Homer (seit 1781, wo die „Odyssee“ erschien), für die nähere Vermittelung der deutschen gebildeten und selbst gelehrten Welt mit

dem Alterthume beigetragen, wie sehr sie zurückgewirkt auf die Richtung und den Ton der Nationalliteratur selbst, wie überaus fruchtbar sie endlich für unsere Sprache waren, ist schon so oft und so vielseitig bemerkt und nachgewiesen worden, daß darüber im Ganzen wohl eine Art Nationalbewußtsein vorausgesetzt werden darf. Voß war übrigens zu sehr er selbst, als daß er seine Manier nicht auch in diesem Fache hätte mitwirken lassen sollen. Die mechanische Sprödigkeit, sowie der Mangel an schmiegsamer Gefügigkeit drückt alle seine Übersetzungen, wenngleich in verschiedenem Grade. Das Handwerk überwiegt auch hier die freie Kunst an mehr als einer Stelle. Den zarten und heiteren Geist, der die Homerische und griechische Dichtkunst überhaupt durchzieht, die feine Grazie, womit sie sich bewegt, die harmonisch-plastische Bestimmtheit und Gefälligkeit, die ihr gleichmäßig inwohnt, konnten Vossens derbe Finger nicht nachbilden und wiedergeben. Selbst das kann ihm nicht einmal zugestanden werden, daß er überall treu die unbefangene Wahrheit, den vollen Sinn und die reine Eigenthümlichkeit der Homerischen Urwerke von Grund aus erfaßt und in deutschem Gewande wieder dargestellt habe[1]). Wie dem aber auch sei, wie viel Vorverdienst Bürger hierbei ansprechen darf, dessen Homerische Übersetzungsversuche zuerst die deutsche Kunstfähigkeit in diesem Fache verriethen[2]): — die Epoche echt deutscher Übersetzungsweise datirt immerhin von Vossens Homer. Voß selbst übrigens verdankt in dieser Hinsicht seinem Gegner, Heyne, mehr, als er und Viele wohl zugestehen mögen. Denn ohne den ästhetischen Standpunkt, den dieser zuerst neben dem grammatischen und kommentatorischen in der antiken Philologie entschieden geltend gemacht hatte, würde die neue Übersetzungskunst schwerlich

---

1) Schwerlich möchte daher Klopstock Recht haben, wenn er in seinen „Grammatischen Gesprächen“ über Vossens Übersetzung schreibt, daß Homer, wenn er untergehen sollte, „aus dem Verdeutscher wieder vergriecht“ werden könne. Richtiger urtheilt Schiller, wenn er (an Körner) schreibt: „Voß ist um den Geist des Stoffs wenig bekümmert; es kommt ihm auf die kleinliche rhythmische Regelei mehr an, als auf jenen Geist.“

2) Was Bodmer und Friedr. v. Stolberg gleichzeitig durch ihre Übersetzungen des Homer leisteten, ist in mancher Hinsicht dankenswerth, aber nach Geist und Sprache dem, was Bürger gab, nicht gleichzustellen.

sich so rasch und so erfolgreich Bahn brechen können. Die vielen anderen Übersetzungsarbeiten, die Voß sowohl aus der griechischen als lateinischen Literatur geliefert, in welcher letzteren Hinsicht besonders der „Virgil'sche Landbau" Auszeichnung verdient, übergehen wir, eben so das Unternehmen, in Gesellschaft mit seinen Söhnen, Heinrich und Abraham, den Shakspeare zu verdeutschen, was mehr für ein Curiosum, als für ein preiswürdiges Denkmal der Meisterschaft in diesem Fache zu achten ist.

Ohne ein Weiteres über Vossens mythologische Wissenschaftlichkeit zu sagen, auf deren Gebiete er in seinen „Mythologischen Briefen" zunächst mit Heyne in die bittersten Fehden gerieth, wollen wir nur kurz auf einige Zerwürfnisse hindeuten, welche in unserer Literatur selbst eine Art Bedeutung erhielten. Zuvörderst gedenken wir des ärgerlichen Streits, der zwischen Voß und Friedrich Leopold v. Stolberg wohl durch Beider Schuld eintrat, indem Beide, ihren natürlichen Charakterwiderspruch verkennend, ein künstliches Freundschaftsbündniß stiften wollten, aber zu unmächtig waren, um über die zwiespaltigen Lebensmomente, welche Erziehung, Stand, Gesellschaft herbeiführten, nachhaltig zu siegen. Stolberg war, wie wir bald nachher näher erwähnen wollen, von Haus aus zu sehr in sein Adelthum verwachsen, als daß er den Bauernsohn in voller Ebenbürtigkeit sich gegenüber anerkennen mochte; Voß dagegen steifte sich zu fest auf sein persönliches Verdienst, um sich minder zu dünken als der, den er Freund nennen durfte. Dazu kam, daß er in einer Zeit, wo die Nebel romantischer Gefühlsanmaßung die schwer errungene Helle der Vernunft zu überziehen drohten, es für seinen Beruf hielt, als Wächter der letzteren aufzutreten. Sehr treffend sagt eben in dieser Hinsicht Goethe über Voß: „Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Überzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heiteren Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner im Norden verbreitete, mit vielen Anderen das eigentliche Glück seines Daseins schuldig sei?" [1])

---

1) Voß hat den Proceß jenes berühmt gewordenen Zerwürfnisses, wor-

Eine andere, nicht weniger ärgerlich sich gestaltende Fehde war die, welche Voß mit Creuzer bestand. Dieser konnte als der eigentliche Heerführer der philologischen Romantik betrachtet werden. In dem sehr berühmt gewordenen Werke „Symbolik und Mythologie der alten Völker" (1810), welches mit der Schrift von Görres: „Mythengeschichte der alten Welt", nach Zeit und Tendenz ziemlich zusammenfällt, hatte Creuzer die der rein klassischen Auffassung des Alterthums gefährliche orientalisirende und mehr phantasirende als historisch-treu darstellende Methode in der Philologie geltend gemacht. Voß, dem dieses Verfahren mit dem damaligen katholisirenden Obskurantismus gleichen Schritt zu halten schien, trat mit derselben Schärfe, wie früher der oberflächlich-ästhetisirenden Weise Heyne's, dieser neuen Anschauung des antiken Lebens entgegen. Ohne das Weitere des Streits zu berühren, wollen wir nur auf Vossens Hauptgegenschrift: „Die Antisymbolik", hinweisen und überhaupt bemerken, daß er die Gefahr der Verbindung „des Junkerthums und Pfaffenthums" keineswegs, wie man wohl gemeint, zu hoch angeschlagen hat; vielmehr rechtfertigt noch das Jahr 1850 seine Befürchtungen, und ein Voß ist heute noch kein Anachronismus [1]).

Auffallender als Voß trug Friedrich Leopold v. Stolberg (1750—1819) Wappen und Farbe der kraftgenialischen Dränger in den siebenziger Jahren. Mit seinem älteren Bruder Christian (1748—1821), dem er auch im Dichtgeschäfte eng ver-

---

auf wir unten (bei der Charakteristik v. Stolberg's) noch einmal zurückkommen werden, in einer besonderen Schrift unter dem Titel: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" (1819) hinlänglich dargelegt. Man sieht hier auf's klarste, daß dieses feindselige Ende der Freundschaft schon in ihrem Anfange gelegen war. Die Kunst, das Kleinste oft auf's kleinlichste zu deuten, die verborgensten Motive hervorzustellen und mit anatomischer Schärfe alle Fasern der Gesinnung, des Gedankens und des Gemüths bloßzulegen, ist in dieser Schrift auf's höchste getrieben. —

1) Goethe scheint Voß auch wegen seiner Polemik gegen die Romantiker entschuldigen zu wollen, wenn er sagt: „Intoleranz ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden."

brüdert war, kam er nach Göttingen, als der Dichterbund daselbst eben in seiner eigentlichen Blüthe stand. Für Klopstock begeistert, traten beide unter dessen Panier in den Bund ein, dem von nun an der Sänger des „Messias" gleichsam ein poetischer Heiland wurde. Voß jubelte dem Grafenpaare entgegen, wohl nicht ahnend, daß sein Jubel den Hochgebornen, welche mit Freiheit und Republikanismus nur ein gräfliches Launenspiel trieben, innerlich eine Thorheit war, die sie sich eben gnädigst gefallen ließen. Goethe, der uns berichtet, daß die gräflichen Brüder sich schon bei den Studenten-Cafécommercen durch feineres Geschirr und Backwerk vor den bürgerlichen Musensöhnen auszeichneten, sagt von ihrem damaligen Behaben: „Ihre Ahnenreihe bewegte sich in mancherlei Weise im Hintergrunde hin und her." [1]) Gleich charakteristisch ist desfalls eine Äußerung Stolberg's selbst, die Voß in der bekannten Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" als gegen ihn ausgestoßen anführt: „Laß mir meinen Stiefel und ich lasse Dir Deinen Schuh!" Der Ritter läßt hier den Banausier seine Sporen empfindlich genug fühlen, und was Voß fühlen mußte, galt in der That allen seinen Genossen. Und wie gräflich adelgeschwellt schlug dem begeisterten Fritz das Herz, als er in wahnsinnigem Bardengebrüll den „Freiheitsgesang" hinstürzte, der von Tyrannenblut überfließt [2]) — und von dem Adelstolze des Sängers. Nur zur Verherrlichung seines Geschlechts feiert er den Sieg über den Tyrannen Karl, den Völkerdränger. Daher sprengen

„Auf schäumenden Rossen,
Wie zückende Blitze,
Zween Junglinge, Stolberg ihr Name, Reisige hinter ihnen her!
— — — — — —
Stolberge fochten und sanken dahin!"

---

1) „Werke", Bd. LX, S. 289.

2) „Der Tyrannen Rosse Blut,
Der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut,
Der Tyrannen Blut,
Der Tyrannen Blut,
Färbte deine blauen Wellen."

Diese Erbschaft eines teutonischen Urgeschlechts, dabei die Lust, den Stammbaum mit dem Ruhme der Wissenschaft und Dichtung zu umgolden, bilden in der That den Grundzug in dem Verkehr der Brüder mit den Musen. Sie und namentlich Friedrich, der begabtere und berühmtere, gehen mit ihnen um, wie eben Grafen mit freundlichen Bürgerstöchtern wohl zu thun gewohnt sind; man will sich amüsiren, ohne auf den Ernst inniger Verbindung zu denken. Wäre nicht der ganze Bund, Voß oben an, bei allem Selbstgefühle noch zu sehr von der bürgerlichen Ergebungssitte befangen gewesen, es wäre schwerlich so viel Jubelns erhoben worden, als die beiden Edlen, von Klopstock empfohlen, dem Bunde der Unedlen sich gnädigst zugesellen wollten [1]). Rechnet man dazu, daß der aristokratische Übermuth mit den Regungen der Genialität zusammentraf, von der die Brüder allerdings einige Keime in sich trugen und womit die Zeit auf sie einwirkte; so erklärt man sich wohl den ungemäßigten Drang, von dem sie, jugendlich getrieben, in Leben und Dichtung gleichsam herumwütheten. Sie ließen sich das Centaurenwappen gefallen [2]), und charakteristisch genug darf Goethe sie in einem Briefe als „Ungeheuer" begrüßen. Daß sie mit diesem in näheres Verhältniß traten, welches aber gleichfalls nicht dauern konnte, indem Goethe mit seiner Richtung auf die Wahrheit des Wirklichen der Enthusiasmusstürmerei des hochfahrenden Ritterthums nicht befreundet werden mochte, ist bekannt. Bezeichnend erscheint es, daß er die

---

1) „Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, denk' ich." So Voß an Brückner. Man muß sich wundern, wie er erst spät klar genug sah, um die Zeichen zu deuten, welche die Brüder gleich anfangs über den Abstand zwischen sich und den Genossen des Bundes in bedeutsamer Weise gegeben, und daß er erst lange nachher merkte, wie „der gräfliche Poet auch der poetische Graf war". Wie tief das Adelsbewußtsein in ihnen wurzelte, beweist z. B. ein Brief von Christian an den romantischen Baron de la Motte Fouqué im Jahre 1818, worin er sich fanatisch beklagt, „daß das frevelnde Demagogen-Gekrächze sich gegen die Adelsprivilegien empört". Der Himmel möge endlich das arme deutsche Volk von seinen „edeln" Romantikern befreien! —

2) Vgl. die Vignette vor der ersten von Boie veranstalteten Ausgabe ihrer Gedichte (1779). — Wie sie auf der Reise in die Schweiz in Mannheim die Gläser nach den Spiegeln warfen und in Darmstadt wie in der Schweiz zu öffentlichem Ärgernisse badeten, kann in Goethe's Berichten nachgelesen werden.

Schweizerreise, die er mit ihnen, freilich wider Merck's Ansicht und Meinung, unternahm, plötzlich auf dem Gipfel des St. Gotthard abbrach und raschen Entschlusses gen Frankfurt umkehrte, wobei immerhin die Liebessehnsucht nach Lilli Goethe's eigenem Geständnisse gemäß am meisten gewirkt haben mag.

Beide Brüder haben nun im Ganzen mit gleichem Geiste und in gleichem Tone dem Schriftstellerberufe zu genügen gesucht; auch in denselben Fächern und in oft gemeinsamer Thätigkeit sehen wir sie arbeiten. Lyrik und Dramatik, dabei Übersetzungen aus dem Alterthume waren Beiden mehr oder weniger gleichmäßige Beschäftigung. Auch darin treffen sie zusammen, daß sie Klopstock's bardische Erhabenheit nachbilden und in seinen Formen und seiner Manier sich gefallen, und Gervinus hat mit Recht bemerkt, daß die Elemente der Klopstock'schen Dichtung, welche in den einzelnen Persönlichkeiten des Hainbundes verwirrt, verändert und zerstreut liegen, bei den Brüdern Stolberg in gerader Reihe beisammen sind. Doch tritt Friedrich großartiger, produktiver und entschiedener auf. Mehr als Christian ist er die Karikatur Klopstock's. Wie dieser, nur eben in der superlativsten Steigerung, schwelgt er in gezwungener Begeisterung, die, obgleich ohne Gehalt, doch von sich selbst leben will. Daß die Bündler, Voß an der Spitze, einen wahren Jubel über den Eintritt der beiden Grafen, die ohnedies mit ihnen zum Theil Landsleute (Holsteiner) waren, erhoben, wurde schon angedeutet, eben so, daß bei der bald erfolgenden Abreise derselben aus Göttingen übermäßige Trauer herrschte. Erfahren wir doch aus Vossens Briefen, daß die Thränen der Bundesbrüder „strömten" und Schwüre „ewiger Freundschaft" geschworen wurden. Voß nun, der sich an der Erhabenheit und dem kecken Freiheitsdrange „der Edlen" besonders erfreute, kam auch mit ihnen und, wie bekannt, namentlich mit dem jüngeren Bruder in näheres Freundschaftsverhältniß, dessen Schicksale und Ende er selbst, hauptsächlich in der mehr berührten Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" mit anatomischer Schärfe zergliedert und nach dem ganzen Verlaufe vollständig dargestellt hat [1]).

[1]) Neben dieser Schrift von Voß ist in dieser Beziehung eine Schrift von Schott: „Voß und Stolberg", besonders zu bemerken.

Friedrich v. Stolberg gehörte zu den Menschen, die bei einem gewissen Maße genialer Begabung des Sinnes für positive Wahrheit und der Haltung des Gedankens entbehren. Rechnet man hinzu, daß er, obwohl im Allgemeinen gebildet, doch der ernsten Zucht des Geistes nicht theilhaftig geworden war; so erklärt sich, wie er ohne Vertiefung in ein bestimmtes Ideal-Interesse des Lebens in schwankender Unsicherheit zwischen allen Extremen in Politik, Religion Sitte und Socialität hin- und hertaumelt und in dem auffallendsten Wechsel seiner Sympathien vor uns erscheint. Sehr treffend zeichnet Lavater in seiner „Physiognomik" unseren Stolberg (mit dem er selbst geistesverwandt und befreundet war). „Zu lebendig, um zu ruhen, zu locker, um festzustehen, zu schwer und zu weich, um zu fliegen. Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt. — Kein fester, forschender Tiefsinn, keine langsame Überlegung oder kluge Bedächtigkeit. — — Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker. — — Immer halbtrunkener Dichter, der sieht, was er sehen will." Obwohl diese Zeichnung zunächst nur dem fünfundzwanzigjährigen Stolberg gilt, so liegt darin doch das Grundmerkmal angedeutet, was dem ganzen Manne von der Jugend bis zum Alter eignete. Er ward daher kein Unfreier, wie Voß meint, sondern er war es von Anbeginn. Die Widersprüche in seinem Leben finden hierin Ursprung, Erklärung und Zusammenhang. Als Jüngling Freiheitsschwärmer, als Mann erst Preisredner, dann Hasser der französischen Revolution [1]), be-

1) Er begrüßte die französische Revolution mit einem „macte nova virtute!" das „von den Pyrenäen bis zum Rhein, vom Kanal bis zur Garonne" ertönen sollte, und dichtete dann gegen sie fanatische Dithyramben, wie z. B. die „Westhunnen". — In dieser wie in vielen andern die Epoche charakterisirenden Hinsichten ist die Selbstbiographie von G. A. v. Halem bemerkenswerth (herausgegeben von Strackerjan 1840). — Freilich hatte Stolberg in jenem Revolutionsenthusiasmus und dessen alsbaldiger Dämpfung viele und berühmte Genossen. Er that hier bloß, was Klopstock, sein Meister, ihm auffallend genug vorthat. Nur, daß bei ihm gar zu viel Grafenbewußtsein sich einmischte und den Abfall mitmotivirte, während bei Klopstock mehr die Gräuel des Drama's selbst schreckten. Voß, dem Grunde nach auch Schiller verließen trotz aller Wehen, womit diese

dauert er als Greis die Ausgleichung der Stände und den Abbruch traditioneller Vorrechte. Früherhin der eifrigste Freund der klassischen Bildung und Verächter des römischen Christenthums, schmälte er schon 1788 auf Schiller's „Götter Griechenlands" und trat im reifen Mannesalter (1800) zum Pabstthume über, zu dessen eifrigsten Ritter er sich machte [1]). Sonst ein Feind des Hoflebens und der Höflinge, die ihm „Affen waren, schmeichelnd, boshaft, schadenfroh", fand er sich später in diesem Kreise wohl genug, ohne sich jedoch in die leere „Kammerherrlichkeit", wovor ihn Goethe schon frühzeitig bewahren wollte [2]), zu verlieren.

Nach seinem Übertritte zog er sich von seinen Ämtern zurück (er war zuletzt Präsident der fürstbischöflichen Regierung in Eutin) und begab sich in den Kreis der religiös-sentimentalisirenden und andächtelnden, aber geistreichen Fürstin von Gallitzin. Diese merkwürdige Frau hatte als Gattin des russischen Gesandten im Haag längere Zeit durch Bildung und schöne Sitte in der großen Welt geglänzt, war zuerst von Diderot in die französische Auf-

---

größte Geburt der neuen Geschichte sich hervorwand, das Kind selbst nicht, das an der Methode seiner Geburt unschuldig war.

1) „Ich hätte blind vielleicht, wie sie geschnappt,
Wofern nicht Hellas mich auf mildem Schoß
Gewieget und gesäuget hätte."

Damit vergleiche man, was er eben über Schiller's „Götter Griechenlands" schreibt („Deutsches Museum" 1788, August). Er möchte lieber „der Gegenstand des allgemeinen Hohnes sein, als ein solches Lied gemacht haben". Die Spiele der griechischen Phantasie sind ihm jetzt schon die größte Abgötterei im Bunde mit dem traurigsten Atheismus. Wie kontrastirend ist es, wenn der Jüngling dem blinden Homer sein Loblied singt (Homer's Bild, und sonst z. B. An das Meer), und der alternde Mann in der „Geschichte der Religion Jesu" (seit 1807) dem Kirchenthume mit all seinem Geisteszwange ein Epos dichtet! Die Goethe-Schiller'schen Xenien züchtigen ihn dafür, unter der Überschrift „Ersatz":

„Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du in's Himmelreich ein."

Später eiferte er eben so fanatisch gegen Goethe's „Wilhelm Meister", den er außer dem Kapitel „Die Bekenntnisse einer schönen Seele" vertilgt wissen wollte.

2) „Briefe an die Gräfin Auguste v. Stolberg" (Leipzig 1839).

klärungsweisheit eingeführt worden, hatte später an der Hand des Sokratischen Hemsterhuys die Hallen der Philosophie durchwandert, war nacheinander mit den deutschen Genialitäten, wie z. B. mit Goethe, Jacobi, Lavater und Hamann, in Bekanntschaft getreten und vertauschte zuletzt den Weltsinn mit dem frommen Seelenleben, wie es damals theilweise Mode war, und eröffnete in Münster eine Art ästhetisch-katholischen Salon, in welchem sich Personen, meistens aristokratischer Geburt, zusammenfanden, die viel von Liebe zu reden wußten und ihren sehnsuchtsvollen Gemüthskrankheiten eine heilige Weihe zu geben suchten [1]). Unter ihnen erblicken wir außer Stolberg und dem bekannten, hochgebildeten und wohlmeinenden Minister v. Fürstenberg, der freilich herzens- und geistesgesund war, auch Clemens August v. Droste-Vischering, den spätere Ereignisse (1837) so berühmt gemacht haben [2]). Für uns hat nun jener Übertritt, an dem Freunde und Feinde sich vielfach höchlich ärgerten und der zu einer Art Ereigniß in der damaligen Welt erhoben wurde, an und für sich wenig Bedeutung und kann uns nicht Wunder nehmen, indem er nur die Widersprüche löst, welche wir an Stolberg bemerkt haben. Dieser war nämlich eigentlich von Anbeginn kein Protestant, die Religion war ihm weniger ein Bedürfniß des freien Geistes als eines empfindsamen Herzens. Schon früh, noch im ersten Mannesalter, wollte er für sein künftiges Kind nicht um Wissenschaft beten, sondern um „Fülle des Herzens", schon damals suchte er eine Religion „der Empfindung", schon damals klagte er mit schielendem Hinblicke auf den Protestantismus, daß man „das Herzliche aus der Religion verbannen wolle". Nachher gestand er, daß schon der Name Protestantismus „einen unruhigen, zerstörungslustigen Geist" verkündige, der bald in „den Atheis-

---

1) Hamann nennt die Fürstin „die einzige Frau ihres Geschlechts", eine Frau, „die an Leidenschaft für Größe und Güte des Herzens siech ist". „Werke", Bd. VII, S. 367. Auch Goethe rühmt ihre Wohlthätigkeit.

2) Vgl. Levin Schücking, „Die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde", im „Rhein. Jahrbuch für Kunst und Poesie" 1840. Ebenso A. v. Sternberg, „Die Fürstin von Gallitzin", in dem „Morgenblatte" (Juni 1849). Auch eine französische Schrift über Hemsterhuys, den Sokrates der fürstlichen Diotime, von Grucker (Paris 1868) ist höchst beachtenswerth.

mus" ausgehen werde, dessen „geschickter Priester Kant geworden sei"[1]. Stolberg bildet in diesem Extreme des Liberalismus und der idealen Gläubigkeit, sowie im Übergange aus dem Einen in das Andere das wahrste Gegenstück von Wieland, nur in umgekehrter Weise. Wir finden in jenem vielbesprochenen und vielbeschriebenen Schritte Stolberg's hauptsächlich nur insofern besondere Bedeutung, als er mit einer neuen Literaturphase zusammentrifft, mit der Romantik nämlich, welche wesentlich auf dem Principe des ästhetischen Katholicismus ruht und in diesem die Gemeinschaft ihres Dichtens und Strebens hat. Novalis verkündete die neue Lehre katholisirender Mystik, Friedrich Schlegel bethätigte sie durch seinen Übertritt, eben so Adam Müller und Zacharias Werner. Stolberg's Vorgang blieb hierbei nicht ohne Mitwirkung; wie denn Schlegel (gerade im Widerspruch mit Voß, aber auch mit Jacobi[2]) und Anderen) meint, jener sei erst als Katholik ein Freier und Kräftiger geworden. Wie dem nun sein möge, so kann Stolberg wegen dieses Schrittes hier nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Wir wollen uns lieber daran erinnern, wie Herder eben bei dieser Gelegenheit fragt: „Sind Katholiken nicht Christen?" — und uns darüber in persönlicher Hinsicht beruhigen. Sollen wir indeß unsere individuelle Meinung aussprechen, so ist Stolberg's religiöse Metamorphose vor denen der genannten Romantiker gewiß vorzugsweise eine ideale gewesen[3]).

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die literarischen Leistungen Stolberg's, so charakterisiren sie sich im Allgemeinen eben durch die drangvolle Verstiegenheit, die in emporgetriebener Überstimmung des Gemüths das gedanken- und wesenlose

---

1) Vgl. Schott a. a. O.

2) Fr. Jacobi namentlich konnte sich über jene Bekehrung seines Freundes Stolberg anfangs nicht stark genug ausdrücken. Er „hört das Hohngelächter der Hölle über diese fromme That". Später milderte er freilich seinen Eifer etwas. Vgl. dessen Briefe bei Schott a. a. O.

3) Vgl. Nicolovius „Friedr. Stolberg" (Mainz 1846); Th. Menge, „Graf Stolberg und seine Zeitgenossen" (Gotha 1862); K. Windel, „Graf Stolberg" (Frankfurt 1866) und Hennes, „Stolberg und Peter von Oldenburg" (Mainz 1870).

Unendliche umfassen und verkünden will, dabei aber, wie natürlich, in ein hohles Phrasenpathos geräth, in welchem die Impotenz der genialisirenden Einbildung sich zu verstecken und ihre Leerheit zu bemänteln sucht. Schiller nennt ihn in seiner scharfen Weise (Briefwechsel mit Goethe) „einen gräflichen Salbader", bei dem „Dünkel und Unvermögen in einem hohen Grade gepaart sei". Jenes gehaltlose Phrasengepräge charakterisirt fast alle seine lyrischen Gedichte, unter denen selbst diejenigen, welche eine Art Volksthümlichkeit ansprechen, den Ton natürlicher Bewegung nicht finden können. Am meisten entbehren seine Vaterlands- und Freiheitslieder, sowie die politischen Dithyramben der einfachen Wahrheit und freien ästhetischen Mäßigung. Fast überall aber leidet Stolberg's Lyrik an angetäuschter falscher Begeisterung. Nach Heimat und Seelenstimmung den ländlichen Scenen und Freuden zugeneigt, besingt er Gegenstände dieser Sphäre nicht ohne Glück. In den Balladen spricht uns Manches gemüthlich an, obwohl die Sucht nach dem Großartigen und Gewaltigen auch hier zuweilen mehr als billig die lyrische Einfachheit stört, z. B. in der „Büßenden", der es sonst an einzelnen trefflichen Stellen nicht fehlt. Die Hymnen, worin Stolberg zu seiner Zeit einen besonderen Ruf erlangt hat, sind theilweise, und zwar wo sie den Naturanschauungen sich zuwenden, voll Wärme und Wahrheit, im Ganzen aber mehr Produkte einer absichtlich gesteigerten Einbildungskraft, als echt geistiger Auffassung und reiner, freier Idealität. Daher denn auch einerseits oft störende Ungleichheit in dem lyrischen Schwunge, andererseits gezwungene Rhetorik ohne wesentlichen Gehalt und ohne plastische Bestimmtheit in Ausdruck und Form.

Was Stolberg's andere literarische Leistungen angeht, so steht er mit ihnen zu unbedeutend in der nationalen Literaturgeschichte, um dafür besondere Aufmerksamkeit zu verdienen. Seine antiken Dramen mit Chören („Theseus", „Timoleon") sind so wenig antik, als ihr Verfasser selbst sich je in die reine Atmosphäre des antiken Geistes versetzen konnte. Ohne Lebensgehalt, ohne Kunst der Charakteristik und tragischen Diktion sind sie gemachte Schattenbilder einer unverstandenen Zeit, voll tendenziöser Beziehungen. „Die Iamben" sollen mit Archilochischer Schärfe die Sünden

treffen, welche in Kirche und Literatur, am Hofe und in der Schule durch Faulheit und Weichlichkeit begangen wurden. Sie haben mehr Kraft als Poesie, sind oft mehr Pasquill als freie Satyre. Die Goethe-Schiller'schen „Xenien" haben sie, wie Anderes der Stolberg'schen Muse, ziemlich scharf getroffen. Der politische Roman „Die Insel" (1788) ist dadurch bezeichnend, daß er das erste bestimmte Symptom gibt von der Verleugnung des Liberalismus und den Übergang oder vielmehr Rückgang in die aristokratisch-gemüthliche Selbstgenügsamkeit signalisirt. Bedeutsam genug fällt die Schrift der Zeit nach so ziemlich mit seinen „Gedanken über die Götter Griechenlands" zusammen, in denen, wie wir gesehen, die retrograde Bewegung schon mit lautem Geräusch und schwerem Tritte geschieht.

Stolberg's Übersetzungen aus dem Griechischen (Homer's „Ilias" in Hexametern 1778, Äschylus' „Auserlesene Gespräche des Platon")[1]) beurkunden den von uns gleich anfangs angedeuteten Mangel an rechter Vertiefung in das griechische Wesen und die griechische Bildung. Sie sind unsichere Versuche eines etwas eingebildeten Dilettantismus und tragen den Schein ihres Ursprungs deutlich an sich. Mangel an Treue, an gleichmäßiger Ausführung, an ungezwungener Sprache ist überall bemerkbar. Auch an dem Ossian versucht sich später noch Stolberg und hat ihn in mehreren Bänden verdeutscht. Hier fand er Verwandtschaft in der Nebelhaftigkeit der Phantasie und des Gefühls, und man sieht das Behagen, womit er dem Verwandten sich anschloß.

Die „Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien" (1794) beweist nach anderen Beziehungen hin die vornehme Anmaßlichkeit der Kompetenz, über Dinge zu urtheilen, wozu eine andere Wissenschaft und Bildung gehört, als sie unser Stolberg besaß, der sich mit Vielem bekannt gemacht, mit Wenigem aber geistig-ernstlich befreundet hatte[2]). Das Talent einer gewissen Schilderei bekundet sich hier, wie auch sonst wohl in seinen Schriften. „Das

1) Sein Bruder Christian übersetzte ebenfalls fleißig aus dem Griechischen. Hier mag genügen, an dessen Übersetzung des Sophokles zu erinnern, welche sich durch Geist und Haltung empfiehlt.

2) Die „Xenien" haben ihn auch hierfür getroffen.

Leben Alfred's des Großen" (1815) hat anschauliche Partien, steht aber in der ganzen Ausführung zu sehr unter den Tendenzen der religiösen Überzeugungen seines Verfassers und zu wenig unter dem Principe gelehrter und gründlicher Studien, als daß von eigentlicher Geschichte die Rede sein könnte. Das Streben nach imponirender Einfalt verräth mehr Absichtlichkeit, als eine wahre historische Darstellung erträgt. „Die Geschichte der Religion Jesu Christi" (seit 1807), welche wir schon im Vorbeigehen erwähnt haben, kann als Stolberg's christliche Ilias bezeichnet werden. Mit breiter Gemächlichkeit, das Weiteste und Nächste, das Bedeutende und Unbedeutendste, die Legende und Geschichte, das Erdichtete und Wahre, den Glauben und Aberglauben, die Oberflächlichkeit des Wissens und den Schein der Gelehrsamkeit mit einander verbindend, führt uns der Verfasser überall herum, wo er Zeugen seiner Übergläubigkeit zu finden meint. In frommer Redseligkeit (zuweilen an Chateaubriand's „Geist des Christenthums" und „Märtyrer" erinnernd) läßt er einen langsamen Strom trüber Wasser an uns vorüberfließen, an denen wohl die Glaubensseligkeit, aber nicht die Wissenschaft sich erquicken kann. Einzelne schöne Lichtpunkte tauchen auch hier auf; im Ganzen aber ist das Werk eigentlich nichts weiter als ein Erbauungsbuch für rechtgläubige römisch-katholische Christen.

Anderes übergehen wir und wollen es dem Dichter gönnen, wenn er in seinen frommen Überzeugungen den Frieden fand, um den sein schmachtend Herz sich mühte.

„Nur du, Unendlicher, nur du,
Bist Leben und Licht dem sehnenden Geist."

Diese Worte, hart an der Grenze seines Lebens gesungen, bezeichnen, wo für ihn die rechte Heimat war [1]).

Wollen wir nun noch einige andere Bilder aus dem Göttinger Dichterkreise uns vergegenwärtigen, so steht das von Hölty (1748—76) wohl am nächsten. Hölty (aus Mariensee im Hannover'schen gebürtig, Sohn eines Predigers) gehörte nicht nur

1) Eine neue gemeinschaftliche Ausgabe seiner und seines Bruders, Christian, Gedichte erschien Hamburg 1820 ff. in 20 Bänden.

dem Bunde zuerst mit an, sondern hat auch die poetische Grundrichtung desselben, die idyllische und landschaftliche Lyrik, neben Voß vornehmlich vertreten [1]). Persönlich mehr den sanften Stimmungen zugeneigt, als von der Energie thätiger Lebensstrebung getrieben, liebte er schon in früher Knabenzeit außer seinen Büchern, denen er fast maßlos ergeben war, Wald, Feld und Mondscheinnächte mehr als die Tummelplätze jugendlicher Rührigkeit, wandelte er lieber in der Dämmerung des Abends unter den Gräbern der Todten, als in Gesellschaft der Lebendigen. Durch diese frühe Vereinsamung, welche durch den stillen ländlichen Kreis, in dem er seine ersten Jünglingsjahre verlebte, bedeutend gefördert wurde, wuchsen seine Sympathien mit der Natur allmälig zu der Innigkeit und Kraft, daß sie der durchgreifendste Grundton seines ganzen Seins und Lebens wurden, der sich später, bei hinzutretendem körperlichen Siechthum, zu melancholischer Sentimentalität stimmte und alle seine Dichtungen, selbst die heiteren, durchlautet [2]).. Wo er in höheren und erhabeneren Melodien oder in den Weisen der weltfreudigen Lebenslust seine Leier erklingen lassen möchte, versagt ihm der rechte Ton, und statt lebendiger Begeisterung vernehmen wir bald die klanglose Form eines angezwungenen Phrasenpathos, bald die leeren Spiele eines angetäuschten geist- und gemüthlosen Humors. Die Sphäre seines Talents ist eng umgrenzt und bewegt sich um den Mittelpunkt bescheidener Natursympathie. In dieser begegnet bei ihm das

---

1) Die Gedichte Hölty's sind öfter herausgegeben worden. Die bekannteste Ausgabe ist die von Voß (Hamburg 1804), mit Hölty's Leben. 1833 erschien zu Königsberg eine neue Ausgabe.

2) Recht deutlich spricht seine Ode „An die Ruhe" den passiven Zustand aus, in welchen junge Naturen damals vielfach geriethen, weil sie sich von der gegenständlichen Weltwirksamkeit auf sich und in die Einsamkeit der Natur zurückzogen. Hölty wünscht, die Ruhe ländlicher Sitte möchte ihm stets lächeln, wie sie ihm schon als Knaben gelächelt. Sie ist ihm Alles, seine wahre Liebe.

„Wie der Jüngling die Braut liebet, so lieb' ich dich,
Allgefällige Ruh'! spähte dir immer nach,
Bald auf duftenden Wiesen,
Bald im Busche der Nachtigall."

Göttliche wie das Menschliche, an sie knüpft sich seine Welt wie sein Himmel, seine Gegenwart und Zukunft, seine Lust wie seine Tugend. Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger Tempel, „wo ihm sein Gott näher vorüberwallt", jeder Rasen „ein Altar, wo er vor dem Erhabenen kniet", jedes Säuseln des Baumes, jedes Geräusch des Bachs, jeder blinkende Kiesel „predigt ihm Tugend und Weisheit"[1]). Wie Klopstock gefällt er sich im Dämmerlichte der Zukunft und in dem Gedanken des Todes. Stärken soll ihn der „Gottmensch", so betet er in dem Liede: „Der Tod", wenn „die seligste der Stunden" seinem Sterbebette naht. Seine Liebe vermählt sich mit dem Grabe, seine Sehnsucht mit dem Schimmer des Mondes, „der so freundlich durch die nickenden Wipfel schaut", sein Friede wohnt in den Blumen des Mai's und dem Gesange der Nachtigall, „deren Ton ihm in die Seele hallte, wenn er „am Bach, der durch's Gebüsch im Abendgolde wallte, auf Blumen lag"[2]). Kleist hat ihm vorgesungen; seine meisten und besten Lieder sind Melodien nach Motiven des Frühlings von Kleist[3]).

Ist nun auch der eigentlich poetische Gehalt von Hölty's Gedichten, die ohnedies durch die Einförmigkeit ihrer Themen und die empfindsame Schwächlichkeit des ganzen Tons leicht ermüden, nicht eben hoch anzuschlagen, immerhin bieten sie in ihrer Art manche Gabe, welche wohl werth ist, mit liebevoller Sorgfalt aufbewahrt zu werden. Die frische Sprache, welche viele derselben auszeichnet, ist der früheren lyrischen Farblosigkeit gegenüber kein geringes Verdienst. Der zeitige Tod des Dichters besiegelte

1) „Das Landleben."

2) „Auf den Tod einer Nachtigall."

3) In folgenden Zeilen aus dem Gedichte „An den Mond" hat Hölty alle Elemente seiner Dichtung zusammengefaßt:

„Und wandelt sie hinfort einmal
An meiner Ruhestelle,
Dann mache (der Mond) flugs mit trübem Strahl
Des Grabes Blumen helle!
Sie setze weinend sich auf's Grab,
Wo Rosen niederhangen,
Und pflücke sich ein Blümchen ab,
Und drück' es an die Wangen."

die kleinen Geschenke seiner Muse, die meistens selbst Kinder des Vorgefühls der baldigen Auflösung waren.

Dicht an Hölty stellt sich Ton und Inhalt der Dichtungen Johann Martin Miller (aus Ulm, 1750—1814)[1]), in dem sich das Naturgefühl mit der Religion, die Liebe mit beiden zum zartesten Bunde vereinte, woraus eine Gemüthsstimmung hervorwuchs, die, genährt von der Stimmung der ganzen damaligen Zeit, die äußerste Spitze sentimentaler Schwärmerei erreichte. In Miller veranschaulicht sich am auffallendsten der Genialitätsdrang des Herzens, welcher in dem persönlichen Gefühlsleben die Wahrheit der Idee findet und hiermit auch das Recht, die gegenständliche Wirklichkeit zu ignoriren und die Dinge zu sehen und zu würdigen, wie es dem lieben Selbst gefällt. Es ist bekannt, wie diese Seite der kraftgenialen Epoche in „Werther" ihren klassischen Ausdruck erhielt, welches Werk daher auch Ausgangspunkt, Vorbild und Schatzkammer für eine unübersehliche Saat von Schriften wurde, die bloß das sentimentale Element jenes Musterwerks ausschieden, dasjenige aber, was darin an echtem Gehalte und realer Gründlichkeit vorliegt, unerkannt und unbegriffen bei Seite ließen, um in der weiblich-zärtlichen Schwäche desto üppiger schwelgen zu können. Miller hat das Extrem dieser negativen Gemüthsgenialität und ihrer ätherischen Überschwänglichkeit in seinem „Siegwart" zum vollsten Ausdrucke gebracht. Auch er gehörte, wie die meisten Göttinger, zu denen, die sich früh vereinsamen, die, in bescheidenen Verhältnissen erzogen, vor der Welt und ihren Forderungen zurückschrecken und diese daher gern für unberechtigt ansehen, um desto mehr Gründe zu haben, sie nicht zu achten, und sich in träumender Thatlosigkeit in das Innere ihrer Gefühlsseligkeit zurückziehen und mit der Natur

---

1) Wegen dieser poetischen Verwandtschaft feiert Voß sie wohl Beide gemeinsam in der Ode „Der deutsche Gesang", wo es unter Anderem heißt:

„Ihr begannt — der Gesang schmachtete Zärtlichkeit,
Thal und Hügel umher schmachtete Zärtlichkeit,
Und im blühenden Wipfel
Schwieg die Nachtigall."

Ein Vetter von Miller, den Voß in seinen Briefen den „Doktor Miller" nennt, war Professor der Theologie in Göttingen.

süße und zärtliche Liebesgeschichten anknüpfen, weil hier ihnen kein Widerstand geleistet, vielmehr Alles nur gegeben wird ohne Gegenforderung und Gegendienst. „Das wonnige Wehen und Anhauchen der gottheiterfüllten Natur in huldigem Liebesinn und himmelsüßem Frohsein“, ist Miller's Seligkeit. Er gesteht selbst, daß die geniale Rührung das Princip der Dichtung sei, daß Liederton und Triller“ ihn „Mama Natur gelehrt“, und seine Produktionen geben hinreichenden Beleg für dieses Selbstgeständniß. Was zunächst seine Gedichte angeht, so vernimmt man fast nichts als zärtliches Gekose mit Mond und Blumen, mit Mai und Vögelsang, mit Abendschein und Morgenduft; Liebe und Freundschaft, Lebensgenuß und Traurigkeit, Wünsche und Klagen, Alles verwebt sich in die Scenen der Natur und färbt sich mit ihren Farben. Klopstock, der Heilige der Göttinger poetischen Kirche, begeisterte natürlich auch ihn, und die petrarchistischen Liebessänger sammt der Liebesbriefelei, die aus Gleim's Dichterreihe in den Hainbund herüberwirkten, haben besonders Miller's Leier gestimmt. Daß nun dieses ewige Zärtlichthun, dieses Spielen mit den Gefühlen ohne Gefühl, was bei ihm vorzüglich laut wird, keine besonderen Ansprüche auf Poesie machen könne, ist für sich klar, obwohl wir bereitwillig genug sind, einige seiner Lieder, die sich auch unter dem Volke Zuneigung erworben, als freundliche Stimmen schöner Innerlichkeit zu begrüßen, denen keine Zeit ihren reinen echten Klang benehmen wird. Daß Miller sich theilweise dem alten Minnesange zuwenden und dessen Weisen für seine Zeit versuchen mochte, lag seinem ganzen Wesen und Streben nahe.

Berühmter jedoch als durch seine Gedichte ist Miller durch die wertherisirenden Romane geworden, womit er längere Zeit die Lesewelt entzückte. Wir wollen nichts sagen von den späteren, z. B. von dem „Beitrage zur Geschichte der Zärtlichen“, worin die Angelegenheiten des Herzens zwischen zwei gar edlen Seelen in den zärtlichsten Briefen auf's breiteste besprochen werden, ohne daß der böse Tod sich dadurch bewegen läßt, die guten Leute zur Freude der Vereinigung kommen zu lassen; oder von dem „Briefwechsel zweier akademischer Freunde“, der fast gleichzeitig mit „Siegwart“ erschien und in vielseitigen Erinnerungen an den Göttinger Freundesbund sich ergeht, dabei die erbaulichsten Lehren

für die studirende Jugend ertheilt und gelegentlich dem Berliner Rationalismus eine Predigt hält, Alles in wohlbehaglicher Gemüthsfreudigkeit und selbstgefälliger Schwatzhaftigkeit; selbst von der „Geschichte Karl's von Burgheim" wollen wir schweigen, obwohl uns hier in vier Bänden alle möglichen moralischen, religiösen und sonstigen Lehrartikel in sentimentalischer Überzuckerung vorgetragen werden. Nur der „Siegwart" soll unsere Aufmerksamkeit etwas näher auf sich ziehen. Es ist bekannt, wie der Titel dieses Romans, der zuerst 1776 in zwei Bänden erschien, nachher aber in umgearbeiteter Erweiterung auf drei Bände sich ausdehnte, die allgemeine Bezeichnung der überempfindsamen Stimmung überhaupt geworden ist. In der That enthält derselbe nur eine zusammenhängende Ausführung der in den Gedichten Miller's vereinzelten Elemente in der Form einer Handlung. Was hier von Mondschein und von Liebe, von Leiden und von Thränen, von Sehnen und von Wünschen, kurz von allen Weisen und Stufen der Rührung und des Gefühls lyrisch gesungen wird, erscheint in „Siegwart" vermehrt und sublimirt, zugleich durch die persönlichen und begebenheitlichen Bezüge und Interessen zu um so eindringlicherer Wirkung gesteigert. „Siegwart" ist ein potenzirter „Werther" und ganz eigentlich ein Kind der Einwirkung, die jener auf die Lesewelt gemacht hatte. Abgesehen nun zunächst davon, daß in „Werther" Alles Poesie ist, während hier die Prosa sich nur poetisch verkleidet, ergänzen sich doch beide Romane in dem Ausdrucke der Richtung, die jene Epoche nach einer Seite hin beherrschte, und die uns Goethe bei Gelegenheit der Besprechung seines „Werther" in „Dichtung und Wahrheit" so anschaulich geschildert hat. Man war bei lebendiger individueller Erregung, bei unruhiger, aber unbestimmter Bewegung der Zeitumstände und bei großem Gefühlsdrange ohne angemessene objektive Interessen, welche die subjektive Drängniß hätten entschieden befriedigen und zu thatkräftiger Äußerung herausfordern können. So gefiel man sich in selbstgenügsamer Liebschaft mit seinem eigenen Herzen; man sehnte sich nach dem Unendlichen, weil man das Endliche nicht zu nutzen wußte; man wandelte in der Zukunft, weil man in der Gegenwart keine Ziele fand. Die Einbildung vertrat die Handlung, und die Faselei verdrängte die Wirklichkeit;

Thränen sollten ersetzen, was müssige Thatlosigkeit versäumte; die Melancholie wurde das süße Gift, womit man den Kern des Lebens langsam verzehrte. In Goethe's „Werther" ist dieses Alles nun in der Wahrheit der Sache erfaßt und mit dem Genie der Kunst dargestellt, während in „Siegwart" die ganze Leerheit und Realitätslosigkeit der Klopstock'schen Dichtung, verschwistert mit der weichmüthigen Empfindelei der Petrarchisten, herrscht, und an die Stelle psychologischer Konsequenz, wodurch sich der Goethe'sche Roman namentlich auszeichnet, die gezwungene Vermittelung zwischen religiöser Entsagung und leidenschaftlicher Exaltation gesetzt wird. Scenen der Andacht drängen sich in die Inbrunst der Liebe, moralische Empfindungen in die Regungen der Sinnlichkeit, die Sprache der Natur wird von den Seufzern empfindelnder Gemüthsüberspannung unterbrochen. „Siegwart" sollte eine „Klostergeschichte" geben und hiermit die Wirkung der Rührung erhöhen, die Einbildung mit neuen Reizmitteln beleben. So stiegen denn Überspannung und Schwärmerei zu der äußersten Höhe, und die Gefühlsseligkeit zu einem solchen Grade Platonischer Überschwänglichkeit, daß selbst diejenigen Dinge, welche aus der Wirklichkeit hereingeführt werden, als farblose Abdrücke erscheinen müssen. Die Charaktere sind ohne Gründlichkeit und Gestalt; wie Schatten schweben sie auf dem Plane einer gehaltlosen Handlung und in der Umgebung des Todes und der Gräber. Dabei fehlt es nicht an redseliger Ausführlichkeit, obwohl die Sprache im Ganzen lebendig fortgeht, meist durch wohlgefällige Frische anspricht und das Lob der Deutschheit verdient, dabei aber mehr als für echte Prosa ziemt, den Schritt und Ton des Verses annimmt. Übrigens ist nicht zu leugnen, daß dem Verfasser einzelne Schilderungen idyllischer Zustände und lokaler Verhältnisse gelungen sind, zugleich auch mancher Zug frommer Gemüthlichkeit und sittlicher Wahrheit aus dem Buche spricht. Das Aufsehen, welches dasselbe in allen Ständen durch ganz Deutschland machte und worin es beinahe selbst den „Werther" überholte, verdankte es nun eben dem Umstande, daß in ihm die vorhin kurz bezeichnete schwachmüthige Physiognomie der Zeit sich treu und lebendig spiegelte, und daß zugleich den philanthropinischen Tendenzen, die gerade damals sich bethätigen wollten, Wort und Recht gegeben wurde.

Die sentimentale Verstiegenheit, die von den Bremer Beiträgern ausgegangen, in Gleim's Genossenschaft gepflegt, von Klopstock auf die Höhe der Begeisterung gehoben war und in dem Göttinger Bunde freundlich empfangen und geborgen wurde, erhielt im „Siegwart" gewissermaßen ihren Abschluß und die Fülle ihrer Befriedigung, freilich in einem solchen Maße, daß sie sich, um mit Schiller zu reden, „der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich machte". — Können wir nun nach Allem Miller's nationalliterarische Bedeutung aus dem Gesichtspunkte rein ästhetischer Werthschätzung keineswegs hoch anschlagen; so gebührt ihm doch insofern ein Platz in unserer Geschichte, als er eben die weibliche Gemüthsrichtung der leidenschaftlich-männlichen gegenüber in dieser Epoche unserer Literatur nicht ohne Talent in seinen Schriften veranschaulicht.

Es würde unserem Zwecke nicht entsprechen, wollten wir noch alle anderen Theilnehmer an der Göttinger Dichtergesellschaft des Weiteren erwähnen, indem sie sich weder durch kritische noch produktive Thätigkeit in der Nationalliteratur erhebliches Verdienst erworben, sondern fast nur durch einige Kleinigkeiten oder doch unbedeutende Werke ihren Namen überliefert haben. So Hahn aus Zweibrücken (1750—78), der, im Ganzen wohl begabt, im Drange seines persönlichen Mißmuths zu keiner nachhaltigen Leistung kommen konnte und eines frühen Todes starb. Doch ist eins seiner wenigen Gedichte („Teuthard an Minnehold", d. h. an Miller) dadurch bemerkenswerth, daß es die teutonische Stimmung des Bundes sehr charakteristisch ausspricht [1]). Auch Karl Friedrich Cramer (Sohn des berühmteren Joh. Andreas) verdient kaum flüchtige Erwähnung. Sein Buch über Klopstock, „Klopstock, Er und über Ihn" hat ihn seiner Zeit

---

1) So heißt es z. B. am Schlusse:

„Dein Herz ist deutsch und deutsch mein Herz,
Es liebt Dich, wiß es ganz! Verflucht,
Was Franzensitte lehrt!
Und jedem Folger Flug! Hier ist
Mein Wort, hier meine Hand! Schlag ein!
Und ewig sei der Bund!"

Dieser Hahn ist nicht zu verwechseln mit seinem Landsmanne und Namensgenossen L. Ph. Hahn, der gleichzeitig lebte und mehrere Trauerspiele im Tone der süddeutschen Kraftgenie's gedichtet hat.

bekannt gemacht, ein Denkmal der übertriebenen Verehrung des Messiasdichters von Seiten der Bundesglieder, zugleich aber auch ein Denkmal der hohlen Abstraktion, womit man in diesem Kreise Vaterland, Freiheit und Dichtung auffaßte. Der sanftgestimmte Brückner, der, ein Feind des Bardenthums und des Dithyrambensturms, in idyllischer Bescheidenheit lebte und dichtete und selbst Gellert gegen Voß in Schutz nahm, ist uns eben durch seinen Briefwechsel mit diesem Letzteren näher gerückt, als durch seine Dichtungen.

In bedeutsamer Eigenthümlichkeit steht dagegen Matthias Claudius, aus Reinfeld in Holstein gebürtig (1740—1815), in der Umgebung der Bundesbrüder, deren Kreise er nicht sowohl durch förmliche Aufnahme, als durch freundschaftliche Beziehungen und die Gemeinschaftlichkeit der poetischen Grundsätze und Sympathien angehörte. Sein Bild tritt uns aus seinen Schriften am treuesten und anschaulichsten entgegen, die er unter dem Namen Asmus oder der Wandsbecker Bote aus zerstreuten Blättern (z. B. dem „Wandsbecker Boten", einer politischen Zeitung, dem „Göttinger Musenalmanach", dem „Deutschen Museum" u. s. w.) selbst gesammelt hat [1]). Auch enthalten außer Anderem die Briefe von Voß, der sich einige Zeit in Wandsbeck aufhielt und mit Claudius damals sehr nahe befreundet war, manche treffende Züge aus seinem Leben und seinem persönlichen Thun und Treiben. Besonders ersieht man daraus, wie er in der ländlichen kleinlebigen Häuslichkeit sein Wohlbehagen hatte, wobei es an mancherlei Übertreibung und falscher Naivetät nicht fehlte [2]). Die

1) „Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten" (Hamburg 1775 ff.), 8 Thle., neue Ausgabe 1819 in 4 Bänden, mit dem Motto: „Asmus, omnia sua secum portans". Die 9. Auflage (mit Nachlese vermehrt) erschien 1871 in 2 Bdn. (Gotha, F. A. Perthes).

2) Was er in dem Liede „Der Frühling" sagt:

„Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören,
Will mich wälzen und für Freude schrei'n,
Und der König soll mir das nicht wehren" —

führte er nach Vossens Bericht mit diesem wirklich aus. Die wechselseitigen Besuche und Speisungen sind in der That oft bis zur Komik natürlich. Vgl. Voß, „Briefe". Herbst, „Matthias Claudius" (Gotha 1863).

Kindlichkeit im Bunde mit der Mäßigkeit war der Grundsatz, den er für's Leben anstrebte und in seinen Schriften volksthümlich zu empfehlen suchte. Wandsbeck, ein Städtchen unweit Hamburg, war sein Elysium, von welchem er sich kaum auf ein Jahr zu trennen vermochte, um sich in Darmstadt als Staatsbeamter zu versuchen. Er besingt es in der Romanze „Wandsbeck", freilich in etwas burlesker Art. Die Naturschönheit wird vorzüglich gerühmt.

„Schön ist die Welt, schön uns're Flur,
Und unser Wald vor allen
Ist schön, ein Liebling der Natur,
Voll Freud' und Nachtigallen."

Überhaupt ist ihm die Naturlust nächst der Religion das All und Eins, sie ist das Element, in welchem er seinen oben bezeichneten Lebensgrundsatz ausführen wollte. Gott und Natur gehen in einander über wie Seele und Leib. In der Natur ist ihm Gott überall gegenwärtig, er „trifft ihn gleichsam auf der That", er „sieht's vor Augen, wie er frisch die volle Hand ausstreckt, und wie er seinen großen Tisch für alle Wesen deckt" [1]). Niemals geht er durch einen Wald, ohne daß ihm einfiele, „wer wohl die Bäume wachsen mache", und dann „ahndet ihn so von ferne etwas von einem Unbekannten", er denkt an Gott und „ehrerbietig schauert's ihn dabei". Wenn die Natur in ihrer „Lenzgestalt" wunderschön dasteht, „ist's" — schreibt er an Vetter Andres —, „als ob Er (Gott) vorüberwandle, und sie habe sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Wege in ihrem Feierkleide und frohlocke". Claudius nimmt so die Natur nur als Folie für das Übernatürliche. Durch sie findet der Mensch sich selbst gehoben, denn, wie er an Andres schreibt, „mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich größer, als Alles, was ihn umgiebt, und sehnt sich nach etwas Anderem". Da er in der sichtbaren Natur nichts sieht, „als Zeitliches und Örtliches", weiß er „von einem Ewigen und Unendlichen". Alles in der Natur ist bloße Erscheinung und deutet auf ein unbegreifliches Jenseits hin. Er ist geneigt, sagt er in

1) „Abendlied eines Landmanns."

dem Aufsatze über Lavater's „Physiognomische Fragmente", „die ganze sichtbare Welt als eine Glocke anzusehen, die wir davon (d. h. von dem verborgenen Grunde) haben läuten hören, ohne recht zu wissen, in welchem Thurm sie ist". Seine Religion aber ist das Christenthum und zwar das einfach biblische; oder vielmehr Christus selbst, wie er hier leibte und lebte, ist seine Religion. „Er ist eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgeht." Wie sehr er Alle achtet, die da recht handeln, so hält er es doch, z. B. gegen Eberhard's „Neue Apologie des Sokrates", für eine „Toleranzgrille, die alten Philosophen ohne Unterschied zu Christen machen zu wollen, weil sie eine hohe Moral gepredigt haben".

Stand er nun mit dieser Überzeugung von dem engsten Bezuge zwischen Natur und Gott, zwischen Religion und Tugend in den Grundsätzen seiner Göttinger Freunde, so traf er mit ihnen auch in dem Eifer für Vaterland und die Ideen der Menschheit zusammen. Er singt vom „alten Barden-Vaterland" und von „der alten Treue", er läßt „das unbezwungene Land" von Braga auf's Neue „zur Ahnentugend weihen".

„Die Männer sollen jung und alt
Gut vaterländisch, tüchtig
Und bieder sein und kühn und kalt,
Die Weiber keusch und züchtig."

Die Fürsten sollen

„Die Deutschen lieben, und ihr Blut
Nicht saugen, nicht Blut dürsten."

Er selbst, der „Wandsbecker Leiermann", will „Deutscher Bote" heißen [1]). Wir hören hier und sonst z. B. in dem Vaterlandsliede [2]) dieselbe patriotische Begeisterungsstimme, wie bei Klopstock und den Göttingern. Beim „süßen Namen Vaterland schlägt ihm das Herz und sein Gesicht wird feuerroth". Im Ganzen aber bleibt ihm dabei immer die religiöse Weltauffassung das Element, in

1) „Neujahrsgedicht des Wandsbecker Boten".

2) „Das Vaterlandslied", eine Nachbildung von Klopstock's gleichnamigem Gedichte.

welchem er Alles ansieht und genießt. Er möchte auch hier gern den Ton der kindlichen Naivetät behaupten, die er in den übrigen Lebensverhältnissen darlegt, geräth indeß, wie auch sonst wohl, mehr, als mit dem Ernste der Sache verträglich, auf spielende Weisen, später in die Dunkelgänge einer sogar unduldsamen Mystik, wofür er freilich von Anbeginn ein geneigtes Gemüth besaß. Er sympathisirte frühzeitig mit Hamann's christlichem Sibyllenthum, mit Herder's poetisirendem Bibelenthusiasmus und Lavater's Wundergläubigkeit. Sankt Johannes war ihm, wie er selbst berichtet, von Jugend auf der liebste Evangelist. In ihm ist nämlich „so etwas ganz Wunderbares, Dämmerung und Nacht — — so etwas Schwermüthiges und Hohes und Ahndungsvolles". Er versteht freilich nicht Alles, was dieser Jünger schreibt, obwohl es ihm ist, „als ob dessen Engel ihm das Licht halte und ihm bei gewissen Stellen etwas in's Ohr sagen wolle" [1]).

Claudius hatte die neuen Lehren von der Geistesfreiheit nie mit Energie und tiefer Überzeugung zu den seinigen gemacht, obgleich er in der Jugendstimmung, wie alle seine poetischen Genossen, ihnen zugewendet war. „Ich bin kein Freund von neuen Meinungen", schreibt er an Andres, „und halte fest am Wort." Es kann daher nicht auffallen, daß er in der Umkehr zu dem historischen Positivismus sich beeilte und schon vor der Revolution den konservativen Standpunkt wieder eingenommen hatte. Die Revolution konnte ihn in seiner Ergebenheit an das Herkommen nur befestigen. Wie er seitdem in der Religion die Vernunft und Philosophie mehr und mehr unter das „Oben" der Offenbarung und unter „den Sinn für das Unsichtbare" stellte, so wurde auch in der Politik sein Auge mit jedem Tage trüber, und man trifft ihn zuletzt auf dem Wege der ärgsten Reaktion, so mild er auch seine Predigten für den Absolutismus einrichten mag. Er huldigt der Theorie des fürstlichen Patriarchalismus, der unbedingten göttlichen Institution. Von „einem Vernunftregimente, was wohl klug, aber nicht gut machen könne", will er nichts wissen. Schon in der „Nachricht von einer Audienz beim Kaiser von Japan" meint er, „Gott habe die Besten und

1) Paraphrasis Evang. Johannis.

Edelsten unter den Menschen gewählt, die demüthig, weise, gerecht, reines Herzens und barmherzig waren, daß sie bei den anderen Vaterstelle vertreten sollten. Das seien nun eben die Fürsten, Könige und Kaiser". In dem Aufsatze „Über die neue Politik" wird dieser Gesichtspunkt stärker hervorgebildet und nicht ohne einige zelotische Beimischung weiter ausgeführt. Unbedingtes Vertrauen auf jene Väter des Volks ist sein politischer Grundsatz. Das rationalistische Aufklärungstreiben wurde ihm ein Gräuel, und die Reaktion gegen die Geistesfreiheit steigerte sich bei ihm zuletzt zu wahrem Zelotismus, wie dieses namentlich die Briefe an Vetter Andres „Über die neue Theologie" beweisen. Auch das Gedicht „Urian und die Dänen", worin er in Versen Nachricht geben will von der neuen Aufklärung und ihrem schlimmen Wesen, ist in dieser Hinsicht bezeichnend. Daß bei solcher Wendung, die unseren Asmus sogar veranlaßt, den „Censurbären", welchen der Löwenkönig eingesperrt, wieder losgelassen zu wünschen [1]), sich Voß, der dem Vernunftrechte in Staat und Religion bis an's Ende seiner Tage huldigte, von ihm entfernte, begreift man leicht; daß aber auch Herder, der in seinen späteren Jahren selbst eine Art kontrolirende Polizei auf Schulen und in der Religionspolemik wünschte, von ihm sich abwandte, beweist nur, daß die retrograde Bewegung bei dem guten Claudius mehr als gewöhnlich auffallend sein mußte.

Was nun seine Gedichte angeht, so sieht man ihnen, wie seiner ganzen Schriftstellerthätigkeit, das Streben an, sich mit dem Tone naiver Unbefangenheit dem Volke zu nähern, was ihm denn auch öfter und besser gelingt, als fast allen anderen gleichstrebenden Dichtern jener Zeit, und hierin gerade sollte ihm sein wohlverdienter Ruhm nicht geschmälert werden. Manche Lieder, wie z. B. besonders das Abendlied, „Der Mond ist aufgegangen", das „Rheinweinlied" und mehrere andere, werden seinen Namen in unserer Literatur so sicher verewigen, als deutscher Sinn und deutscher Klang der Sprache darin auf's reinste wiedertönen. Sie sind Blumen, dem vaterländischen Boden lebendig entsprossen, die man freundlich und liebevoll an Herz und Seele drücken

1) In der Fabel „Der Löwe und der Bär".

kann [1]). Auch durch seine prosaischen Aufsätze, worin man mitunter Zügen geistvoller Ironie begegnet, findet man sich oft angenehm angeregt und erwärmt. Dieses kann jedoch die Kritik nicht abhalten, das Urtheil zu fällen, daß sowohl dort wie hier im Ganzen der Ton wahrer Natürlichkeit oft genug fehlt, daß Gesuchtheit und Manier sowie einförmige Koketterie mit Naivetät nebst selbstgefälliger Witzspielerei mißliebig stimmt. Vorzüglich werden die Gedichte durch derartige Fehler in ihrer reinen ästhetischen Wirkung geschwächt. Dazu kommt noch, daß es in vielen Hinsichten der Darstellung an Einheit des Ausdrucks, an plastischer Gediegenheit und überhaupt an technischer Feinheit mangelt. Es herrscht zuviel Sichgehenlassen, zuviel Alltäglichkeit und Schlotterhaftes darin, als mit echter Poesie verträglich ist. Auch verirrt sich die Muse wohl zu Gegenständen, an denen sie vergebens ihre Verschönerungsmittel verschwendet. Was soll man z. B. zu dem Liede für Schwindsüchtige sagen? Was braucht's hier noch der redseligen Veranschaulichung all der leidigen Umstände, welche diese Krankheit in natura uns schon so widerwärtig und peinlich aufdrängt? Wie Claudius hier das Alltägliche malt, so begegnet's ihm oft. Dergleichen ist kindischer Tand, womit die Dichtkunst nichts gemein hat.

Wenn wir nun unserem Wandsbecker Boten die Hand reichen für die vielen freundlichen Worte, mit denen er uns erquickt und womit er, wie Herder von ihm sagt, „die Silbersaiten des Herzens" rührt [2]), wenn wir ihm trotz mancher Mängel den Dichterkranz nicht von der Stirne nehmen dürfen; so können wir doch eben so wenig die Meinung Derer theilen, die ihn aus einseitiger Wahl des literarischen Standpunkts den Ersten unserer Literatur beizugesellen Lust haben.

Wenn wir Leisewitz (aus Hannover, 1752—1806) noch besonders nennen, so kann es nur deswegen geschehen, weil er vor-

1) Claudius erinnert in seinen Liedern sehr oft an Hebel's „Alemannische Gedichte", so z. B. in dem schönen Liede „Die Frau mit den Kindern".

2) „Briefe an Merck", Bd. II. S. 35. Sehr richtig deutet übrigens Herder hier zugleich an, daß die Gedichte fast ohne Inhalt sind.

übergehend dem Bunde sich einverleibt hatte, dem er sonst in Absicht auf literarische Werkthätigkeit nicht eigentlich angehörte. Denn einerseits hat er in der lyrischen Sphäre, welcher sich der Verein besonders widmete, fast nichts geleistet, andererseits steht er mit seinem Trauerspiele, „Julius von Tarent" (1776), worauf es nur ankommen kann, fast ganz unter dem Lessing'schen Principe, mögen wir nun auf Komposition und Haltung, oder auf Charakteristik, Dialog und Ausdruck sehen wollen. Es hat mit diesem in unserer Literatur vielgenannten Dichtwerke dieselbe Bewandtniß, wie mit vielen anderen — die Tradition vererbt darüber eine Art festes Urtheil in Lob oder Tadel. Weil Lessing das Stück für ein Goethe'sches gehalten, und weil Eschenburg auf dasselbe die Fabel von der Löwin mit dem Einen Jungen angewandt, so hat man ihm oft unbesehen die Gunst dieser Autoritäten gern zu gute kommen lassen. Es ist bekannt, daß dieses Trauerspiel ein Konkurrenzstück ist, wobei Klinger mit seinen „Zwillingen" den Preis gewann [1]). Für beide Trauerspiele ist der Stoff aus italienischen Geschichtsquellen geschöpft; die Behandlung aber zeigt, daß beide Dichter ganz verschiedenen Standpunkten angehörten. Sehen wir hier für jetzt von Klinger's Produktion ab, die sich durch größeren Sturm und wilden Drang dem damaligen Zeitgeschmacke empfahl; so wollen wir dem „Julius von Tarent" das Verdienst eines wohldurchdachten Planes, einer im Ganzen gutgehaltenen Charakteristik und selbst eines gewissen tragischen Effekts nicht abstreiten, obwohl die Art, wie der Vater den Sohn mit der Überlegung eines Richters in dem Augenblicke der Umarmung bloß zum Zwecke der Gerechtigkeit eigenhändig mordet, weder tragische Erhabenheit enthält, noch sonst poetische Auffassung verräth. Auch dürfen wir nicht verkennen, daß der dramatische Vortrag wenigstens für jene Zeit ein rühmliches Zeugniß besseren Geschmacks ablegt. Im Allgemeinen aber leidet das Stück an dem dramatischen Grundfehler, nämlich am Mangel fortschreitender Handlung und einer von der Hand-

---

1) Der bekannte Schauspieler und dramatische Dichter Schröder hatte einen Preis für ein Trauerspiel ausgesetzt, dessen Gegenstand „Brudermord" sein sollte.

lung hinlänglich getragenen Charakteristik. Es ist Alles mehr Beschreibung als genetische Selbstentfaltung, und schon hierin steht die Produktion hinter Lessing's „Emilia" ungemein zurück, mit der es sonst in einigen Zügen, besonders in der unmotivirten Katastrophe der Ermordung, Ähnlichkeit hat. Gefühle, Leidenschaften sollen im Drama vor unseren Augen sich erzeugen, nicht aber, wie hier meist geschieht, mit spitzfindiger Analyse zerlegt werden. Oft merkt man in diesem Punkte Hamlet'sche Reminiscenzen, wobei die Absichtlichkeit sich schlecht verdeckt. In der zweiten Scene des vierten Akts treffen wir den unglücklichen Julius sogar in der Reflexion über den Schädel mit Hamlet zusammen. „Die Hand voll Staub in diesem Sarge, ehemals der große Theoderich, liebte den Schädel in jenem, die schöne Agnese." Diese Phrase und die weiteren sich daran reihenden Vergänglichkeitsgedanken lauten beinahe wie Abschriften aus Shakspeare. Durch solcherlei metaphysische Grübeleien, die hier weder in der Idee des Stücks liegen, noch überhaupt zu wahrhaft dramatischen Momenten erhoben worden sind, wird der Gang der Begebenheit und Empfindungen häufig unterbrochen, und das wahre tiefgehende tragische Pathos paralysirt. Doch mag das Trauerspiel, gut aufgeführt, noch wohl vor vielen anderen seiner und unserer Zeit das Interesse des Zuschauers gewinnen können. Es kam uns hier nur darauf an, das Stück als ein Zeichen einer neuen und besseren dramatischen Zukunft etwas genauer zu vergegenwärtigen.

Wir wenden uns nun der andern Richtung der kraftgenialischen Sturmliteratur zu, welche in den südlicheren Gegenden unseres Vaterlandes ihren Schauplatz fand und fast gleichzeitig mit der vorhergehenden begann und verlief. Wir haben bereits oben angedeutet, wie die Hauptvertreter hier sich am Rhein und Main begegneten und somit eine Art

rhein- und mainländischen Literatenkreis

bildeten.

Es war um das Jahr 1770, als sich in Straßburg mehrere junge Talente sammelten, die, von Jugendlust und Dichtungsdrange getrieben, in Genuß und poetischen Ergüssen ihrer genialen

Laune genügen wollten. Unter ihnen stand Herder mit dem Scepter der Wissenschaft, leitend und ermäßigend, während Goethe alsbald der produktive Mittelpunkt ward, um den die dortigen Freunde, ein Lenz, Wagner, Lerse, Jung-Stilling und nicht lange darauf Andere, wie Lavater, Fr. H. Jacobi, selbst Merck und sonst noch Manche aus entfernteren Gegenden kreisten. Wie Goethe damals seine Schauplätze änderte, indem er bald in Frankfurt und Darmstadt, bald in Wetzlar oder Gießen länger oder kürzer weilte, und wie an jedem Orte Genossen gleichen Strebens sich um ihn gesellten, bis er in Weimar den festen Punkt gewann, von welchem aus er ein halbes Jahrhundert hindurch den Himmel unserer Literatur überstrahlte, ist bereits in der allgemeinen Ansicht dieser Epoche von uns flüchtig berührt worden. Bedeutsam genug erscheint dieses kometische Irren in jener Zeit und jenen Gegenden, indem es uns persönlich vergegenwärtigt, wie der revolutionäre Verjüngungstrieb in der Literatur seine Unruhe, sein drangvolles Versuchen, sein allseitiges Anknüpfen durchzuführen strebte, um endlich in einem gesammelten Bewußtsein zu nachhaltigen Leistungen zu erstarken. Auch das ist schon angeführt, daß Schiller in diese Irrbahn hinüberreichte, und es scheint kein Zufall, daß beide Genien, von denen der eine dem anderen aus weiter Ferne in dem unruhigen Gange nachzog, in der Zeit ihres regelmäßigen Laufs von demselben Orte als die glänzendsten Doppelsterne innigst befreundet umherleuchten sollten.

„Die Epoche“, sagt Goethe selbst von jener Zeit, „in der wir lebten, kann man die fordernde nennen; denn man machte an sich und Andere Forderungen auf das, was noch kein Mensch geleistet hatte. Es war nämlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beste sei, was der Mensch sich wünschen könne.“ Diese Charakteristik der Zeit stellten nun literarisch vorzüglich die rhein-mainländischen Genialitäten dar; wie sie denn überhaupt mehr als ihre Göttinger Zeitgenossen den Sturmdrang der Epoche vertraten und von dem „Freiheits- und Naturgeiste“ am meisten ergriffen waren, „der jedem sehr schmeichlerisch in die Ohren raunte, man habe ohne viel äußere Hülfsmittel Stoff und

Gehalt genug in sich selbst, und Alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte". Es ist daher wohl als ein bezeichnendes Moment anzusehen, daß gerade die Fabel von Faust in dieser weiten Genossenschaft ein Lieblingsgegenstand der Behandlung wurde [1]), nicht minder, daß Goethe den „Prometheus" dichtete, in welchem er die bekannte antike Titanenmythe im Geiste seiner Zeit zu dramatisiren versuchte. Diese Jugendarbeit des großen Dichters, in welcher die berühmte Ode „Prometheus", als Monolog vorkommt, kann ganz eigentlich für ein rechtes Wahrzeichen der Originalitätsstürmerei jenes Kreises gelten. Denn so wie das Alterthum in dieser Fabel den Trotz der individuellen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, wie solche durch das Titanengeschlecht vertreten erscheint, dem herrschenden Göttergeschlechte gegenüber zur Anschauung bringen wollte, so mochte wohl Goethe in ihrer neuen Bearbeitung den Revolutionsgedanken des damaligen jungen literarischen Deutschlands aussprechen und versinnlichen wollen [2]). Wie aber unter den Genossen, die sich mehr oder weniger nahe zusammenfanden, „ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen", sich bemerkbar machte, wie „ein leidenschaftlicher Widerwille gegen mißleitende, beschränkte Theorien" obwaltete, wie man sich „dem Anpreisen falscher Muster widersetzte" und wie dieses Alles sammt dem, was daraus folgt, „tief und wahr empfunden, oft aber auch einseitig und ungerecht ausgesprochen wurde", lesen wir gleichfalls bei Goethe selbst [3]).

Daß nun diese rhein-mainländische Genossenschaft eben wegen

---

1) Goethe faßte schon in Straßburg die erste Idee zu seinem „Faust", Klinger bearbeitete die Fabel in einem Romane und Maler Müller machte daraus in seiner Weise ein Drama. Daß auch Lessing diesem Stoffe sich zugewendet, ist schon oben angeführt worden.

2) Später (1802) hat Herder ebenfalls den Prometheus dramatisirt, aber aus dem Standpunkte des neunzehnten Jahrhunderts und seiner eigenen kosmopolitischen Humanitätsidee, weshalb auch „den entfesselten Prometheus". Der Zweck ist die Veranschaulichung des Fortschrittes der Menschheit in der Kultur. „Agathia, die reine Menschlichkeit", als des prometheischen Werkes Ziel, will uns Herder vor die Augen führen, wobei freilich die antike Farbe ganz verwischt ist.

3) „Tag- und Jahreshefte", Bd. XXXI. S. 4 ff.

jenes größeren Dranges der Genialitätsberechtigung sich vornehmlich dem Drama zuwendete, welches ein entschiedeneres Aussprechen der Leidenschaftlichkeit gestattet, während die Göttinger den Ernst der Gemüthsinnerlichkeit in der Lyrik vorzugsweise ausdrücken mochten, ist erklärlich genug. Im Sturmschritte der Handlung, mit der Wucht des dramatischen Pathos wollte die kecke Musenjüngerschaft den Ungestüm ihrer Überzeugungen und Gefühle der Macht des Überlieferten entgegenwerfen. Daß bei solchem Gebahren der reinen Naturwüchsigkeit der Kunstregel weder Raum noch Recht gegeben wurde, begreift man leicht. Weder in der Anordnung der Handlung, noch in Charakteristik und Styl herrscht Maß und richtiges Verhältniß. Fast überall streift man an die äußersten Grenzen menschlicher Beziehungen. Zwischen dem Bösen und Guten kennt man keine Vermittelung; die Leidenschaft wird Wahnsinn, das Unglück wird zur Verzweiflung, die Sprache bewegt sich in dithyrambischer Anstrengung und Gewaltigkeit. Gerstenberg hat (1768) mit dem „Ugolino", dieser Marter- und Gräueltragödie, die undisciplinirte Genialitätsdramatik eröffnet, und Schiller's erste Bühnenstücke sind noch echteste Kinder derselben und können, da sie sich in der Gunst des Publikums am meisten erhalten haben, als die lebendigsten Zeugen des bezeichneten Drang- und Qualgeistes gelten. Goethe, wie sehr er seinerseits unter dem Einflusse desselben stand, ward doch gleich anfangs durch seine angeborne Neigung für objektive Gestaltung an Maß und Ordnung hingewiesen und konnte sich daher auch bei der echten Genialität, die ihm zu Theil geworden, nicht wohl in die Abgründe unbegrenzter Triebkräftigkeit stürzen. „Der titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn jedoch", sagt er, „verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte sich mir, darzustellen jenes friedliche, plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkennt, aber sich ihr gleichsetzen möchte." [1]) Obwohl nun Goethe's Jugendwerke, namentlich auch der „Götz" und „Werther", selbst noch der „Faust" (als Fragment), den Genialitätsdrang der Epoche bethätigen, so tragen sie doch im Vergleich mit allen übrigen Produktionen dieser Ge-

---

1) „Dichtung u. Wahrheit", Bd. III, S. 316 („Werke", Bd. XXVI).

nossenschaft die unverkennbarsten Züge der Mäßigung, das Gepräge der Wahrheit und der Freiheit des Bewußtseins. Darum stehen sie denn auch als unvergängliche Denkmäler echter Dichtkunst da, während jene und selbst Schiller's Dranggeburten („Die Räuber", „Fiesko", „Kabale und Liebe") mit dem Siegel der Vergänglichkeit gezeichnet sind.

Indem wir nun Einiges im Besonderen hervorzuheben gedenken, bemerken wir zuvörderst, daß Goethe und Schiller, da sie sich aus der dämonischen Gewalt emporrangen und in dem Fortschritte stetiger Metamorphose zu der Reinheit klassischer Schöpfungen mehr und mehr hinauf läuterten, ihren eigentlichen Platz nicht hier finden, sondern von der Höhe ihrer nachfolgenden Ausbildung zu betrachten und in der Gesammtheit ihres literarischen Wirkens aufzufassen und zu würdigen sind. Ihre Bilder haben wir daher später aufzustellen und in voller Lebensgröße auszuführen. Wenn dann weiter auch solche Namen (wie z. B. Lavater, Fr. H. Jacobi), an die sich nicht sowohl die poetisch-produktive Sturmliteratur, als manche Drangbewegungen im Gebiete wissenschaftlicher Leistungen knüpfen, für ein besonderes Kapitel zurückgestellt werden; so haben wir, da auch Merck schon in der übersichtlichen Charakteristik der Epoche seine Schilderung gefunden, für jetzt nur wenige Männer vorzuführen, welche nächst Goethe und Schiller besondere Aufmerksamkeit ansprechen können, mögen sie nun dem rheinischen Literatenkreise unmittelbar, wie Lenz und Klinger, oder nur mittelbar, wie z. B. der Maler Müller und einige Andere, angehören.

Überblicken wir diese literarische Landschaft, so ist es eben Straßburg, wo, wie gleich anfangs angedeutet worden, die ersten Figuren der rheinischen Dichtergenossen uns entgegenkommen. Sie bilden eine eigene Gruppe, alle gleich drangvoll der neuen Literaturströmung zugewandt, die durch Herder dorthin geleitet worden war, enthusiastisch für Shakspeare gesinnt, dessen Werke ihnen als poetische Bibel galten, und mit dem sie in „originalem Muthwillen" wetteifern wollten. Wir sehen hier jenen H. Leopold Wagner (1747—79), den Goethe im „Faust" in der Person seines Namensvetters satyrisirt, „einen guten Gesellen, der obgleich von keinen außerordentlichen Gaben, doch mitzählte"

Er blieb noch mehrere Jahre in Straßburg, nachdem Goethe fortgegangen, und betheiligte sich an der Gesellschaft „für Ausbildung der deutschen Sprache“, welche Salzmann dort gegründet hatte [1]). Was er dichtete, war ohne Bildung, wenn auch nicht ohne Talent. Das Trauerspiel „Die Kindesmörderin“, zu welchem er Idee und Stoff aus einer Mittheilung Goethe's, die dieser ihm hinsichts der Katastrophe seines Gretchens im „Faust“ gemacht hatte, entwendete, trägt ganz den Stempel der sich selbst überlassenen regellosen und undisciplinirten Naturgenialität, die im Gräßlichen und Rohen das Äußerste bietet und selbst die Polizei herausforderte, ihre Geburt von der Bühne fernzuhalten. Die Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten“, die man für ein Produkt Goethe's hielt, war gleichfalls aus konversatorischen Elementen mit diesem hervorgegangen und sollte eine geharnischte Apologie desselben gegen Nicolai und dessen Gefolge bilden [2]). Nicht ohne humoristische Züge und treffende Satyre steht die Produktion doch ihrerseits zu sehr unter dem Principe dämonischer Willkür, als daß ihr in der Literatur eine bleibende Stelle hätte zu Theil werden können.

Höher hinauf rückt J. M. Reinhold Lenz (aus Liefland, 1750—92), der als Hofmeister mit zwei jungen liefländischen Edelleuten nach Straßburg gekommen war und hier mit Goethe bekannt wurde, ohne daß sich jedoch ein näheres Verhältniß zwischen Beiden gebildet hätte. Sie theilten sich einander mit, weil sie „als gleichzeitige Jünglinge ähnliche Gesinnungen hegten“. Lenz erscheint als der erste Apostel Goethe's, bei dem aber (nach Tieck) „die Laune des Meisters zur Grille und Fratze“ wird. Er gehörte so ganz dem unwilligen und unruhigen Jugenddrange der Zeit an, daß er als dessen vollkommenster Repräsentant gelten darf. Er übertraf in dem Streite der innerlichen Selbstqual und Eigendünkelei nach Goethe's Bericht „alle übrigen Un- und Halbbeschäftigten, welche ihr Inneres untergruben“. Er lebte und bewegte sich fast nur in einbildnerischen Vorstellungen und Gefühlen, um bei aller planlosen Nichtsthuerei immerfort

1) S. die Schrift „Der Aktuar Salzmann“ (Mühlhausen 1855).
2) H. Düntzer hat sie (1852) wieder veröffentlicht

etwas zu thun zu haben. So suchte er denn auch durch die verkehrtesten Mittel „seinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben und vernichtete sein Werk immer wieder selbst“. Er schien im Ganzen „nur zu sündigen, um sich zu strafen, nur zu intriguiren, um eine neue Fabel auf eine alte zu pfropfen“. Mit einer unerschöpflichen Produktionslust verband er ein zwar schönes, aber kränkelndes Talent. Seine „albernsten, barockesten Fratzen“ durchschlich eine liebliche Zärtlichkeit. Dabei waren seine Tage „aus lauter Nichts zusammengesetzt“, dem er durch Rührigkeit Bedeutung zu geben wußte. Wieland nennt ihn „eine seltsame Komposition von Genie und Kindheit“, den Alle in Weimar, wo ihn sogar der Hof einige Zeit duldete, liebten, der aber doch zugleich „voller Affenstreiche war“ und darum oft ein „schlimmerer Kerl zu sein schien, als er war und zu sein Vermögen hatte“. Auch fand Wieland in ihm „mehr Imagination als Verstand, viel pruritum und wenig Zeugungskraft“. Wie die Kinder richtete er mannigmal Unheil an ohne Bosheit, bloß weil er nichts Anderes zu thun wußte, und es verging kein Tag, wo er nicht „einen dummen Streich machte“ [1]. Er knüpfte in launenhafter Genialität allerlei Seltsamkeiten zusammen, und wählte sich darum auch besonders Shakspeare zu seinem Vorbilde, dessen Ausschweifungen und Auswüchse er sich anzueignen suchte, ohne seine gründliche Tiefe und das Maß, welches alle scheinbaren Wunderlichkeiten jenes mächtigen Genie's durchherrscht, zu erfassen. In dieser Shakspearomanie übersetzte er das Stück „Love's labours lost“ in freiester Weise, wobei er indeß einen nicht geringen Grad sprachlicher Gewandtheit bekundet. In den Anmerkungen verfährt er „bilderstürmerisch“ gegen die Herkömmlichkeiten des Theaters und meint, so überall nach Shakspeare's Weise zu handeln. Er wußte übrigens in das Gemeinste Poesie zu legen, freilich ohne künstlerische Haltung und Ausführung. Es wurde ihm nur wohl, „wenn er grenzenlos im Einzelnen verfloß“. Daß ein Individuum mit solchem Ungestüm der Triebe bei solcher inneren Haltlosigkeit und Krankhaftigkeit [2], mit so vielen Ansprüchen, so

1) „Briefe an Merck“, Bd. I. S. 95 u. 100, und Bd. II. S. 66. 68. 97.

2) „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind,“ schreibt Goethe an Merck.

großem Dünkel bei gänzlicher Berufslosigkeit und Zerfahrenheit den feindseligen bedrückenden Mächten des Lebens anheimfallen mußte, lag in dem natürlichen Gange der Dinge, sowie es selbst nicht zu verwundern ist, daß der Unglückliche bei seiner Gefühlsüberspannung und den sonst auf ihn andrängenden Mißgeschicken dem Wahnsinne zur Beute ward, als eine heftige Leidenschaft, welche er zu Friederike Brion nach Goethe's Abgange von Straßburg faßte, unerwidert geblieben zu sein scheint. In diesem Zustande lebte er eine Reihe von Jahren hindurch fort, bis ihn endlich nach mehrfachen Irrfahrten der Tod in Moskau 1792 von der Qual des Daseins befreiete [1]).

Lenzens Schriften tragen vollkommen die Physiognomie jener seiner bizarren Persönlichkeit. Bald dies, bald jenes versuchend und sich in ordnungsloser Wirrheit und Wildheit umhertreibend, hat er uns kein Werk zu bieten, auf dem die Anschauung befriedigt ruhen möchte. Sehr charakteristisch sagt er von sich selbst (an Merck), „daß seine Gemälde ohne Styl seien, wild und nachlässig aufeinandergekleckst, daß ihm zum Dichter Muße und warme Luft sammt der Glückseligkeit des Herzens fehle, daß er halb in Schlamm versunken liege und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten könne". Diesen Charakter zeigen vorzüglich seine dramatischen Werke [2]), in denen die Überschwänglichkeit der Naturgenia-

1) Über die Beziehung Lenzens zur „Sesenheimer Friederike" kann hier um so weniger Näheres bemerkt werden, als eben die Sache noch immer nicht vollständig aufgeklärt ist. Vgl. Aug. Stöber, „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim" (Basel 1843). In dieser Schrift werden mehrere Gedichte von Lenz veröffentlicht, unter denen sich einige finden, welche durch frischen lyrischen Gehalt ansprechen. Auch die ursprüngliche Übersetzung der Ossian'schen Gesänge von Selma von Goethe ist hier aus dem Nachlasse der Friederike mitgetheilt. Vgl. übrigens H. Düntzer's „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit"; desselben „Aus Goethe's Freundeskreise"; Hagenbach's „Sarasin und seine Freunde"; Schäfer, „Zur deutschen Literaturgeschichte"; die von Zöppritz in „Jacobi's Nachlese" mitgetheilten „Lenziana", und vor Allem Dorer-Egloff's „J. M. R. Lenz und seine Schriften". Weniger zuverlässig ist Gruppe über Lenz. Alle diese Arbeiten sind seit Stöber's obenangegebener Schrift erschienen und haben diese wesentlich berichtigt.

2) Tieck hat 1828 Lenzens Werke in 3 Theilen neu herausgegeben und in dem Vorworte sich auch über den Charakter und die Schicksale desselben

lität alle Forderungen der Kunst und Form von sich ablehnt und in ungezügelter Wildheit ihre dämonische Macht schalten und walten läßt. Lenz meint, den Shakspeare nachzubilden, wenn er Spaß und Ernst, das Gemeinste und Höchste, das Gräßliche und Ausgelassenste ohne Motiv, nach der reinsten Laune des Zufalls mit einander zusammenbringt. Niemals sind wohl poetische Züge und läppische Anspielungen so willkürlich verbunden worden als hier. So in dem „Hofmeister", worin er das Erziehungsthema behandelt und die Mißlichkeiten der Hofmeisterei in Absicht auf Geschlechts- und andere Verhältnisse auseinanderlegt. An schlüpfrigen und sinnlichen Scenen fehlt es eben so wenig, als an großmüthigen Zügen und doktrinären Vorträgen über Erziehung, Alles wunderlich durch einander. Im „Neuen Menoza" will der Dichter das Verderbniß der Gesellschaft schildert und den herkömmlichen socialen und moralischen Verbesserungstheorien entgegenarbeiten, geräth aber auch hier, obwohl manche humoristische Partikularitäten vorkommen, auf bedenkliche Abwege, nicht bloß in ästhetischer, sondern auch in moralischer Hinsicht. Nicht leicht ist die poetische Licenz ausgelassener mißbraucht worden, wobei wieder Shakspeare Pathenstelle vertreten muß. „Die Soldaten", wohl zumeist ein Produkt seines Umgangs mit den Offizieren der Straßburger Garnison, geben die Anschauungen, welche er in solcher Welt gewonnen. Wie wenig auch ein gebildeter Geschmack sich mit den dargebotenen Scenen, und ein vernünftiger Sinn mit den darin mitgetheilten Ansichten, trotz der Tieck'schen Apologie, befreunden kann: so darf doch einigen, aus dem Leben gegriffenen Zügen das Interesse kräftiger, warmer Zeichnung und anschaulicher Wahrheit nicht abgesprochen werden. Anderes, Dramatisches wie Erzählendes, übergehen wir billig, um uns sofort einem Dichter dieses Kreises zuzuwenden, der den Typus der Epoche am kräftigsten dargestellt und am konsequentesten durchgeführt hat, wir meinen Goethe's Landsmann Klinger, von dem jener im Vergleich mit Lenz bemerkt: „Lenz, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Literatur hin und ver-

ausgesprochen, unter Anderem über seinen Wahnsinn Interessantes mitgetheilt. Vgl. auch „Briefe an L. Tieck", herausgegeben von K. v. Holtei.

schwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen; Klinger hingegen, als einflußreicher Schriftsteller, als thätiger Geschäftsmann, erhielt sich noch bis auf diese Zeit." [1])

Friedrich Maximilian v. Klinger (1752 oder 1753 bis 1831) war in Frankfurt a. M. in niederem Stande geboren und starb auf hoher Stufe der Ehre und des Ansehns als russischer Generallieutenant, Kurator der Universität Dorpat und, wie es heißt, als Gemahl einer natürlichen Tochter der Kaiserin Katharina. Klinger kündigte mehr als gewöhnlich in seinem äußeren Wesen an, was er in der That war. Entschieden von Charakter und reiner Gesinnung sich bewußt, von früher Jugend an auf den Ernst des Lebens hingewiesen, indem er schon als Knabe, selbst dürftig und verlassen, für die Erhaltung einer armen Mutter sorgen mußte, im Gefühle, Alles, was an ihm war, sich selbst verschafft und geschaffen zu haben, hiermit auf seine eigene Persönlichkeit fußend und vertrauend, erschien er mit dem Zuge stolzer Unabhängigkeit, der durch sein ganzes Betragen ging, welches weder „zuvorkommend noch abstoßend" sich dem Ganzen nach in gemäßigter Mitte hielt. Nimmt man hinzu, daß er diesem Zuge durch seine körperliche Gestalt und Haltung einen bedeutsamen Nachdruck geben konnte, so mochte sein Auftreten wohl als imponirendes und würdevolles gelten können. „Klinger", sagt Goethe, zu dem er nach Person und Erziehung den entschiedensten Gegensatz bildet, und dessen „harte Heterogeneität" in Weimar er so sehr fühlte, daß er „mit ihm nicht wandeln zu können" gesteht, „Klinger gehört unter Die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüthe und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten". Es war hierdurch die Strenge, wozu ihm schon die Geburt die Anlage mitgegeben, allmälig zu stoischer Trotzigkeit und Selbstgenügsamkeit aufgewachsen, die sich um so fester bildete, als er nur durch Mühsal zu wissenschaftlicher Ausbildung gelangt [2]),

---

1) „Dichtung und Wahrheit", Bd. III. S. 254. Man findet hier überhaupt Klinger's Porträt in wenigen, aber meisterhaften Zügen gezeichnet.

2) Es geht über ihn die Sage, daß sich ein Lehrer des Gymnasiums in Frankfurt, der ihn bei einer Handarbeit auf der Straße bemerkte, seiner angenommen und dafür gesorgt habe, daß er auf die Anstalt kam. Seine

von der Aristokratie reichsstädtischer Spießbürgerlichkeit umgeben und mißachtet, später im Kriegsdienste bei den Östreichern und Russen den starren Formen der Disciplin unterworfen und hier zuletzt unter der Unbeugsamkeit eines systematischen Despotismus zu Glanz und Glück emporgehoben, in seinem Lebensgange den Kampf mit Herkommen und Menschen vielfach bestanden und dadurch gegen beide sich mehr und mehr abgeschlossen und in die Welt seiner persönlichen Selbstheit zurückgezogen hätte. Er mochte wohl von sich selber sagen (in der „Rechenschaft"): „Ich habe, was und wie ich bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften und Anlagen entwickelt, und da ich dies so ernstlich als ehrlich that, so kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von selbst." So nun ganz auf sich ruhend, blieb er dem Innern der Dinge und Verhältnisse unzugänglich und drang nicht in ihre eigenthümliche Wahrheit ein, sowie sie dann hinwieder sein Inneres nicht befruchten und zu einer Heimat reicher Gefühle und Ansichten bilden konnten. Klinger war ein tüchtiger Charakter, der sich durch folgerichtige Beharrlichkeit zum Meister des Geschickes machte [1]), allein es fehlte der Himmel der Idee, von welchem eine helle Sonne erwärmend und erleuchtend über sein Leben und seine Werke hingeschienen. Selbst auf dem Strome des Lebens von Extrem zu Extrem fortgetragen, aus dem Winkel der Armuth in den Glanz des Glückes versetzt, ohne die friedlicheren Mittelstufen der Gesellschaft zu durchschreiten und auf diesem Wege die feineren Bezüge in den Verhältnissen zu erfahren, beurtheilte er auch die Welt nach Extremen. Das Gute und Böse lagen ihm in abstraktem Gegensatze aus einander, das Menschliche war ihm durch keine Mitteltinten zu einem freundlicheren Bilde ausgeglichen,

---

akademischen Studien machte er in Gießen, wo er bereits das Trauerspiel „Otto" verfertigte. Er verkehrte hier, wie Goethe, viel mit dem bekannten Juristen Höpfner.

1) Als er in der Schlacht an der Moskwa seinen einzigen Sohn verlor, worüber seine Gemahlin sich zur Blindheit ausweinte, blieb er, obwohl hart ergriffen, männlich stark in fester Stellung. — Was er in seinem „Konradin" (Akt I) sagt: „Wir werden Meister des Schicksals, so lange wir es von uns sind", gilt ganz eigentlich von ihm selbst.

Paradies und Hölle waren die Standpunkte, von denen aus er die Welt sich ansah und würdigte, und es ist wohl nur Selbsttäuschung, wenn er meint (in der „Rechenschaft"), er habe die Verhältnisse aller Stände, „ihr Glück, ihre Täuschungen, ihre Schuld und Unschuld" kennen gelernt. Das Gemüth, dieser Spiegel des Menschlichen im Menschen, war ihm getrübt; Klinger'n fehlte hiermit die Lyrik des Herzens, die dem Dichter die rechte Weihe seines Berufes giebt. Seine Produktionen sind daher auch ohne wahre lyrische Innerlichkeit. Geprägt mit dem Siegel abstraktiver Verstandesstrenge, getragen von der Macht eines thatkräftigen Wollens, treten sie wie steinerne Riesengestalten vor uns hin, die mit festen Zügen ein erstarrtes Leben uns entgegenhalten. Das Drama und der Roman sind die Formen, in denen er seine Männerhärte mit dem Scheine der Dichtung zu umgeben suchte; für den lyrischen Gesang hatte ihm, wie gesagt, die Muse keine Stimme gegeben und den Zauber der Melodie versagt.

Wir finden in Klinger's schriftstellerischem Leben und Wirken zwei Hälften, die man als die dramatische und epische bezeichnen kann. Jene fällt hauptsächlich der Sturm- und Drangepoche zu, diese der russischen Dienstzeit, — dort tobte die Jugend im Aufruhr der Leidenschaft, rüttelnd an den Riegeln und Pforten des Herkommens, der Ordnung und der Regel, — hier zürnt der Mann mit der Miene der Verfinsterung und stoischen Selbstherrschaft über das Unheil, welches er in der Menschheit findet. Was Klinger selbst sagt, „daß der Dichter den Menschen zu einem höheren Wesen macht, an das man glaubt, weil er sein Gewebe, gesponnen aus der Wirklichkeit und der inneren höheren Ahndung in uns, an eben dieselben knüpft", und was er deshalb von dem Dichter fordert, daß er nicht bloß idealischen Sinn habe, sondern auch den Geist, „die Wirklichkeit und das praktische Leben überhaupt recht innig und wahr zu erkennen" [1]), hat er in seinen Werken am wenigsten geleistet. Bei dem gänzlichen Mangel an echter psychologischer und historischer Entwickelungsweise führen sie

1) Aus der Schrift: „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur", womit er seine Schriftstellerbahn schloß.

uns die Menschen mehr wie künstliche Automate als wie selbstbelebte und ihr Dasein in Wechselwirkung mit den äußerlichen Bedingungen aus sich gestaltende Wesen vor. Fast durchweg finden wir, daß des Verfassers eigene Abgeschlossenheit sein eigener „erworbener und festgehaltener Charakter", wie er von sich selbst urtheilt, den er „immer ohne Furcht dargestellt", auch Ton und Haltung seinen Werken giebt. Wenn daher Goethe sagt, daß sich in diesen „eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannichfaltigkeit und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede" zeige, wenn er „darin die Mädchen und Knaben frei und lieblich, die Jünglinge glühend, die Männer schlicht und verständig" findet, wenn er „die Figuren, die Klinger ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben" nennt, wenn es demselben „nicht an Heiterkeit und Laune" fehlen soll; so können wir dieses nur aus Goethe's Gewohnheit erklären, nicht bloß „einen Jeden gelten zu lassen für das, was er war", sondern auch „für das, was er gelten wollte" [1]), Jeglichem aber — setzen wir hinzu — die möglichst gute Seite abzugewinnen und vornehmlich jedes bessere Streben freudig anzuerkennen. Doch kann er bei dem Allen nicht verhehlen, daß uns Klinger den heiteren Scherz „durch bitteres Mißwollen hier und da verkümmert".

Wie nun Klinger durch sein ganzes Leben die vollkommenste Stetigkeit seines ernsten Charakters offenbart, der nur in der Frühe stürmisch vordrang, während er in der Spätzeit mehr und mehr in sich erstarrte, so spiegeln auch alle seine Werke dasselbe kalt-spröde Wesen der Welt gegenüber zurück, sowohl die dramatischen seiner Sturm- und Drangbegeisterung, als auch die Romane und sonstigen Schriften seiner zweiten Lebenshälfte, wo er jede Zeit, die ihm von vielen Geschäften übrig blieb, „in der tiefsten Einsamkeit und möglichsten Beschränktheit verbrachte". Die Freiheitsschwärmerei seiner Jugend erscheint im Alter nur als Verzweiflung an ihr selbst und ihrem Ziele, aber nimmer und nirgends ging sie in Verrath an sich selbst über. Seine schriftstellerischen Worte sind der treue Ausdruck seiner Gesinnung früh

1) „Dichtung und Wahrheit", Bd. II. Vgl. damit Eckermann's „Gespräche".

wie spät. Rußlands Czarenherrschaft hat ihn nie erknechtet, und er jubelt, daß er Alexander's, seines Kaisers, Adel sehen kann. „Ich lebe unter Alexander dem Ersten — dem Edelsten der Menschen — Höheres weiß ich nichts zu sagen.“ [1]) Ein Zögling Rousseau's, dessen „Emil“ sein Haupt- und Grundbuch bildete, das er „das erste Buch des Jahrhunderts“ nennt, suchte er als „reinster Jünger“ seines Meisters Naturevangelium in seinen Schriften in offener Sprache zu verkünden. In dem Werke „Geschichte eines Deutschen aus der neuesten Zeit“ hat er ganz eigentlich die Grundsätze Rousseau's durch eine besondere Dichtung verherrlichen wollen [2]). „Das düstere Gemälde der Erfahrung an der Welt und ihren Bewohnern“ [3]) entrollt sich in seinen Dichtungen. Er giebt in ihnen mehr nur das Schauspiel seiner eigenen finstersichtigen Subjektivität, als das der objektiven Wahrheit der Dinge. Sie sind didaktische Exempel einer urkräftigen Persönlichkeit, die nicht ihre Freude daran hat, die Welt als Gabe Gottes aus dessen Hand zu nehmen, sondern nur die Genugthuung genießt, sie zu verachten oder zu überwinden. Das Menschenleben liegt vor ihm wie eine dunkle Landschaft, welche nur hin und wieder durch grelle Blitze beleuchtet wird. Seine Menschen sind meist Ausbünde des Schlechten; die wenigen Guten erscheinen wie Musterhelden der Tugend [4]). Eine gewisse Lebendigkeit der Imagination nebst Biederkeit der Gesinnung ertheilt seinen Werken allerdings ein Interesse, welches uns oft den Mangel eigentlich poetischer Bedeutung übersehen läßt. Hätte Klinger Phantasie genug gehabt, er würde ein deutscher Byron geworden sein, dem er an mißmuthiger Weltansicht und großartiger Leidenschaft nicht weicht. Unausgeglichen, wie bei diesem, erscheinen auch

1) a. a. O.

2) Von Rousseau sagt er in obigem Buche, „daß er der einzige Mann war, der den Zeitgenossen den Spiegel der Wahrheit treu vorhielt“, von dessen Schriften, „daß sie eine neue Offenbarung der Natur sind“ und „daß der Jüngling, der keinen Führer hat, diesen Rousseau wählen soll“.

3) a. a. O.

4) Merck wirft Klinger'n vor, daß seine Poesie die Menschen von anderen abzieht und „sie inwendig mit der Betteltapezirerei ihrer eigenen Hoheit und Würde ausmeublirt“. „Briefe“, Bd. II, S. 49.

bei ihm die Gegensätze, unversöhnt der Mensch und sein Geschick. Nur das Große und Gewaltige hatte für Klinger Werth, das Geheimniß des Schönen blieb ihm stets verschlossen. Er war meist in Feuer oder Unwillen [1]). Unter den deutschen Dichtern steht er zunächst bei Schiller, dem er in der Energie des Willens und in der poetischen Tendenz sich vergleichen läßt, nur daß ihm eben der Genius nicht wie diesem die Weihe reinerer Kunst und echter Originalität verliehen hatte.

Wir haben schon bemerkt, daß Klinger's Werke sich in zwei Hauptpartien scheiden, in dramatische und novellistisch-epische, die wieder den zwei Hälften seines Lebens fast genau entsprechen, der jugendlichen und der gereiften männlichen und, wollte man äußerliche Beziehungen nehmen, seiner deutschen und seiner russischen Lebensseite [2]). In den dramatischen Produktionen haben wir ein treues Charakterbild der Epoche, die selbst von einem Drama Klinger's, „Sturm und Drang", worin ein schottischer Familienzwist den Gegenstand bildet, den Namen erhalten hat. Klinger stand neben Goethe so recht in der Mitte der drangvollen Strebungen, die ihn um so mächtiger forttrieben, je energischer von Natur sein Wollen und Begehren war. Doch blieb er der sentimentalen Seite fremd und gab uns dagegen den titanischen Kampf mit all seinen Anstrengungen und in seiner ganzen dämonischen Gewalt. Hier ist Jegliches, was er bietet, urkundliche Beglaubigung des Geistes, der jene Zeit beherrschte. Klinger kommt nicht aus den Waffen; wir vernehmen ihr Geklirr, wo und wie er sich bewegt. Wir wollen nicht dabei verweilen, wie er sich theils an Goethe, theils später an Schiller lehnte, und wie umgekehrt dieser wieder von ihm (z. B. vielleicht in seinen „Räubern" Motive aus Klinger's „Spielern") geborgt haben mag, und bemerken sofort bloß im Allgemeinen, daß ihm

---

1) Wieland nennt ihn „den Löwenblutsäufer". „An Merck", Bd. I, S. 109 u. Bd. II, S. 106.

2) Klinger hatte schon 1794 und wiederum 1809—16 selbst eine Ausgabe seiner Werke veranstaltet, worin er nur mit Auswahl aufnahm, was er geschrieben, und mehrere Jugendwerke fortließ. Eine neue Ausgabe erschien 1841 ff. in 12 Bänden, wobei jene letztere zum Grunde liegt.

für dieses Fach gerade am meisten der Beruf fehlte. Denn hier kommt es vornehmlich darauf an, daß der Dichter Menschen menschlich schildert, daß er in die Innerlichkeit der Seele steigen kann, um das Räderwerk zu erkennen, welches die That nach Außen treibt; hier gilt's, die Natur mit der Idee auf's innigste zu vermählen, der Handlung Leben, der Sitte Wahrheit, dem Worte treffende Kraft und freien Gang zu geben und die Phantasie an die Gesetze der Wirklichkeit zu weisen. Nichts von diesem Allen hat Klinger erreichen können. Seine Personen stehen auf keinem realen Boden, ihr Thun und Treiben wird nicht aus ihrem Gemüth herausgeboren, sie treten wie Maschinen auf, fertig und gleichsam aufgezogen, es fehlt ihnen Natur und Individualität und Wahrheit. Sie sind Figuren, die einherstelzen und in maßlosem Pathos gezwungene Leidenschaft und erhabene Tugend aussprudeln, oder in gemeiner Rhetorik kraftgenialische Rohheit und teuflische Verworfenheit zur Schau tragen.

In Absicht auf Handlung will die Gestaltung des Stoffes eben so wenig gelingen. Klinger kann nur einen Theil an den andern setzen, aber keinen Fortschritt eines bestimmt gestellten Anfangs zu seinem entsprechenden Ende durch naturgemäße Vermittelung leiten. Es fehlt an Fluß, an dramatischen Motiven, an sachlichem Interesse. Das Große soll uns überwältigen, das Gräßliche rühren, das Maßlose den Sinn betäuben. Kurz, es kommt dem Dichter nicht auf's Handeln, sondern auf den Effekt an. Der Styl geht deshalb meist in's Gesuchte über, und die plastische Wohlgefälligkeit will keinen rechten Raum gewinnen. Der Sprache wird mit der Natur auch die Frische, das Leben, die Macht der Herzensoffenbarung genommen. Sie ist im Ganzen durchkältet-starr und pomphaft-hohl; hin und wieder jedoch erhebt sie sich auf die Höhe eines edlen, gebildeten Pathos. Mit den „Zwillingen" (1774), diesem bekannten Preisstück, verkündigte Klinger sofort, wohin sein Genius ihn trieb. Das Stück behandelt den Brudermord und steht auf dem Boden der Geschichte des Mediceischen Hauses. Es ist dieses Trauerspiel das wahrste Dokument der Zeit und ihres Geschmacks. Ein düster-unheimliches Gemälde wahnsinniger Gewalt, die in wildem Drange nicht Ziel und Richtung kennt. Alles, was die Unnatur Kolossales erzeugen

kann, ist zu schauen, alle Extreme sind in harter Begegnung dargestellt. Hier schmelzende Sanftheit, dort Trotz und Leidenschaft bis zur Wuth, hier Verzweiflung und Kummer, dort Rache und roher Ungestüm. Segen und Fluch, Bitten und Verwünschungen wechseln in schroffer Folge. Alles wird wie in geschlossener Phalanx fortgedrängt ohne selbstbildende Belebung und Innerlichkeit. Übrigens enthält die Tragödie Stellen, welche würdig sind, in einem Ganzen zu erscheinen, dem höhere Kunst das Siegel der Schönheit aufgedrückt [1]).

In drangvoller Eile ließ Klinger nun den „Zwillingen“, die mit außerordentlichem Erfolge gekrönt wurden und ihm den Weg zur Theaterdirektion bei der Seiler'schen Truppe in Leipzig bahnen halfen, eine große Zahl von Stücken folgen, die mehr oder weniger das allgemeine Gepräge seiner Art und Weise in besonderen Formen zur Anschauung bringen. Doch merkt man, wenn man vergleicht, daß, je weiter abwärts, desto mehr der Ton erlahmt, die Charaktere negativer werden, und die Handlung sich in Reflexion verbreitet. Auch dem Schiller'schen Einflusse wird mehr Zugang gegeben, während die ersten Stücke deutlich an Goethe und Shakspeare mahnen, so „Otto“ an „Götz“ und „Das leidende Weib“ [2]) an Werther, „Die neue Arria“ an Margarethe v. Anjou bei Shakspeare, „Roderico“ dagegen und „Der Günstling“ an Schiller's „Don Karlos“ und „Fiesco“; wie denn dieses zum Theil schon Andere bemerkt haben. Namentlich erinnert „Der Günstling“ stark an Schiller's Absichten und Methode. Dieses Stück, welches uns in seinem Helden „Braneas“ einen zweiten Posa geben möchte, spielt wie Don Karlos auf spanischem Boden, ist von gleicher kosmopolitischer Begeisterung durchdrungen und ruhet auf gleicher idealer Weltanschauung. Der Ton klingt gemäßigter, die Handlung erscheint

1) Er hatte die „Zwillinge“ in fünf Tagen niedergeschrieben.

2) Das „Leidende Weib“ wird von Tieck (Vorrede zu Lenz) diesem zugeschrieben, hauptsächlich deswegen, weil es in Klinger's Selbstausgabe seiner Werke fehlt. Allein hier fehlen mehrere Stücke. Vgl. Merck, „Briefe“, Bd. II, S. 287. Auch Gervinus meint, daß es Klinger'n angehöre. Dagegen scheint Nicolai es gleichfalls Lenzen zuzuschreiben. Vgl. Wagner, „Briefe aus dem Freundeskreise u. s. w.“, S. 128.

getragener, als in den früheren Stücken, obwohl immer noch dem Überschwänglichen ein weiter Raum gestattet worden. — Unter den späteren Dramen tritt in der „Medea in Korinth“ Klinger's Sturmgeist noch einmal mit der Gewalt früherer Tage hervor, obwohl weniger dämonisch-wild, als leidenschaftlich-geschärft und vom Hauche der Bitterkeit durchkältet. Immer bleibt indeß dieses Werk, wie viel ihm auch an dramatischer Gestaltung mangeln mag, ein Zeugniß, wie weit ein eigentlich prosaisches Talent sich in eine Art Form der Dichtung drängen kann. Es steht von diesem Gesichtspunkte aus auf derselben Linie wie Lessing's „Emilia Galotti“, mit der es übrigens sonst keine wesentlichen Vergleichungspunkte bietet.

Seit 1780 finden wir Klinger in russischen Dienstverhältnissen, wo er als Vorleser bei dem Großfürsten, nachherigem Kaiser Paul, angestellt wurde. Er verließ Deutschland und sein bisheriges eng umschriebenes Leben, um, nach einer weiteren Reise durch die Schweiz, Italien und Frankreich, in glänzender Umgebung zu Petersburg eine vielbeschäftigte, ehrenvolle Bahn zu betreten. „Ich habe,“ sagt er, „in einem großen Reiche von der Zeit an gelebt, da ich dem männlichen Alter entgegentrat; viele Geschäfte sind mir aufgetragen worden, die mich mit allen Ständen in Verkehr setzten — aber nach ihrer täglichen Beendigung verbrachte ich die mir gewonnene Zeit in der tiefsten Einsamkeit, der möglichsten Beschränktheit.“

Man begreift, wie ein Mann, in dem der Drang freiester Thätigkeit bisher getrieben, der voll abstrakt-deutscher Idealität, dabei von Natur zu persönlicher Isolirung geneigt war, in der Kälte russischer Barbarei und soldatischer Herrschaft ganz auf sein Inneres zurückgedrängt werden und aus Mangel an humaner Mittheilung und Erweckung in sich erstarren mochte. Doch blieb er in der Mitte üppiger Verschwendung, umgeben von Verbrechen und höfischen Kabalen, fest auf dem Grunde seines sittlichen Charakters ruhen. Freilich wurde der frühere Drang nun zu kalter Abgeschlossenheit verdichtet, die Kraft des freien Wirkens zu strenger Regel angespannt und seine Weltansicht, von Anbeginn verdunkelt, verfinsterte sich jetzt vollends in ernster Resignation. In dieser Lage, worin er noch dazu viel Unmenschliches sehen, ja

selbst das Gräßlichste in der Ermordung des Kaisers Paul erfahren mußte, suchte er, nachdem er das Drama allmälig bei Seite ließ, sich in epischen Formen weiter auszusprechen. Eine Reihe von Romanen folgte. Wir begegnen hier, wenn man von einigen früheren Versuchen absieht, derselben Kraftüberspannung wie in den Dramen, nur eben in anderer Farbe. Die Richtung bleibt die gleiche, bloß Sprache und Ton werden spröder, die ganze Darstellung kälter, und der Drang wandelt nun mit dem eisernen Tritte starrer Ruhe, in sich verfesteter Trotzigkeit. Die Menschenzeichnung ist die alte, auch hier keine Entwickelung von Innen, keine Vermittelung zwischen den Extremen, auch hier Tugendhelden oder Teufel. Die Handlung geht nicht durch ihren Trieb, sie wird äußerlich fortgeschoben, die Maschine waltet, nicht menschliche Freiheit und Selbstlebendigkeit. Die Welt erscheint im Argen, das Verderbniß hat die Oberhand und „Alles verschlimmert sich ihm (dem Dichter) unter den Händen der Menschen" (Goethe). Im Allgemeinen waltet der trostlose Skepticismus, dem allein der Muth eines großwollenden Charakters entgegentritt, und in diesem Bezuge bemerkt J. Paul in seiner Vorschule der Ästhetik sehr treffend, „daß jeder Roman Klinger's wie ein Dorfgeigenstück die Dissonanzen in eine schreiende letzte auflöse".

Was Klinger selbst in der „Rechenschaft" sagt: „Ich habe den Geist der Menschheit durch seine Höhe und Tiefe beobachtet und verfolgt", dem will er jetzt Ausdruck geben. Dieses bildet das gemeinsame Thema, die herrschende Idee, welche in allen Klinger'schen Romanen mit großem rhetorischen Aufwande und ausgebreiteten Räsonnement, meist in pathetischer Geschraubtheit behandelt und ausgeführt wird. Er sucht in diesen Werken das ganze Menschenleben mit all seinen Verhältnissen, all seinen Zwecken und Einrichtungen, allen Stufen seiner Gunst und Ungunst, hier von der Kraft der Tugend zum Himmel emporgetragen, dort von der Last der Bosheit in den Pfuhl der Hölle herabgezogen, uns vor den Blick zu stellen. Als das sprechendste Denkmal dieses seines epischen Schriftthums steht der „Faust" vor uns aufgerichtet [1]. Gleich einer Statue, aus mächtigem

1) Der Titel des Klinger'schen Romans heißt: „Faust's Leben,

Granitblocke roh und ungemeißelt ausgehauen, hebt er sich empor. Wir haben schon bemerkt, wie der „Faust“ als das eigentliche Urbild der jungen Genialitäten dieser Epoche erscheint, und wie deshalb diese Sage damals mehrseitige Versuche neuer Bearbeitung erfuhr. Aus demselben Grunde mochte bereits zu Shakspeare's Zeit, wo in England zum Theil ein ähnlicher Drang die Dichterwelt durchherrschte, der gewaltige Marlow als Hauptträger desselben den aus Deutschland hinübergekommenen Stoff bearbeitet haben [1]). Faust ist ein Gegenstand, an dem ein deutscher Dichtergenius seinen Beruf am bedeutsamsten bewähren kann, indem in dieser Fabel die Idee des Schicksals im germanisch-christlichen Sinne am tiefsten eingeschlossen liegt. Wie Goethe es gelungen, diesen Sinn in jener Tiefe zu erfassen und das Menschliche, was an die Sage geknüpft ist, aus dem Grunde derselben hervorzuheben, soll unten weitere Erwähnung finden. Klinger hat nun gerade in diesem Werke sein Unvermögen, in das Innere der menschlichen Natur, des Lebens, der Geschichte und Verhältnisse überhaupt einzudringen, dessen wir oben schon gedacht, auf's deutlichste dargelegt. Da tönt keine Stimme herauf aus dem Grunde seelenhafter Geistigkeit, da ist kein lebendiger Wechselbezug zwischen Welt und Freiheit, keine Vermittelung zwischen den Thaten des Gemüths und der Rache des Geschicks, kein Verhältniß zwischen Gut und Bös, zwischen Versuchung und Verbrechen. Alles verläuft sich in äußerlichen Bezügen. Über dem Ganzen lagert die schwarze Wolke des Schrecklichen und Ungeheuerlichen. Von psychologischer Entwickelung so gut wie keine Spur, eben so wenig von geistvoller Charakteristik. Statt dessen erhalten wir eine Reihe von geschichtlichen Scenen, eine Art Bericht einer historischen

---

Thaten und Höllenfahrt.“ Klinger hat einen morgenländischen und abendländischen Faust geschrieben. Hier ist von dem letzteren die Rede.

1) Die Faustsage war fast gleichzeitig mit der Ausbildung derselben in Deutschland in einem englischen Romane behandelt worden. Vgl. Gräße, „Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte“, Bd. II, 2. Abtheilung, 2. Hälfte, S. 631. — Es ist bekannt, daß im Beginn des 17. Jahrhunderts das Marlow'sche Drama vielfach in Deutschland aufgeführt wurde. Über die Faustliteratur und die Faustsage vgl. übrigens H. Düntzer's umfangreiches Kapitel in seinem zweibändigen Commentar zu Goethe's „Faust“.

Weltumsegelung, welche übrigens jeder Andere eben so gut als der Doktor Faust hätte machen können. Zwar überhebt sich der Faust darin, ein Weltverbesserer zu werden, zu welchem großen Werke er den Teufel zu Hilfe nimmt; allein beide Helden sind dem Unternehmen wenig gewachsen. Faust ist eine wandelnde Maschine, der Teufel (Leviathan) nicht viel mehr als sein Maschinenmeister, der ihm gelegentlich sehr breite moralische Vorlesungen hält, worin er sich eher im Tone eines christlichen Predigers, als in dem des Antichrists ausspricht, wie z. B. in der Rede, welche er nach der Rückkehr von den Reisen aus Deutschland an seinen genialen Reisegefährten richtet. Die großwortige Emphase drängt sich vor, ohne jedoch die innerliche Leerheit und Hohlheit zu verdecken. Des Gemeinen läuft viel mit unter, wie denn das Ganze mit einer effektmacherischen Gemeinheit schließt, indem der den Faust fortführende Teufel seine Anwesenheit mit einem garstigen Gestanke verräth. Wie weit bleibt das Alles zurück, wir wollen nicht sagen hinter Goethe's Meisterwerke, sondern selbst hinter der sinnvollen alten Bearbeitung im Style der Marionettenbühne? Daß übrigens in diesem Klinger'schen Fauste in der That manche echt großartige Scenen vorkommen, wollen wir durchaus nicht in Abrede stellen, nur möge es Niemandem gefallen, wie wir denn davon noch Beispiele haben, wegen solcherlei Glanzpartien das Buch dem Goethe'schen Werke an die Seite zu setzen, wofern man in der That die Absicht hat, das Wahre und Falsche, das Klassische und Gewöhnliche in unserer Literatur zu Nutz und Frommen Anderer kritisch zu sichten und nach seinen Ansprüchen mit Gerechtigkeit ohne einseitige Gunst oder Ungunst zu bestimmen.

Nachdem wir den Faust näher charakterisirt haben, mögen wir uns einer weiteren Besprechung der anderen Romanschriften Klinger's leicht überheben, indem dort alle nach Ton, Tendenz und Styl ziemlich vollständig vorgebildet liegen. Wir können dies noch um so mehr, da der letzte Band der neuen Ausgabe eine ziemlich ausführliche Betrachtung der Werke des Dichters und eben auch der Romane enthält, die, wenn wir sie auch eben wegen der darin herrschenden unverkennbaren Vorliebe für den Dichter keineswegs ganz zur unsrigen machen können, doch viel

Treffendes bietet. In dem „Raphael de Aquilas“ wird die fanatische Verfinsterung des Christenthums von dem verheißenden Morgenlichte des Korans umhellt, und die Erhabenheit idealer Gesinnung wirft ihre glänzenden Strahlen in die Mitte der Schatten und Gräuel menschlicher Verirrungen. Die „Geschichte Giafar's, des Barmeciden“ führt uns in die Umgebung orientalischer Weltanschauungen, unter die Bekenner des Islams und stellt uns in ihrem Helden ein neues Bild eines Edlen dar, der nach dem Wohle der Menschheit ringend, doch dem Drange der Umstände erliegen muß, die zu überwinden er voll hoher Gesinnung sich berufen glaubte. „Die Reisen vor der Sündflut“ verbreiten sich mit gleichmäßiger Schärfe über die Machtanmaßung der Fürsten wie über die Schwäche der Völker, aber es fehlt an freier Auffassung und Entwickelung. Was Klinger selbst von der Satyre sagt, daß sie nämlich „eine aus wahrer moralischer Energie entsprungene Indignation über Thorheiten und Laster sei“, zugleich seine Idee vom Sarkasmus, der nach ihm „mit einem Zuge ein vollendetes Gemälde aus der moralischen Welt entwirft, aus den kühnen Gedanken ein feuriges Bild gestaltet, das aus dem Spiegel der Wahrheit glühend herausleuchtet“, scheint er hier in Ausführung haben bringen zu wollen [1]). „Der Faust der Morgenländer“ stellt sich dicht neben das vorhergehende Werk. Hat er dort die Welt in ihren bösen Mächten vorgeführt, so zeigt er hier das Walten milder Ruhe; das Herz findet den Frieden, die Zerrissenheit weicht der Versöhnung, die freilich mehr eine Folge stoischer Apathie, als innerlicher Gemüthsbefriedigung ist. Im „Sahir“, welcher die frühere Geschichte „vom goldenen Hahn“ umgearbeitet enthält, ergeht er sich in freieren Schritten und weiß mit einer Art Urbanität das Menschliche an Menschen zu beurtheilen. Wir vernehmen hier von ihm über die Bedeutung der Kultur, über Civilisation und ihre Folgen manches kluge, wenn auch breit gesprochene Wort. „Die Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit“ spielt auf die Revolution hin und auf Rousseau's Bildungsgrundsätze, worauf

1) „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur.“

wir schon oben hingedeutet haben. Wir sehen hier wieder den Gegensatz zwischen dem idealen Subjekte und der realen Welt in seiner ganzen unvermittelten Kluft. Gleiches zeigt uns „der Weltmann und der Dichter", in welchem Werke jener Zwiespalt nur scheinbar zur Ausgleichung gebracht wird. Klinger hat hier offenbar sich selbst im Auge, indem an ihm beide Verhältnisse persönliche Wirklichkeit erlangt hatten. Was er in der eben angeführten Schrift bemerkt: „Es gehört hohe moralische Kraft dazu, den Verstand durch Welterfahrung, durch thätiges Geschäftsleben und in dem Umgange mit höheren Ständen aufzuklären, ohne daß das Herz in dieser Schule austrockene", wird in der Schrift gewissermaßen als Thema ausgeführt.

Wir haben zum Öfteren Klinger's Werk „Betrachtungen und Gedanken" (seit 1801, 2 Bände) erwähnt. Dasselbe schließt sein eigentlich schriftstellerisches Wirken und vermacht der Nachwelt die Resultate der Erfahrung und des Nachdenkens eines vielbewegten Lebens, das übrigens noch lange über das Ziel der literarischen Thätigkeit des merkwürdigen Mannes hinausgehen sollte. Es herrscht darin im Allgemeinen die alte Weise, wenn auch gemildert und gemäßigt. Es ist ein ungestümer Aphorismendrang ohne Fluß der Gedanken und der Sprache. Die Schwere der Rüstung, aus der Klinger nie herauskam, bemerkt man auch hier: wir hören Sporen und Degen, wie überall. Doch wird in dieser Weise Manches geboten, was man zu den Schätzen der Weisheit rechnen darf.

Verlassen wir nun mit Klinger die nächste Umgebung Goethe's und sehen wir uns in dem literarischen Kreise, in welchem wir eben stehen, etwas weiter um, so erblicken wir in einiger Ferne mehrere literarische Gestalten, die theils selbst noch in lokalem, theils in geistigem Verhältnisse zu der geschilderten poetischen Genossenschaft stehen. Dem Charakter der Dichtungen nach stellt sich hier der Maler Friedrich Müller aus Kreuznach (1750—1825) am nächsten [1]). Princip und Weise seiner Produktionen gehören ganz der genialen Absonderlichkeit an, welche

1) Siehe über ihn die treffliche Charakteristik in H. Hettner's [illegible] Literaturgeschichte („Sturm und Drangperiode", S. 271—285).

in diesem Kreise herrschte. Derbe Natürlichkeit und Originalitätssucht bei regelloser Willkür sind die Eigenschaften, wodurch sie sich gleichmäßig charakterisiren. Seit 1776 malerischer Studien wegen in Rom, wendete Müller sich hauptsächlich Michel Angelo's Werken zu, gerieth dadurch aber, wie manche Andere, die jenes großen Meisters Geist zu fassen suchen, ohne seiner Tiefe mächtig zu sein, in das Karikirte und Manierirte. Was er daher in der Kunst geleistet, hat wenig Beifall finden können; auch würden ihn die artistischen Abhandlungen, die er hier und da geschrieben, wohl wenig bekannt gemacht haben. Daß ihn die Geschichte nennt, verdankt er eigentlich nur seinen Dichtungen, welche erst seit der Gesammtausgabe 1811 die Aufmerksamkeit mehr auf ihren Verfasser gelenkt zu haben scheinen. Müller stand indeß gleich anfangs in der Reihe der stürmenden Genialitäten. Es that ihm Noth, wie er bei Gelegenheit seines „Faust" sagt, „dann und wann Bewegung und Ausbruch der Glut zu geben, die, auf eins verschlossen, sein Herz endlich ganz verschmoren würde". Er schrieb Idyllen und dramatische Versuche, auch einige lyrische Gedichte (Lieder und Romanzen). In jenen beiden Gattungen sieht man ihm neben dem Originalitätsdrange sogleich die Haltungslosigkeit an, welche den meisten Jüngern dieser Zeit eignet. Wenn er hier bis zur Höhe poetischer Gestaltung aufsteigt, fällt er dort in das Gemeine herab, ohne Form und Maß sich geberdend; will man sich an den Farben ergötzen, womit er die Natur in ihrer sinnlichen Frische zeichnet, so fühlt man sich alsbald verstimmt durch die geschmacklose Derbheit, mit der er die Züge der Schönheit selbst zerstört. Es ist ein unmotivirtes Herüber- und Hinüberfallen aus dem Erhabenen in das Burleske, aus dem Natürlichen in das Bizarre, aus der Wahrheit in die Übertreibung. Doch bleibt er bei all diesen Fehlern ein Talent, dessen Poesien gegenüber der vorhergehenden konventionellen Nüchternheit und unwahren Formenspielerei in unserer Literatur immerhin willkommen geheißen werden durften, obgleich man wohl Anstand nehmen kann, ihn mit Tieck (im „Phantasus" I) ein „wahres Genie" zu nennen und ihm „die Fülle und Lieblichkeit eines Giulio Romano" beizulegen. Nachdem er sich seit 1775 in einigen idyllenartigen Produktionen versucht, gab er 1778 das

dramatisirte „Leben Faust's" heraus, welches Stück mit der „Niobe" und „Genovefa" seinen poetischen Standpunkt am wahrsten bezeichnet [1]).

Daß wir hier abermals dem „Faust" begegnen, gehört, wie schon bemerkt, zu den Zeichen der Zeit. Vergleicht man Müller's „Faust" mit dem Klinger'schen, so hat er schon durch die dramatische Belebung, noch mehr aber durch die größere Flüssigkeit und die Frische der Behandlung vor demselben Manches voraus, obwohl er im Ganzen durch die Ungleichheit des Tons und die kraftgenialische Rohheit, welche oft in wilde Burschikosität übergeht, meist viel tiefer steht [2]). Von Goethe's „Faust" unterscheidet ihn Alles, so daß gar keine Vergleichung gestattet bleibt. Es ist eher das ungeberdige Toben und Brüllen eines wilden Thieres, das gegen die eiserne Vergitterung wüthet, als die Leidenschaft des Menschen, die aus der Enge der Brust gegen das Gesetz der Welt anstürmt. Sein Faust soll ein „großer Kerl sein, der Muth genug hat, Alles niederzuwerfen, was ihm in den Weg tritt, dabei Wärme genug im Busen trägt, sich in Liebe an einen Teufel zu hängen, der ihm offen und vertraulich entgegenkommt". Die Devise der Zeit, „das selbständige Wesen aufrechtzuerhalten gegen Schicksal und Welt, die uns niederdrängen und durch Konventionen niederbeugen", spricht Müller selbst als Tendenz seiner Dichtung aus. Eine Reihe von allerlei wüsten Auftritten, in denen die vorgebliche Genialität des Helden sich auf die gemeinste Weise blosstellt, muß als Poesie gelten. Dabei steigert sich der Humor bis zur Lächerlichkeit in der Art, wie die weinerliche Sehnsucht neben den kraftgenialischen Übermuth gestellt wird. Nicht bloß, daß der Famulus Wagner Thränen überschwänglicher Melancholie in das Löwenthum seines Meisters gießt, dieser selbst fällt aus seiner Großkerlrolle, um bitterlich zu weinen, wenn er seines früheren Lebens gedenkt und sich zur Resignation auf den Genuß entschließen soll. Kurz, dieser Faust kann nicht

1) Müller's Werke erschienen gesammelt in Heidelberg 1811, 3 Bände; neu aufgelegt ebendaselbst 1825.

2) „Faust's Leben" (so heißt der Titel) erschien zuerst 1778 und war auf vier Bände berechnet, blieb aber unvollendet.

einmal „das Fußgestell eines würdigeren sein", wofür ihn der Verfasser selbst ausgeben will.

In der „Niobe" ist Styl und Haltung edler, die Charakterzeichnung gelungener, indeß auch hier erreicht der Dichter die Reinheit nicht, die man von einem Stücke, welches in das Antike hinüberspielt, vor Allem zu erwarten hat. Das Übertriebene in Leidenschaft und Sprache drängt abermals zu oft hinein, um eine wohlgefällige Gestaltung zu gestatten. Die „Genovefa" vermeidet solche Auswüchse mehr, indem sie, in milderen Scenen sich bewegend, das Element genialer Wüstheit wenig zuläßt [1]). Auch empfiehlt sich dieses Stück durch die frische Anschaulichkeit, womit hier und da mittelalterliche Verhältnisse dargestellt werden, und verräth überhaupt einen gewissen Grad echter Begeisterung, in manchen Partien auch tiefsinnige Lyrik. Doch vermißt man im Ganzen die freie Reproduktion der Zeit und Sitten, welchen der Stoff angehört, sowie es auch immer nicht an solchen Zügen fehlt, die den Mangel an durchgebildeter Kunst und reinem Geschmacke bezeugen. Daß man zugleich oft mehr als angenehm an Goethe's „Götz" erinnert wird, hat schon Gervinus richtig bemerkt.

Müller's „Idyllen" haben bei Vielen Beifall und ein gewisses Ansehen gewonnen, und namentlich ist es Tieck, der sich ihrer mit besonderem Eifer angenommen hat. Zunächst eignet ihnen nun allerdings das Verdienst, der französirenden Naivetät und faden Sentimentalität, welche sich bei uns um jene Zeit in dieser Dichtart geltend machte und durch Geßner gleichsam klassische Autorisation erhalten hatte, mit kecker Natürlichkeit gegenüberzutreten, ein Verdienst, welches später Vossens Idyllen mit ihnen theilen sollten. Müller hat biblische, griechische und deutsche Idyllen verfaßt. In den ersten (z. B. „Adam's erstes Erwachen") wird man durch den Gegenstand an Geßner erinnert; allein die Behandlung geht bereits weit über diesen hinaus. Die

---

1) Müller hat diesen Gegenstand in zwei Dichtungen bearbeitet, unter den Titeln „Die Pfalzgräfin Genovefa" und „Golo und Genovefa". Tieck's späteres Drama gleiches Namens steht mit der Müller'schen „Genovefa" in keinem wesentlichen Bezuge.

griechischen sind ohne ansprechende nationale Eigenthümlichkeit; obwohl sie, namentlich „Bacchidon und Milon" und der „Satyr Mopsus", von Tieck den schönsten Poesien an die Seite gesetzt werden. Gern geben wir zu, daß manche Bilder darin kräftig ausgeführt erscheinen, auch den lyrischen Gesängen, die uns daraus entgegentönen, wollen wir ihren Werth nicht ganz absprechen; allein „bis zur Entzückung" hat uns alles das nicht hingerissen. Auch in diesen Versuchen herrscht die Willkür des genialen Beliebens. „Bacchidon und Milon" ist in Absicht auf Kunst und Geschmack wohl das vollendetere Werk. In den deutschen Idyllen dagegen wehet eine frische vaterländische Luft, die, wenn auch zuweilen etwas zu derb und rauh, doch im Ganzen wohlthuend wirkt. Die sogenannten Pfälzer Idyllen, z. B. „Die Schafschur" und „Das Nußkernen", übertreffen in dieser Hinsicht zum Theil selbst die von Voß; wenigstens ist der Ton derselben frei von der Gesuchtheit, die nicht selten in diesen durchscheint, wenn auch nicht frei von Zügen der Gemeinheit. Die ritterlich-romantische Idylle „Ulrich von Coßheim" und einiges Andere übergehen wir, um nur noch zu bemerken, daß Müller zu Goethe'n in kunstgeschichtlichem Verhältnisse und in darauf bezüglichem persönlichen Verkehre stand, so wie er mehreren Dichtern dieser Epoche näher befreundet war.

Schon haben wir oben im Vorbeigehen an Ludwig Philipp Hahn erinnert, um eine Verwechselung mit dem gleichnamigen Hahn des Göttinger Bundes, dessen Landsmann er war (Beide gehörten der Geburt nach Pfalz-Zweibrücken an), zu verhindern. L. Phil. Hahn (1746—87) hat sich seiner Zeit durch dramatische Produktionen, deren ganzer Charakter ihn auf's engste den Stürmern zugesellt, einen gewissen Ruf erworben. Außer einigen anderen Trauerspielen, z. B. „Graf Karl von Adelsberg" und „Robert von Hohenecken", die mehr oder weniger im Tone des „Götz von Berlichingen" geschrieben sind und in Fassung und Darstellung das Übermaß genialer Unmittelbarkeit hinlänglich bekunden, war es „Der Aufruhr von Pisa", wodurch er seinen Namen damals besonders bekannt machte. Dieses Trauerspiel ist gleichsam ein „Ugolino" nach dem „Ugolino", indem es dieselbe Geschichte, welche Gerstenberg in seinem

berühmt gewordenen Stücke dieses Titels schon 1768 gedichtet hatte, zum Gegenstande hat, auch ganz in Gerstenberg's Manier gehalten ist. Wie dieser hat Hahn aus Dante's „Göttlicher Komödie" den Stoff entnommen und in der Bearbeitung an den grauenvoll-dunkeln Farben, womit jener große Dichter (in der Hölle) die Geschichte erzählt, nicht nur nichts gemildert, sondern dieselben eher noch schwärzer aufgetragen. Hahn hört da auf, wo Gerstenberg anfängt, indem er die der gewaltigen Katastrophe des Verhungerns selbst, welche Gerstenberg schildert, vorausgehende Geschichte der Pisaner Unruhen darstellt, in deren Folge eben der schauderhafte Untergang des Grafen Ugolino und seiner Söhne im Hungerthurme zu Pisa Statt fand. Shakspeare's Kühnheit wird von Hahn überboten, um das non plus ultra origineller Naturdichtung zu geben. „Männerherzen", so sagt der Verfasser selbst, „wird er (der Ugolino) erschüttern, daß sie schwanken, beben werden, wie die Erle im Waldthal beim Abendsturm." Der Haß zwischen dem Erzbischof Ruggieri und dem Grafen Ugolino, die Rache jenes, der diesen zuletzt in den Thurm einsperrt und, nachdem er seine Gemahlin nebst einem seiner Söhne hat ermorden und ihre Särge in den Thurm bringen lassen, diesen verschließt und den Schlüssel in den Arno wirft, ist der eigentliche Inhalt der Handlung, deren „Übertriebenheit in einigen Monologen" der Verfasser selbst anerkennt. Man sieht ihm an, daß er nicht ohne Begabung war, allein der Drang ungeregelter Genialitätssucht führte ihn über alle Grenzen echter Poesie, und weder Empfindung noch Charakteristik und Sprache können die dramatische Kritik bestehen. Namentlich ist Ugolino's trotzige Härte, welche der Dichter selbst entschuldigen zu müssen glaubt, und seines geistlichen Feindes Ruggieri Nichtswürdigkeit, in der sich die Richard's, Franz Moor's, die Marinelli's und alle andern Renommé's der Schändlichkeit zu einer Person verbinden, auf eine Höhe getrieben, wo alle Wahrheit aufhört und die Karikatur sich die Bedeutung der Dichtkunst anmaßt. Daß das Stück zum Überfluß noch über seine eigentliche Katastrophe, den Schluß des Thurms, hinausgeht, kann seinen tragischen Werth nicht vermehren.

Wendet sich nun der Blick an dem Eingang dieser Drangzeit selbst zurück zu der Gruppe, welche wir dort in Straßburg

um Goethe gebildet sahen, so erscheint darin neben den Stürmern ein junger Mann, der durch den milden Ernst seiner Haltung unsere Aufmerksamkeit um so mehr erregt, als er sich späterhin auch literarisch nicht geringen Ruf erwerben sollte. Es ist Jung, derselbe, den wir in der Literaturgeschichte unter dem Namen Stilling kennen lernen.

Jung (1740—1817) gehört nicht zu den Genialitäten, die wie Titanen den Himmel erobern wollten, wohl aber zu Denen, welche mit dem sentimentalen Enthusiasmus des Gemüthes gegen die Schranken todter Formen und verlebter Autoritäten vordrangen. „Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Übel, augenscheinlich bestätige." In diesen Worten Goethe's haben wir den Text zu Allem, was sich über Jung sagen läßt, der auf jenem religiösen Fundamente mit Lavater zusammensteht, ohne jedoch wie dieser aus seinem Glauben ein Geschäft zu machen. Wie nahe verwandt er sich indeß demselben in seiner „romanhaften" Religionsansicht fühlte, beweist er in seiner „Verklärung Lavater's", womit er ihm ein poetisches Denkmal setzte [1]). Jung war in einer Gegend (im Fürstenthum Nassau-Siegen an der Grenze von Westphalen) geboren, wo die pietistischen Regungen sich mit der Wundersucht, die damals im südlichen und südwestlichen Theile von Deutschland herrschte und besonders eben durch Lavater von Zürich her gefördert wurde, in Verbindung gesetzt hatten und zu der aus dem Norden vordrängenden rationalistischen Aufklärung entschiedener Gegensätzlichkeit standen. Seine Familie, in welcher der Sinn für das Räthselhafte, Schwärmerische und Mystische überhaupt gewissermaßen herkömmlich und vererbt war, neigte dieser frommgläubigen Stimmung besonders zu. Es konnte daher wohl nicht fehlen, daß Jung, dessen persönliches Wesen ursprünglich „auf dem Gemüthe ruhte" (Goethe), unter dem Einflusse jener Umgebungen und Traditionen die angeborne Richtung in sich erstarken und besonders beleben ließ. Rechnet man dazu die eigen-

1) „Lavater's Verklärung", besungen von Heinrich Stilling (1801).

thümlichen Lebensverhältnisse, in denen er seine Jugend verbrachte, so wird uns begreiflich, wie in ihm sich die damalige Gemeinde der Stillen im Lande, die wundergläubige Sentimentalität der Frommen, die idyllische Religionsfreudigkeit auf's anschaulichste vergegenwärtigen mochte. Von Eltern geboren, die in ländlicher Beschränkung durch die Arbeit ihrer Hände sich nähren mußten, war er selbst anfangs dem Handwerke (der Schneiderei) hingegeben, das er, durch eigene Belehrung etwas höher gebildet, gegen das Schulmeisteramt vertauscht, von welchem er, da ihm die Sache nicht nach Wunsch gelingen wollte, zur Nadel zurückkehrte und, nachdem er abermals den Lehrerberuf als Hauslehrer versucht hatte, sich den Studien der Medicin widmete, die ihn in Straßburg in Goethe's Nähe und Bekanntschaft brachte. Einige Zeit hindurch lebte er darauf in Elberfeld, wo er, als Augenarzt glücklich und hülfreich wirkend, zu großer Berühmtheit gelangte. Später war er als Staatsökonom an höheren Lehranstalten (z. B. in Heidelberg und Marburg) thätig und starb in Karlsruhe, wo ihn die Freundschaft des bekannten Karl Friedrich geehrt und besonderer Auszeichnung gewürdigt hatte.

Stilling's Schriften zeigen uns, wenn auch in verschiedenen Abschattungen, einen Mann, der, die Wehmuth seiner Jugend mit dem Glauben an eine unmittelbare göttliche Leitung verbindend, seine eigentlichste Bildung auf die Romantik des Christenthums und die Erwartungen von einem jenseitigen Reiche der Seligen gegründet hatte. Die Bibel, welche außer einigen verwandten Büchern seinem Geistesdrange die erste Nahrung geboten, blieb auch im Verlaufe seiner wissenschaftlichen Studien und seines ganzen Lebens die Grundquelle seiner tiefsten Überzeugungen. Die theosophischen Schriften des teutonischen Philosophen Jacob Böhme, dieses Polarsterns aller romantisch-religiösen Weltanschauer von Angelus Silesius an bis auf Franz v. Baader und Friedrich v. Schlegel herab, waren daneben Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit [1]). Obgleich er später, als er durch Lebenserfahrungen vielfach mißlicher Art hin und wieder in

1) So gesteht er selbst z. B. in einem Schreiben an Fouqué. „Briefe an Fouqué", Bd. I, S. 168.

seinem Glauben an Gottes persönliche Verbindung mit ihm wankend wurde, in die Drängniß des Zweifels gerieth und bei der Philosophie des großen Königsberger Weisen Trost und Gewißheit suchte; so kehrte er doch alsbald zum Evangelium zurück, das ihm allein Zuflucht bot und Beruhigung gewährte. Daher fand er sich denn auch später berufen, die antibiblischen Tendenzen der Aufklärung sammt den revolutionären Bewegungen in der Politik in mehreren Schriften, wie z. B. im „Heimweh" und besonders in der „Siegesgeschichte der christlichen Religion", zu bekämpfen und ihnen gegenüber die Wiederkunft Christi zu verkündigen, hierin dem Wandsbecker Boten (Claudius) verwandtschaftlich begegnend. Daß übrigens trotzdem ein Mann wie Jung, der, wenn auch nicht ohne Verstand, doch mit überwiegender Gefühlsinnigkeit das Leben, die Welt und die Geschichte betrachten wollte, der, statt auf die Kraft denkgläubiger Vernunft und eines tapferen Willens zu vertrauen, überall, wie bemerkt, eine ganz specielle göttliche Hülfe in Aussicht nahm und die persönlichste Vorsehung voraussetzte, dem Druck des Lebens oft erlag und der trübseligen Mißstimmung, welche die Zeit ohnedies beherrschte, mehr oder weniger anheimfallen mochte, daß sogar „sein Herz mitunter an der göttlichen Vatertreue zweifelte", daß ihm die Lebensreise „so schwer und bitter" wurde, daß er klagen konnte über „die Sonnenstiche und Gewitter", die ihn mehr betroffen, als ihn „des Lebens Wonne gelabt", beweist nur, wie er in der That im Kreise der Werthersympathien stand, aus denen er sich niemals recht losgerungen hat. Denn, wenn wir sehen, daß er in späteren und spätesten Jahren sich der Wirklichkeit und ihren Forderungen mehr und mehr entfremdete und sich zuletzt völlig in das Jenseits hineinschwärmte, wenn wir ihm in den Erwartungen des Eintritts des tausendjährigen Reichs, in den Einbildungen von Geistererscheinungen und selbst auf dem Wege visionärer Täuschungen begegnen müssen, wenn er sogar, nachdem er in den „Scenen aus dem Geisterreiche" den Verkehr abgeschiedener Geister mit den Lebendigen aufgewiesen, in einer „Theorie der Geisterkunde" den gemeinen Geisterglauben auf rationelle Grundlagen zurückzuführen und die Resultate naturwissenschaftlicher Forschungen für dergleichen Nebeleien in Anspruch zu nehmen bemüht ist; so können wir in dem Allen nur eine

andere Form seiner Jugendträume und früheren Gemüthsanschauungen finden. Übrigens hat er sich nie in den Zelotismus der Partei verloren und die Rechte der Vernunft in fanatischer Dunkelsucht verhöhnt, wie manche Andere auf dieser Seite. In seinem „Theobald oder die Schwärmer" sucht er sogar die Irrwege zu beleuchten, auf welche übergläubige Verblendung führen kann. Wie viel menschliche Schwäche wir nun auch an Jung zu bemerken haben, immer erscheint er uns als ein Mann, der in deutscher Art und Weise die Idyllität des frommen Gemüths als das Princip der Lebens- und Weltbetrachtungen geltend machen wollte, als ein Mann, „der den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menschen immer zu seinem köstlichen Geleite hatte" (Goethe). Und indem er uns so, wie erwähnt, einerseits an Claudius erinnert, den er übrigens an Tiefe des Gefühls übertrifft, während er ihn an geistiger und poetischer Begabung nicht erreicht, deutet er zugleich andererseits auf J. Paul hin, mit dem er hauptsächlich darin zusammentrifft, daß er gleich ihm seine gemüthvollen Jugendanschauungen durch alle Stufen des Alters trägt, obwohl sonst sein bescheidenes Talent mit dem Geistesreichthume und der idealen Erfindungskraft desselben keine Parallele gestatttet. — Im Ganzen glich der gute Stilling, wie Goethe sagt, „einem Nachtwandler", den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen soll.

Die Schriften Jung-Stilling's sind von sehr ungleichem Werthe, bekunden übrigens insgesammt nur jenen mäßigen Grad des Talents, den wir eben angedeutet haben. Es ist mehr die individuelle Weise der Auffassung und Darstellung, als die Bedeutsamkeit und Kunst in gründlicher und wesentlicher Behandlung der Gegenstände, was ihnen ein besonderes Interesse giebt. Sehen wir von denen ab, die in die wissenschaftlichen Sphären streifen, so bleibt eine Reihe von Romanen übrig, durch welche Stilling sich seiner Zeit bei einem großen Theile der deutschen Lesewelt weithin eine Art Gunst gewonnen hat. Es gelang dieses nicht sowohl durch den inneren Werth als eben durch das specifische Naturell, womit sich des Verfassers Persönlichkeit den sympathisirenden empfindsamen Seelen vor Augen stellt. Mit Recht haben bereits Andere Stilling's Autobiographie dem Werthe nach an die

Spitze seiner Werke gestellt, besonders die erste Hälfte, welche 1777 unter dem Titel „Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft" erschien, später aber in erweitertem Umfange als „Heinrich Stilling's Leben" neu herausgegeben wurde. Jene erste Partie, in der uns seine Jugenderlebnisse bis zum Eintritte in das männliche Alter erzählt werden, gab er hauptsächlich auf Goethe's Anregung und unter dessen Mitwirkung heraus, dem er, wie den andern Genossen der Straßburger Gesellschaft, seine Lebensgeschichte „auf das anmuthigste vortrug", indem er „dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen wußte". Stilling setzt in dem Buche dem großen Dichter ein freundliches Denkmal und meint, es sei Schade, „daß so wenige den vortrefflichen Menschen, mit den großen hellen Augen, der prachtvollen Stirn und dem schönen Wuchse, seinem Herzen nach kennen". Der eigenthümliche Werth dieses Buches liegt nun in der einfachen Weise, womit die Eindrücke und Empfindungen einer fromm-gemüthlichen Jugendzeit vorgeführt, in der kunstlosen Naivetät, womit der Wechsel von Freud' und Leid, die Scenen aus der Natur und dem Hause sammt den Bildern der Familienglieder gezeichnet werden, wobei die ungezwungene Art, in welcher das Jugendidyll von dem Dämmerlichte sehnsuchtsvoller Wehmuth und frommseligen Vertrauens durchzogen erscheint, das Interesse steigert und belebt. Man wandelt, wandert und fühlt mit dem Verfasser, und Wieland hat Recht, wenn er diese Stillings-Geschichte „ein in seiner Art einziges Naturprodukt" nennt (an Merck), dessen Inhalt „vor lauter Wohlthun wehe thut" [1]. Daß der Verfasser uns oft mit zu genauer Sorgfalt in das Einzelnste führt und daher manchen Zug in das Gemälde bringt, der die Anschauung eher trübt und stört, als fördert und

1) „Als Knabe schon, von Berg- und Hüttenmännern,
Hab' ich entzückt ein kleines Buch gelesen:
Es führte mich zu frommen Kohlenbrennern,
Und ist ein herzig kleines Buch gewesen,
Ein rechter Spiegel alter Bauerntugend —
Mit Namen hieß es: Heinrich Stilling's Jugend."

Freiligrath
(aus dem Gedichte „Dorfgeschichten").

ergänzt, daß der Ton nicht selten in das Gewöhnlichste herabfällt, und die Sprache vielfach ohne diejenige Bildung erscheint, die ihr aus dem Gesichtspunkte ästhetischer Schätzung eignen muß, dieses und mancherlei Anderes, was durch den Anstrich des Kleinlichen und mehr als Gewöhnlichen mißfällt, mag bei diesem Buche, wo es mehr auf Wahrheit als Dichtung, mehr auf die Reinheit der Empfindung als die Schönheit der Ausführung ankommt, ohne nähere Bezeichnung bleiben. Es ist eine Werthergeschichte in seiner Art, ein treues lebendiges Seelenbild, wie einst der fromme Fra Beato Angelico sie zu malen pflegte, nachdem er still gebetet und den Himmel in seine enge Zelle geladen hatte. Daß es mit dieser seiner stillen Bescheidenheit und Herzensinnigkeit einen eigenthümlichen Gegensatz gegen die gleichzeitigen picarisch-abenteuerlichen und theilweise liederlich-humoristischen Autobiographien (z. B. „Bahrdt's Leben") bildet, während es mit ihnen doch durch die besondere Betonung der individuellen Zustände und Verhältnisse wiederum nahe zusammenhängt, ist wohl schon von Anderen berührt worden. Die spätere Erweiterung des Buches bietet weniger Interesse. Es fehlt die sinnige Einfalt, welche die ersten Bändchen durchzieht; Farbe und Ton der Darstellung verlieren ihre natürliche Frische, und die Erlebnisse stehen hinter dem reinen Idyllenleben der Jugend weit zurück.

Der Beifall, den diese erste Produktion Stilling's be einem großen Theile des deutschen Volkes fand, veranlaßte ihn zu einer Schriftstellerei, die mehr oder minder von praktischen Nebenzwecken bestimmt und bedingt war, und wobei die Muse oft mehr im Dienste der Nothdurft arbeitete als im Bewußtsein der freien Idee. In die meisten der nun folgenden Romane spielen die Erinnerungen aus der Jugendgeschichte hinüber, und wir vernehmen vielfach nur längst bekannte Töne, welche zwischen die pragmatischen Tendenzen und Ausführungen wie verloren hindurchklingen. Es kommt dem guten Stilling weniger auf die Poesie an, als auf pietistische Zwecke; es liegt ihm daran, die Menschen mit der göttlichen Weltregierung zu befreunden und in moralischer, wie politischer Hinsicht allerlei nützliche Wahrheiten vorzutragen. Er verläßt dabei seinen Gesichtspunkt nicht, von welchem aus ihm die Dinge und Verhältnisse in dem Dämmerlichte mystischer Ge-

müthlichkeit erscheinen. „Die Geschichte des Herrn v. Morgenthau“ geht geradezu auf religiöse Zeitfragen hinaus; im „Florentin von Fahlendorn“, eben so in dem schwächeren „Theodore von Linden“ spielt die sentimentale Religions- und Jugendidylle, die Stillingsfreude und Stillingswehmuth wieder lebendiger, während in „Theobald oder die Schwärmer“ die Auswüchse der Schwärmerei, die Gefahren religiöser Überspannung und das mystische Unwesen, welches damals in Preußen wie in den Rheinlanden und bis Baiern hin herrschte, mit großer Klarheit und Mäßigung dargestellt werden. Dieses Buch bildet eine Art poetisches Gegenstück zu den „Reisen Nicolai's“, mit dessen rationalistischem Pragmatismus Jung sonst nichts gemein haben mochte, dem er vielmehr wegen seiner antipietistischen Streifzüge im Sebaldus Nothanker mit der „Schleuder des Hirtenknaben“ [1]) einen strafenden Stein an die Stirne geworfen hatte. Fast wider Willen eröffnet uns der fromme Mann hier eine helle und reiche Aussicht auf das Treiben des verirrten pietistischen Geistes und die Spiele einer Mystik, die mit der Geistesverdunkelung die betrügerischen Absichten des Egoismus nur zu eng verband. Abgesehen von dieser historischen Bedeutung hat jenes Buch wenig historischen Werth, indem in ihm keinerlei poetische Auffassung und Behandlung anzutreffen ist.

In den späteren Schriften finden wir Jung fast ganz auf dem Standpunkte der romantischen Reaktionäre, der Stolberge, Schlegel u. A., von denen ihn im Übrigen seine stille Gottinnigkeit und der einfache Sinn, womit er seine Jugendträume den Forderungen der Wirklichkeit entgegen hielt, wesentlich unterscheidet. In dieser Glaubensverfestigung gegen die Denkmächte der Zeit rüstete er sich denn, zwar auf dem Boden des Protestantismus, aber doch mit sehr umnebelter Weltauffassung, wider den Antichrist zu kämpfen, der ihm in der Aufklärung dem biblischen Christenthume, in der Revolution der gottgegründeten Staatsordnung Gefahr und Verderben zu drohen schien. Wir müssen sehen, wie der Mann, dem Goethe „gesunden Menschenverstand“ auf gemüthlicher Grundlage beilegte, nunmehr fast alle Spur des

1) So nannte Stilling eine kleine Schrift gegen Nicolai.

Ersteren verleugnet und in die bodenlose Tiefe eines phantastisch-irrenden Gefühls hinabsinkt. Schon das „Heimweh“ (1794) entfaltet neben manchen lobens- und beherzigenswerthen Ansichten und Mahnungen in einem überschwänglichen Allegorienkrame allerlei Gemüthsbetrachtungen über Philosophie, Aufklärung, Revolutionsfreiheit und die christlichen Hoffnungen auf das Jenseits und giebt zugleich Zeugniß von der Sucht nach geheimem Ordenswesen, welches damals im südlichen Deutschland herrschte, indem sonderbar genug der eine Orden (der Illuminatismus) durch einen anderen, von Jung neu erfundenen, nämlich einen christlichen Glaubensorden, bekämpft werden soll. Der arme Stilling, durch viele Sorgen und schlimme Erfahrungen geprüft, fühlt schon jetzt sich fremd auf der bösen Erde und sehnt sich nach dem Sonnenscheine des göttlichen Reichs. Er klagt, daß ihn „der Dämmerungsschleier in tiefes Trauern hüllt“, er fragt

„Wann athmen wir doch freier,
Wann wirst du bei uns sein?“

Das Harren dauert ihm zu lange, er sehnt sich nach Licht. — Die Beschäftigung mit dem Geisterreiche, woran wir schon erinnert haben, trat in den Vordergrund seines späteren Lebens, und die „Scenen aus dem Geisterreiche“ (1803), die „Theorie der Geisterkunde (1808) und deren „Apologie“ (1809) geben hinlänglich Zeugniß von der visionären Stimmung, welche ihn über das Gewirr einer nicht verstandenen Wirklichkeit hinausheben sollte. In unseren Tagen haben ihn die vielen Blätter, welche das „Hereinragen“ einer jenseitigen Geisterwelt in das diesseitige Dasein bekunden wollen, wieder lebhaft in Erinnerung gebracht. —

Indem wir nun die genialischen Dichtungsgenossen, welche in größerer oder geringerer Nähe um Goethe kreisten, ohne, wie er, aus dem Drange und Sturme originalitätssüchtiger Selbstheit zur Freiheit echter Kunstschöpfung emporzusteigen, verlassen und im Begriffe stehen, zu einigen anderen literarischen Individualitäten überzugehen, die vom wissenschaftlichen Standpunkte aus das Princip dieser Epoche vorzugsweise vertreten, erblicken wir auf der äußersten Grenze noch einen Mann, der gleichsam wie ein halber Fremdling und doch mit dem unverkennbaren Gepräge der

Geistesverwandtschaft in diese literarische Zone herüberneigt. Wilhelm Heinse — 1749 [1]) bis 1803 —, der, obwohl in Thüringen geboren, doch noch im frühesten Alter in die Rheingegend (nach Düsseldorf) und in Berührung mit Rheingenialitäten, z. B. Fr. Jacobi, kam, auch Goethe'n nicht fremd blieb, dem er in Elberfeld bei Jung begegnete und dessen „Genie von der Wirbel bis zur Zehe" ihn zur Bewunderung hinriß, kann wohl nur von dieser Stelle aus und in dieser Umgebung seine richtige Zeichnung erwarten. Daß er einige Zeit hindurch mit Wieland persönlich sympathisirte, kann nicht Grund sein, ihm neben jenem seinen Platz in der Literaturgeschichte anzuweisen. Er hat vielmehr den Wieland'schen lebensphilosophischen Sensualismus auf gleiche Weise in kraftgenialischer Auffassung dargestellt, wie Andere dieser Epoche den Klopstock'schen Spiritualismus. Von jenem Standpunkte aus tritt er nun nach Begabung, Bildung und Richtung unter die Literaten damaliger Zeit als ein solcher, in dem der Übermuth der Natur- und Selbstdrängniß zu maßloser Leidenschaftlichkeit individualisirt erscheint. Ausgerüstet mit einem feurig-sinnlichen Temperamente, lebendiger Phantasie und geistreicher Auffassungsgabe, hatte er durch die Hemmnisse und den Druck der Verhältnisse, die ihm zumal auf der ersten Hälfte seiner Lebensbahn begegneten, nicht, gleich vielen Anderen, sein Gemüth und seinen Sinn zu weichsehnsüchtiger Schwermuth verstimmen oder zu stoischer Schroffheit und Finstersichtigkeit verhärten und verdüstern lassen, sondern sich nur um so mehr zu kecker Ausgelassenheit gesteigert, je weniger ihn eine freundliche Gunst des Schicksals frühzeitig genug in die Verbindung mit den Grazien der Sitte und Sittlichkeit gebracht. Überhaupt führte ihn sein Weg durch solche Verhältnisse und zu solchen Menschen, die nicht geeignet waren, seine angeborne Weltsucht zu mäßigen oder den Luxus seiner Geistesschwelgerei zu beschränken, im Gegentheile in beiderlei Hinsicht Erregung und Stoff nur vermehrten. Nach einem Jugendunterrichte, der so sehr als möglich darauf hinausging, wie Gleim schreibt, „den Gedanken alle Wege abzuschneiden, in seinen Kopf zu schlüpfen", wo er, sich selbst überlassen,

1) Nach Goedeke; nach Schäfer dagegen 1746.

in Wäldern herumstreifte und „seine wollüstige Melancholie“ nährte und pflegte, statt alter Klassiker Hoffmannswaldau las, gerieth er als siebenzehnjähriger Jüngling in die Zucht zweier Mädchen, mit denen er „einige schöne Jahre lebte, und die ihn noch etwas weiblicher als Musarion in der Lebensweisheit unterrichteten“. Da schlug ihm „ein wollüstiges Getümmel“ im Busen, er taumelte von Wonne und schwelgte wie in Mahomed's Himmel“. Als er darauf nach Jena kam, fand er Alles bitter und ungenießbar, steif, pedantisch und geistlos.

So dem Ernste wissenschaftlicher Studien abgewendet, begab sich der Jüngling nach Erfurt, wo damals Wieland lebte, der dorthin berufen war, um der kurmainzischen Universität durch seinen Ruhm zu Ansehn zu verhelfen. Dieser, freundlich wie er war, nahm sich des jungen talentvollen Mannes an und bestimmte zunächst seine literarische Richtung. Der Jünger schritt aber alsbald über die Grenzen hinaus, welche der Sänger des „Musarion“ und der „Grazien“ um den Dichter der Lebensfreuden und Weltlust gezogen haben wollte. Gleich die „Sinngedichte“ athmeten einen Ton, der neben kynischen Ingredienzien Hoffmannswaldau'sche Studien erkennen ließ. Obgleich sie meist ohne Bedeutung, oft kaum mittelmäßig sind, so steigerten sie doch Gleim's Gunst, an den Heinse durch Wieland empfohlen war, zu einem ungewöhnlichen Grade, und er fand an diesem Pflegevater aller Talente einen nachhaltigen Stützpunkt, wie seiner Lebensbedürfnisse so auch seiner literarischen Neigung, die alsbald unter solchem Schutze und dem Einflusse eines ausschweifenden Priapusdichters [1]) in den üppigsten Petronismus hinausging. Da er nach einem Verweilen in Halberstadt von Jacobi nach Düsseldorf gezogen wurde, um sich an der „Iris“ zu betheiligen, kam er in eine Umgebung, welche seinen Sinn für die Kunstschönheit mächtig erregte.

---

1) Ein Hauptmann von der Golz nämlich, der in seinen „Natürlichkeiten“ Gedichte in Grécourt's Geschmack geben wollte, war einige Zeit der literarische Freund Heinse's und ganz geeignet, dessen wollüstige Phantasie mit seiner militärischen Ungebundenheit zur üppigsten Extravaganz zu steigern. — Heinse's Werke sind 1838 in 10 Bänden von Laube neu herausgegeben worden.

In der Nähe einer vortrefflichen Bildersammlung und in der Mitte kunstliebender Freunde, dabei von Jacobi's phantasirendem Dilletantismus vielfach berührt, ward er alsbald von der höchsten Sehnsucht nach dem Wunderlande alles Schönen, nach Italiens Himmel und Kunst, entzündet. Als er seinen Wunsch erfüllen konnte und das Reich seiner Erwartung betreten durfte, „so fühlte er seine Pulse schneller schlagen" und berauschte sich in Kunstgenuß und allen Freuden, die das reichbegabte Hesperien ihm bot. Dabei lernte er denn freilich unter den Werken, die ihn hier umgaben, nicht wie Goethe das Maß der Sitte und die Würde der Form, womit sie ihm aus dem Allerthume still und heiter entgegentraten; vielmehr erglühte seine Sinnlichkeit unter dem schönen Himmel und in der Welt der Kunst nur um so heißer. Von hier sandte er die Übersetzungen von Tasso's „Befreitem Jerusalem" und von Ariosto's „Rasendem Roland", wozu er durch Mauvillon's Übersetzung des „Rasenden Roland" wohl zunächst veranlaßt wurde, in wenig anziehender Prosa, obwohl mit hohem Bewußtsein von der Trefflichkeit des Geleisteten.

Nach seiner Rückkunft in's Vaterland gelang es Heinse'n, in Mainz, wo damals der Erzbischof und Kurfürst K. Friedr. Joseph von Erthal die alte Universität neu illustriren wollte und zu dem Zwecke mehrere berühmte Männer, katholische und protestantische, z. B. Johannes Müller, Georg Forster, dorthin zog, ein Unterkommen zu finden, indem er, zuerst Lektor des Kurfürsten, bald als Hofrath und Bibliothekar angestellt wurde. Zu dieser Zeit schrieb er seine Romane, „Ardinghello" und „Hildegard von Hohenthal", die hauptsächlich seinen Namen in unsere Literaturgeschichte eingeführt haben.

Heinse erwies sich sowohl in diesen Schriften als überhaupt in allen seinen Produktionen als ein echter Sohn der Zeit, in welchem die kraftgenialische Moral zu einer Art „poetischer Begier" steigerte, die sich unter der Maske des Schönen als menschlichberechtigt aufzudrängen suchte. Wenn er in seinem „Ardinghello" die Schönheit als das einzige Band betrachtet, „welches den gefühlvollen Menschen an die Welt, an die Natur und die lebenden Wesen knüpft", wenn „in dem Genusse aller Art von Schönheit

allein die Erfüllung der Bestimmung des Menschen zur Glückseligkeit" liegen soll, so lautet das an sich so übel nicht; nur darf man nicht näher zusehen, was dem Verfasser das Glück der Schönheit bedeutet. Es ist, wie er uns in der „Hildegard" vorzudociren bemüht ist, sinnliche Abwechselung durch alle Stufen hindurch bis zum Genusse der sinnlichsten Liebe; in diesem Genusse erreicht der Mensch erst seine eigentlichste Bestimmung, die daher die Kindererzeugung sein soll [1]). Heinse war frühzeitig bedacht, diese Lehre in seinen Schriften zu veranschaulichen. So in seiner deutschen Bearbeitung des „Petronius" (1773), in welcher er bereits dem Genie das Recht einräumt, Alles zu sagen, was ihm beliebt; so in den „Kirschen" nach Dorat (1773), desgleichen in der „Laidion" (1774), einem Aristippisch-philosophischen Romane, worin die berühmte Lais vom Elysium aus ihre Erlebnisse beschreibt, und die Hetärenphilosophie in dem strahlendsten Kolorit der Darstellung die Sinne blendet [2]). Auch die Vorrede zu den „Erzählungen für junge Damen" (1775) ist voll verfänglicher Tiraden und geht auf Gleiches hinaus. Vorzüglich aber wird in den beiden Hauptwerken seiner Muse jene Menschenbestimmung klar gemacht und die Emancipation der Sitte von der Sittlichkeit des Lebens von aller Regel und Ordnung, wodurch der genialische Genußdrang behindert wird, mit kühner Rede und zugleich mit einer Begeisterung der Leidenschaft empfohlen, die, um mit Schiller zu reden, zur „sinnlichen Karikatur" sich steigert.

Heinse treibt das Princip der Natur auf die höchste Spitze. Er dankt „dem gütigen Himmel, daß er endlich einmal (in Italien)

---

1) Daß Wieland's Privatüberzeugung mit Heinse in diesem Punkte übereintraf, sehen wir aus den Briefen an Merck, wo er ganz naiv gesteht, „daß alles Übrige kaum der Mühe werth sei".

2) Goethe schreibt über die „Laidion" an Schönborn (1774): „Sie ist mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben." Von den angedruckten Ottaven sagt er, „daß sie Alles übertreffen, was je mit Schmelzfarben gemalt worden". Freilich muß man hierbei bedenken, daß Goethe damals so recht in dem Stadium der genialischen Revolution unserer Literatur stand. Später nach seiner Rückkehr aus Italien urtheilte er über Heinse etwas anders. Selbst Wieland war über diese lasciven Stanzen ungehalten.

in das füllendste Heiligthum der Natur hineinkam. — — Sie allein löscht den Durst und erquickt das Leben mit Wirklichkeiten." Wie sehr ihn die Stürmer zum Theil als ihren Genossen anerkannten, erweiset außer Anderen Goethe, der, als er noch zu ihnen zählte, sich nicht scheute, den „eine Canaille" zu nennen, der in Heinse „das Genie" verkennen wollte, vor dessen „Laidion" er mit Bewunderung über die Fülle des Geistes und die Macht der Sprache stand. Nahm doch selbst der besonnene Boie kein Bedenken, den „Ardinghello", von dem er sogar zuerst Bruchstücke in seinem „Deutschen Museum", freilich kastrirt, mittheilte, „ein Meisterstück der üppigsten Phantasie und Philosophie" zu nennen, von dem er wünschte, daß er es selbst hätte schreiben können, ohne es jedoch geschrieben zu haben [1]). Ja, selbst die anständig-sittlichen „Göttinger Anzeigen" ließen sich verführen (schon 1787), den „Ardinghello" wegen seiner poetischen Originalität nicht wenig zu rühmen, obwohl sie meinten, „daß der Held einen Brand an den Tempel der Grazien lege". Später noch (1806) bedenkt sich Bouterweck nicht, ebendaselbst Heinse entschieden „unter die ersten, originellsten und genievollsten Köpfe Deutschlands" zu setzen, ihn „ein wahres, dem ungekünstelten Genusse geweihtes Kind der Natur" zu nennen. Dagegen wandten sich auch Viele seiner ursprünglichen Verehrer und Zeitgenossen von ihm ab, als er den Kultus der Wollust und des Cunnus zu stark und rücksichtslos predigte. Selbst Wieland, aus dessen Schule er zunächst hervorgegangen, hatte Ekel vor solch sinnlicher Überschwänglichkeit und weiß es schon 1778, bevor noch die Hauptwerke der Heinse'schen Genialität erschienen, Merck'n Dank, daß er „dem apokalyptischen Thiere" (Heinse) etwas auf's Ohr gegeben. Auch Goethe ließ ihn später fallen; er konnte sich, nachdem er in Italien die antike Grazie in unmittelbarer Anschauung näher kennen gelernt, mit der kynischen Nacktheit, die Heinse mehr und mehr zur Schau stellte, und die ihm im „Ardinghello" „äußerst anwiderte", nicht weiter befreunden. Schiller, haben wir gehört, nennt den Ton im „Ardinghello" „eine

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Boie und Halem, der in Halem's „Biographie" abgedruckt ist.

sinnliche Karikatur ohne ästhetische Würde", der „die bloße Begier" zu einer Art poetischem Schwunge erhebt [1]). Daß Männer, wie Fr. Stolberg, sich in solche Poesie nicht finden konnten, begreift sich leicht, und es kann uns nicht Wunder nehmen, wenn er seine Freunde (in Oldenburg) bittet, das böse Büchlein zu verbrennen, wenn ihnen „an der Tugend ihrer Schwestern, Weiber und Kinder etwas gelegen ist".

Sehen wir nun von den Urtheilen der Zeitgenossen ab, so dürfen wir in Heinse allerdings ein Talent anerkennen, dem bei Auffassung der sinnlichen Lebensverhältnisse und ihrer mannichfachen Bezüge zu dem Menschlichen eine ansprechende Energie in der Darstellung beschieden war. Dadurch erscheinen denn auch seine Werke als einigermaßen gerechtfertigte Schutzreden der Poesie des Sinnlichen der spiritualistischen Leerheit einer Partei gegenüber und als nachdrückliche Protestation wider die beschränkten Moralpoesien und die steifen Romanpredigten, wie sie damals sich vielseitig breit machten. Auch ist nicht zu leugnen, daß unsere Literatur an seinen Romanen „Ardinghello" und „Hildegard" Werke besitzt, in denen sich bei aller Übertreibung eine nicht gewöhnliche Kunst der Sprache und der Schilderei bekundet, obwohl die echte Poesie mit der genialischen Ungenirtheit, der losen Komposition, der Petronischen Lüsternheit und Frechheit, sowie mit dem Mangel an innerer Gehaltbildung sich eben so wenig zufrieden finden kann, als der einsichtige Kunstkenner mit der Art, wie im „Ardinghello" die bildende und in „Hildegard" die musikalische Kunst besprochen wird. In „Ardinghello und die glückseligen Inseln" (1787) fühlen wir die ganze Fülle der Eindrücke, welche Italien und seine Genüsse auf den Dichter gemacht hatten. Obwohl Bildnerei und Malerei das vorzügliche Thema bilden, so wird doch das ganze Übermaß der sinnlichen Lebensphilosophie gleichzeitig ausgeschüttet, und, indem scheinbar die antike Schönheit gefeiert werden soll, erscheint die naturalistische Derbheit der Niederländerei als der eigentliche Grundton des Ganzen. Während man einerseits in die Welt der Kunst und auf den Boden, wo sie blühte, oft auf das lebendigste und anschaulichste eingeführt wird und mit Wohlgefallen

1) „Über naive und sentimentale Dichtung."

die Vertrautheit fühlt, welche der Verfasser sich an Ort und Stelle mit seinen Gegenständen erworben hat, daneben besonders in den Schilderungen der Lokalitäten und Denkmäler Roms eine bedeutende Kenntniß und darstellende Kunst auf's erfreulichste gewähren kann, läßt andererseits das taumelhafte Gefasel einer zügellosen Einbildungskraft und das wilde Gebahren einer naturberauschten Sinnlichkeit, die ununterbrochene Feuerglut und üppige Breite der Sprache, wobei Sinn und Gedanke stets aus der Fassung gebracht werden, endlich das viele, oft wenig begründete Hin- und Herreden über allerlei Fragen der Politik, der Wissenschaft und selbst der Kunst weder Sammlung, noch irgend eine entschiedene Lage des Gefühls zu Stande kommen. Es bleibt dem Leser kein bestimmter Eindruck, keine ästhetische Anschauung einer gehaltigen Schöpfung, sondern nur die Blendung vor dem grellen Scheine einer brennenden Phantasie. — „Hildegard von Hohenthal" (1795) überbietet noch in vielen Hinsichten die sinnlichen Motive im „Ardinghello", was den reinen Geschmack um so mehr unangenehm berührt, als dabei die Prätensionen einer gewissen sittlichen Scham vorgeschoben werden. Nimmt man dazu, daß die poetische Erfindung und Behandlung hier noch weniger bedeutet, die Charaktere noch schwankender hingestellt werden, die didaktischen Bezüge aber sich noch äußerlicher von der Handlung ablösen, als dort, daß endlich selbst Sprache und ganze stylistische Haltung nicht mit der früheren Sicherheit und Energie erscheinen, sondern gar oft an Verschraubtheit und künstlicher Berechnung leiden; so können wir dieses Produkt noch weniger als ein Werk echter Kunstbegeisterung betrachten und gelten lassen. Die „Fiormona", welche nach Laube's Nachweisung nicht von Heinse herrühren soll, ist jedenfalls in seiner Manier geschrieben und erinnert hier und da an Bocaccio's „Fiametta", ohne jedoch die lyrische Reinheit dieses anziehenden Romans zu erreichen [1]).

Neben Heinse's Dichtungen sind seine Briefe der Beachtung nicht unwerth, da in denselben trotz allem genialischen Sichgehenlassen sowohl in Absicht auf Kunstgeschichte und literarische Kritik

1) Sie gilt heute für ein Werk F. L. Meyer's, des Freundes von Caroline Schlegel und Biographen Schröder's.

als auch auf sonstige persönliche und ästhetische Bezüge höchst anschauliche und werthvolle Darstellungen und Ausführungen (z. B. über die Düsseldorfer Gallerie) gegeben werden, abgesehen davon, daß sie zugleich die treffendsten Züge zu Heinse's Charakteristik selbst darbieten [1]).

Viertes Kapitel.

Stand der Wissenschaft in der kraftgenialischen Epoche.

Schon haben wir darauf hingedeutet, daß seit dem Streben nach nationaler Wiedergeburt unserer poetischen Literatur die verschiedenen Erscheinungsstufen der letzteren mit den gleichzeitigen wissenschaftlichen Bewegungen, namentlich solchen, welche die allgemein menschlichen Beziehungen angehen, in naher lebendiger Wechselwirkung stehen. Wir konnten diese Wechselwirkung vom Anfange des 18. Jahrhunderts an verfolgen und wahrnehmen, wie dieselbe um so inniger und bedeutsamer wurde, je entschiedener das Bewußtsein nationaler Selbständigkeit des literarischen Geistes überhaupt bei uns sich entwickelte. Doch werden erst die folgenden Epochen, in denen die Wissenschaft ihre reichste Fülle erschließt, uns jenes Verhältniß in seiner ganzen Tiefe und Umfaßlichkeit erkennen lassen. Die Zeit, welche uns jetzt beschäftigt, bietet in dieser Hinsicht noch keine so erheblichen und vielseitigen Erscheinungen dar, daß die Geschichte der nationalen Literatur dabei lange zu verweilen hätte;

1) „Briefe zwischen Gleim, Wilh. Heinse und Joh. v. Müller", herausgegeben von W. Körte (1806). Hier finden sich auch (im 2. Theile) die Briefe an Fr. Jacobi abgedruckt, welche leicht die interessantesten sein dürften. Vgl. damit Fr. Jacobi's „Auserlesene Briefe", Thl. I. Es ist H. Hettner's Verdienst, auf Heinse's Kunstanschauung gegenüber der einseitigen Richtung Winckelmann's, Meng's und Goethe's hingewiesen zu haben (a. a. O. III, III. S. 286—304).

auch findet Mehreres, dessen ersten Anfängen man hier wohl begegnet, seine eigentliche historische Entwickelung und Stellung erst in der nächsten Periode und bleibt hier schon deswegen unberührt, um in seinem wesentlichen Zusammenhange nicht unterbrochen zu werden. Dahin gehört z. B. namentlich die Geschichte, für welche in den Sturmjahren keine angemessene Witterung herrschte; auch die Naturwissenschaft entfaltete erst später besonders in Folge der neuen philosophischen Geisteserhebung ihren höheren wissenschaftlichen Charakter. Wenn demnach auf diesen Seiten sich kaum etwas bietet, worin der Geist jener literarischen Neuzeit sich offenbaren könnte, so treten dagegen in denjenigen Gebieten der Wissenschaft, welche gleich der Dichtung, vorzugsweise die idealen Interessen des Menschen berühren, nämlich in denen der Religion und Philosophie, einzelne Erscheinungen auf, welche den genialischen Drang unzweideutig bekunden. Auch die Politik kann Beispiele ähnlicher Art aufweisen. Jede dieser Provinzen nun hat einen eigenthümlichen Vertreter jenes Standpunktes erhalten — die theologisch-religiöse in Lavater, die philosophische in Fr. Jacobi, die politische in Schlözer. An die Charakteristik dieser Männer wollen wir daher die geschichtliche Darstellung der bezüglichen Drangbewegungen vornehmlich knüpfen und von ihnen die nöthige Beleuchtung auf das ganze Gebiet jener Wissenschaften fallen lassen.

Johann Kaspar Lavater (1741—1801) war berufen, von seiner Vaterstadt Zürich aus das Princip der genialen Originalität vorzugsweise auf Seiten der Religion durch ganz Deutschland hin in Bewegung zu setzen. Er trifft in dieser Hinsicht zum Theil zusammen mit den Strebungen Hamann's und Herder's, von denen jener, wie wir gesehen, den prophetisch-biblischen Glaubensdrang der freidenkerischen Verstandesaufklärung entgegentrug, während dieser die Lehre poetisch-biblischer religiöser Weltanschauung zu verkündigen beeifert war. Mit Beiden sympathisirte Lavater auf das innigste, wie fast mit Allen, denen das subjektive Fühlen die höchste Geistesstimme war. Fritz Stolberg, Jung-Stilling, Fr. H. Jacobi hielten zu ihm, und er zu ihnen. Besonders aber fand sich eben Herder in der Zeit seiner Jugendschwärmerei zu Lavater hingerissen, der ihn durch „seinen inneren apostolischen Charakter, durch seinen Glauben an Gott und an

die Intuition eines himmlischen Menschen", wie er an denselben schreibt, ganz und gar eingenommen hatte. Lavater steht nun so individuell-genialisch, so entschieden und eigenthümlich auf diesem theologisch-intuitiven Punkte, den er dem Wesen nach bis an sein Ende behauptete, indeß Andere, wie z. B. selbst Herder, später sich der ruhig-denkenden Betrachtung zuwendeten, daß er vor Allen als eigentlichster Vertreter der kraftgenialischen Religionsromantik zu betrachten ist. Goethe sagt von ihm: „Auch er, um so viel früher geboren als wir, ward von dem Freiheits- und Naturgeiste der Zeit ergriffen, der Jedem sehr schmeichlerisch in die Ohren raunte: man habe ohne viele äußere Hülfsmittel Stoff und Gehalt genug in sich selbst, Alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte."

Sollen wir sofort aussprechen, wie Lavater's Person und Verhalten sich stellten; so wüßten wir von ihm nichts Anderes zu sagen, als daß er die subjektive Anmaßung eines rein individuellen Christenthums zum herrschenden Mittelpunkte der Lebens- und Weltauffassung machte und das sittliche Heil wie die Wohlfahrt des Menschen lediglich und ausschließlich hiernach bestimmt haben wollte. Mit dem Grundsatze, „die Überzeugung eines Jeden sei sein Gott", hat er diesen Standpunkt im Allgemeinen selber ausgesprochen. Statt des Christenthums nahm er Christus als leibliche Persönlichkeit, den er mit seiner Phantasie idealisirte und in dem ihm Alles aufgehen sollte. Diese Verkörperung des Göttlichen bildet den wesentlichen Punkt in der theologisch-religiösen Ansicht Lavater's. Daher konnte Goethe auch an ihn von „Deinem Christus" schreiben und ihm sagen: „Bei dem Wunsche und der Begierde, in einem Individuo Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genug thun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen, und in ihm Dich bespiegeln, Dich anbeten kannst." [1]) Kurz, Lavater bedurfte „nichts Geringeren,

1) Goethe's Briefe an Lavater in den Jahren 1774—83 sind von Heinr. Hirzel herausgegeben (Leipzig 1833). In dem Gedichte „Christus" spricht Lavater jene Hingebung an Christus unter Anderem in folgender Weise aus:

als eines unmittelbar verbundenen Jesus", dessen Wirklichkeit ihm der berüchtigte Wunderthäter, Pater Gaßner in Baiern, an den er jene Worte richtet, aufweisen soll. In seinen „Vermischten Schriften" (1771), worin er außer Anderem „von den Gaben des heiligen Geistes, der Kraft des Glaubens und des Gebets" handelt, treffen wir das Programm seiner ganzen theologischen Art und Wirksamkeit [1]. „Ich finde, daß alle [biblischen Verfasser] darin übereinkommen, daß die Gottheit sich gewissen Menschen auf eine unmittelbare, augenscheinlichere und nähere Weise als durch die gewöhnlichen Werke und Veränderungen in der Natur geoffenbart habe. — — Ich finde ferner, daß die Verfasser dieser Schriften in dem Gedanken stehen, daß es eins der vornehmsten Verdienste des gekreuzigten Nazareners Jesu sei, daß diese unmittelbare Gemeinschaft zwischen dem Menschengeschlechte und der Gottheit — — wiederhergestellt werden sollte. Ich finde, daß diese Verfasser behaupten, daß der Glaube oder die einfältige Annahme des göttlichen Zeugnisses eine ganz außerordentliche, alle gewöhnlichen Kräfte des Menschen weit übersteigende Kraft haben soll." Besonders will er die Macht des Gebets in der Bibel angedeutet finden. „Die Verfasser der heiligen Schrift", sagt er in dieser Hinsicht, „stehen in dem Gedanken, die Gottheit lasse das geschehen, wofür mit festem Glauben, daß es geschehen werde, gebetet wird." Die Folgen des Gebetes sind ihm „nicht bloß natürliche Folgen in dem Herzen des Beters, sondern positive äußerliche Wirkungen". Das Gebet wurde ihm so eine allmächtige Macht, mit der ihm Jegliches gelingen sollte, und das ihm „die Brauchbarkeit Gottes" gleichsam in die Hand gab. Wer aber Gott haben will, muß ihn „lebendig" haben, und nur der hat ihn lebendig, der seiner „so erfahrungsmäßig gewiß ist", als hatte er mit ihm in einer fortgesetzten Korrespondenz gestanden.

„Dein Alles, Christus, und mein Nichts
Laß täglich mich empfinden!
— — — — — — —
Der Glaub' an Dich und Deine Kraft
Sei Trieb von jedem Triebe,
Sei Du nur meine Leidenschaft,
Du meine Freud' und Liebe!"

[1] I. Bändchen, 2. Stück.

Daher soll Gott ihm „so genießbar werden, als es immer ein sichtbarer Mensch sein kann“. Überhaupt aber schien es ihm unmöglich, „wie ein Mensch leben und athmen könne, ohne zugleich ein Christ zu sein“ (Goethe).

Daß Lavatern bei solcher Überzeugung und Stimmung nur das harte Dilemma übrig blieb: „Entweder Christ oder Atheist“, begreift sich leicht. Diese Christomanie erwuchs zuletzt zu leidenschaftlicher Schwärmerei. Er mochte nichts Höheres mehr gelten lassen, was er nicht in sich individualisiren konnte, und Gott wie die Welt gingen ihm im Gottmenschen Christus, und dieser mit ihm selbst zusammen. Unter solchen Verhältnissen kann es nicht auffallen, das er auch Andere zu seinem Christenthume hinüberziehen mochte und darum dem Proselytenwesen nicht fremd blieb; wie er denn solches z. B. an Mendelssohn[1]) und selbst an Goethe versuchte, den er aus dem weltlichen Christenthume in sein geistliches überführen wollte. „Lavater“, so berichtet Goethe, „forderte, daß man sich nach seinem Beispiele mit Christo transsubstanziiren sollte“ („Tages- und Jahreshefte“). Mit diesem Sinne gab sich Lavater allen Ausgeburten des Mysticismus hin, wie sie im südlichen Deutschland in den siebenziger und achtziger Jahren in Menge zu Tage kamen, den Zauberspielen, Teufelsbannereien und Wundergaukeleien des mehrgenannten Pater Gaßner, den er (an Merck) den „ehrlichen“ nennt und dessen „Wunderkraft er für echt zu halten Gründe genug zu haben glaubt“ (an Semler), wie den Betrügereien eines Cagliostro und den magnetischen Täuschungen eines Mesmer u. A.[2]).

1) Die proselytischen Zudringlichkeiten, welche Lavater in der Vorrede zum 2. Theile seiner deutschen Bearbeitung von Bonnet's „Philosophischer Palingenesie“ an Mendelssohn richtete, indem er ihn aufforderte, entweder Bonnet's Beweise für's Christenthum zu widerlegen oder zu diesem überzutreten, hatten den reizbaren Moses bis zur Krankheit alterirt. Lavater erhielt für jene Zumuthung von Lichtenberg wohlverdiente Züchtigung. Vgl. Lichtenberg's „Vermischte Schriften“, Bd. III.

2) Mesmer, ein Schweizer Arzt, betrieb damals den thierischen Magnetismus aus dem Gesichtspunkte eines allgemeinen Heilmittels. Es ist wohl anzunehmen, daß eben die vorhin genannte „Palingénésie philosophique“ des Genfers Bonnet, mit der Lavater sich durch die

Lavater stand zuletzt mitten in diesem obskurantistischen Gewirre, wie solches Nicolai in seinen mehr berührten Reisen auf's breiteste schildert, theils von Anderen betrogen, theils sich selbst betrügend. Daß seine Gegner, unter die später selbst mehrere seiner früheren Freunde traten, ihn des Kryptokatholicismus beschuldigen mochten, kann bei derlei Vorkommenheiten nicht befremden. Er wollte ja, wie sein Freund Stolberg, ein praesens numen [1]).

Jener starkgläubigen Einbildung war nun aber bei Lavater zugleich viel Eitelkeit, der frommen Begeisterung mehr als ein verborgener Zug der weltlichen Gesinnung beigemischt [2]), wofür er, nach eigenem Bericht, von Natur nicht ohne Anlage war, und zu deren Vermehrung die Vergötterung Vieles beitrug, die ihm vom Norden bis zum Süden von Seiten der Sentimentalisten, Gemüthsorthodoxen und allen Denjenigen zu Theil ward, welche sich durch seine persönliche Erscheinung, durch das Anziehende seiner ganzen Individualität, durch „die Übergewalt seiner Gegenwart"

---

deutsche Bearbeitung eben viel beschäftigte, ihn mit ihren geisterseherischen Phantasien vielfach zu jenen abergläubischen Einbildungen verleitet haben mag.

1) In der „Handbibliothek" für Freunde (1790) sagt er selbst, daß er „den konsequenten Katholiken für eines der verehrungswürdigsten und seligsten Produkte der Menschheit" halte, für „das wundervollste Wunder — — für einen anbetungswürdigen Anbeter". Die „magische Kraft eines katholischen Priesters" bringt ihn zur Entzückung. Daß er in Sailer's (nachherigen Bischofs) „Gebetbuch" fast eben so verliebt war, wie Hamann, schreibt dieser an Jacobi („Briefwechsel mit Jacobi"). — Übrigens blieb er doch Protestant und wollte das Recht freier Prüfung nicht aufgeben, wie er dieses bei Gelegenheit eines Bekehrungsversuches, den man mit ihm machte, entschieden ausspricht. An Fritz Stolberg schreibt er nach dessen Übertritte unter Anderem: „Ich werde nie katholisch werden, d. h. Aufopferer meiner Denk- und Gewissensfreiheit, d. h. entsagend allen unveräußerlichen Menschenrechten." Zugleich nennt er den Glauben, daß nur eine einzige, ausschließend beseligende, schlechterdings unfehlbare Kirche sei, einen „abscheulichen Glauben," vor dem er seinen Freund aus Christenpflicht warnen zu müssen meint. — Auch in Absicht auf den Mysticismus sprach er sich für Mäßigung aus. Obwohl er ihn für „einen schönen Seelengenuß" hielt, wollte er doch keine unbedingte Hingebung an denselben. „Man solle nur", meinte er, „das Unbegreifliche nicht aus Vorbaß ablehnen." Freilich erschien dennoch bei ihm die Hingebung oft genug als eine völlig unbedingte.

2) Selbst Klopstock, sein bester Freund und Geistesverwandter, nannte ihn „sehr eitel" (Briefe Jacobi's an Knebel).

bestechen und begeistern ließen und ihn für einen heiligen Mann zu halten keinen Anstand nahmen. Wollte ihm doch selbst die kluge Herzogin Amalie „einen Altar bauen lassen" (an Merck). Vornehmlich erschien er den Frauen wie ein neuer Christus, und es umgab ihn, um uns eines Ausdrucks aus Goethe's jüngsten Paralipomenen zu bedienen, ein „mehr oder weniger religiös-moralisch-ästhetisches Serail", wie solches leicht geschieht, wo eine „unmittelbare Aufforderung zum Ideellen, besonders an Weiblein" Statt findet. Auch bei seinem Besuche in Frankfurt drängten sich diese andächtig hinzu. Einige derselben untersuchten sogar die Zimmer, die man dem Propheten eingeräumt hatte, zumal das Schlafzimmer, mit besonderer Aufmerksamkeit, wobei denn Mephistopheles Merck meinte, „die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe".

Da nun aber dieses Leuchten des Mannes ohne sonnigen Kern war, da er mehr irrlichtelirte als wahrhaft erhellte, überhaupt das Große der Erwartung durch das Kleinliche des Wollens und der Mittel vielfach vereitelte und eben dem Heiligen das Weltliche mehr als billig beimischte; so konnte es nicht fehlen, daß jene Abgötterei von den Besonnenen zurückgewiesen und die Leerheit des ganzen Treibens, die karikirte Glaubensgenialität und die theosophische Identifikation mit dem christlichen Heilande alsbald ein Gegenstand des Spottes und der Satyre werden mußte. Er fühlte sich selbst unheimlich hingestellt zwischen seine Lobredner und seine Tadler. „Ihr habt mich", schreibt er, „zum Genie hinaufposaunt, lieben Freunde, zum Narren schmettern mich meine Gegner hinunter!" Goethe, der ihn in seinen früheren Briefen „einen braven Geistlichen, einen theueren Mann" genannt, der von der muthigen That, womit derselbe im Bunde mit seinem Freunde Heinrich Füßli die Ungerechtigkeiten des Landvogts Grebel vor der Welt angeklagt hatte*, in höchsten Enthusiasmus gesetzt wurde, der von ihm wünschte, „er möchte mannichmal einen Segen auf seine Büste sprechen", fand sich späterhin veranlaßt, über ihn bitter zu spotten. So schrieb er z. B. schon 1787 aus Albano („Italienische Reise") „von der Taschenspielerei des Züricher Propheten, der klug und gewandt genug sei, große und kleine Kugeln mit großer Behendigkeit einander zu substituiren und durch einander

zu mischen, um das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüthe gelten und verschwinden zu lassen". Noch derber lautet es, wenn er (1796) schreibt: „Es koste dem Propheten (Lavater) nichts, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimiliren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können." [1]) Daß Lavater sich mit den Ansprüchen des Jahrhunderts nicht vertragen konnte und der Auflösung ihre Rechte ungern zugestand, mochte freilich Keinem gefallen, der den Fortschritt der Zeit anerkannte. Darum war auch Wieland'n „sein verdammtes Schimpfen und Verfuzen des Jahrhunderts" unausstehlich [2]). Bei alledem muß man anerkennen, daß er es mit den Menschen und der Menschheit herzlich gut meinte. „Menschlichkeit auszubreiten, lieber Freund", schreibt er in der Zueignung seiner Predigten über das Buch Jonas (1773), „Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschentugend, ist eine meiner Hauptzwecke." Diese Aussage bethätigte er, wo er konnte. Selbst seine Verirrungen haben noch mehr oder minder dieses Ziel, und es ist bekannt, wie ihn in der Ausübung der Menschenliebe die verhängnißvolle Kugel traf, die seinem Leben ein Ende machen sollte [3]).

---

1) Eben so derb fallen die „Xenien" über ihn her. So z. B. das Xenion, überschrieben „Der Prophet":

„Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
Denn zu dem würdigen Mann ward und zum Schelme der Stoff."

2) „Ich kann wohl leiden", schreibt Wieland über Lavater an Merck (1782), „daß ein Mensch ist, was er ist; aber wie ein Prophet und Thaumaturg ein weiser Mann, und wie ein weiser Mann ein Narr zum Anbinden sein kann, davon versteh' ich auf meine Ehre kein Wort." — Man streitet wohl darüber, ob Lavater eine Schule gebildet habe. Er selbst hat dergleichen abgelehnt, allein es ist nicht zu verkennen, daß seine Anhänger einer antirationalistischen oder vielmehr obskurantistischen Schulsektirerei zuneigten und ihn als ihr Haupt verehrten. Unter seinen Freunden steht Pfenninger, sein Amtsgenosse in Zürich, dem auch Goethe nahe kam, oben an. Die Schriften desselben verdienen indeß keinerlei Aufmerksamkeit.

3) Als nach dem Siege der Franzosen über die Russen jene (1800) in Zürich einzogen, und Lavater auf der Straße beschäftigt war, Verwundeten Hülfe zu bereiten, wurde er von einem französischen Soldaten getroffen. Obschon die Wunde nicht tödtlich schien, starb er doch in Folge derselben

Lavater, von Natur, wie wir gesehen, mit einer lebhaften Phantasie begabt, hatte seinen Geist in der Jugend durch ernste Studien nicht eben gründlich ausgebildet und war unter dem Einflusse Bodmer's, der später sein Lehrer wurde, in seinen imaginativen Richtungen eher gefördert als aufgehalten worden. Wieland schreibt von ihm an Merck: „Er weiß nichts von den Griechen, als was er aus etlichen sehr modernen Büchern erschnappt hat", und Goethe führt an, daß er in späteren Jahren selbst seinen Mangel an Gelehrsamkeit in Ernst und Scherz oft genug ausgesprochen habe. Obwohl er mit Philosophie hin und wieder in Verbindung treten wollte, so fehlte ihm doch dafür ganz und gar das eigentliche Organ und dasjenige, was er selbst in seinen physiognomischen Regeln von dem eigentlichen Denker aussagt, indem er ihn einen Mann nennt „mit dem tiefen Bedürfnisse nach wahren, klaren, bestimmten, konsequenten und zusammenhängenden Begriffen". Man merkt diesen Mangel philosophischer Bestimmtheit und Gedankenkräftigkeit in fast allen seinen Schriften, in denen „die wunderbarste Mischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken und trüber Schwärmerei, von Edlem und Lächerlichem zu erblicken ist" [1]. Selbst auf sein Handeln und Leben hatte jene Ungründlichkeit Einfluß, und er bietet uns gleich von früher Jugend an bis in die späteren Jahre hinab [2]) mehrfache Gelegenheit, das Schwankende in seinem Charakter zu gewahren. Auch dieses fühlte er selbst, wie es denn überhaupt „seine liebste

---

(1801), wohl hauptsächlich deswegen, weil er sich während der Heilung durch Amtsgeschäfte zu sehr angestrengt hatte. — Auch Goethe nannte Lavater seiner späteren Antipathien gegen dessen abergläubisch phantastisches Treiben ungeachtet immerhin „einen vorzüglichen und in's Allgemeine eingehenden Menschen".

1) Goethe in den „Frankfurter Anzeigen" (1773).

2) Lavater giebt in seiner eigenen Lebensbeschreibung, die freilich nur bis zu seinem 15. Jahre geht und später von seinem Schwiegersohne, Georg Geßner, in der „Biographie Lavater's" (Winterthur 1802 ff., 3 Bände) gebraucht wurde, über seine früheren Charakterschwankungen hinlängliche Notizen. Damit ist zu vergleichen „Lavater" von Herbst (1832, in dessen „Bibliothek christlicher Denker" II).

Beschäftigung war, wie auf Andere, so auf sich selbst zu merken". Unter Anderem schreibt er in seinem „Tagebuche": „Ich erzittere über meiner entsetzlichen Unbeständigkeit im Guten — über dem unglaublichen Widerspruche, der sich täglich zwischen meinen überlegtesten Grundsätzen und meinen Handlungen und Unterlassungen findet." Eine weitere Folge jener geistigen Unsicherheit war es auch, daß er so leicht Wahres und Falsches durcheinanderwirrte, aus der Demuth des Gebets in die Anmaßung des Prophetentons überging, sich mehr als billig auf dem Dreifuße gefiel und mit der Miene der Unfehlbarkeit seine Göttersprüche von sich gab.

Im Übrigen hatte Lavater manche schöne Talente und Anlagen. Voll Zartgefühl und lebendiger Rechtsgesinnung besaß er namentlich die Gabe, mit raschem Blicke die äußerlichen Verhältnisse und Bezüge an Personen aufzufassen, was ihn auch wohl zu seinen berühmten physiognomischen Fragmenten mit veranlassen mochte. Da er indeß hierbei ohne kontemplative Gründlichkeit war, so fühlte er sich mit „allen seinen Kräften zur Wirksamkeit gedrängt" und Niemand mochte ununterbrochener handeln als er, welche Neigung zur Vielgeschäftigkeit seinem geistlichen Berufe (er war Prediger in Zürich) und seinem Streben nach Menschenbeglückung auf's erwünschteste entgegenkam. Gleich einem apostolischen Gesandten suchte er durch seine Predigten das Heil der Christusseligkeit überallhin zu verbreiten. Nicht bloß unter seiner Pfarrgemeinde, sondern auch auf seinen Reisen erschien er als ein prophetischer Bote und begeisterte durch seine geistlichen Reden die Gebildeten wie Nichtgebildeten, dabei Alle mit dem Zauber seiner Persönlichkeit überwältigend. Jene Beredsamkeit mochte an ihm um so wunderbarer scheinen, als er in seiner früheren Jugend ohne jegliches Talent der Rede wie ein Unmündiger erschienen war.

Daß nun ein solcher Mann bei einer ausgedehnten Schriftstellerei nicht zu der Gediegenheit klassischer Ausführung und Darstellung kommen konnte, ist leicht zu erkennen. Auch mußte er hier den vielseitigsten Tadel erfahren, der sich bald in Ernst, bald in Scherz und Ironie aussprach. Daß es hauptsächlich die Berliner Pragmatisten, die Arbeiter an der „Berliner Monatsschrift" waren, namentlich ihr Hauptanführer Nicolai, die ihn

anfeindeten, erklärt sich aus der bezeichneten Stellung, die er in seiner genial-phantastischen Religionsauffassung jenen Vorfechtern der Aufklärung gegenüber einnahm. Allein auch Andere mochten sich mit seinen Produktionen nicht vertragen, und wir sehen, wie Wieland im „Endymion" wegen seines Tagebuchs über ihn lachte, Lichtenberg seine Physiognomik ironisirte [1]) und Knigge sein „Reisetagebuch" (1. Heft), welches die Beobachtungen auf der Reise nach Kopenhagen, wohin ihn Bernstorf mehrere Male eingeladen hatte, enthalten sollte, in der „Reise nach Fritzlar" parodirte. Wenn auch Merck'n „das Studentenhafte und Seherartige des Styls" in den Lavater'schen Fragmenten nicht genehm war, so beweist dies nur um so mehr, daß die Vernünftigen überhaupt mit seiner Schriftstellermanier sich nicht befreunden konnten [2]).

Es gehört nicht zum Zwecke gegenwärtiger Darstellung, Alles, was ein Mann wie Lavater geschrieben haben mag, hervorzuheben und näher zu charakterisiren [3]). Wir begnügen uns daher neben einigen allgemeinen literarhistorischen Notizen dasjenige zu nennen, worin sein Verhältniß zur Zeit und seine religiöse Auffassungsweise am klarsten hervortritt. Das Hauptwerk, das Wichtigste und Bedeutsamste, was er geschrieben und wodurch er seinen Namen in die Geschichte der Literatur vorgeschoben, zugleich die Meinung der Epoche am eigenthümlichsten ausgesprochen hat, ist seine berühmte Physiognomik, welche unter dem Titel „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" (seit 1775) in vier Versuchen herauskam, nachdem ihr schon zwei einleitende Abhandlungen (seit 1772) vorausgeschickt worden waren, die über Begriff, Wissenschaftlichkeit und Nutzen der Physiognomik sich verbreiteten. Bei der ganzen Unternehmung, welche indeß keineswegs als eine

---

1) Vgl. „Göttinger Taschenkalender" (Jahrgang 1778).

2) „Briefe", Bd. II, S. 141.

3) „Joh. K. Lavater's auserlesene Schriften" von J. K. Orelli (Zürich 1844 ff.), 8 Bände, 2. Ausgabe. Zur Charakteristik Lavater's ist besonders Hegner, „Beiträge zu näherer Kenntniß Lavater's" (1836) zu berücksichtigen.

isolirte Erscheinung hervortrat, sondern mit vielen verwandten Bezügen, namentlich eben mit gleichzeitigen physiognomischen Studien und Liebhabereien zusammenhing, bemerken wir den bekannten Arzt Zimmermann, von dem wir oben im ersten Buche geredet, als apostolischen Gehülfen, indem er seinem geistlichen Landsmanne für dies Werk Wege in's große Publikum bahnte und durch seine eitlen Empfehlungen Ansehn und Unterschriften bei den Großen und Reichen dieser Welt, zumal bei dem hannover'schen Adelthum, verschaffte, durch sein „Gerätsch" aber, wie es Merck nennt, hauptsächlich den Satyr Lichtenberg's dagegen in Harnisch brachte. Das große Werk, in vier prachtvollen Quartbänden, mit Vignetten und schönen Kupfern, Mensch- und Thierporträten aller Art geziert (auch Christus- und Apostelköpfe fehlen nicht), trat in die Welt mit der Prätension, in den wichtigsten anthropologischen Wissenschaften und Beziehungen, in Moral, Justiz und der gesammten Pragmatik des Lebens eine Revolution zu bewirken [1]), mit dem Tone divinatorischer Orakelei und theurgischer Inspiration, ganz geeignet, die gedankenlose Menge zu überrumpeln, die glaubensfreudigen Gemüther zu begeistern und die wundersüchtigen Phantasten aller Art zur Ekstase emporzutreiben. Es entstand eine Art physiognomische Epidemie, indem Jeder, der von der neuen Offenbarung gehört hatte, sich für einen Seelendeuter hielt und sich befugt glaubte, aus Mund, Augen und besonders aus den Nasen, auf welche es dem großen Entdecker am meisten ankam, Gedanken, Gesinnung und gesammte Werthhaltung der bezüglichen Inhaber zu erschließen. Die Nasen sollten fortan hauptsächlich zu Rathe gezogen werden bei Besetzung der Staatsämter, bei der Frage nach praktischer Tüchtigkeit und Charakterstärke, „der Rücken einer Nase sollte der Fels sein, auf den man ewige Freundschaft gründen könnte" (13. Kapitel). Die „Fragmente", welche sich „zur Beförderung der Menschenliebe" in die Welt drängten, würden bei konsequenter Anwendung nach und nach vielmehr der Fluch

1) Die neue Phrenologie wiederholt nur jene physiognomische Prätension; denn auch von ihr erwarten und versprechen ihre jüngsten Jünger nichts Geringeres als eine Umwandelung des Criminalrechts, der Erziehung und alles Möglichen zum Heile der Menschheit.

der Menschheit geworden sein, wären sie nicht zum Glück eben so früh in Vergessenheit gerathen, als sie es wegen ihrer Oberflächlichkeit verdienten [1]). „Wenn die Physiognomik das wird", schrieb Lichtenberg, „was Lavater von ihr erwartet, so wird man die Kinder aufhängen, ehe sie die Thaten gethan haben, die den Galgen verdienen." Auch für die Eitelkeit eröffnete das Werk ein weites Reich, indem darin Jeder, der sich für ein Genie oder was sonst Großes zu halten beliebte, oder Solche, „die vom Strahl eines Zeitungslobes erwärmt und deren Ruhm erst von einer freundschaftlichen Kandidatenjunta posaunt worden" (Lichtenberg), ein Denkmal erwarten und finden mochten. Daher sprach denn auch Merck „von bösen Monumenten, die Lavater allen jungen Leuten, die noch nichts in der Welt gethan hatten", in der Physiognomik gesetzt habe [2]).

Es konnte nicht fehlen, daß bei den Übertreibungen, dem Charlatanismus und der eigenthümlichen Industrie, womit das Wunderprodukt gefördert wurde, auf der Seite der Ungläubigen die Lust sich regte, den frommen, viel verheißenden Verfasser zu mystificiren oder ihn sammt seinem Werke dem Spotte der Satyre und der Schärfe der Kritik zu unterziehen. In der letzteren Hinsicht muß nun besonders Lichtenberg erwähnt werden [3]), dieser klassische Korrektor aller kraftgenialischen Ausgeburten jener Zeit. Er griff das Unternehmen in Ernst und Scherz, mit den Waffen des Denkens und des Witzes zugleich an. In dem bekannten Aufsatze „Über die Physiognomik wider die Physiognomen", der zuerst im „Göttinger Taschenkalender für 1778" erschien, suchte er hauptsächlich auf das Ungründliche und die gefährlichen Folgen des Werks aufmerksam zu machen, ohne es jedoch widerlegen zu wollen, was ihm, meinte er, „in Sedez" bei einem Publikum nicht gelingen würde, bei welchem „groß

---

1) Übrigens hat selbst George Sand noch die „Lavater'sche Physiognomik" als das bedeutsamste und genialste Werk gepriesen.

2) „Briefe", Bd. II, S. 141.

3) Auch „Die physiognomischen Reisen" von Musäus (1778) waren eine Art Spottschrift auf Lavater's physiognomische Prätensionen und dessen physiognomische Manie, welche durch die „Fragmente" hervorgerufen worden. Gegen diese Reisen schrieb Goethe das kleine Gedicht „Die physiognomischen Reisen".

Quart so viel sei als eine Demonstration". Lichtenberg, der die Physiognomik überhaupt keineswegs verwarf, sondern sich damals selbst viel mit ihr beschäftigte, war am besten im Stande, auf dem Grunde seiner scharfen und ruhigen Beobachtungsgabe, sowie seiner vielseitigen Erfahrung und Menschenkenntniß das Richtige und Gewagte an Lavater's Prunkunternehmen zu bezeichnen [1]).

Übrigens ist Lavater's „Physiognomik", wenn wir von ihren Absonderlichkeiten absehen und zunächst nur die Wahrheit der Grundidee, daß nämlich innerliches Leben und äußerliches Erscheinen nothwendige Korrelate sind, anerkennen, immerhin ein Versuch, der seine wissenschaftliche Berechtigung an sich selber hat. Außerdem aber bleibt sie mit ihren oft treffenden Bemerkungen, geistreichen Anschauungen, überraschenden Vergleichungen, wie mit ihrer Mangelhaftigkeit der Erfahrung, Unsicherheit der Grundlagen, Flüchtigkeit und Allgemeinheit der Urtheile, mit dem orakelnden Pathos, der affektirten Süßthuerei hinsichts des Christenthums und religiöser Innigkeit, mit der abgerissenen unruhigen Drängniß des dithyrambischen Vortrags ein höchst merkwürdiges literarisches Wahrzeichen jener Epoche und ihrer genialen Selbstdünkelei, indem sie das Grundprincip derselben, „die Naturoriginalität des Individuums", in seiner äußersten Geltung aufgestellt und das Höchste wie Gemeinste in die Unmittelbarkeit und die Zufälligkeiten des natürlichen Subjekts verlegt und von hier aus bestimmen lassen will [2]). Wegen dieser Beziehung und Stellung muß nun gerade das Lavater'sche Werk die Rücksicht der Geschichte gewinnen und sich die Aufmerksamkeit rechtfertigen, welche wir hier ihm zugewendet, wie wenig es auch die Erwartung nachhaltig erfüllte, mit der es sich bei seinem Eintritte in die Welt umgab. Das physiognomische Problem harrt noch immer auf seine rechte wissenschaftliche Lösung [3]).

---

1) Über Lichtenberg's nationalliterarische Bedeutung wird in dem folgenden Bande weiter zu reden sein.

2) Das Bestreben, alles Menschliche auf jene naturalistisch physiognomische Begründung zurückzuführen, nennt Goethe „das Hingeben der Menschengestalt an chemische Philistergesetze". „Werke", Bd. LX, S. 284.

3) Schon dem Aristoteles, welchem nicht leicht ein Problem der Wissen-

Was Lavater's anderweitige Schriften betrifft, so sind sie meist religiösen Inhalts oder haben doch nahen Bezug auf religiös-moralische Verhältnisse. Sie sind in ihrem ganzen Charakter den „Fragmenten" ähnlich und unter sich selbst wieder in Gedanken und Form sehr nahe verwandt. Gleiche Seltsamkeit in der Mischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Wahrheit und Falschheit, von Begeisterung und Nüchternheit, von Erhabenheit und Gemeinheit; dieselbe Unsicherheit des Styls und Kolorits, dieselbe Nachlässigkeit in der Sprache, die bald in sprunghafter Zerrissenheit holpert, bald in unerträglicher Wortfülle und seichter Breite sich hinschleppt. Man muß sich eben damit beruhigen, daß man zu sich selbst sagt: „So denkt, so spricht nur ein Lavater" (Goethe).

Lavater's „Predigten", die er über verschiedene biblische Schriften gehalten, sind, unwesentliche Schattirungen abgerechnet, im Ganzen desselben Tons und Gehalts. Die gewöhnlichste Popularität dehnt sich in ungleicher Redseligkeit aus und neben aufsprudelnder Begeisterung schleicht die Kühle herabgestimmter Verständigkeit. Andere geistliche Bücher, z. B. das „Christliche Handbüchlein", lassen wir unberührt, um an Einiges zu erinnern, was zu seiner Zeit Aufsehen erregte. Dahin gehören die „Aussichten in die Ewigkeit", die seit 1768 in „Briefen an Zimmer-

---

schaft entging, wird über die Physiognomik eine eigene Schrift (Physiognomica) beigelegt. Unter den späteren Bearbeitern erwähnen wir mit Übergehung vieler Anderen (vgl. „Scriptores physiognomiae veteres" ed. Franzius 1780) bloß den Italiener J. B. Porta, der um den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts den Gegenstand wieder vornahm und dabei schon auf eine vergleichende Physiognomik hinzielte, indem er in seinem Werke „De humana physiognomia" menschliche Gesichter mit Thierphysiognomien zusammenstellte. Die von Lessing übersetzte Schrift des Spaniers Huarte „Von der Prüfung der Köpfe" kann gleichfalls in diese Kategorie gestellt werden. Daß Lichtenberg sich mit physiognomischen Studien beschäftigte, ist oben beiläufig angeführt worden. Sogar der kaltverständige Nicolai interessirte sich dafür. Obwohl der eifrigste Widersacher Lavater's, fand er in den „Fragmenten" desselben doch kein bloßes Phantasiegebilde, sondern glaubte, die Fruchtbarkeit und Richtigkeit mancher Beobachtungen anerkennen und rühmen zu müssen. Daß Goethe dieser Seite menschlicher Erkenntniß besonders zuneigte, ist hinlänglich bekannt.

mann" erschienen, wodurch Lavater sich zuerst den Gemüths-idealisten empfahl. Die Strahlen einer hoch aufschwärmenden Phantasie brechen überall durch, wo Gedanken sich bilden wollen, und zwischen die Prosabetrachtungen tönen die lyrischen Schwung-gefühle Klopstock'scher Erhabenheit. Daß allgemeine Phrasen die echte und reine Empfindung vertreten müssen, darüber hat schon Goethe („Frankfurter Anzeigen") seiner Zeit geklagt. Während Lichtenberg'n bei der Lektüre derselben graute, wenn er sah, wie ihr Verfasser „auf der dünnen Scheidewand zwischen Wahnwitz und Vernunft dahinlief, wie wir Anderen auf gleicher Erde", vermißte Hamann darin „mehr mystisch-apokalyptischen Gebrauch der Bibel". Wir sehen, wohin dieser Prophet der Bibelorthodoxie und Anführer des inspirativen Genialitätsglaubens seine Jünger bringen mochte.

Gleich berühmt ward Lavater's „Geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" (1771), welches zuerst durch seinen Freund Zollikofer ohne sein Wissen veröffentlicht wurde. Wir sehen hier so recht den Mann, der in Mißkennung der objektiven Wahrheit des Lebens, der menschlichen Natur und ihrer reinen Bestimmung sich einer müssigen Selbstbespiegelei hingiebt, dadurch sich in widernatürliche Zustände und Stimmungen hineinschraubt, in allerlei Selbsttäuschung geräth und in der Einbildung eines besonderen göttlichen und heiligen Berufs allerlei Zwangsmittel anwendet, um sich in steter Einheit mit Gott und seinem göttlichen Gesandten zu erhalten. Die Unbefangenheit des Denkens und Fühlens, der wahrhaft kindliche Glaube, die lautere freie Liebe zu allem Guten und Schönen, kurz, die ganze gott- und religionsfreudige Gesinnung wird durch ein forcirtes Selbstüberwachen und eine geistlose Reflexion in ihrem innersten Wesen verletzt und vernichtet. Dieses Tagebuch ist ein warnendes Beispiel, wie ein Mensch, der sich selbst für so wichtig hält, um sein eigenes Ich von den Dingen loszutrennen und jede Kleinigkeit seines Thuns und Denkens zu protokolliren allmälig, auf alle Irrwege der Kleingeisterei, der Finstersicht und Selbstdünkelei getrieben wird, von denen ihn nicht leicht eine gewöhnliche Macht wieder abzuführen im Stande ist.

In dem Maße nun, wie Lavater durch den Erfolg seiner Schriften und seiner eigenthümlichen christlichen Mission in seinem heiligen Eifer

gesteigert ward, ließ er auch in seinen Werken immermehr die Intoleranz seines persönlichen Christenthums hervortraten. So im „Pontius Pilatus" (1782), worin er die seltsame Idee ausführen wollte, den Pilatus als den Mittelpunkt der wichtigsten Beziehungen in dem Erlösungswerke Christi, als den Richter des Weltrichters, als den Vollzieher des erhabensten und höchsten aller göttlichen Rathschlüsse darzustellen. Das Werk sollte, wie er sagt, „Alles in Einem sein, ein historisches, politisches, moralisches, philosophisches, theologisches, religiöses, biblisches, sinnbildliches, schauerliches Ecce homo". Die sonderbarsten Übertreibungen, die leersten Einbildungen, die abenteuerlichsten Kombinationen kommen wie in einem wüsten und phantastischen Traume zusammen, wobei die subjektive Willkür in der Auffassung und Darstellung der christlichen Religion, die äußersten Ergüsse übergläubiger Schwärmerei und mystischer Gefühlsverirrung das Christenthum eher zu einem Gegenstande des Spottes, als der Verehrung und Liebe machen. Lavater hatte sehr Recht, wenn er selbst von diesem Werke meinte, daß es geeignet sei, „sich viele Erzfeinde und Erzfreunde zu machen". Wie sehr das Buch Goethe's offenen Wahrheitssinn beleidigte, geht aus den unwilligen Briefen hervor, die er darüber an Lavater schrieb.

In seinem „Jesus Messias" möchte Lavater sich Klopstock'n näher an die Seite stellen. Es umfaßt dieses Werk zwei besondere Werke, einmal nämlich eine poetische Paraphrase der Offenbarung des Johannes in hexametrischer Form, dann die poetische Reproduktion der Evangelien und Apostelgeschichte. Lavater gesteht selbst, daß er ohne Klopstock's „Messias", der seit zwanzig Jahren sein liebstes Buch gewesen, diese Dichtung nicht würde haben schreiben können. Es ist eine wahre Ilias post Homerum. Von Poesie findet der echte Geschmack darin nichts, wenn man nicht einige pathetische Überschwänglichkeiten, wovon besonders die erste Partie, welche das apokalyptische Seherthum fast zu überbieten strebt, angefüllt ist, für Poesie nehmen will. Die zweite Partie oder das paraphrastische Evangelienwerk, bietet eine breite Sammlung von einem exegetischen, legendarischen, historischen Allerlei, eine Art Vorschule von Stolberg's „Geschichte der Religion Jesu", dem sie auch in der ganzen theologischen

Färbung ähnlich ist. Die edle, religiöse Begeisterung, welche uns aus Klopstock's Werke mit echtem Hauche anweht, ist hier zu einer drückenden Schwüle absichtlicher, gezwungener Andächtigkeit und salbungsreicher Bewußtheit herabgesetzt worden [1]). Den späteren „Joseph von Arimathia" (1794), ein episches Gedicht in Jamben, übergeben wir billig, eben so die ganz verunglückte Probe eines religiösen Drama „Abraham und Isaak", und werfen nur noch einen flüchtigen Blick auf Lavater's lyrische Versuche, die er in geistlichem und weltlichem Fache geliefert hat.

Die „Geistlichen Lieder" Lavater's, von denen manche in protestantische Gesangbücher übergegangen sind, und die er gleich zu Hunderten herausgab, erscheinen durchweg als Wirkungen der Klopstock-Begeisterung, die sich in Lavater um so mächtiger regen mochte, als der Dichter des „Messias" mit ihm den Christusenthusiasmus theilte. Im Allgemeinen sind daher seine sämmtlichen geistlichen Dichtungen ein Nachhall Klopstock'scher Stimmen. Dazu kam, daß damals überhaupt die Richtung der Lyrik vielseitig in das Gebiet der Religion hinüberging. Andreas Cramer dichtete gleich Klopstock meist im Odentone heilige Gesänge; Gellert hatte dagegen seine religiöse Leier zu populärer Verständlichkeit herabgestimmt; aus dem Göttinger Kreise lauteten viele Gesänge herüber, die voll natur-sympathischer Begeisterung die Werke des Schöpfers priesen. Lavater wollte hinter Keinem zurückbleiben und griff mit vollem Vertrauen in die Saiten seines Psalters; allein nur selten gelingt es ihm, den rechten Ton zu treffen, meistens verliert er sich in überflutende Gefühlsbreite, in moralisirende Nüchternheit und farblose Wortfülle, nicht zu gedenken, daß er nebenbei mehr, als der Dichtung geziemt, in das unerquickliche Gebiet theologischer Schwärmerei und hyperorthodoxer Dunkelsucht geräth. Der Mangel an metrischer Kunst läßt es ohnedies zu keiner rechten Melodie kommen.

Höher erhebt Lavater sich in den „Schweizerliedern", wozu er sich durch die Helvetische Gesellschaft, deren Mitglied er

1) In den Goethe-Schiller'schen „Xenien" wird dieses Werk unter der Überschrift „Erhabener Stoff" in folgendem Distichon persiflirt:

„Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte;
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?"

war, veranlaßt fand. In dieser Gesellschaft galt, wie eben bei den genialen Naturalisten damals überhaupt, Rousseau, „in dessen Namen eine stille Gemeinde weit und breit ausgesät“ war, als Stern und Vorbild, dem sie sich mit ihren patriotischen Tendenzen zuwandte. Lavater's „Schweizerlieder“ (1767) verrathen diesen Ursprung, halten sich aber im Ganzen noch auf der Stufe der vor-lessing'schen Weise. Das redselige Wortgepränge, welches Lavater'n nun einmal wesentlich eignete, legt sich auch hier in einer Breite auseinander, welche den lyrischen Ton nicht durchklingen läßt. Außerdem sind sie von allerlei moralischen Lehren und religiösen Ingredienzien durchwirkt. Den Patriotismus besingen sie, wie man in den sechziger Jahren, wie Klopstock und zum Theil noch die Göttinger es zu thun pflegten. Wie dort von deutscher Treue, Tapferkeit, Keuschheit und dergleichen Vieles gesungen wird, so weiß Lavater Ähnliches von seinen Schweizern reichlich und nachdrücklich vorzutragen. Auch er apostrophirt die Schweizer-Jünglinge und Schweizer-Mädchen, auch er gemahnt sie an Alles, was die alte Sitte und der Väter Tugend Werthes und Schönes hat. Wie republikanisch übrigens dabei der Dichter gesinnt und wie sehr er seinerseits in den damaligen Fürstenhaß einzustimmen geneigt war, beweisen mehrere dieser Gedichte [1]), die sich durch ihre nationalhistorischen Erinnerungen und volksthümlichen Beziehungen dem Patrioten wohl empfehlen mochten. Aber selbst dieser Vorzug hat sie vor der verdienten Vergessenheit, der sie meist anheimgefallen, nur wenig schützen können.

---

1) So singt er in dem Liede „Die Schweizerbauern“ unter Anderem:

„Andre Bauern, was sie pflanzen,
Was sie auf- und angebracht,
Das verschmausen, das vertanzen
Fürsten oft in einer Nacht;

Fürsten, die sich Väter nennen,
Väter, die noch lachen können,
Sehn sie Bauern nackt und arm,
Väter, daß sich Gott erbarm'!

Wir nur pflanzen für uns selber,
Unser nur ist Feld und Weid' — —
— — — — — — —
Und für Fürsten triefet nicht
Euer Schweiß vom Angesicht!“

An Lavater reihet sich nicht bloß der Zeit und sonstiger persönlicher Verhältnisse wegen, sondern selbst aus dem Gesichtspunkte sachlicher Beziehungen Friedrich Heinrich Jacobi (aus Düsseldorf 1743—1819). Wie jener bewegte er sich nach allen Seiten hin auf der Angel des Herzens und Gemüthes, wie er setzte er seine individuelle Zufälligkeit als Mittelpunkt seiner objektiven Wirksamkeit, gleich ihm konnte er sich an keinem Anker fester Denküberzeugung halten, flutete vielmehr, ein Spiel der Winde und Wellen, unstet umher zwischen Gefühls- und Verstandesdrängnissen, zwischen Glauben und Wissen, zwischen Heidenthum und Christenthum. In dieser Hinsicht sind seine eigenen Worte sehr bezeichnend, wenn er in einem Briefe an Reinhold schreibt, „daß er zwischen zwei Wassern schwimme, die sich nicht vereinigen wollten, indem das Eine ihn unaufhörlich hebe, während das Andere ihn unaufhörlich versenke". Auch in der unruhigen Vielseitigkeit des Anknüpfens an fast alle literarische und sonstige hervortretende Persönlichkeiten gleicht er Lavater. Wie uns nun dieser als theologischer Drangromantiker entgegengetreten ist, so dürfen wir Jacobi wohl als Vertreter der philosophischen Drangromantik neben ihn stellen. Er wollte die Religion des Herzens mit dem Lichte der Philosophie umhellen, Theologie und Philosophie zugleich aber vor dem Altare der Poesie vermählen. Er ist ein „Gottfühler" mit dem Scheine eines Gottdenkers. Von dieser Seite her und in dieser Stellung bildet er vornehmlich eine literarhistorische Persönlichkeit, deren Beachtung der Geschichte obliegt. Daß seine literarische Thätigkeit die Grenzen dieser Epoche weithin überschreitet, daß er bis in's 19. Jahrhundert hinab sich an den Haupterscheinungen in der Philosophie betheiligte, bald polemisch, bald ausführend, kann jene Stellung nicht verrücken. Jacobi beharrte von Anfang bis zu Ende auf demselben Principe und bewegte sich ohne wesentliche Abweichung in derselben Weise, so daß bei ihm ein Fortschritt, wie etwa bei Goethe oder Schiller, in keinerlei Hinsicht angenommen werden kann. Wie sehr aber jenes Princip und jene Weise Geist und Charakter dieser Sturm- und Drangzeit trug, beweisen eben so sehr seine Schriften als sonstige Zeugnisse, die Andere oder er selbst ablegen. Namentlich sind in letzterem Bezuge seine Briefe, welche er überallhin

schrieb, zumal die an Goethe, höchst bezeichnend. — Aus diesen nämlich geht am klarsten hervor, wie wenig Jacobi aus seiner ursprünglichen subjektiven Drängniß sich befreien konnte, während sein großer Genosse sich allmälig zu der lichten Höhe klassischer Besonnenheit und reiner objektiver Weltauffassung erhob, so daß die Kälte, welche Goethe'n zuletzt gegen den alten Freund beschlich, ganz eigentlich daher entstand, daß dieser die sentimentale Überschwänglichkeit und den gottfühlerischen Drang nicht überwinden konnte [1]). Noch in seiner letzten Hauptschrift „Von den göttlichen Dingen" (1811) gesteht Jacobi von sich, „daß er nicht Herr sei über sein Gemüth und daher für bestochen gelten müsse", noch hier findet er des Menschen Werth und eigentliche Güte „in der Fähigkeit zu ahnen und zu glauben", noch immer bleibt ihm „das Herz das Vermögen der Idee". Wie sehr ihn aber dieser Drang der Gefühlsübermacht von seinen frühesten Jahren an erfüllte und forttrieb, darüber giebt uns seine vielseitige Korrespondenz, sowie manche gelegentliche Äußerung seiner Freunde und Bekannten hinlängliche Belehrung. „Schon als Knabe von acht oder neun Jahren, als er noch im polnischen Rocke ging", schreibt Einer derselben an Merck, „war der Mann ein Schwärmer, ein Phantast, ein Mystiker." Damals las er mit einer Magd seines Vaters allerlei religiöse Schriften, während er seinen Bruder Georg Komödien machen und spielen ließ. Als er konfirmirt worden, schloß er sich einer frommen Gesellschaft an, welche sich „die Feinen" nannte, und ging eifrig in ihre Versammlungen. Mit den Jünglingsjahren steigerte sich dieses Drängen bis zum Sturm hinauf. „Ein verzehrendes Feuer", sagt er, „trug der Jüngling im Busen, und alle

1) H. Düntzer („Aus Goethe's Freundeskreise", Braunschweig 1869) hat Goethe, höchst unnöthigerweise, gegen Jacobi, wie gegen Klopstock u. A. vertheidigen zu müssen geglaubt. — S. übrigens „Fr. H. Jacobi's auserlesene Briefe", herausgegeben v. Roth (1825 ff.); „Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi", herausgegeben von Max Jacobi (1846). Eine besondere Berücksichtigung verdient auch Deycks' „Fr. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe" (1849). Vgl. vor Allen den seitdem erschienenen „Nachlaß F. H. Jacobi's", herausgegeben von Zöppritz (Leipzig 1869).

seine wichtigsten Überzeugungen beruhten auf unmittelbarer Anschauung." [1] Die Briefe an Goethe fließen über von dieser halt- und formlosen Gemüthsbegeisterung, die hin und wieder auch die Gestalt naturwüchsiger Gezwungenheit annahm, womit er sich in den Ton seines genialischen Freundes und der Stürmer überhaupt hineinzutreiben suchte. Mit ihnen möchte er sich auf den Gipfel des genialen Naturrechts, der absoluten Selbstheit schwingen. Noch in späterer Zeit schreibt er an Fichte, daß ihm, den positiven Gesetzen gegenüber, nur das „allgemeine Vernunftgesetz" gelten soll, welches ist „das eigentliche Majestätsrecht des Menschen, das Siegel seiner Würde, seiner göttlichen Natur". Wie wenig sich übrigens Jacobi auf dieser schwindelnden Höhe des damaligen Titanismus halten konnte und wie leicht er überhaupt, gleich allen bloßen Gefühlsmenschen, der subjektiven Laune anheimfiel, beweisen viele unzweideutige Zeichen und Züge aus dem Bereiche seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

Jacobi's Jugendbildung war nicht geeignet, jener ursprünglichen Unsicherheit seines Wesens eine größere Festigkeit zu geben und die enthusiastische Anlage durch eine folgerichtige Beschäftigung mit ernsten Studien zu mäßigen. Er deutet selbst in einem Briefe an Goethe (1774) auf diesen Mangel mit Bedauern hin, indem er klagt, wie man bei ihm von der ersten Kindheit an Alles angewendet habe, „um seine Kräfte zu zerstreuen und seine Seele zu verbiegen". In guten Verhältnissen geboren und ursprünglich dem Kaufmannsstande bestimmt, war er in einer Art weltäußerlichen Modebildung herangewachsen. Zunächst stand er unter französischem Einflusse in Genf, wo er die feinere Salonlektüre kennen lernte, auch ein wenig von Rousseau erfuhr. Später kam er mit Diderot in Berührung, blieb aber bei dem Allen im Ganzen der tiefer gehenden Wissenschaft fremd. Was er von deutscher Bildung sich aneignete, beschränkte sich anfangs auch nur auf das Leichtere, auf das Gebiet belletristischer Literatur. Nachdem er dem Kaufmannsberufe entsagt, suchte er meist auf dem Wege autodidaktischer Selbsthülfe eine gewisse gelehrte Bildung nachzuholen, konnte aber bei seiner beweglichen, nach der Ober-

1) „Werke", Bd. I. S. 12 u. 13 (Vorrede).

fläche gerichteten Natur sich in nichts vertiefen, und so entstand denn eben jener unruhige Dilettantismus, der überall hinfühlte und nirgends recht heimisch wurde. Da kam, daß er, von den Mitgliedern seiner Familie und den näheren Bekannten verzogen und vergöttert, in äußerlicher Stellung mehrfach begünstigt, sich wohl in vornehmen Prätensionen und Eitelkeiten gefiel, die Anderen ohne Berechtigung schienen und daher zu mancherlei Widersprüchen selbst hier und da freundschaftliche Verhältnisse in das Gegentheil hinübertrieben. So bei Wieland, der, freilich seinerseits ebenfalls reizbar und beweglich, zuerst mit Jacobi in der süßesten Freundschaftelei und Briefwechselei schwärmte, mit ihm den „Merkur" zur Welt brachte, aber schon 1778 erklärte, daß ihm dessen Stolz unleidlich sei und er mit ihm in seinem Leben nichts mehr zu thun haben wolle [1]). Auch Georg Forster, der mit ihm früherhin sympathisirte, wendete sich von ihm ab und beschuldigt ihn (an Lichtenberg), daß er „aus seiner persönlichen Glaubensmanier eine verhaßte Gewissens- und Moralitätssache" machen wolle und „mit pastorischer Deklamation und vieler Salbung" zu behaupten sich anmaße, „man müsse ein Schurke sein, wenn man nicht, wie er die Augen zudrücke und dann überlaut schreie, man sehe ein helles Licht". Daß Goethe mehr und mehr gegen ihn erkaltete, ist schon erinnert worden und soll noch gelegentlich weiter berührt werden.

Indem nun Jacobi, dem im Übrigen weder Geist noch Schönheit der Gesinnung und lebendiges Gefühl für das echt Menschliche abzusprechen ist, sich einbildete, er könne Alles sein, Dichter und Philosoph, ein Shaftesbury und Platon, ein Aufgeklärter und Mystiker, mußte es wohl kommen, daß er in keiner Hinsicht zu etwas Gediegenem gelangte, daß man in Allem die Unsicherheit fühlt, womit er in der Mitte der Geistesrichtungen der Zeit und ihrer Vertreter stand. Von Einem zum Anderen hinübertaumelnd, mit dem Widersprechendsten in Personen und Ansichten verkehrend, weil er mit Keinem aus tiefem Grunde vertraut werden konnte, ein heftiger Protestant, dem Stolberg's Übertritt fast das Herz abstieß, aber eben so leicht wieder mit der

1) „Briefe an Merck", Bd. I, S. 136.

katholischen Glaubenskonsequenz versöhnt und inmitten der frommen Gallitzin-Gemeinde zu Münster zu Palinodien aufgelegt, hier auf Offenbarungen, dort auf Vernunft, bald auf die Sinne und Gefühle, bald auf die Freiheit des Denkens hinweisen, zwischen Verstand und Herz hin- und hergeworfen, ohne rechte Philosophie bei philosophischer Einbildung, ohne religiöse Befriedigung bei ewigem Gerede von Religion, heute im Glauben festgewurzelt, morgen dem Zweifel und dem Jammer über Vergänglichkeit und Lebensnichtigkeit hingegeben [1]), konnte er in keinem Zweige der Literatur sicheren Boden gewinnen, und vergebens sehen wir uns in ihm nach dem echten Philosophen und Dichter um, obwohl er nach beiden Seiten hin Versuche gemacht hat. Wir können ihn ganz füglich mit dem Woldemar, dem Helden seines gleichnamigen Romans vergleichen, der sich in der Überschwänglichkeit eines aufgetriebenen sittlichen Gefühls bei sentimentaler Selbstbespiegelung und geistreich taumelnder Gedankenlosigkeit sehr viel dünkt und in eitler Selbstgefälligkeit auch wohl selbsttäuscht. Daß nun ein Charakter wie dieser, der so sehr auf seine zufällige Individualität angewiesen war, der Lessing'n zumuthete: „er solle nur auf die elastische Stelle treten, die ihn fortschwinge, und das Philosophiren würde dann von selbst gehen" [2]), der in zweideutiger Schwäche kalt und warm zugleich athmete, wie ihm schon Hamann vorwarf und Goethe ihn in Verdacht hatte [3]), sich aus dem Drängnisse der Epoche, in welcher er blühte, niemals herausarbeiten konnte, begreift sich wohl von selbst. Wer sein schon genanntes letztes Hauptwerk „Von den göttlichen Dingen" vergleicht, findet im Wesentlichen nichts Anderes, als was bereits die beiden Ro-

1) Schreibt doch der Offenbarungsselige an Hamann (1786), daß bei ihm Alles auf die schwermüthige Trauer über die Natur des Menschen hinauslaufe. Hamann hatte daher wohl Recht, wenn er ihn „aus dem Labyrinthe der Weltweisheit in die kindliche Einfalt des Evangeliums" versetzen wollte.

2) In der Schrift „Über die Lehre des Spinoza".

3) Goethe bemerkt unter Anderem, daß er mit Schiller viel klarer gestanden als mit Jacobi. Während er bei aller Verschiedenheit der Standpunkte und Richtungen mit Schiller „sich immer wieder zu einem gemeinschaftlichen Denken und Thun vereinigen konnte", ging er mit Jacobi wegen der unsicheren Zwiespältigkeit des Letztern immer weiter aus einander.

mane „Allwill“ und „Woldemar“, die aus der Mitte der Sturmzeit herrühren, enthalten. Sinn, Ansichten, dilettantische Oberflächlichkeit, Styl und ganze Darstellung, Alles wie dort.

Fragen wir nun näher nach der Beschaffenheit seiner Philosophie, als deren drang-romantischen Vertreter wir ihn hier zu betrachten haben; so ist sie der prägnanteste Ausdruck seiner ganzen individuellen Eigenthümlichkeit, ein Gemisch von Gefühlsdrängniß und Gedankenaphoristik, von gottseliger Glaubensinnigkeit und geistreicher Bemerkungen, von kecken Behauptungen und zweifelmüthiger Verzagtheit. Ein fester Standpunkt wird nirgends gewonnen und der Dilettantismus siegt überall über die Macht der Wissenschaft. Sie muß bei Jacobi der Gefühlsgläubigkeit das Vorrecht lassen, und diese ist ihre nothwendige Voraussetzung. An und für sich soll nach ihm „der Atheismus das Princip der Wissenschaft sein“, die, „nur auf das Sinnlich-Endliche beschränkt“, eben damit auf den Glauben zurückweist, welcher neben ihr steht und auf ein Wesen, „welches nur Wunder thun kann“, hinführt. Jacobi geht deshalb überall von „Offenbarung“ aus, d. h. bei ihm von einer unmittelbaren inneren Eingebung, von einer endgültigen Anschauung des Göttlichen. In seinem Schreiben an Fichte bezeichnet er „das Bewußtsein des Nichtswissens als das Höchste im Menschen“ und nennt seine Philosophie selbst „eine Unphilosophie, die ihr Wesen hat im Nichtwissen“. Alle Wissenschaft ist ihm höchstens „erst ein Wissen aus zweiter Hand“. Mit jenem inneren Sinne, jenem Instinkte für das Göttliche fällt ihm wesentlich die Bedeutung der Vernunft zusammen, die er „das Vermögen des Übersinnlichen“ nennt im Unterschiede vom Verstande, der ihm „das Vermögen der Wissenschaft“, das Vermögen des endlichen Denkwissens ist. Wie er in seinem „Glauben“ mit Schelling's „intellektueller Anschauung“ so ziemlich zusammentrifft, so in dieser Verstandesbestimmung gewissermaßen mit Kant; nur fehlt bei ihm überall die folgerichtige methodische Entwickelung, hiermit die Sicherheit seiner Begriffe. „Die stille und standhafte Ergebung in das eigentliche Sein der Dinge“ bildet, wie er an Herder schreibt, den Mittelpunkt seiner Philosophie, wie die Seele seines Charakters. Bei Gelegenheit der Rede Schelling's „Über

das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur" bemerkte Jacobi an Goethe, daß es nur zwei wesentlich verschiedene Philosophien gebe, nämlich Platonismus und Spinozismus. Daß er dem ersteren ergeben war, versteht sich von selbst. Schade nur, daß ihm die dialektische Konsequenz abging, womit Platon bei allem Phantasiren die Ehre der Wissenschaft behauptet. In dieser Beziehung hat G. Forster nicht Unrecht, wenn er Jacobi's Glaubensphilosophie als „einen metaphysischen Purzelbaum" bezeichnet, oder Goethe, wenn er sagt, sie sei „aus Seelenforderungen" entsprungen. Auf diesem Punkte der originalen ichlichen Unmittelbarkeit blieb Jacobi nun sein Lebenlang stehen, und weiß gegen Schelling und die neueste Philosophie nichts weiter einzuwenden, als sein „Ich bin, der ich bin". Dieser Machtspruch, wie er selbst nennt, „begründet ihm Alles; sein Echo in der menschlichen Seele ist die Offenbarung Gottes in ihr". Bei einer solchen Philosophie, die Bouterwek als eine „subjektiv-philosophische Religion" anpreist, meint nun freilich Schelling, könne jeder Haarkräusler und Schneider den Philosophen von Profession machen [1]. Charakteristisch endlich für Jacobi's Philosophie ist noch, was er 1783 an Hamann schreibt: „Wir insgesammt, an Geist reicher oder ärmer, höher oder geringer, mögen es angreifen, wie wir wollen, wir bleiben abhängige, dürftige Wesen, die sich durchaus nichts selbst geben können. Unsere Sinne, unser Verstand, unser Wille sind öd' und leer, und der Grund aller spekulativen Philosophie ist nur ein großes Loch, in das wir vergeblich hineinsehen."

Und doch konnte Jacobi sich von der Philosophie nicht trennen. Zuletzt ist das Christenthum, „soweit es Mysticismus ist, für ihn die einzige Philosophie". Es war ihm daher auch Alles willkommen, was ihn von solcher Seite her berührte. Mit

1) Vgl. Schelling's „Denkmal von den göttlichen Dingen" (eine Gegenschrift gegen die Jacobi'sche Schrift „Von den göttlichen Dingen"). Mit einer Art Ironie fügte es das Schicksal, daß Schelling der Nachfolger wurde von Jacobi auf dem Präsidentenstuhle der Akademie der Wissenschaften in München. — Über Jacobi's Philosophie hat Kuhn eine besondere Schrift „Jacobi und die Philosophie seiner Zeit" herausgegeben.

Hamann, der ihm übrigens in seiner hypochondrischen Laune nicht immer freundlich vergalt, ihn auch wohl der transscendentalischen Kolik und überhaupt der Grübelei beschuldigte, hielt er Freundschaft und wurde von ihm „Bruder Jonathan" genannt; an Herder schloß er sich nicht minder an, und dessen „Älteste Urkunde" las er fünfmal; Lavater's Antispinozismus und Antiberlinismus zog ihn zu persönlicher Verbindung hin; die Fürstin Gallitzin zählte ihn zu den Ihrigen; Fritz Stolberg war sein Dutzfreund und blieb es, so sehr ihn auch dessen Übertritt verletzte, und, so lange Goethe noch urkräftig phantasirte, war Fritz Jacobi Derjenige, der, wie Goethe selbst schreibt, als Freund zuerst „in das Chaos seiner Gährung" blicken durfte, weil er ebenfalls „ein aussprechliches geistiges Bedürfniß empfand und dessen Natur gleichfalls im Tiefsten arbeitete". Sonst knüpfte Jacobi, wie wir schon oben angedeutet, gern überall an und suchte mit den verschiedensten Personen Verbindung. Er schrieb nicht bloß an Goethe und Lavater, an Hamann und Herder, sondern auch an Georg Forster und Kant, an Wieland und Mendelssohn, an Lessing und Heinse, an Joh. v. Müller und G. Schlosser, an Stolberg, an Fichte und an sentimentale Frauen, kurz, an Alle, die er erreichen konnte. Sein Herz, wie sein freundliches Pempelfort [1]), standen Jedem offen, der sich ihm in Freundschaft verbinden wollte. Jacobi gehörte zu den Menschen, welche bei allem Mangel eines entschiedenen Charakters und bei aller Reizbarkeit eines beweglichen Gemüths voll herzlicher Menschenliebe und echt sittlicher Gesinnung sein können. Goethe, der nach mehrfachen Äußerungen in Absicht auf Meinungen und

1) Pempelfort, ein kurfürstliches Jagdschloß in der Nähe von Düsseldorf, war lange Zeit der Wohnsitz von Jacobi's Familie. Goethe nennt es „den angenehmsten und heitersten Aufenthalt", dem es nie an Fremden fehlte, die sich „in diesen reichlichen und angenehmen Verhältnissen sehr wohl gefielen". Unter sie gehörte auch Hamann, der in dem „Elysium-Pempelfort" ein neues Leben zu leben glaubte. S. dessen Briefe, „Werke", Bd. VII, S. 363 ff., wo S. 371 eine detaillirte Beschreibung der Villa. Dieses Leben, sowie die dort auftretenden Personen, namentlich die Gattin und Schwestern Jacobi's, haben vielfach zu seinen Romanen „Allwill" und „Woldemar" Stoff gegeben.

Strebungen mit ihm durchaus nicht gehen konnte, dem seine sentimentale Zudringlichkeit mehr und mehr zur Last wurde und der gesteht, „daß er unter seinem beschränkten und doch immerfort regen Wesen genugsam gelitten habe“, Goethe, sagen wir, schreibt ihm doch noch 1799, „daß seine (Jacobi's) Richtung eine der reinsten sei, die er jemals gekannt habe“ [1]).

Blickt man nun auf Jacobi's philosophischen Standpunkt zurück, so kann es uns kaum Wunder nehmen, wenn wir ihn auf der Seite Derjenigen treffen, welche, wie z. B. besonders Hamann, sich gegen die Berliner Aufklärungsversuche empörten, obgleich er dabei nicht mit Denen sympathisirte, die den antirationalistischen Kampf mit den Waffen eines orthodoxen Christenthums führten. Er gesteht an Herder (1783), daß er längst „dem Lichte der Weisen von damals, den triefenden Flammen ihrer Pechkränze, ihrem Tage in Koth und ihrem Dampfhimmel entflohen, und daß die reine Mitternacht mit ihren Sternen ihm lieber ist“. Übrigens war Niemand mehr als Jacobi ein Freund der Aufklärung: er wollte nur das Moment der Idealität in derselben, und das mit Recht, gewahrt wissen. „Freiheit, Gleichheit und bessere äußere Zustände“ können nach ihm nur „durch allgemeine Aufklärung“ vermittelt werden. Diese letztere aber findet er darin, „daß der Mensch lerne, sich selbst Gesetz zu sein und diesem Gesetze zu folgen ohne Rücksicht auf Belohnung und Strafe“.

Obwohl der Ansicht, daß eine neue Epoche in der Geschichte der Menschheit eintreten müsse, und trotzdem, daß er, ein Feind des Despotismus, mehrfach, namentlich in der Schrift: „Etwas, das Lessing gesagt hat“, der Volksfreiheit entschieden das Wort redete, konnte Jacobi doch mit der Revolution

1) In demselben Briefe finden wir eine schöne Bemerkung des Dichters, welche seinen höheren humanen Standpunkt trefflich charakterisirt. „Sonst“, schreibt er, „machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung oft auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich in der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber wie über manches Andere belehrt uns die Zeit, und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann.“

nicht sympathisiren, und wir hören, wie er gleich im Anfange derselben, als noch keinerlei Gräuel ihre Wege befleckt hatten (1789), ausruft, „Gott möge uns Deutsche vor der Art Vernunftregierung bewahren, zu welcher Mirabeau der Welt verhelfen wolle".

Die Fortschritte jener großen Bewegung scheinen ihn sogar wider Willen einer konservativen Strenge zugetrieben zu haben. Die Ansicht, „daß willkürliche despotische Gewalt und passiver blinder Gehorsam ein schlechterdings nothwendiges Ingredienz jeder gesellschaftlichen Ordnung seien", dürfte wohl eine Folge der nächsten revolutionären Anschauungen gewesen sein [1]). Dabei ist er jedoch überzeugt, daß die Verfassungen sammt und sonders nichts mehr von ihrem alten Bildungstriebe enthalten und daher auch nicht lange mehr dauern können. Er schreibt (1791) an G. Schlosser, wie sehr ihm Burke's Werk wider die französische Revolution gefallen, und wie sehr er Religion in's Land wünsche, um „dem Plunder der Gesetzgebung" Werth zu geben. Zugleich meint er, daß der jüngste Tag herankommen müsse, weil dieser allein helfen könne, ohne ihn aber das Beste sei, „sich einander je eher je lieber die Hälse zu brechen, um dem ungereimten, nichtswürdigen, ekelhaften Dinge, Menschheit, ein Ende zu machen" [2]).

Jacobi's Schriften betreffen vorzugsweise eben philosophische

---

1) „Brief an die Gräfin Julia von R." (1790).

2) Außer der oben angezogenen Abhandlung hat er auch in einer andren, die er gegen Wieland's Aufsatz „Über das göttliche Recht der Obrigkeit" schrieb („Über Recht und Gewalt") die freisinnigsten Ansichten niedergelegt. Er meint z. B. in diesem Aufsatze, „daß, wo die wahren Gesetze der Freiheit in der That regieren, ihr Wille der lebendige Wille des Volks sein müsse". In „Etwas u. s. w." sagt er: „Kein größeres Übel, als der Despotismus. Wo keine Verfassung zu vertheidigen, da auch keine Freiheit und kein Vaterland." An Joh. v. Müller schreibt er über den deutschen Patriotismus: „Wir sind ein armes Volk, und ich sehe gar nicht ab, wie es mit uns besser werden soll. Das Menschenverständige verschwindet ganz aus unsrer Verfassung." Er meint, Alles werde bei uns „so sinnlos, so lächerlich und so abgeschmackt", daß man oft versucht werden möchte, von dem ganzen Getreibe mit einem „Herr, erlaube uns, daß wir unter die Säue fahren" Abschied zu nehmen. — Doch muß man solche Ausbrüche augenblicklichen Unwillens nicht gar zu wörtlich nehmen.

Fragen [1]). Ohne eigentlichen Beruf für Schriftstellerei, durch Goethe, Lessing u. A. hauptsächlich dazu angeregt, schwankend zwischen halbfranzösischer und halbdeutscher Bildung, vornehm und genialisch zugleich, gefällt er sich in fragmentarischer Halbheit, in geistreichem Gedankenspiele, in abgerissener Kürze und zugespitzter, wenngleich meist gebildeter Sprache. Man sieht, daß er die Schulform und doktrinäre Strenge vermeiden möchte und dagegen die stylistische Selbstgefälligkeit und Prätension vorschiebt. So drängt sich das Gemachte mit dem Bewußtsein französisch-akademischer Feinheit fast überall hervor und stört die freie, frische Bewegung. Dürfen wir auch keineswegs verkennen, daß in dem Hin- und Herspringen, was Jacobi's Schriften uns zuletzt verleidet, mancher glänzende Gedankenfunke aufblitzt, mancher anziehende Gefühlston durchlautet, viele treffende Punkte emportauchen und mancherlei bedeutsame Probleme der Betrachtung entgegengebracht werden; so herrscht doch im Ganzen so viel Mangelhaftigkeit in Begründung und Ausführung, Lockerheit in Zusammenhang und Entwickelung, Unsicherheit in der Bestimmung der Begriffe und eine solche überstürzende Drängniß in der Folge und Bewegung der Gedanken, in der Mischung von Einfällen, Ansichten und Empfindungen, von poetischer und prosaischer Darstellungsweise, daß sich dabei eben so wenig der wissenschaftliche Denker als der ästhetische Leser befriedigen kann, insofern es Beiden mehr auf ein nachhaltiges Interesse, sei es der Wahrheit oder der freien Kunstbehandlung, ankommt, als auf eine augenblickliche Erregung des Geistes und des Gemüths.

Wir haben schon bemerkt, daß Jacobi's späteste Schriften in Charakter und Haltung denjenigen gleich sind, welche er mitten in der Epoche des Sturms und Dranges verfaßte, und daß das Princip der individuellen Unmittelbarkeit in allen waltet. Die gleiche drängende, unruhige Skizzenhaftigkeit in den Romanen der Frühzeit, wie in den letzten Werken seines Alters; dieselbe Raisonniererei in philosophischen Fragen, Bemerkungen, Ansichten, dieselbe Manier ästhetisirender Moralisation und moralisirender

1) Jacobi hatte seit 1812 eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke begonnen, die Fr. Köppen und Fr. Roth fortsetzten.

Ästhetik. Seine zwei Romane „Allwill's Briefsammlung“ und „Woldemar“ fallen ihrer ersten Abfassung nach in die drangvollsten Jahre der kraftgenialischen Epoche [1]). Sie geben daher auch in ihrer Art die Strahlen derselben zurück. In beiden herrscht der Grundsatz der genial-moralischen Individualität, der sich besonders im „Allwill“ durchzusetzen sucht. Was Hamann über den „Woldemar“ sagt, daß ihm „dieser Lieblingsheld zu derjenigen Klasse von Wesen zu gehören scheine, welche eine unbeschränkte Unabhängigkeit der rohen Natur gern mit den Ergötzlichkeiten des geselligen Lebens verbinden möchten“, bezeichnet die Tendenz beider Produktionen, die sich überhaupt nach Inhalt und Form gleichen wie ein Ei dem andern. Jacobi selbst gesteht (an Hamann), daß seine Absicht bei beiden Schriften, soweit sie überhaupt aus Absicht und nicht bloß „aus überfüllter Seele“ geschrieben seien, die gewesen, an's Licht zu bringen, „was im Menschen der Geist vom Fleische Unabhängiges hat, und damit der Kothphilosophie (!) jener Tage, die ihm ein Gräuel, wenigstens seine Irreverenz zu bezeigen“. Er wollte „Menschheit, wie sie ist, begreiflich oder unbegreiflich, auf das Gewissenhafteste vor Augen legen — — das Einfache, das Unauflösliche, was sich nicht erklären läßt, theilweise näher an das Auge bringen“, überhaupt „den Sinn erregen und durch Darstellung überzeugen“. — Gervinus hat diese Romane als Gegenstücke von „Werther“ bezeichnet. Wir mögen die Zusammenstellung gelten lassen, sofern allerdings dem individuellen Behagen das Moralische anheimgegeben wird, in welcher Hinsicht Allwill's Erklärung deutlich genug klingt. „Glaube mir, Holde“, so schreibt er an Lucie, „das Beste ist, wir bleiben eines Sinnes mit der Natur. Ihr Wesen ist Unschuld, und wenn wir annehmen, was sie uns nach Zeit und Umständen in die Ohren raunt, werden wir uns so wohl befinden, als Jemand unter dem Monde. Wir brauchen starke Gefühle, lebhafte Bewegungen,

---

1) „Allwill“ erschien zuerst (1775) in der „Iris“ und im „Deutschen Merkur“, weiter (1781) in Jacobi's „Vermischten Schriften“ und dann von Neuem (1792) mit einer erläuternden Vorrede, zuletzt in den „Werken“ (1812), Bd. I. Der „Woldemar“ kam zuerst (1779) heraus, später umgearbeitet (1794) und dann ebenfalls wieder in den „Werken“ (1812).

Leidenschaften. Was man gewöhnlich mit einem vernünftigen, klugen Wandel meint, ist eine erkünstelte Sache." Wir sehen hier den Helden so recht auf genialischem Wege, und die Unschuldspredigt der Lucie, womit das Werk schließt, zeigt den Kraftmann nur in dem phantastischen Zauberlichte, womit sentimentale Weiber ihre Männerideale zu umgeben lieben. Ein Gegengift gegen das moralische Gift, welches in Allwill treibt, können wir in dieser Epistellektion nicht finden, so sehr auch Jacobi selbst es hineingelegt zu haben meint. Ähnliches finden wir in „Woldemar" [1]). Wollen wir also der Tendenz nach die Vergleichung mit „Werther" nicht ablehnen, so bleiben beide Produktionen der Ausführung nach unter jedem Vergleichungspunkte stehen. Wenn in „Werther" poetische Auffassung ist und lebendige Organisation, so herrscht hier überall atomistische Zusammenwürfelei; wenn dort die Stimme des Gefühls aus dem frischen Herzen tönt, und die Leidenschaft mit dem Drange natürlicher Macht hervorquillt, klingt bei Jacobi Alles wie gemacht, und die französische Vornehmigkeit, die Bewegung der Salons, das Bewußtsein geistreicher Bildung macht alle vorgeblichen „Ergießungen der überfüllten Seele" zu bloßen künstlichen Springwassern. Die Charaktere, welche meistens Abstraktionen aus Jacobi's Umgebung sind (so Allwill zum Theil von Goethe, die Frauen von Mitgliedern der eigenen Familie Jacobi's und Woldemar von ihm selbst) entbehren des echt persönlichen Siegels; die Männer sind moralisch-sophistische Genüßler, die Weiber empfindsame oder philosophirende Dilettantinnen. — Alle aber erscheinen eben so abgekältet, als die ganze Ausführung an Klügelei und metaphysisch-psychologischer Spitzfindigkeit krankt. Es ist uns jedenfalls unmöglich, mit Wilhelm v. Humboldt „eine tiefe psychologische Einsicht und feine poetische Kunst" oder gar „das ganze Dasein der Menschheit darin

1) Über „Woldemar" giebt Friedrich Schlegel („Charakteristiken und Kritiken", Bd. 1. S. 1 ff.) ein in vieler Hinsicht treffendes und bei aller Schärfe meistens wahres Urtheil ab. W. v. Humboldt's berühmte Recension des Woldemar (Jena'sche Literatur-Zeitung 1794, Nr. 315) dagegen ist fast ein durchgängiger überschwänglicher Panegyrikus des Buchs, die freilich, hiervon abgesehn, wegen ihrer vielen schönen Bemerkungen immerhin anziehend bleibt.

dargestellt" zu finden. Vielmehr stehen wir auf Goethe's Seite, wenn er von dem Buche sagt, „daß schöne Dinge darin seien, daß er aber für sich das, was man den Geruch des Buchs nennen möchte, nicht leiden könne". Will nun Jacobi vollends, wie er sagt, durch „Darstellung überzeugen", so kann es keinen ärgeren Widerspruch geben zwischen Wollen und Vollbringen, als hier. Denn für nichts hatte er weniger Talent, als für die Darstellung. Das aphoristische Vielerlei seiner Überzeugungen, die Hast seiner Empfindungen, von denen keine sich zu einer getragenen Gemüthsstimmung ausbilden konnte, der Taumel seiner Vorstellungen, von denen selten eine zu einem vollen Gedanken sich bestimmen mochte, die ganze Halbheit seines Denkens und Fühlens, seines Wissens und Wollens ließen es nicht zu der Freiheit und Ruhe bei ihm kommen, welche die wesentlichen Bedingungen echter und reiner Darstellung sind. Mit Recht bemerkt Wieland und mit ihm Goethe von dem „Allwill", zu welchem Letzterer selbst Jacobi veranlaßt hatte, daß Alles darin aussehe, „wie kurz und klein zusammengeschlagen", und als „schubkarrenweise" angefahren, obwohl die Materialien herrlich seien [1]). Von Handlung findet sich wenig, und das Wenige selbst ist höchst unbedeutend und verkriecht sich in der Sprudelei von Ansichten, Gefühlen, Zweifeln, Fragen, philosophischen, religiösen, moralischen und sentimentalen Ergüssen. Eine mißfällige Koketterie „der Schönseligkeit" durchzieht das Ganze, welchem die Krankhaftigkeit des Denkens das Siegel der Bläße aufgedrückt hat. Naiv genug sagt Jacobi selbst von seinem „Allwill" (es gilt auch von „Woldemar"), „er sei mit Dichtung gleichsam nur umgeben" [2]). In der That spürt man weder in der Handlung noch in der Sprache die Lebensfrische, womit der Geist wahrer Poesie seine Werke durchhaucht. Nebenher wird indeß mancherlei angeregt, oft Geistreiches und Interessantes geboten. Auch wollen wir „den herrlichen Sinn", welchen Goethe im „Woldemar" bei aller Mißstimmung über dessen Gesammtcharakter schätzt, nicht verkennen; so wie wir zugleich dem Verfasser selbst gern glau-

1) „Briefe an Merck", Bd. II, S. 64.
2) „Werke", Bd. I, S. 12 u. 13.

ben, wenn er versichert, daß überall „eine geschäftige Hand hervorblicke“ [1]).

---

1) A. a. O. (Vorrede, S. 17). Überhaupt giebt diese ganze Vorrede dem, was wir über das Gemachte in der Ausführung oben gesagt haben, hinlängliche Bestätigung, und man sieht daraus, das Hamann wohl Recht hatte, wenn er an Jacobi über den „Woldemar“ schrieb, daß es ihm schwer geworden sein müsse, das Ganze zusammenzusetzen.

Daß Goethe mit dem Buche hauptsächlich „wegen des Halbguten und des Geruches von Prätension“ nicht zufrieden war, haben wir berichtet. Es ist bekannt, wie er deshalb (1779) auf dem Sommerschlosse des Herzogs von Weimar in Ettersburg, wo, wie auch sonst noch, z. B. in Tiefurt, die Herzogin Amalie allerlei Lustbarkeit in freiem Style aufführen ließ, eines Tages auf den Einfall kam, „in seinem damaligen leichtsinnig-trunkenen Grimme gegen alles Halbe“ den Woldemar öffentlicher Verhöhnung preiszugeben. Nachdem nämlich einige Stellen daraus vorgelesen worden, ließ man das Buch mit seinen vier Ecken an einen Eichbaum nageln, während Goethe auf den Baum stieg und aus den grünen Zweigen herab eine geistvolle Standrede über das unglückliche Werk hielt. Goethe äußert sich selbst später über dieses Gebahren, wie z. B. in einem Briefe an Lavater (1781), wo er diese „Kreuzerhöhungsgeschichte“ Woldemar's für eine „Albernheit“ erklärt, welche längst „verjährt“ sein sollte. In einem Briefe an seines Schwagers Schlosser zweite Gattin sucht er den Vorgang, welchen Wieland unter „die weimar'schen Polissonerien“ von damals rechnete, in seinem rechten Lichte darzustellen, indem er zugleich über das Buch seine Meinung offen ausspricht. Indessen scheint Lessing an demselben seine Freude gehabt zu haben. Goethe blieb übrigens dabei nicht stehen, sondern parodirte den Roman auch in einer komischen Nachahmung, die sich in dem Briefwechsel Böttiger's (handschriftlich aufbewahrt in der Dresdner Bibliothek) findet. S. H. Hettner a. a. O., S. 319.

Fast noch weniger war Goethe mit Jacobi's mehrfach angezogener und vielbesprochener Schrift „Von den göttlichen Dingen“ (1811) einverstanden. Sie ging zu direkt gegen seine ganze Auffassungsweise der Dinge und der Welt, als daß er daran Freude hätte haben können. Dieses Werk, in welchem Jacobi gleichsam das Resultat seiner Wanderungen durch die philosophischen Lehren und Systeme geben und die Summe seiner Überzeugungen und Ansichten ziehen wollte, bezeichnet gewissermaßen die Spitze ihrer Divergenzen, welche Goethe schon früh bemerkte und worüber er sich schon in einem Briefe an Jacobi (1785) ausspricht, in welchem er den Streit desselben mit Mendelssohn wegen des Lessing'n beigelegten Spinozismus berührt. Die Schrift „Von den göttlichen Dingen“, welche hauptsächlich gegen Schelling gerichtet war, wollte Goethe vielmehr „von den ungöttlichen“ nennen, weil sie darauf hinausgehe, Gott in der Natur zu

Jacobi's eigentlich philosophische Werke enthalten ungefähr dieselben Themen und Standpunkte, dieselbe Methode und Darstellungsweise wie jene Romane bis auf die „göttlichen Dinge" herab, bei deren Widerlegung Schelling so ziemlich alle schwachen Punkte der Jacobi'schen Philosophie überhaupt meist richtig, wenn auch im Ganzen mit zu herkulischer Derbheit, getroffen und niedergeschlagen hat. Der Grundmangel dieser Philosophie aber ist, wie bereits oben ausgeführt worden, der Mangel an wissenschaftlicher Energie und denkkräftiger Überzeugung. Jacobi kann zu keinem Entschlusse kommen, er kann auf keinem Wege geradezu fortschreiten, immer schielt er auf andere hinüber und wird dadurch irre auf dem gewählten, wovon das Resultat ein unauflösliches Zaudern und Zweifeln sein muß. Obwohl er diesen Vorwurf, der ihm schon von Friedr. Schlegel gemacht wurde, abzulehnen sucht [1]); so wird er nichts desto weniger für Jeden, der seine Werke etwas näher anblicken will, schon durch den bloßen Augenschein begründet. Seine Philosophie ist reine Gefühlssache, mit Gedankenstrichen umgeben. Er legte dabei die Ansicht zu Grunde, „alle menschliche Erkenntniß gehe aus von der Offenbarung und dem Glauben", d. h. nicht gerade von der historisch-theologischen Offenbarung, sondern von der der inneren und äußeren Sinne. Es bietet ihm dieselbe ein unbegreifliches Wunder, welches schlechthin anzuerkennen ist, oder woran geglaubt werden muß [2]). Diese Offenbarungstheorie Jacobi's hat indeß vielfach Mißverständniß erfahren und der religiösen Mystik und Schwärmerei,

---

verbergen, während er (Goethe) gerade Gott in der Natur erst recht finde und dessen „Handschrift in der Konsequenz des Mannichfaltigen erblickte". Er verhehlt es Jacobi (der auch Goethe's Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser" auf sich bezog) nicht, „daß ihn das Büchlein ziemlich indisponirt habe". Wie scharf nun aber auch Goethe hier und auch sonst gelegentlich über Jacobi's Weise und Denken sich aussprechen mochte, so hat er ihm doch sowohl in „Dichtung und Wahrheit" (3. Theil) als auch bei Eckermann und in späteren Briefen immer volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und seiner liebevoll gedacht.

1) „Werke", Bd. III, Vorrede, S. 29.

2) „Werke", Bd. II, S. 34 und 166 ff.

besonders der späteren schönseligen romantischen Religionspoesie, erwünschten Vorschub geleistet.

Jacobi findet, daß alle konsequente wissenschaftliche Philosophie auf Spinozismus, d. h. nach ihm so viel als auf Atheismus führt, wogegen Goethe einwendete, daß Spinoza, weit entfernt ein Atheus zu sein, vielmehr der Theissimus sei. Übrigens hat Jacobi's Werk „Briefe über die Lehre des Spinoza" das große Verdienst, neben Herder's oben angeführter Schrift „Gott", die Philosophie jenes vielverkannten großen Denkers von den traditionellen Vorurtheilen befreit und sie der Beachtung der Neuzeit um Vieles nähergebracht zu haben, so wenig er selbst dem Systeme desselben sich befreunden konnte. Vielmehr behauptet er dem spinozistischen Universalgotte gegenüber mit Entschiedenheit, daß alles menschliche Erkennen auf einen persönlichen Gott gehen müsse, und daß, wer eine Allgemeinheit an die Stelle des lebendigen Gottes setze, „unsinnliche Abgötterei begehe". Mit dieser Behauptung will Jacobi sich aber keineswegs geradezu auf den Standpunkt der orthodoxen Christuslehre stellen; vielmehr klingt das, was er in seinen „Göttlichen Dingen" dem Wandsbecker Boten über die Christusvorstellung antwortet, wornach Christus ihm nur als ein Ideal dessen gilt, was von dem Menschen Göttliches angeschaut werden kann, wobei die wirkliche objektiv-historische Existenz desselben gleichgültig bleiben soll, beinahe wie die Christologie einer berühmten Schule unseres Jahrhunderts [1]).

In den übrigen Schriften philosophischen Inhalts dreht sich Jacobi dem Wesen nach immer um dieselbe Frage, nämlich um den Gegensatz der wissenschaftlichen Philosophie und seiner Glaubenstheorie. So in „David Hume über den Glauben" („Werke", Bd. II), so auch in den polemischen Abhandlungen gegen Fichte und Kant. Wider den Ersteren richtet er seine Waffen in einem Sendschreiben, das er (1799) auf Andringen J. Paul's, seines Geistesverwandten (der seinerseits in der „Clavis Fichtiana" jenen Denker bekämpfte), verfaßte. Die stabile Ansicht von der Unfähigkeit der Wissenschaft, das Göttliche zu erkennen, von der

1) „Werke", Bd. III. S. 285.

Nothwendigkeit, es ohne die Form des Begriffs aus Liebe und durch Liebe in und außer uns zu glauben, soll auch hier (zum Theil unter treffenden Bemerkungen) dargelegt werden. Etwas später (1801) trat Jacobi gegen Kant's „Kritik der reinen Vernunft" auf mit der Abhandlung „Über das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen". In der Unterscheidung der Vernunft vom Verstande mit Kant übereinstimmend, besonders insofern, als dem Letzteren kein Recht zustehen soll, im Reiche des Übersinnlichen mitzusprechen, da seine Domäne nur das Endliche sei, bestreitet er doch mit großem Eifer Kant's Art und Weise der Begriffsentwickelung, sowie dessen transcendentale Beschränkungsform der Vernunft, indem Beides seiner gefühligen Unmittelbarkeit zuwider war. Wie er bei Spinoza und Fichte überall das Gespenst des Atheismus sieht, so findet er bei Kant und später in der Schrift „Von den göttlichen Dingen" bei Schelling die sittliche Freiheit in Gefahr. Es ist eben die Methode der Konsequenzmacherei, welche er, wenn auch nicht mit pfäffischer Absicht, an die Stelle echt wissenschaftlicher Widerlegung treten läßt, zu der er freilich keine Befähigung hatte.

Wie wenig nun auch Jacobi auf dem Gebiete der Philosophie den großen Denkern, gegen welche er die Waffen seiner geistreichen Glaubensmanier führte, gewachsen sein mochte; so darf ihm doch das Verdienst nicht abgesprochen werden, daß er in seiner Polemik allerdings manchen schwachen Punkt der systematischen Doktrin bezeichnet und beleuchtet hat, vornehmlich aber, daß er, Kant's folgenreiches Unternehmen, die alte abstrakte Verstandesmetaphysik der Wolffianer einerseits und die seichte Gesundenmenschenverstands-Philosophie der englisch-berlinischen Schule andererseits als unberechtigt aufzuweisen, nachdrücklichst unterstützt hat. Auch der Ruhm muß ihm vor vielen Anderen zugestanden werden, daß er mit liebenswürdiger Offenheit die Größe seiner philosophischen Gegner anerkannte, in welcher Hinsicht er nur selten in einseitige Ereiferung gerieth, wie z. B. gegen Schelling[1]). Auch ist Jacobi bei aller seiner Unwissenschaft-

1) Wie sehr Jacobi Spinoza, trotz dessen vermeintlichem Atheismus,

lichkeit und Gemüthsromantik nie der Freiheit des Denkens selbst entgegengetreten, noch in die unselige Mystik und in den fanatischen Vernunfthaß verfallen, wie dieses vielfach bei Denjenigen geschehn, welche sich zum Theil auf den Boden seiner Philosophie gestellt haben. Er achtete wie die religiöse so die wissenschaftliche Freiheit gleich sehr. „Wir haben Alle“, sagt er, „ein gleiches Recht an Alles — Gerechtigkeit ist die Freiheit Derer, welche gleich sind.“ Er nennt „jede Religion unchristlich, welche die Gestalt zur Sache, den Buchstaben zum Wesen macht“, und bezeichnet Denjenigen, „der sich keine Unfehlbarkeit ausdrücklich zuschreibt und doch einen alleinseligmachenden Buchstaben und Religionskörper predigt, wie weiland Goeze in Hamburg, doppelt und dreifach unverschämt“. Kurz, es war ihm jedenfalls Ernst mit der Wahrheit, in deren Dienste er sich bis an sein Ende eifrig bemüht hat, und wir dürfen das Wort in seines großen Freundes Faust-Dichtung:

„Es irrt der Mensch, so lang' er strebt“

auf ihn nach seiner vortheilhaftesten Auslegung anwenden.

Obwohl nun Jacobi's Philosophie keine eigentliche Schule veranlaßte, so haben sich doch ihr viele Denker eng angeschlossen. So wendete sich ihr Bouterwek zuletzt ganz zu, Friedrich Köppen stand auf ihrem Grund und Boden, auch Fries stellte sich unter ihr Princip, und Fichte, der selbst an Jacobi schreibt, „daß es ihm gelungen, in das Land der doktrinellen Philosophie

---

schätzte, geht aus der Weise hervor, wie er ihn in der oben genannten Schrift behandelt, woraus wir nur die Stelle hervorheben: „Sei Du mir gesegnet, großer, ja heiliger Benediktus (Spinoza's Vorname); wie Du auch über die Natur des höchsten Wesens philosophiren und in Worten Dich verirren mochtest — seine Wahrheit war in Deiner Seele, und seine Liebe war Dein Leben!“ Von Fichte sagt er, „er sei der Messias der spekulativen Vernunft, der echte Sohn der Verheißung einer durchaus reinen in und durch sich selbst bestehenden Philosophie“. — In einem Briefe an Kant (1789) gesteht er diesem, „daß er sich vor ihm als einem mächtigen Eroberer und weisen Gesetzgeber im Reiche der Wissenschaften in Ehrfurcht beuge“. In dieser Bereitwilligkeit, das Große in seinen literarischen Zeitgenossen anzuerkennen, hebt sich Jacobi vortheilhaft über Herder empor, dessen rechthaberische Reizbarkeit er überhaupt wenig theilte.

einzudringen und ihre Schwächen auszukundschaften", ging in dem letzten Stadium seiner philosophischen Wandelung fast ganz in das Lager seines Gegners über. Daß Schelling hinsichts des philosophischen Erkenntnißstandpunktes mit ihm zusammentraf, wie Kant in dem Punkte, „daß der Verstand im Gebiete des Übersinnlichen das Wort nicht haben dürfe", ist schon beiläufig angeführt worden. Namentlich hat Schelling, abgesehn von der Identität seiner „intellektuellen Anschauung" mit der „Glaubensunmittelbarkeit" Jacobi's, in seiner sogenannten positiven Philosophie nur eine Idee des Letzteren, freilich auf eigene Weise, ausgeführt, wofür dieser sogar schon jenen Namen gebraucht hat.

Die Bewegungen des Geistes, wie sie sich in der Zeit, von welcher hier geredet wird, kundgaben, können nicht Statt finden, ohne auf die gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt und insbesondere auf die staatlichen Zustände Bezug zu haben. Sie sind selbst mehr oder minder Resultate einer gegebenen oder herannahenden Umwandelung bisheriger Staatsverhältnisse, einer Wendung derselben zu neuer lebendiger Entwickelung. Daß Letzteres nun gerade in dieser Epoche der Fall war, ist schon oben angedeutet worden. Nicht bloß hatte Friedrich II. durch seine Kriegs- und Friedensthaten Deutschlands politisches Bewußtsein aufgeregt, sondern auch im Auslande ereigneten sich Dinge, die mit bedeutsamer Belebung auf unsere vaterländischen Zustände zurückwirkten. Hierhin gehört vor Allem die Erhebung der nordamerikanischen Kolonien gegen England, wodurch nicht bloß den bestimmten politischen Fortschrittsrichtungen ein bestimmter Anlehnungspunkt geboten, sondern auch eine vielseitige Anregung der öffentlichen Meinung gegeben wurde. Man fing an, das Für und Wider nicht bloß in Büchern, sondern auch in fliegenden Blättern und Zeitschriften vor dem Volke zu verhandeln. Freilich konnten sich in dieser Hinsicht damals, wo noch eine Unzahl kleiner Regenten das deutsche Vaterland unter polizeilicher Autokratie gefangen hielt und durch die Hand knechtischer und brutaler Beamten jede freie Stimme, welche sich gegen Mißbrauch administrativer oder gerichtlicher Gewalt, gegen Verschwendung und Sittenverderbniß der Fürsten und ihrer Höfe erheben wollte, unterdrückte, die Organe der öffentlichen Meinung nur leise und be-

hutsam aussprechen: allein immer erscheint es als ein Fortschritt, daß hauptsächlich unter Friedrich's Ägide und etwas später durch Joseph's Reformationseifer dem politischen Urtheile hin und wieder ein lauteres Wort gestattet wurde. Auch darf nicht unbeachtet bleiben, daß in dieser Beziehung die Vielhäuptigkeit in dem deutschen Staatsthume selbst, so wie sie vordem der kirchlichen Reformation gedient hatte, so auch jetzt der politischen Regung mit fördernder Gunst begegnete. Mehrere kleine Fürsten fanden um diese Zeit eine Ehre darin, nach Friedrich's und Joseph's Beispiele veraltete und verdorbene Zustände zu bessern, und ließen deshalb unter Begünstigung literarischer Geistesstrebungen die Freiheit der Presse zu einiger Erweiterung gelangen, wobei außerdem noch die dynastische Eifersucht das Ihrige that. So kamen allmälig und gleichsam unter der Hand politische und sociale Zeitfragen zu offener Besprechung, wie wir dessen denn schon in der vorigen Epoche an Möser und namentlich an Moser Beispiele gefunden haben. Das wahre Organ politischen Lebens aber ist die Journalistik. Durch sie allein gelangen seine Bewegungen in das Volk, und nur in diesem haben sie ihre rechten Ziele und die Kräfte, sie zu erreichen.

Von den literarischen Zeitschriften, welche in diesem und dem vorhergehenden Zeitabschnitte aufkamen und sich eine freiere Sprache über theologische wie sociale Gegenstände und Begebnisse erlaubten, haben wir zum Theil schon geredet und bemerkt, daß solche hauptsächlich von Berlin aus in das übrige Deutschland eindrangen. Aber auch in politischer Hinsicht ließen sich von dorther besonders wieder unter dem Schutze Friedrich's, offene und dreiste journalistische Stimmen vernehmen. Schon weiter oben haben wir die „Berliner Monatsschrift" erwähnt und zwar zunächst wegen ihres Zusammenhangs mit dem damaligen Aufklärungsstreben der Berliner Philosophen und Literatoren. Sie faßte Alles aus dem Gesichtspunkte des pragmatischen Rationalismus auf, als dessen eigentliches Organ sie erscheint. Auch in politischer und socialer Beziehung stand sie auf diesem Boden. Mit einer Freimüthigkeit, welche selbst in unsern Tagen noch kaum übertroffen wird, bespricht sie die wesentlichen Fragen aus diesem Gebiete. Mit ihr fällt das „Patriotische Archiv" von Karl

v. Moser theilweise zusammen, dessen wir ebenfalls schon bei Gelegenheit der Charakteristik seines Herausgebers Erwähnung gethan. Daß auch der Wieland'sche „Merkur", der seit 1773 erschien, bei aller politischen Behutsamkeit doch zur Erweckung und Bildung des nationalen Geistes und freieren Volksbewußtseins beitrug, kann nicht verkannt werden. Wieland, der sich hauptsächlich vor Berlin und Wien fürchtete und meinte (an Merck 1776), diese Orte müßten „glimpflich und prudenter" behandelt werden, indeß er „alle Universitäten preisgeben wollte", war eben kein Held politischer Drängniß, allein nichts desto weniger ließ er doch manches Korn der neuen Saat durch seinen Götterboten ausstreuen. Auch das „Götting'sche Magazin der Wissenschaften und Literatur", welches Georg Forster und Lichtenberg (1780—82) herausgaben, half der öffentlichen Stimme, der namentlich das v. Göckingk (1784) unternommene Journal „Von und für Deutschland", welches hauptsächlich Persönlichkeiten öffentlich besprechen sollte, aber die vielen Hindernisse schwer überwinden konnte, willkommene Dienste leistete. Büsching's „Politisch-statistisches Magazin" diente mehr dem Interesse der Gelehrsamkeit als der praktischen Reformation staatlicher und gesellschaftlicher Zustände.

Unter diesen Verhältnissen war die eigentliche Staatswissenschaft neben der Geschichte noch ziemlich in der Wiege der Schule geblieben und konnte erst um das Ende dieses Zeitraums auf die Beine treten, um mit jugendlicher Selbstbewegung im Freien einigermaßen nachzuholen, worin die meisten anderen gebildeten Nationen ihr vorausgeeilt waren. Spittler und Johannes v. Müller reichen freilich zum Theil noch in diese Zeit zurück, gehören indeß beide nach Geist und Richtung, wie nach ihrer Hauptwirksamkeit, der nächsten Epoche an und können daher weder in Geschichte noch in Politik als Vertreter des Drangprincips betrachtet werden. Dohm's „Denkwürdigkeiten" sind ihrem ganzen Charakter nach allerdings Kinder dieser Zeit, erschienen aber erst später. Herder warf, wie wir gesehen, mit unbefangenem Muthe und Sinne die Fackel der Philosophie in das Gebiet der Geschichte und zum Theil auch der Politik, allein er hat seine eigenthümliche Bedeutung mehr in dem forttreibenden Verhältnisse

zur Literatur überhaupt und stand zu jenen Fächern in keiner unmittelbaren Beziehung. Wenn wir nun unter diesen Umständen auf Göttingen als die Stelle hinzuweisen haben, von welcher die social-politische Drängniß vornehmlich ihre literarische Vertretung erhalten sollte, so mag Solches um so mehr Wunder nehmen, als diese berühmte Anstalt von ihrer Gründung an bis in die Gegenwart herab vorzugsweise der Behutsamkeit und Mäßigung eingedenk geblieben ist und in die Fragen der Zeit sich mit keinem vorlauten Worte einzudrängen pflegte. In diesem Geiste und Tone lehrten dort damals einige Männer von ausgezeichnetem Rufe auch im Fache der Politik. So Pütter, der freilich nicht im Dienste des Volks, sondern der Fürsten und großen Herren politische und sociale Fragen beantwortete und in seiner Reichsgeschichte das deutsche Reich gelehrt-aristokratisch behandelte, so neben ihm Achenwall, welcher die Statistik einführte und seinerseits mehr der Gelehrsamkeit als der öffentlichen Meinung Rechnung trug. Dicht an jene Männer stellte sich nun ein Dritter, welcher, vornehmlich von Achenwall's statistischen Nachweisungen geführt, die Sturmbahn der Politik betrat. Dieser Mann war Schlözer. Wenngleich zunächst in historischen Forschungen und Arbeiten rüstig thätig und besonders um Aufklärung der geschichtlichen Verhältnisse der nordischen und mongolischen Völker und Reiche, sowie um das Studium der Universalgeschichte bemüht, behauptet er doch seinen eigentlich national-literarischen Ruhm und Stand in der politischen Journalistik, der er vor Andern mit bewundernswerther Kühnheit gleichsam die Zunge zuerst zu lösen wagte. Hier nun stand er unter den Stürmern, hier rückte er mit dem vollsten Trotze kalter Verständigkeit gegen die Burgen vor, in denen sich Willkür- und Zwangherrschaft deutscher Fürstenlaune verschanzte. Was Goethe's „Götz" und Schiller's „Räuber" poetisch niederwarfen, das schlug Schlözer mit der schweren Hand seiner Prosaderbheit zu Boden.

Schlözer (1735—1809) lebte, nachdem er russische Dienstverhältnisse versucht, seit 1769 bis an seinen Tod als Professor der Geschichte und Staatswissenschaft in Göttingen [1]). Er setzte

1) Vgl. Adolph Bock, „Schlözer" (Hannover 1844). Desgleichen

wesentlich, wenngleich im Geiste einer neuen Generation fort, was Moser und Möser bereits in der vorigen Epoche begonnen. Beiden gesellt auf dem Wege des politischen Fortschritts, hielt er sich doch in Tritt und Bewegung näher zu Moser, bei dem sich, wie mehrfach bemerkt, schon Symptome drangvoller Emancipationsstrebung kundgaben. Dagegen stand Möser ihm in Charakter, Bildung und Allem, was echte Humanität heißt, zu fern, als daß hier eine nähere Beziehung hätte eintreten können. Wir haben gesehn, wie dieser treffliche Mann, auf dem Grunde einer gediegenen, freien Geistesaufklärung und einer ernst gehaltenen Gesinnung, überall dem Menschlichen sich widmete ohne Selbstsucht und Sonderinteresse, wie er von der Höhe der Zeit herab seine Theilnahme jeder Seite nationaler Wohlfahrt zuwendete und für das Volk und im Sinne des Volks den Fortschritt wollte, wie er namentlich auch der neuen Bewegung in der Literatur sich innigst befreundete, in Allem mit der Klarheit des Verstandes die Idealität der Vernunft, mit dem Ernste des Willens die Milde des Gemüthes in schönem Wechselbezuge vereinend. Schlözer dagegen ist nur Verstand und isolirt sich auf diesem Punkte mit all seinem Denken und Streben. Weder für die großartige Geistesfreiheit der antiken Bildung, noch für den Aufschwung der vaterländischen Dichtung hatte er Sinn und Empfänglichkeit. Die massenhaften Mongolenzüge galten ihm höher als die patriotischen Unternehmungen der Griechen, und „Miltiades wird ihm", wie Schlosser sagt, „zum Dorfschulzen, verglichen mit den rohen Hordenführern und den Hunderttausenden, an deren Spitze ein Dschingischan und Tamerlan ficht" [1]). Rußland war ihm in historischer Beziehung gewissermaßen Mittelpunkt seiner Studien, sowie Petersburg, wo er früher einige Zeit gelebt, der Himmel, von dem ihm seine rechte Lebenssonne leuchtete. Hier fand er die rohe Größe, die ihm imponirte; für die geistige, sittliche Größe, die in Griechenlands kleinen Staaten sich zusammendrängte,

---

„A. Christ. v. Schlözer's öffentliches und Privat-Leben" von dessen ältestem Sohne Chr. v. Schlözer (Leipzig 1828), 2 Bände.

1) „Geschichte des 18. Jahrhunderts u. s. w.", Bd. III, Abth. 2, S. 236.

für die Idee, welche dort das Leben trug und bewegte, hatte er eben kein Organ. Ohne höhere Begeisterung und weltmännische Feinheit, der materiellen Positivität ergeben, ging er mit schwerem Schritte und starrer Konsequenz seinen Weg, meist schroff, nicht selten bis zur Leidenschaftlichkeit unruhig und derb [1]). Darum fehlte ihm auch zum echten Geschichtschreiber, besonders zum Geschichtschreiber der Menschheit, der rechte Beruf. Sein historisches Verdienst liegt ganz eigentlich in der gelehrten Forschung und Kritik, zugleich darin, daß er die Geschichte von dem Einflusse theologischer Bevormundung zu emancipiren suchte. Daß er sich oft den Rücksichten der Gewalt mehr, als es dem Manne des Rechtes gestattet ist, beugen mochte, daß er im Grunde eher dem Absolutismus als der Volksfreiheit huldigte und den Anwandelungen der Ehrsucht und Eitelkeit seine besseren Überzeugungen zum Opfer bringen konnte, indem er heute dem veralteten Urkundenrechte mit der ganzen Heftigkeit seines leidenschaftlichen Wesens entgegentrat, während er morgen in Ausdrücken des stärksten Konservatismus sich aussprach, hier auf die nordamerikanische Revolution schalt, während er dort Peter den Großen pries, dieses und Ähnliches kann uns nicht hindern, in ihm dem Ganzen nach den Mann von Charakter zu erkennen, der wußte, was er wollte, und sich nicht scheute, das Gewollte muthig durchzusetzen und der Zeit zu geben, was ihr gebührte.

Von dieser letzteren Seite her tritt er uns nun eigentlich hier entgegen, und wir haben sein Wirken und seine literarische Bedeutung von diesem Punkte aus der Anschauung etwas näher zu bringen. Zunächst ist es Schlözer's Ehre, daß er das Mittel fand und wählte, den politischen Zeitbedürfnissen die Möglichkeit zu gewinnen, ihr Recht vor demjenigen Tribunale geltend zu machen, von welchem allein ihnen wahre Abhülfe werden kann, vor dem Tribunale nämlich der öffentlichen Meinung. Wir haben schon angedeutet, daß es in dieser Hinsicht damals noch an einem angemessenen Organe fehlte. Dieses nun stellte Schlözer her,

---

1) Auch in seiner Familie war er, wie sein Sohn berichtet, tyrannisch und launenhaft. Mit Kästner, Gatterer (seinen Kollegen), mit Basedow, Herder, Büsching und Andern hatte er Streitigkeiten.

indem er zuerst eine eigentlich politische Zeitschrift unternahm, in welcher er die verschiedenen Zweige des Staatslebens, Verwaltung, Justiz, Beamtenwesen nebst anderen Socialverhältnissen zu offener Sprache brachte. Der Muth und die freisinnige Rücksichtslosigkeit, womit er das Unternehmen ausführte, sind um so höher anzuschlagen, als er meistens und vorzugsweise deutsche Staaten und Regierungen bezielte, von deren Willkür damals noch manche empfindliche Rache zu erwarten war, wogegen ihn freilich der Schild der „Göttinger Censur- und Denkfreiheit", wie Brandes ihm schrieb, schützen sollte. Mit seinem „Briefwechsel", der 1775 zuerst in fliegenden Blättern erschien, bald aber zu einem regelmäßigen Journale mit dem Titel „Neuer Briefwechsel" umgewandelt wurde, rückte er anfangs leise und gleichsam nur plänkelnd vor, von unverfänglichen statistischen Beziehungen ausgehend, um zuvörderst die Luft zu prüfen, in der er sich fortzubewegen gedachte, und sich allmälig zu dem Sturmgange zu steigern, vor dem „alle Die, welche in den Ritzen und Löchern unserer verfallenen Reichsburg hausten", erbebten. Seit dem Jahre 1782 erhielt die Zeitschrift den Titel „Staatsanzeiger", unter dem sie ihre Macht und Furchtbarkeit erweiterte und erhöhte. Mit ihnen schuf der dreistderbe Mann „ein Tribunal, vor dessen Aussprüchen bald alle Finsterlinge Deutschlands, alle die zahlreichen kleinen Tyrannen, ihre despotischen Beamten und Schergen erblaßten, wenigstens Diejenigen unter ihnen, die noch so viel Ehre und Schaam übrig hatten, daß sie erröthen oder erblassen konnten" [1].

Schlözer's Verfahren bei diesem Unternehmen erscheint um so schwieriger, als es damals wie noch später bei uns höchst mißlich war, durch Thatsachen zu beweisen. Es kam also darauf an, das Thatsächliche mit der allgemeinen Betrachtung möglichst zu verweben und es so in das Publikum einzuschmuggeln, was dann freilich, wie es zu geschehen pflegt, nach der Contrebande nur um so begieriger griff. Schlözer's Zeitschrift, die in ihrem ganzen Tone und Benehmen über die friedliche Epik „der patriotischen Phantasien" Möser's hinausstrebt, dagegen sich, wie schon an-

1) Schlosser a. a. O., S. 254.

gedeutet worden, dem „Patriotischen Archive" K. v. Moser's nähert — welches zum Theil gleichzeitig (seit 1784) erschien —, darf man in jeder Hinsicht ein national-politisches Ereigniß nennen. Das Staatsrecht, und zwar zunächst und vorzugsweise das positive, erhielt durch dieselbe in mehrfacher Beziehung neue Bestimmungen, wie denn Schlözer überhaupt auf diesem Felde viel todtes Land urbar machte. Die wichtigsten Fragen der Politik werden von ihm berührt und meistens vom Standpunkte des Fortschritts aus behandelt. Hauptsächlich aber behält er das unmittelbare Leben im Auge, dessen Forderungen er mit Energie und deutlichster Betonung ausspricht. Sein Journal wurde eine öffentliche Macht, auf deren Wort die Mächtigsten hören zu müssen glaubten. „Was wird Schlözer dazu sagen?" fragte einst die große Regentin, Maria Theresia, ihren Staatsrath. Das Pfaffenthum in seinem Obskurantismus, die Hierarchie mit ihren anmaßlichen Übergriffen, die Willkür hauptsächlich der deutschen Kleinfürsten und ihrer Beamten, nicht minder die Mißbräuche der Städteregierungen, fanden dort Rüge und Züchtigung. Mit diesen Blättern setzte der kühne Professor der Georgia Augusta die Schule in die Mitte des Lebens; sie wurden die Hülfstruppen für die kecken Lehren, die er in seinem Hörsale vor zahlreicher Versammlung auszusprechen kein Bedenken trug. Die vielseitige Unterstützung, welche er nicht bloß aus Deutschland, sondern auch vom Auslande her erhielt, die ihm von Gelehrten und Staatsmännern, von Ministern und Geschäftsleuten aller Art in mitarbeitender Theilnahme gewährt wurde, dabei der große Umfang eigener Kenntnisse und die Eigenthümlichkeit seiner unruhig-drangvollen Persönlichkeit machten es ihm möglich, mit dieser Waffe nach allen Seiten hin treffend und wirksam streiten und vertheidigen zu können.

Nicht bloß für seine Zeit hat Schlözer gewirkt, sondern durch die ungemeine Zahl seiner Schüler, deren viele ihn bis in die spätesten Zeiten überlebten und die Erinnerungen an seine Lehren, sowie die Grundsätze seiner Staatsanzeigen in die letzten Befreiungskriege hinüberführten, wurden die Folgen seiner Wirksamkeit an die Ereignisse der Gegenwart geknüpft, die nicht aufhören möge, an dem Freimuthe eines Mannes sich zu erkräftigen,

dem sie zum Theil das bescheidene Gut ihrer öffentlichen Freiheit, dessen sie freilich selbst jetzt noch nur unter manchen Klauseln genießen darf, zu verdanken hat [1]). Denn obgleich Schlözer'n, wie wir schon angedeutet haben, echte Volksgesinnung nicht begeisterte, wenn er selbst aus tadelhafter Rücksicht die wahre Staatsfreiheit der Gewaltmacht und traditionellen Positivität nicht selten opfern mochte, wie ihm schon Mirabeau nachdrücklichst vorwarf; so steht er doch im Allgemeinen auf dem Boden des Rechts und wandelt auf dem Wege des reformatorischen Fortschritts. Selbst die Revolution, vor der die begeistertsten Freunde der Freiheit alsbald zurückschauderten, begrüßt er mit Lust, indem er in ihr (gewiß mit Grund) den „Durchbruch des allgemeinen Staatsrechts" sah. „Zweifelsohne", meint er, „haben Gottes Engel im Himmel ein Tedeum darüber angestimmt." Die revolutionären Ausschreitungen, statt ihn wie Andere gegen die große Begebenheit zu empören, sind ihm „kräftige Lektionen für alle Menschenbedrücker in allen Weltgegenden und unter allen Ständen". Die Revolution, zu der er die erste Einleitung schon in Montesquieu's berühmtem „Esprit des lois" finden wollte, bestätigte in großartiger Praxis, was seines Lehrens und Strebens eigentlichster Zweck gewesen; weshalb er denn auch auf die meisten ihrer wesentlichen Forderungen einzugehen kein Bedenken trug. Besonders war es die Preßfreiheit, welche ihm nun eine Wahrheit und Wirklichkeit zu werden schien. Sie verlangte er für Alles und vor Allem als das eigentlichste Palladium der öffentlichen Meinung und ihrer Rechte. Ohne sie galt ihm jede freie Staatsverfassung nur für eine Täuschung, und er selbst suchte sich ihrer oft in einem Maße zu bedienen, welches selbst über die Schranken unserer Tage hinausreicht. Lauter, als er für sie sprach, spricht auch heute noch Niemand für sie [2]).

---

1) Geschrieben im Jahre 1850.

2) Wie Schlözer in politisch-socialen Dingen die öffentliche Meinung als oberste Instanz forderte, so trat er auch im Criminalverfahren für die Öffentlichkeit auf's entschiedenste in die Schranken. In diesem Bezuge sind seine „Briefe nach Eichstädt" interessant. Daß übrigens damals die Publicität für Solche, die sich ihrer bedienen wollten, noch ihre großen Gefahren hatte, geht unter Anderm aus der bekannten Geschichte des Pfarrers

Wollen wir nun noch einen Blick auf die Form der Schlözer'schen Arbeiten werfen, so kann ihnen von diesem Gesichtspunkte aus freilich keine besondere Stelle in unserer Literatur zuerkannt werden. Denn, wenn sie auch nicht mehr an der kurialistischen Schwerfälligkeit und Geschmacklosigkeit leiden, die man bei Karl v. Moser noch vielfach bemerken muß, so erheben sie sich doch auch keineswegs auf die Höhe der ästhetischen Bildung, welche unsere Prosa zu jener Zeit schon in mehreren Bezügen erstiegen hatte. Der vorhin gerügte Mangel an Befreundung mit den altklassischen Studien und der schönen Literatur überhaupt läßt sich bei Schlözer überall bemerken, so wie ihm andererseits auch der materielle Drang selbst eine ruhigere Berücksichtigung des Formellen nicht wohl gestatten mochte.

Schon haben wir bemerkt, daß die Geschichtschreibung, sowie mehrere andere wissenschaftliche Fächer, erst in der folgenden Epoche zu der Stufe freierer Kunstdarstellung und nationalliterarischer Bedeutsamkeit emporstiegen und deshalb für jetzt kaum besondere Erwähnung finden können. In der Geschichte, welche bereits durch Möser einen schönen Anfang kunstmäßiger Behandlung erfuhr, würde freilich Johannes v. Müller theils nach seiner individuellen Stimmung, theils auch selbst in Absicht auf die Zeit seiner historischen Hauptarbeit [1], schon hier seinen Platz nehmen dürfen, wenn er sich nicht, wie vorhin erinnert worden, mit seiner literarischen Gesammtthätigkeit zu bestimmt in die Mitte des folgenden Zeitraums stellte und überhaupt mehr die Farbe der neuen Romantik als die der eigentlichen Dranggenialität an sich trüge. Viel näher gehört Christian W. v. Dohm (1751—1820) dieser Epoche an. Denn obgleich, wie schon im Vorübergehen berichtet worden, seine berühmten „Denkwürdigkeiten" erst in unserem gegenwärtigen Jahrhundert bekannt gemacht wurden, so

---

Waser von Zürich hervor, der hauptsächlich wegen Mittheilung eines Aktenstücks über die Züricher Finanzverwaltung in den Schlözer'schen „Staatsanzeigen" (wozu noch die Anklage wegen Entwendung anderer Urkunden gezogen wurde) die Strafe der Hinrichtung leiden mußte.

1) „Die Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft" erschienen in ihrem 1. Theile bereits 1780.

fallen sie doch nach Abfassung, Tendenz und ihrem gesammten Geiste in jene frühere Zeit. Auch begegnen wir Dohm hier noch auf anderen Wegen, indem er, abgesehen von seinen früheren staatswissenschaftlichen und historischen Schriften, das „Encyklopädische Journal" herausgab und dann, wie oben berichtet worden, mit Boie (1776) das „Deutsche Museum" gründete und eine Zeit lang (1778) mit redigirte, wodurch er sich namentlich um die alte und ältere deutsche Literatur, sowie überhaupt um die Literargeschichte, wesentlich verdient gemacht hat, da in dieser Zeitschrift ein reicher und vielseitiger Schatz von Mittheilungen und Arbeiten im Gebiete der Wissenschaft, Dichtung und praktischer Lebensfragen eröffnet wurde [1]). Ohne gerade den Genialitätsenthusiasmus der jungen Literaten von damals zu theilen, und mit seinen Strebungen zugleich dem praktischen Leben zu nahe gestellt, um in dem Sturmschritte derselben sich halten zu können, erscheint er doch ganz durchdrungen von der frischen Geistesluft, die aus jenen Kreisen wehte, voll Begeisterung für die Entwickelung der Freiheit des Vaterlandes und des deutschen Nationalsinnes.

Dohm ging in alle progressiven Tendenzen der Zeit ein, pädagogische, politische und literarische. Überall wollte er auf dem Grunde tüchtiger Wissenschaft neues Leben in die nationale Starrheit bringen, überall suchte er mit den aufstrebenden Geistern in Verbindung zu treten, um in ihrer Gemeinschaft jenes Ziel zu erreichen. Seine genannten „Denkwürdigkeiten", deren wir hier mit Übergehung anderer Schriften von ihm nochmals besonders zu erwähnen haben, geben dessen nach allen Seiten hin Zeugniß. Sie sind voll der lebendigsten Anschaulichkeit hinsichts der Begebenheiten wie der politischen und socialen Zustände und Verhältnisse jener Zeit, deren Bild bis zu Friedrich's II. Tode sie uns meist in sprechenden und gründlich gezeichneten Zügen vergegenwärtigen. Aus unmittelbarer Erfahrung geschöpft, mit

---

1) Obwohl Dohm und Boie selbst nicht die thätigsten Mitarbeiter waren, so haben sie doch durch die Besorgung dieses äußerst freisinnigen und trefflichen Journals sich ein unverkennbares Verdienst erworben. Boie setzte die Herausgabe bis (1788), und unter dem Titel „Neues deutsches Museum" bis (1791) fort, wo er das Unternehmen aufgab.

offenem Sinne aufgefaßt, mit freier Hand ausgeführt, bieten sie einen treuen Spiegel nicht bloß der Geschichte jener Tage, sondern auch eines patriotischen, verständigen und gemüthreichen Schriftstellers. Freilich fehlt ihnen die Leichtigkeit sammt der persönlichen Selbstgefälligkeit französischer Memoiren, freilich schimmern sie nicht in dem Glanze der Beredsamkeit und geistreichen Dialektik, womit ein Gentz später sophistische Denkwürdigkeiten schreiben mochte; dafür aber tragen sie das Siegel der Wahrheit und das Gepräge der tüchtigsten Gesinnung. Mit diesen Eigenschaften, denen sich bedeutsame praktische Bezüge gesellen, werden sie immer eine Quelle reicher historischer Belehrung bleiben.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

